Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

Siebenter Jahrgang. 1—3. Quartal.

Neues Schweizerisches

Auswanderungsblatt.

Einziges Quartal.

1857.



Lichtensteig.
Druk der Wälleschen Buchdrukerei.

[Titelvign.]

Der Kanton Aargau.

Lexikon für die kommunalistische Gesetzgebung, Verfassung und Verwaltung.

Siebente Lieferung. I—K Bogen 1—4.

Neueste Gesetzgebung.

Zusammengehalt.

Einfache Bogen.

1871.

KANTONSBIBLIOTHEK AARGAU

Druck der Sauerländer'schen Buchdruckerei.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 1. | Samstag den 3. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Abonnementseinladung.

„Der Kolonist", welcher nun seinen siebenten Jahrgang antritt, ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit Nro. 3 nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden, woselbst Bestellungen bis Ende dieses Monats gemacht werden können, oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Schiksale eines Landmannes,

welcher mit seiner Frau und fünf Kindern und mit einem Vermögen von sieben und einem halben Kreuzer, oder zwei und einem halben Silbergroschen Preuß., im Jahre 1852 in der deutschen Kolonie Dona Francisca in Süd-Brasilien ankam,

von

Martin Fischer,

Bauer aus Herblingen im Kanton Schaffhausen in der Schweiz, jezt Kolonist in Dona Francisca.

Einleitung.

Der nachfolgende, an meinen Schwager, den Gemeinderathsschreiber Johannes Strasser in Benken, Kanton Zürich, gerichtete Brief war eigentlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Nur auf vieles Zureden einiger Freunde habe ich mich entschlossen, denselben in den Druk zu geben und alle Bekannte und Freunde, deren ich wohl noch eine gute Anzahl in der Schweiz habe, mögen sich, wenn sie ihn lesen, meiner freundlich erinnern.

Sieben und ein halber Kreuzer war das Vermögen, mit dem ich vor vier Jahren hier anfangte; aber Gott hat meine Arbeit gesegnet und ich tausche jezt mit vielen wohlhabenden Bauern in der Schweiz nicht mehr. Als mich hier nach meiner Ankunft schwere Krankheit befiel, erhielt ich Vorschuß von der Direktion, und meine drei ältesten Kinder gingen auf Arbeit und brachten, was sie verdienten, nach Hause. Davon lebten wir. Nach meiner Genesung arbeitete ich mit meinem ältesten Sohne Georg zeitweise 2 bis 3 Wochen lang bei den Wege- und Brükenbauten, welche die Direktion damals ausführen ließ, und lebte so sparsam wie möglich, um recht viel Geld zurüklegen zu können. Hatte ich so viel erspart, daß ich mit meiner Familie einige Wochen leben konnte, so ging es mit aller Macht an die Bearbeitung meines eigenen Landes. Dies wiederholte ich so lange, bis ich endlich von dem Ernteertrage meines Landes nothdürftig leben konnte und von da ab hörte die Tagelöhner-Arbeit auf und alle Zeit und Kraft wurde auf die Kultivirung des eigenen Landes verwendet.

Ich schike dies hier im Allgemeinen voraus, damit ich es in der Beschreibung meiner Erlebnisse nicht immer zu wiederholen brauche.

Was ich in dem nachfolgenden Briefe, der theils von mir selbst abgefaßt, theils meinem lieben Freunde und Nachbarn Dobler aus dem Kanton Appenzell *) an mehreren Abenden in die Feder diktirt worden ist, gesagt habe, ist die reine Wahrheit, die mir jeder hiesige Kolonist einzeugen kann.

Kolonie Dona Francisca, den 28. Okt. 1856.

Martin Fischer, Bauer.

*) Dobler aus Schönengrund.

Mein herzlich geliebter Schwager, Schwestern und Verwandte!

Lange bin ich Euch schon eine Antwort schuldig geblieben auf Euer liebes Schreiben vom 26. Dez. 1854. Es ist nicht Gleichgültigkeit gegen Euch, daß ich erst jezt die Feder ergreife, um Euch zu melden, wie es mir hier in Brasilien geht, sondern ich hatte mir von Anfang an fest vorgenommen, erst mir eine unabhängige Lage zu erwerben, ehe ich nach Hause schriebe. Dieses Zeitpunkt ist nun da, und nun kann nichts mehr davon mich abhalten, mich im Geiste mit Euch zu unterhalten, und Euch meine bisherigen Erlebnisse mitzutheilen.

Vorerst danke ich Euch Allen recht herzlich für die mir in Eurem Schreiben bewiesene Liebe und Anhänglichkeit. Der liebe Gott wolle es Euch vergelten, wenn ich es nicht mehr sollte können.

Ihr werdet wohl schon gehört haben, was für Mißgeschik unser Schiff Florentin hatte, mit dem wir hieher gekommen waren. Viele Leute, doch meistens junge, starben auf dem Schiffe: auch meine Familie wurde von Gott heimgesucht, auf eine für mich sehr schmerzliche Weise. Unsere beiden jüngsten Kinder, Marie und Konrad, fielen nämlich auch als ein Opfer der Seuche (Nervenfieber), die auf dem Schiffe herrschte, ihr Grab ist nun im tiefen Meeresgrunde, doch der Herr wird sie einst auch da finden, und ihre Gebeine zu neuem Leben erweken. Auch meine Frau war krank, erholte sich aber nachher wieder. Ich war gesund.

Als ich aber die Kolonie betrat, so wurde ich gleich am folgenden Tage schwer krank, so daß ich 10 Wochen lang strenges Fieber hatte und meiner Sinne nicht mehr mächtig war. Bis ich mich von meiner Krankheit ganz erholt hatte, verfloß ein Jahr. — Als dann die Beine mich einigermaßen trugen, besuchte ich das mir zugetheilte Land, welches 75 Morgen (Jucharten) groß ist. Also da hatte ich vor mir einen Urwald mit lauter kirchthurmhohen Bäumen, und oft von gewaltigem Umfange.

Zwischen den großen Bäumen befand sich eine Masse kleinerer, und Unterholz mit einer Menge Schlingpflanzen und Cipos, welche die Stelle von Seilen vertreten. Alles das so dicht bei einander, daß man nicht ohne einen Säbel durchkommen konnte, das heißt, man mußte erst Schritt vor Schritt mit dem Säbel das kleinere Unterholz zusammenhauen, und sich so einen Weg bahnen. Da dachte ich bei mir: „Nun, da hast du ein gutes Stük Arbeit," aber frisch gewagt, ist halb gewonnen, heißt ein altes Sprüchwort, und somit nahm ich, trez meiner Schwäche, Art und Säbel auf die Schulter, machte einige Morgen vom Unterholz frei, und hieb dann die Bäume nieder, ließ Alles dürr werden, stekte es dann mit Feuer an, der Wind war günstig, und so hatte das Feuer mir einen guten Theil Arbeit abgenommen. Das übrig gebliebene kleinere

Holz warf ich dann auf Haufen, zündete sie an, und machte auf diese Weise das Land urbar. Alsdann baute ich mir ein kleines Haus, groß genug für die erste Zeit, und bezog mit meiner lieben Familie dasselbe.

Nun war ich in meinem Hause und auf meinem eigenen Lande und fühlte mich so recht frei und glüklich. Es blieb mir aber noch Vieles zu thun übrig. Unglüklicher Weise wurde jezt aber meine Frau schwer krank, so daß sie einige Wochen das Bett nicht verlassen konnte; so hatte ich wieder eine große Sorge mehr, doch half auch hier der liebe Gott wieder, und bald konnten wir Alle mit frischen vereinigten Kräften Hand an's begonnene Werk legen. Wir pflanzten nun gleich, was wir zu dieser Jahreszeit konnten, Reis und Bohnen, und hatten das Vergnügen, mit Neujahr schon frische, grüne Bohnen essen zu können. Von dem wenigen Reis, welchen ich pflanzte, erntete ich 3 Alqueiren (9 Sester) und hatte somit doch schon etwas zu unserm Lebensunterhalt. Das folgende Jahr machte ich wieder einige Morgen Wald urbar und hatte eine Ernte von 150 Alqueiren Reis und eben so viel Bund Mais (1 Bund Mais ist 64 Kolben), Bohnen und Gemüse aller Art, sowie brasilianische Kartoffel nebstdem in Ueberfluß. Im dritten Jahre hatte ich meine Pflanzungen wieder vergrößert, namentlich auch mit Mandioc. Dies ist ein strauchartiges Gewächs, welches im Boden mehrere dike und lange Wurzeln gibt, welche, wenn sie 1½ Jahre alt sind, ausgenommen, geschabt und auf der Mandioca-Mühle fein gemahlen, alsdann mittelst einer guten Presse von dem giftigen Safte befreit und troken in eine große irdene Pfanne gelegt werden, allwo das Mehl geröstet und erst als Nahrungsmittel genießbar wird. Der Mandioc vertritt bei uns die Stelle Eures Korns. Er gibt mit Maismehl vermischt ein recht gutes schmakhaftes Brod; Mandioca-Mehl ist daher das Hauptnahrungsmittel der Menschen in Brasilien und andern warmen Ländern Amerikas.

Die Ernte dieses dritten Jahres fiel mir im Reis schlechter aus, als das vorhergehende. Zur Zeit der Reisernte trat ungünstige Witterung ein, der Reis lagerte sich und die Vögel des Himmels ernteten, wo sie nicht gesäet hatten. Im vierten Jahre hatte ich wieder eine sehr gute Ernte, Reis und Mais und, was die Hauptsache war, eigenes Brod aus Mandioca-Mehl, welches Farin heißt. Nebstdem hatte ich zwei Morgen Zukerrohr gepflanzt, und bereitete selbst davon 14 Eimer Cachaç (Zukerbrannwein) ungeachtet des vielen Mostes, welcher bei dieser Gelegenheit getrunken wurde. Ihr schriebet mir, lieber Schwager, wenn Ihr nur wieder einmal mit mir eine Flasche Wein trinken könntet. Hier zu Lande ist rechter Wein fürchterlich theuer, aber der Zukerrohr-Most ist ein Getränk, welches dem Weine an die Seite stehen darf. Ich sage Dir, lieber Schwager, daß baumstarke Männer in meinem Hause waren, sich an zwei Flaschen Most gütlich thaten, und dann mit einem solchen Brande nach Hause gingen, daß unterwegs die sonderbarsten Komplimente vorfielen, und Sonne, Mond und Sterne umsonst für sie am Himmel standen. Wenn nun im Jahr die Zeit der Zukerrohr-Ernte da ist, ist mein Haus voll Leute, die fröhlich und vergnügt beim Glase Most sizen und vaterländische Lieder singen, so daß man gar nicht glaubt, daß man in einem fremden Lande sei. Ich möchte nur wünschen, daß Ihr, lieber Schwager, einmal an einem solchen Kreise Theil nehmen könntet, so würde der freudige Geist, der Alle belebt, auch auf Euch übergehen. Möchte doch meine Hoffnung in Erfüllung gehen.

Aus dem Zukerrohr bereiten wir ferner Syrup, der Ersaz für den Zuker bietet, doch ist die Fabrikation von Cachaç mir Hauptsache, da dieser das meiste Geld abwirft und ein sehr gesuchter und gangbarer Artikel ist.

Nun, mein lieber Schwager, habe ich Euch treu und redlich geschrieben, wie es mir bis jezt gegangen und wie es mir bis jezt geht; nun will Euch noch mittheilen, wie es jezt mit uns steht, damit Ihr abnehmen könnt, wohin ein Familienvater, wenn er fleißig und sparsam ist, gelangen kann.

Ich besize also 75 Morgen Land, wovon ich zirka 30 Morgen in Kultur habe. Angepflanzt ist dieses Land folgendermaßen:

a) Mit 2500 Kaffeebäumen, die mir dieses Jahr schon zirka 6 Zentner Kaffee abtragen werden und so zehn Jahre lang in steigender Progression. Vom zehnten bis zum zwanzigsten Jahre nimmt der Ertrag alljährlich in demselben Maße ab, als er die ersten zehn Jahre zugenommen hat. Das folgende Jahr erwarte ich eine Ernte von zirka 50 Zentner Kaffee.

b) Sieben Morgen Zukerrohr, die mir nächstes Jahr einen muthmaßlichen Ertrag von mindestens vier bis fünfhundert Milreis oder 12—1500 Franken abwerfen.

c) Sieben Morgen Mandioca, welchen ich meistentheils selbst brauche für meine Familie und mein Vieh. Das Uebrige verkaufe ich zu guten Preisen. Es gibt mir der Verkauf von Farinha (Mandioca-Mehl) die Mittel an die Hand, meine Bedürfnisse an Fleisch, Kleidung ꝛc. bestreiten zu können.

d) Ein Morgen mit Cara, einer brasilianischen Kartoffelart, welche ausnehmend gut schmekt und reichlichen Ertrag gibt; die Alqueire wird mit 3—4 Franken bezahlt.

e) Fünf Morgen Weide für das Vieh, bepflanzt mit Gramma, einer niedrigen Grasart mit breiten Blättern.

f) Das übrige Land ist theils mit unterschiedlichen Kartoffel- und Gemüse-Sorten bepflanzt, theils zu einer neuen Zukerrohr-Pflanzung auf nächsten Februar hergerichtet.

Auf dem angegebenen Lande finden sich theils der Straße entlang, theils in der Nähe der Wohnung, 300 Bananenbäume angepflanzt, welche reichliche und ausnehmend gute Früchte tragen. Die Früchte sind alle in einem Kloben vereinigt, müssen drei Monate am Baume hängen, ehe sie reif sind, und haben die Form von großen und kleinen Würsten. Roh und gebraten schmeken sie vortrefflich und sind sehr gesund und nahrhaft. Ein Baum gibt einen Kloben, und jeder Kloben, insofern der Baum auf gutem Boden steht und rein gehalten wird, hält gegen 2 bis 300 Stük Bananen. Der Baum selbst trägt im Jahre nur ein Mal, wird dann abgehauen, an seiner Stelle stehen aber gleich 4 bis 10 junge Stämme da, die aus dem untersten Theile des alten Baumes entsprossen sind, und vermehrt er sich somit durch sich selbst. Ich habe das ganze Jahr hindurch immer zirka 8 bis 10 Kloben an Bäumen hängen.

Auch Orangenbäume habe ich gepflanzt. Diese würden ebenfalls vortrefflich gedeihen. Die Ameisen, die immer und überall hier viel Schaden anrichten, fressen mir aber die Blätter und Spizen der jungen Bäumchen ab, und verhindern somit das Wachsthum derselben.

Die Gebäulichkeiten, welche sich auf meinem Lande befinden, und welche von mir selbst gebaut sind, bestehen:

a) In einem Wohnhause, erbaut auf hiesige Landesweise,

d) einer großen Scheuer,

e) einem großen Gebäude für die Zukermühle und Brennerei.

Alle diese Gebäude tarirt zu 200 Milreis oder 600 Franken. An Maschinerien und Geräthschaften besize ich:

a) Eine Mandioca-Mühle mit Presse, mit zwei Spindeln und einer Pfanne zum Rösten des Farinha; tarirt zu 80 Milreis oder 240 Franken.

b) Eine Zukerpresse, einen kupfernen Brennhafen (Brennblase), mehrere Fässer und was zur Brennerei gehört, tarirt zu 250 Milreis oder 750 Franken.

An Vieh besize ich:

Zirka 12 Schweine, wovon 2 Mastschweine und ein Eber, welche in einem großen, an's Wohnhaus angebauten Stalle sich befinden;

Ein Maulthier zum Treiben der Zukerrohr-Mühle und zu andern Zweken;

Eine junge Kuh. Ich hatte noch eine ältere, von welcher diese Kuh stammt; in Folge eines Krankheitsfalles sah ich mich doch leider genöthigt, dieselbe zu schlachten;

Zirka 30 Stük Hühner und Enten, bald mehr, bald weniger, je nachdem mich die Lust nach einem delikaten Braten anwandelt;

Ein großer Hund, der mir das Haus bewachen soll, wenn Alles auf dem Felde ist.

Diese Thier alle bedürfen ihre Nahrung, und daß das tägliche Konsum derselben kein geringes ist, werdet Ihr wohl begreifen.

Mein Land ist ausgezeichnet gut, und bringt Alles reichlich hervor, was man ihm anvertraut. Es ist gegen die Landstraße zu sanft hügelig, weiter nach hinten zu eben, ohne naß zu sein, und vorzüglich für Zukerrohr geeignet; doch auch für alles Andere. Geringer Boden findet sich nur selten, und ist überhaupt das Land auf unserer Kolonie bei Weitem fruchtbarer, als bei Euch, wo man erst düngen muß, ehe man denken kann, etwas zu erhalten.

Ja, lieber Schwager, es hat mich manchen sauren Schweißtropfen gekostet, viele Mühe und Arbeit, bis ich es so weit gebracht hatte. Auch jezt noch ist baares Geld kein vorräthiger Artikel bei mir, denn Ihr könnet Euch wohl vorstellen, daß alle die vielen Sachen, die ich anschaffen mußte, das Geld vorzu wieder in Anspruch nehmen. Auch gehe ich wieder mit dem Plane um, im nächsten Jahre eine große Zukerfabrik an's Wasser zu bauen. Durch mein Land fließt nämlich ein großer Bach. Dieser Bach hat Wasserkraft genug, um meine Zukermühle, Mandiokmühle und eine Reisstampfe, vielleicht auch Oelmühle zu treiben, und kömmt eben das Meiste darauf an, ob mich und meine Familie Gott gesund erhält.

Meine Nachbarn sind rechter Hand, der Tochtermann von Martin Fischer, Säger, und dann dieser selbst, linker Hand Jsak Baumer und Brodbek. Mit diesen lebe ich in bester Eintracht; mir gegenüber etwas seitwärts wohnt Scheffmacher, der hier derselbe ist, wie zu Hause.

Da Ihr wahrscheinlich glaubt, wir hätten Mangel an Kartoffeln, so diene zur Berichtigung, daß wir bis jezt 5 Sorten davon haben, wovon es schwer fällt, zu sagen, welche die Beste ist, weil alle gleich gut sind und der Vorzug eben nur in dem besondern Geschmake zu suchen ist, der dieser oder jener Sorte eigen ist. Die Sorten heißen:

1) Bataten, welche in gutem Boden viel größer werden, als die europäischen Kartoffeln bei Euch. Der Geschmak derselben ist zwar bei einigen Abarten mehr oder minder süßlich; sie sind meist recht gut, vorzüglich als Salat, und haben das Angenehme, daß, wenn sie erst ¾ Jahr im Boden sind, man das ganze Jahr hindurch zu jeder Zeit Knollen holen kann. Das Kraut derselben wuchert auf dem Boden fort, wie die Winden und schlägt allenthalben mit den Winkelgelenken in den Boden, so daß in kurzer Zeit die größte Streke Landes damit überzogen ist.

2) Mangaritas, eine ausnehmend schmakhafte Sorte, welche in Wasser gesotten am Besten schmekt. Der Geschmak gleicht dem der besten Zukerrohr-Kartoffel. Die Frucht ist in der Erde in einem Klumpen vereinigt, in der Mitte einige große Kartoffeln und rings um diese herum eine Masse kleinerer. Auch das Kraut, das spinatförmige Blätter hat, gibt trefflichen Spinat und Salat.

3) Taja, wiederum eine vortreffliche Kartoffelsorte. Die Wurzeln dieser Art sind dik, länglich und knollig und schmeken, auf jede Art zubereitet, ausgezeichnet. Namentlich sind sie sehr nährend und oft so mehlig daß man sie kaum hinunter schluken kann. Auch das Kraut dieser Sorte dient als Spinat; am besten aber wird es zu Schweinefutter verwendet.

4) Aipim, eine Abart des Mandioca, und ganz gleich wie dieser, nur nicht giftig, sondern so gut, daß man nicht wohl etwas besseres denken kann.

5) Carà, deren große Knollenfrüchte in einem Klumpen in der Erde vereinigt sind, und ganz ausgezeichnet schmeken.

6) Europäische Kartoffeln kann man hier zwei Mal im Jahre ernten; der Ertrag ist jedoch unsicher und auch der Geschmak derselben wässerig, weshalb wir die Kultur dieser Kartoffel nicht besonders pflegen, und die einheimischen Arten derselben bei Weitem vorziehen.

Das sind bis jezt nur die Sorten, welche überall angepflanzt werden; in einer Jahresfrist sind wir vielleicht wieder mit neuen Sorten bekannt, denn wir lernen hier nie aus, und unser Klima und Boden ist so vortrefflich, daß was anderwärts auf der ganzen Welt gedeiht, hier auch fortkommt, und zwar so vollkommen, als möglich.

Unser Klima ist anerkannt vortrefflich gesund und herrschen hier nie irgend welche Seuchen. Wer sich vor Naßwerden und Erkältungen hütet, hat weiter wenig zu befürchten. Neu ankommende Kolonisten, die ohnehin an Heimweh leiden, und denen Speisen und Getränke alle neu und fremd sind, sind häufig leichten Hautausschlägen unterworfen, die aber bei einiger Sorgfalt keinen gefährlichen Charakter annehmen. Die älteren Kolonisten alle sehen auch ganz gesund aus. Unser Trinkwasser ist theils helles reines Quellwasser, theils Bachwasser; beides aber so rein, klar, frisch und gesund, wie bei Euch, wo nicht ein gut Theil besser. Fast jeder Landbesizer hat sein eigenes Trinkwasser in der Nähe seines Hauses, und ist dieses nicht genug zu schäzen.

Der Boden der Kolonie besteht aus Bergen, Hügeln und Thälern, wie in der Schweiz, und ist, mit Ausnahme einzelner Stellen, außerordentlich produktiv. Er trägt 1—3 Ernten an verschiedenen Früchten in einem Jahre. Gleichermaßen wie das Nüzliche, wächst aber auch das Unkraut, und bringt Einen dieses manchmal schier in Verzweiflung, eben weil der Boden eine so ungeheure Triebkraft hat. Das Reinhalten der Felder vom Unkraut ist hier daher eine überaus wichtige Sache. Das gibt aber ein großes Stük Arbeit, da die Bearbeitung des Bodens allenthalben nur mit der

Hake geschieht, da der Pflug noch für einige Jahre, bis die Baumstämme und Stöke verfault sind, nicht gebraucht werderden kann. Ist man aber einmal so weit, so geht es erst recht mit raschen Schritten voran.

Die Zustände auf unserer Kolonie sind meistentheils recht erfreuliche; nach allen Seiten wird jedes Jahr eine neue Streke Wald urbar gemacht; Häuser werden gebaut und schöne Straßen aufgefährt, daß man seine Freude daran hat. — Was zu manchen Klagen Anlaß gibt von Seiten neuer Kolonisten, das sind die gegenwärtig und schon längere Zeit dauernden hohen Lebensmittelpreise. Fast Alles kostet das doppelte von früher, und dann ist es noch schlecht. Namentlich Fleisch und Spek hat unerhörte Preise, z. B. ein Pfund getroknetes Ochsenfleisch ohne Knochen, welches hier Carneseca heißt, kostet 22 Kreuzer altes Geld. Ein Pfund Kaffee (im Kaffeelande selbst) 18 Kreuzer und so fort. Das wird sich aber auch ändern.

Selbst nach Nordamerika erstrekt sich der gute Ruf unserer Kolonie, da, wie wir zuverlässig wissen, und wie auch hiesiger Direktion Voranzeige gemacht wurde, ein Schiff mit 200 Personen von dorten nach hier im Monat September abgegangen ist. Die Zustände sollen dort der Masse der Einwanderer durchaus nicht mehr günstig sein.

Und trotz der günstigen Lage unserer Kolonie, dem herrlichen Klima, gesundem reichlichen Trinkwasser, vortrefflichem Boden, ist es eine alte Erfahrung, die mit jedem neu ankommenden Auswanderer-Schiffe erneuerte Bestätigung erhält, daß die meisten neu ankommenden Kolonisten das erste Jahr ihres Aufenthaltes hierselbst nicht Bessers wissen, als die Kolonie tüchtig auszuschimpfen. Das geht so, bis die Leute sich an die hiesige Arbeit, Lebensmittel und Klima gewöhnt haben, auf ihrem eigenen Lande wohnen, und davon leben können. Alsdann machen dieselben Leute ganz andere Gesichter und schämen sich des frühern Tadels.

Es ist daher in der Regel auf Schmähungen nichts zu achten, da dieses sich mit der Zeit total ändert, und seinen Grund in der Fremdartigkeit aller Dinge hieselbst hat.

Wer nach 2 Jahren noch schimpft, der laborirt entweder am Faulfieber oder er muß einen Ueberfluß an bitterböser Galle haben. Wenigstens ich glaube und bin es überzeugt, und Exempel hiefür sind genug vorhanden, daß ein fleißiger, arbeitsamer und sparsamer Familienvater mit Kindern, je mehr desto besser, besonders wenn sie schon arbeiten können (denn gesunde, fleißige Kinder sind hier ein unschätzbares Kapital), hier in wenigen Jahren sich eine sorgenfreie unabhängige Lage erarbeitet, wie er zu Hause zeitlebens nicht im Stande gewesen wäre: aber „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen", muß hier wohl beherzigt werden. Sind die ersten schweren Anfangsjahre vorüber, hat man es schon gemächlicher, sofern man nämlich hierauf einen Werth sezt.

Während nämlich der Familienvater mit seiner Frau auf dem eigenen Lande schafft, gehen seine Kinder in Dienst und verdienen großen Lohn, wie ich schon bewiesen habe. Dieser Lohn möchte dann mehr oder minder hinreichen zur Anschaffung der nöthigsten Lebensmittel, vorausgesezt, daß man so viele Kleider und Tuch von Hause aus mitbringt, daß die ersten 2 Jahre kein Geld hiefür ausgegeben werden muß. Von allen meinen mitgenommenen Kleidern ist Alles zerrissen; nur mein alter Holländer Frak macht noch Parade, und das mag ich ihm wohl gönnen, da er mir am Leibe zu warm macht.

Da Ihr mir geschrieben, daß mein lieber Schwager Heinrich Dieterich in Schlatt Lust hätte, hierher zu kommen, so muß ich Euch dringend bitten, doch durch Eure kräftige Fürsprache dahin wirken zu wollen, daß die Gemeinde ihm das Reisegeld gibt. Für ihn wäre es hier sehr gut und wäre er bald ein glüklicher Mann, aller Nahrungssorgen enthoben. Was die Engbrüstigkeit der lieben Schwester Verena betrift, so möge sie deßenthalb außer Sorgen sein. Ich hatte ja dieses Erbstük auch; das Klima unserer Kolonie ist aber für diese Krankheit so heilsam, daß sie sich hier verliert. Ich war anfänglich auch geplagt, jezt spüre ich nichts mehr davon. Wie herzlich würde es uns freuen, Schwager und Schwester hier bewillkommen zu können. Wie gerne sähen wir es auch, wenn Ihr, lieber Schwager, zu uns kämet; ob das geschehen wird, müssen wir Euch überlassen. Ihr werdet dies Schreiben zu würdigen wissen; uns wäre es freilich eine große Freude.

Noch bemerken muß ich Euch, daß der Winter hier die angenehmste Jahreszeit ist, ungefähr so, wie bei Euch der Vorsommer; Herbst und Frühling sind wie bei Euch der Sommer, der hiesige Sommer aber heißer, als bei Euch. Indessen gewöhnen sich Deutsche und Schweizer leicht daran, und ruht man in der wärmsten Jahreszeit 2 bis 3 Stunden am Mittag im Hause aus. Sonst findet man sich im Arbeiten wenig genirt. Im Winter sind dagegen die Nächte so kalt, daß Federbetten von jedem Auswanderer mitgenommen werden sollten. Wenn Ihr, lieber Schwager und Schwester, oder der liebe Schwager mit Schwester in Schlatt, oder wohl Beide hieher auswandern möchtet und könnt, so nehmt doch auch, nebst Bettzeug, genugsam starke leinene oder baumwollene Kleider mit, einige genugsam starke Schuhe, alles kupferne oder eiserne Küchengeschirr, wie Schaufeln, Aexte, Beile, Hand- und Waldsägen, Hobel und dergleichen. An Schaufeln namentlich sollten Ihr einen Theil des disponibeln Geldes anlegen, denn hier könntet Ihr solche gut und rasch mit 20 % Gewinn verkaufen, wohingegen Ihr bei baarem Gelde immer Verlust erleiden müßtet. Auch an starker grober Leinwand oder hänfenem Zeuge zu Hemden würdet Ihr gut gewinnen können; hingegen Winterstrümpfe lasset hübsch zu Hause, oder schenket sie für mich einer alten Jungfer, daß sie sich damit erwärmen kann. Wie Ihr sehet, bin ich immer noch der gleiche holde Marti, wie bei Euch, oder vielmehr wie zu Herblingen, bald, wenn etwas nach meinem Sinne nicht recht geht, aus dem FF Furore machend und dann im höchsten Tempo wieder plözlich piano werdend.

Wenn ich so manchmal alleine nach vollbrachtem Tagewerke, müde von der Tageslast und Hize, bei einem bescheidenen Trunke Most, eigenes Gewächs, size, so denke ich allemal, wenn nur alle meine lieben Verwandten und Bekannten auch hier wären und sich nicht mehr zum Theil so kümmerlich plagen müßten, um ihr Leben zu fristen. Es überkömmt mich dann eine Sehnsucht nach allen meinen Lieben, daß ich meine, ich müßte Euch mit Gewalt hierher ziehen. Doch wenn ich dann wieder bedenke, wie oft schon der beste Wunsch nicht gehörig gewürdigt wurde, so fiel mir immer der Muth wieder. Ich möchte mir keine Vorwürfe zuziehen, das würde mir unendlich weher thun.

Ich habe darum die Licht- und Schattenseiten des hiesigen Kolonistenlebens gezeichnet und glaube nicht mißverstanden zu werden. Zu den Schattenseiten gehört wohl auch noch das Ungeziefer, als namentlich Sandflöhe und Mosquitos, nebst Bremsen und einer Gattung ganz kleiner Mäken, welche die unverschämtesten von allen sind. An dieses Ungeziefer, mit Ausnahme der Sandflöhe, welche vorzugsweise nur neue Kolonisten an den Füßen unter den Nägeln der Zehen befallen, gewöhnt man sich indessen bald und machen sich selbst zarte Damen aus den Stichen der Mosquitos nichts. Wenn also Frauenzimmer über das Gestochenwerden sich nicht beklagen, so ziemt es sich den Männern doppelt schlecht. Schlangen gibt es in der warmen Jahreszeit wohl viele, aber es ereignet sich selten ein Unglük, da diese Thiere sehr scheu sind und gleich Reißaus nehmen, so wie sie Geräusch hören. Mit der Kultur verschwinden sie übrigens. Andere den Menschen gefährliche Thiere gibt es hier nicht. Die Jagd auf eßbare Thiere ist nicht ergiebig, man schießt die Thiere zum Theil, andern Falls fängt man sie in Fallen.

Ich habe schon Affen geschossen und gegessen. Der Tausend, was würdet Ihr und die guten Freunde in Herblingen sagen, wenn sie so einen gebratenen Affen in ganzer Figur auf dem Tische zwischen Kartoffeln und Suppe sähen und da abschneiden könnten nach Belieben? O es ist ganz prächtig. Selbst Eidechsen und Beutelratten spazieren hier in die Magen der Menschen auf dem natürlichen Wege hinein und wohnen einige Stunden darin. Mit einem Worte: Hier wird fast Alles gegessen, was nur den Hals hinunter geht.

Ihr werdet mir den Gefallen thun, lieber Schwager, mir mit guter Gelegenheit einige Pfund Heublumen, sorgsam verpakt, zuzusenden, sowie es mir auch sehr lieb wäre, wenn ich einige Sorten Oelsaamen ꝛc. erhalten könnte. Gerne würde ich mit andern Gegendiensten lohnen. Kämet Ihr aber selbst, so müßte ich Euch sehr bitten, doch 2 Brennhäfen mit Hut und Schlange mitzunehmen, theils für Euch selbst, theils für mich oder Andere.

Wir hoffen, daß dieser Brief für das lange Stillschweigen entschädige und Euch alle, meine Theuren, in demseligen Wohlsein treffe, wie er uns verlassen hat. Wir empfehlen Euch der gnädigen Fürsorge Gottes und uns Euerm liebevollen Andenken, und sehen einem baldigen Schreiben von Euch mit großem Verlangen entgegen.

Seid herzlich und tausendmal gegrüßt von Eurem Schwager, Bruder und Geschwei. — Auch viele Grüße an die lieben Kinder alle.

Kolonie Dona Francisca in Süd-Brasilien,
den 30. Oktober 1856.

Euer Schwager
Martin Fischer.

Neuester Bericht über die Empfangs- und Weiterbeförderungs-Verhältnisse der Einwanderer in New-York von Eduard Belz.

New-York, 1. November 1856.

Ich folge der Aufforderung: meine Ansicht über den gegenwärtigen Stand der Dinge in Bezug der Empfangsanstalten für Einwanderer am hiesigen Plaze unumwunden auszusprechen, um so bereitwilliger, als noch von anderen Seiten Gleiches von mir verlangt worden ist. Man mißtraut mehr oder weniger den anonymen Korrespondenzen in den Organen für Auswanderung, die sich einander auch so vielfach widersprechen, daß schwerlich rechtes Vertrauen stattfinden konnte. Weil keine Personen für wie dagegen genannt sind, so weiß der Leser in der That nicht woran er ist, da von beiden Seiten Behauptungen für und wider die hiesigen Empfangsanstalten der Einwanderer aufgestellt und auch mit angeblichen Thatsachen belegt wurden. Es wird ganz natürlich in Deutschland den offiziellen Erlassen der Emigrations-Kommissäre und den Berichten hiesiger deutscher Gesellschaft vielfach bereitwillig volles Vertrauen geschenkt, so wie zugleich die günstigsten Deutungen der von diesen Stellen kommenden Erklärungen stattfinden; denn man kennt jenseits des Ozeans nicht die hiesige Manier amtlicher Berichterstattung, oder glaubt den Versicherungen nicht, daß sie durchweg willkürlich angefertigt werden. Nur unter sehr günstigen Umständen wird eine Opposition gegen offizielle Versicherungen beachtet, wie dies neulich von Seite des Ministers für Handel und Gewerbe in Berlin geschah, der an das hiesige preußische General-Konsulat die Anfrage stellte: ob das der hiesigen Emigranten-Kommission in Hinsicht auf die Anordnungen im Kästle-Garden geschenkte Vertrauen gerechtfertigt sei? Ich glaube nicht zu irren, wenn von mir diese Anfrage auf Rechnung des Umstandes gesezt wird, daß ein Sohn des preußischen Handelsministers sich in New-York befindet.

Der Unbewanderte denkt sich namentlich die Emigrations-Intressen durch die hiesigen fremden Konsuln hinlänglich vertreten, während Unterrichtete wissen, daß die Vertreter der Konsulate nur ausnahmsweise genau vom wirklichen, sehr verwikelten Stande der Dinge, die Emigration betreffend, unterrichtet zu sein pflegen, und daß sie andererseits aus mancherlei tristigen Gründen veranlaßt sind, dem Bestehenden das Wort zu reden, so wie über Mißständiges zu schweigen. — Sogar der unabhängig Dastehende, was von sehr wenig Personen gesagt werden kann, da fast jedermann in hiesige Lokalinteressen verwikelt ist; sogar der völlig privat hier Lebende, hat Ursache genug, sich nicht in die wirklich sehr schmuzige Angelegenheit zu mischen, sondern die Dinge gehen zu lassen, wie sie mögen! Denn jedes noch so wohlbegründete Urtheil, jede wahrheitsgetreue Darstellung, verlezt — selbst bei der gemäßigtsten Fassung und Wortstellung — stets nach manchen Seiten hin und erzeugt Anfeindungen, die das Leben am Orte verbittern, wenn nicht gar gefährlich machen. Ich kann in dieser Beziehung aus eigenen Erfahrungen sprechen und finde es deßhalb ganz natürlich, daß so vielfach nur die Parteilichkeit und das Sonderinteresse als Wortführer in der Angelegenheit auftreten, den Standpunkt der Wahrheit verrükend. Wohl treten hier zu Lande Einzelne auf, von denen die Sache der Emigranten staatsmännisch richtig aufgefaßt wird, mit Beseitigung nativistisch-nichtswisserischer Neigung; aber es fehlte solchen Leuten bisher die genaue Kenntniß des speziellen Zusammenhangs in geschäftlicher Beziehung, oder sie scheuten sich aus mancherlei Rüksichten, dem Geschäftsinteresse einer politischen einflußreichen Klasse der hiesigen Bevölkerung zu nahe zu treten, die von der Emigration lebt, und zwar auf nicht untadelhafte Weise. Ferner wird von Seiten Anderer, zumal auf dem Wege hiesiger und auswärtiger Presse, in einzelnen Fällen der Humanität Rechnung getragen, ohne daß jedoch hinter ihren Bestrebungen die erforderliche Ausdauer wäre.

Bei derartiger Sachlage wird es vielleicht dem Leser einleuchten, daß jemand — der bereits eine Lebenszeit der Geschäftsthätigkeit im gewöhnlichen Sinne hinter sich hat — sich als Ehrenpflicht die Aufgabe stellte: gerade diese dunkle und trübe Episode hiesiger Zustände, dieses Emigranten-Misere genau zu studiren,

um Beleuchtungen zur Oeffentlichkeit zu bringen, die, wenn möglich, Reformen hervorrufen können. — Das war und ist mein Standpunkt in der Angelegenheit seit sechs Jahren; als Genugthuung meines Strebens wurden mir die Anerkennungen von kompetentesten Seiten, so wie vielseitige Anfeindungen solcher Personen, denen meine Enthüllungen ärgerlich waren. Die Aufforderung, mein Votum an dieser Stelle abzugeben, gehört zu den erfreulichsten Erfahrungen, da sie mir hoffentlich Gelegenheit verschaffen, nach nothwendiger Seite hin zu nützen. Der Leser wird die Person des Berichterstatters im Auge zu halten im Stande sein, um dessen Darstellungen entweder zu beachten, oder — sich durch eigene Erfahrung zu belehren.

Nach dieser Einleitung, die ich nicht unterlassen zu dürfen glaubte, möge nun zur speziellen Betrachtung der Empfangsanstalten für Einwanderer geschritten werden, die schon bei Ankunft der Schiffe an der Quarantaine vor Staten Island beginnen. Sobald nämlich ein Schiff mit Auswanderern dort anlangt, begibt sich ein Angestellter an Bord desselben, um zu verhindern, daß irgend jemand mit den Ankommenden in Verkehr trete. Diese Veranstaltung wurde angeblich deßhalb getroffen, damit der frühere Unfug wegfalle, den Emigranten-Makler und Runner zu treiben pflegten, indem sie die Emigrantenschiffe haufenweis bestiegen um die verschiedenen Passage-Etablissements zu engagiren, oder zu „buche", wie es in der Kunstsprache dieser Leute heißt. Gegen diese Einrichtung ist nur etwa einzuwenden, daß selbst Personen, die Angehörige erwarten und in Empfang nehmen wollen, gleichfalls verhindert werden, zu denselben zu gelangen, was sogar in Rußland aus Zollrücksichten kaum strenger geschieht! Aber der eigentliche Mißbrauch liegt im nachfolgenden Verfahren, denn die Ankommenden werden in's Emigranten-Depot des Castle-Garden geschafft, wo man kein Mittel, keinen Mißbrauch der offiziellen Gewalt scheut, um die Ankommenden für die dort monopolisirten Beförderungs-Etablissements: — Erie-Eisenbahn und Dampfer-Linie, genannt Peoples Linie, welche mit der New-York Zentral-Eisenbahn in Verbindung steht, — insgesammt zu „buchen".

Gegen dieses Verfahren spricht nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen insbesondere Folgendes:

Alle Unterrichteten müssen zugestehen, daß in diesem Lande ohne die Triebfeder „Konkurrenz" überhaupt nichts Erträgliches geschieht. Konkurrenz bildet den unerläßlichen Regulator, der allein verhindert, daß die herrschende Leidenschaft der Gewinngier bis zum rasenden Paroxismus ausarte. Wo irgend Monopolisirungen stattfinden, da zeigt sich auch der rücksichtsloseste Mißbrauch. Selbstredend muß aus dem fast offenen Zwang der Einwanderer zum Ankauf von Reisebillets in Castle-Garden bei den dort allein zugelassenen Linien der Nachtheil hervorgehen, daß man die Leute verhindert, mit den Konkurrenz-Linien zu reisen, welche aber gerade als solche Alles aufbieten und aufbieten müssen, um durch billigere Preise, solidere und mehr Sicherheit gewährende Beförderung, so wie durch artigere Behandlung Passagiere an sich zu ziehen.

Dagegen wird kaum ein Unerfahrener, der nicht auf irgend eine Art zum Bestreiten veranlaßt ist, etwas einzuwenden haben. Aber es gilt noch, zu beweisen, daß die Benachtheiligung der Einwandernden nicht blos in der Einbildung beruhe. Wir müssen daher die Beförderungsweise der im Castle-Garden monopolisirten Linien genauer betrachten und sie mit der des Haupt-Konkurrenz-Etablissements, der Pennsylvania-Zentralbahn, vergleichen, um zu einem gerechten Urtheil zu gelangen.

(Fortsezung folgt.)

Verschiedenes.

Im Bündner Tagblatt ist die durchaus falsche Angabe zu lesen, daß in mehreren deutschen Staaten Agenturen für Brasilien verboten seien. Entweder ist dieß wieder eine Lüge des s. v. Schneider oder aber eine irrthümliche Verwechslung mit der Thatsache, daß mehrere mitteldeutsche Regierungen, z. B. diejenige von Nassau, die hessischen, einige thüringische, lezteS Jahr theils vor der Auswanderung nach dem argentinischen Bundesstaat öffentlich gewarnt, theils die Werbungen für Peru geradezu verboten haben. Amtliche Verbote gegen brasilianische Agenturen bestehen zur Zeit gar keine in Deutschland, so wenig als in der Schweiz. Im Gegentheil sind sogar Regierungen, die der Auswanderung nach Brasilien früher gar nicht grün waren, z. B. die preußische, welche durch amtliche Berichte ihrer Konsuln und einen speziellen Abgeordneten sich genau darüber unterrichtet hat, ihr nun entschieden günstig geworden. Nun, auch angenommen, der Redaktor des Tagblattes habe sich im angedeuteten Sinne bloß geirrt, so ist zwar ein solcher Irrthum immerhin noch verzeihlicher, als eine absichtliche Lüge, aber es bleibt zum Wenigsten sehr leichtsinnig, eine Behauptung, von deren Unwiderlegbarkeit man nicht überzeugt sein kann, mit dieser Bestimmtheit in die Welt hinaus zu schreiben. Wenn der Herr Karl Schneider, wie er seinen Lesern verspricht, im Sinne hat, später ausführlicher über die Auswanderung nach Brasilien zu schreiben, so ist ihm vor Allem anzurathen, diese Verhältnisse vorher genauer zu studiren, als er es bis jezt gethan hat.

— Vor acht Tagen glaubten wir die Zeitungsfehde mit dem „Boten aus Amerika" schließen zu können. Nun lesen wir in seiner lezten Nummer einen neuen Angriff auf den „Kolonist", von dem wir nicht wissen, ob er von dem Redaktor (vielmehr Nachdruker) Großniklaus, oder von einem ihm an Kenntnissen ebenbürtigen, wo nicht überlegenen Kollegen herrührt. Lezteres schließen wir daraus, daß der Schreiber auf Seite 206, Spalte 2, Zeile 2 von oben sagt, Australien liege in Amerika. Bevor wir uns entschließen, etwas auf diesen Artikel zu erwiedern, wollen wir erst dessen Schluß abwarten.

England. Im Monat November segelten von Liverpool 30 Schiffe ab, die 7839 Personen über's Meer führten; davon gingen 5268 nach den Vereinigten Staaten Nordamerika's, 1798 nach Viktoria, 543 nach Tasmania und 230 nach Neuseeland. Die überwiegende Zahl dieser Auswanderer waren Irländer und Engländer.

Frankreich. Der „Moniteur" enthält ein Dekret, welches die Gebiete der französischen Kolonien Martinique, Guadeloupe und die Reunionsinsel in Arrondissements, Quartiere, Unterquartiere ꝛc. eintheilt; zugleich zeigt dasselbe eine ähnliche Eintheilung in dem französischen Guyana, den Kolonien am Senegal, in Gorée ꝛc. an.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die jüdische Bevölkerung hat sich in den Vereinigten Staaten am raschesten vermehrt; man schäzt sie auf 250,000; in New-York ist bereits circa der zwanzigste Theil der Bewohner Juden und haben dieselben dort 20 Synagogen. In Kalifornien sollen schon nahe an 50,000 Juden sein, deren Interesse in San Francisco durch eine Zeitung, „die Stimme von Israel", vertreten wird.

— (Ein poetischer Aberglaube.) Wenn im Stamme der Seneka-Indianer ein Mädchen stirbt, sperren sie einen jungen Vogel ein, bis er anfängt seine Stimme zum Sange zu prüfen. Dann sezen sie ihn auf das Grab der Gestorbenen, tragen ihm Grüße und Küsse an sie auf, öffnen die Thüre seines Käfigs, und wenn er nun fortfliegt, fort in's Weite, glauben sie, er werde die Flügel nicht zusammenlegen und die Augen nicht schließen, ehe er in's Land der Geister gekommen, die Geliebte und Verlorene gefunden und ihr die Grüße und Küsse und Zärtlichkeiten überbracht, die er für sie empfangen. Es soll geschehen, daß einer Vorangegangenen 20 und 30 solcher Vögel nachgesandt werden.

— New-York. An Bord der Fahrzeuge, die Anfangs Novembers von Hamburg, Havre und Liverpool in New-York eintrafen, herrschten die Pocken und Cholera in so bedenklichem Grade, daß der Hafensanitätsbeamte die aus genannten Häfen kommenden Fahrzeuge einer strengen Quarantäne zu unterwerfen genöthigt war. Das Schiff „de Witt", Kapitän Clanton, hatte 14 Fälle von Pocken an Bord, als es ankam. Die Cholera, die auf den Hamburger Fahrzeugen herrschte, soll in allen Fällen sehr bösartig gewesen sein, ungefähr acht Tage nach deren Abfahrt ausgebrochen und sehr heftig aufgetreten sein.

— Aus New-York, den 29. Nov., wird gemeldet, daß die Gehülfen des großen Diebstahls an der französischen Nordbahn, Grellet und Dubecrie, entlassen, dagegen die Haupturheber, Carpentier und Parod, noch zurückbehalten worden sind.

— Aus New-York 19. Dez. wird geschrieben: Telegraphische Botschaften aus dem Süden suchen fortwährend die Gefahr einer Sklavenrevolution zu übertreiben. Die Angst davor, gleichviel ob grundlos oder nicht, ist in manchen Bezirken sehr allgemein. Das Evansville Journal (Indiana) spricht von einer wahrhaften Panik, die in den mittleren Bezirken von Tennessee, namentlich in den Eisenwerkgegenden an den Flüssen Cumberland und Tennessee herrschen soll, weil dort 8 – 10,000 Sklaven in einzelnen großen Haufen und unter der Aufsicht von nur wenigen Wärtern a[r]beiten. Bei Clarksville soll man Vorbereitungen [z]u einem Negeraufstande, der am 24. Dezember losbrechen sollte, auf die Spur gekommen sein. Mehrere der Verhafteten hätten gestanden. In der Umgegend von Louisa Furrere entdekte man eine Verschwörung. Die Schwarzen wollten angeblich eine Kirche in die Luft sprengen und hatten schon glüklich ein Pulverfäßchen unter den Gebäude verstekt. In Nashville ist die Polizei verstärkt worden; Negerschulen und Negerpredigten wurden streng verpönt; ebenso wurde jede Versammlung von Negern nach Sonnenuntergang verboten und den Behörden die Ermächtigung gegeben, freie Neger aus andern Grafschaften und aufsäßige freie Neger auf den geringsten Verdacht hin zu verhaften.

— Missouri. Die Hängebrüke, welche zu St. Louis über den Mississippi gebaut wird, soll die theuerste auf der ganzen Welt werden. Sie wird un gefähr 2 Millionen Dollars kosten. Ihre Länge soll über eine Meile betragen. Die Brüke wird 84 Fuß über Hochwassermark stehen und der Grundbau der Thürme 60 Fuß unter Tiefwassermark stehen.

— Oregon. Aus diesem Territorium lauten die Nachrichten ungünstig. Die Ansiedler haben sehr viel von den Indianern zu leiden, welche feindseliger als je auftreten und fast das ganze Land östlich und nördlich von den Dalles in Besiz genommen. Die Vereinigten-Staaten-Truppen können theils nicht den gehörigen Widerstand leisten, weil sie dem wilden Feinde gegenüber zu schwach sind, oder sie unterlassen es, weil ihre Führer zu viel Feigheit oder nicht die nöthige Umsicht besizen.

Zentralamerika. Walker hat die Costaricaner geschlagen. Er zerstörte hierauf Granada und ernannte Rica zur Hauptstadt von Nicaragua. Der Hergang dieser Ereignisse ist nach genauern Berichten aus New-Orleans (welche nun freilich meist zu Gunsten Walkers parteiisch sind) folgender: Es fanden fast jeden Tag siegreiche Gefechte gegen die zentralamerikanischen Truppen statt. Namentlich wurde am 10. November der costaricanische General Canas an der Spize von 1100 Mann von 200 Flibustiern total in die Flucht geschlagen und ein viertägiges blutiges Gefecht bei Massaya endete vollständig zu Gunsten Walkers. Man fügt hinzu, jedoch ohne Motiv, Neu-Granada (die bisherige Hauptstadt) existire nicht mehr, Walker habe den Bewohnern zur Rettung ihrer Personen und Habseligkeiten drei Tage Frist gegeben und hierauf die Stadt durch Brand zerstört, so daß jezt keine Spur übrig sei. Die Einwohner habe er nach Rivas, der nunmehrigen Hauptstadt von Nikaragua, übersiedelt.

Südamerika. Brasilien. Die lezte Post aus Brasilien bringt für die Regierung sehr günstige Nachrichten über das Ergebniß der Wahlen in die Deputirtenkammer; es wurde erwartet, daß die Partei der Regierung, die liberal-konstitutionelle genannt, mehr als ¾ der Stimmen für sich zählen werde. — Die Zuckerernte war eine gute mittlere.

— **Buenos-Ayres.** Der in der italienischen Kolonie Bahia Blanca von seinen Untergebenen ermordete Oberst Silvio Olivieri machte mit General Pepe die denkwürdige Vertheidigung von Venedig mit. Nachher wanderte derselbe nach Buenos-Ayres aus, wo er sich im Kampfe gegen den General Urquiza das Bürgerrecht erwarb. Später warf Mazzini ein Auge auf ihn und berief ihn nach London, von wo er, auf sein amerikanisches Bürgerrecht vertrauend, nach Rom ging. Dort wurde er verhaftet und trotz aller Einsprache des Gesandten der argentinischen Republik viele Monate hindurch festgehalten. Ein bedeutendes Lösegeld vermochte ihm erst seine Freiheit wieder zu geben. Er kehrte in sein neues Vaterland zurük und stellte sich hier an die Spize eines Unternehmens, das die volle Energie eines Mannes und die unermüdete Thätigkeit eines Militärs in Anspruch nahm. Es war die Gründung einer italienischen Militärkolonie an der Bahia Blanca, deren Hauptort er den Namen Nuova-Roma gegeben hatte. Bisher lauteten alle von dort kommenden Nachrichten nur günstig, bis urplözlich die Kunde kam, daß er von einem Theil der Seinen im Schlaf überfallen und ermordet worden sei. Doch kämpfte er noch lange gegen die Feigen, tödtete ihrer zwei und verwundete viele, bis er übermannt zu Boden sank.

Korrespondenz an die Expedition der Allg. Ausw.-Ztg. in Rudolstadt. Wir haben die Nummern 101 und 102 (vorausgesezt nämlich, daß eine Nummer 102 erschienen ist) der A. A. Z. nicht erhalten und bitten um gefällige Nachsendung. Empfangen heute Titelblatt und Pilot Nro. 52.

Red. d. Kol.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 2. | Samstag den 10. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Abonnementseinladung.

„Der Kolonist", welcher nun seinen siebenten Jahrgang antritt, ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf **Brasilien** lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit Nro 3 nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden, **woselbst Bestellungen bis Ende dieses Monats gemacht werden können**, oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Schilderungen aus der Provinz Rio Grande do Sul.

(Nach einem brasilianischen Werke.)

I.

Die Pflanzenwelt und der Landbau.

Die Provinz Rio Grande ist hinsichtlich des Bodens und des Himmels so sehr begünstigt, daß man sagen kann, sie ist von der Natur mit Wohlthaten überschüttet worden. Die schönsten Weiden gewähren den großen Viehheerden das beste Futter und damit einen viel sicherern und ausdauernderen Ertrag, als Goldminen. Im Sommer bieten die mit Futterkräutern bedekten, von Zeit zu Zeit durch einige Regengüsse belebten und durch Eigenthümlichkeiten des Landes selbst feucht erhaltenen Flächen einen herrlichen Anblik; dazu kommt noch der schnelle Wachsthum, den ein gemäßigtes Klima befördert. Es ist wahr, im Winter erleiden die Felder eine Veränderung. Es scheint, als ob zu dieser Zeit die Macht des Wachsthums erstorben wäre und die Natur ihre Verrichtungen einstellte, um neue Kräfte zu sammeln: die Weide wird mager, die Ebenen werden kahl und versagen den Thieren die Nahrung. Dieser augenblikliche Futtermangel ist aber nicht allgemein. Da er nicht von der kältern Witterung, sondern von dem Mangel an Regen herrührt, so dauert der Pflanzenwuchs da fort, wo der Boden feucht bleibt, z. B. am Ufer der Flüsse, und das Vieh zieht sich auch bis zur Wiederkehr der günstigen Jahreszeit für jene Gegenden nach diesen Zufluchtsorten zurük.

Die Urwälder von Rio Grande erzeugen Matékraut, das für eigenen Gebrauch der Bevölkerung und zur Ausfuhr verwendet wird: das ächte Matékraut, auch Congo genannt, wird von der Serra Geral bis zum Ufer des Jacuy gewonnen. Es besizt ganz die Eigenschaften des Paraguaythee's und das ist auch natürlich, denn die Serra Geral ist eine östliche Fortsezung des Gebirgszuges, der in Paraguay Maracaya heißt. — Das wilde Kraut, gewöhnlich Canna genannt, ist von geringer Güte und an einer gewissen Bitterkeit zu erkennen, die je nach der Behandlung mehr oder weniger herb ist. Die Landbewohner scheinen dieser leztgenannten Gattung den Vorzug zu geben; sie wird in ziemlicher Masse in den Wäldern am Flusse Camaquam gewonnen. Die Cauna wächst unter andern klimatischen Verhältnissen als der Congo. Lezterer erscheint als Alpenpflanze, die wie die Tannen sich in Brasilien nur auf einer gewissen Höhe über der Meeresfläche in den Gebirgen findet, während die Cauna sich im Gegentheil in niedrigen Gegenden in der Nähe des Meeres, wie z. B. in der Umgegend von Paranagua in der Provinz Parana zeigt.

Mit Ausnahme dieser wildwachsenden Pflanzen hat Rio Grande wenig von jenen wilden Früchten aufzuweisen, welche in den Wäldern unter den Tropen so häufig sind; aber der Boden gibt überall da reichlich, wo man Kultur anwendet. Da nun dieses Land ganz an der Grenze der Tropen liegt und also den lieblichen Himmel eines gemäßigten Klima's besizt, so ist es natürlich, daß hier tropische und europäische Gewächse neben einander gedeihen. — Unter dem Breitegrad von Porto Alegre (30.°) wächst ohne Mühe das Zukerrohr, der Kaffeebaum, die Mandioca, Apfelsinen neben Feigen, Pfirschen, und besonders Weinreben, deren Trauben den schmakhaftesten französischen gleichgestellt werden können.

Südlich von dem über den Fluß Camaquam gehenden 31sten Breitegrad nimmt die tropische Pflanzenwelt ab, und zwar in dem Verhältniß, daß sie in Rio Grande schon verschwunden scheint. Daselbst sind Bananen, Apfelsinen und andere Pflanzen derselben Zone Einfuhrartikel. Den Bewohnern des südlichen Theils der Provinz fehlen indessen keineswegs Früchte, sie haben dagegen Aepfel, Birnen, Feigen, Trauben und besonders Pfirsiche in merkwürdig großer Menge; der Weinstok hat mitunter schon zweimal im Jahr Trauben geliefert. Der Pfirsichbaum übertrifft in seinem Wachsthum daselbst alle Erwartungen, so daß man dichte Gebüsche von Fruchtbäumen hat, die fortwährend Früchte tragen; das sahen wir selbst auf unserm ersten Ausflug im Fleken Serrito am linken Ufer des Jaguarao. — Es ist noch zu bemerken, daß die Felder der Villa do Norte ihren großen Ruf verdienen, dessen sie wegen ihres Ertrags an Melonen und Wassermelonen genießen; es sind gewiß die besten in Brasilien, auch sind die Wurzelgewächse für die Küche, wie Zwiebeln und Rüben, vortrefflich. Als eine hohe Person im Jahr 1820 daselbst anlangte, brachte man ihr als einen Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens zwei Stekrüben, welche 32 und 25 Pfund wogen.

Außer den genannten Früchten und Gartenpflanzen, außer etwas Hirse, Mandioca und einigen kleinen Zukerplantagen im Norden der Provinz wird durch den Fleiß menschlicher Hände erst wenig aus dem Boden von Rio Grande gezogen; Waizen war vormals der Gegenstand ausgedehnten Anbaus, besonders in dem Bezirk Taquary im Norden; ferner im mittlern Theil in jener sandigen Gegend zwischen der See und den Lagunen. Im Jahr 1847 exportirte Rio Grande über 300,000 Alqueiren Waizen, seit jener Periode aber nahm die Ausfuhr fortwährend ab, bis sie endlich ganz aufhörte. Die Ursache davon war nicht etwa Mangel an Arbeitslust der Leute, sondern weil die Natur nicht mehr auf bisherige Weise die Arbeit belohnte. Seit 1818 erschien unter dem Waizen eine Krankheit, welche man ferrugem („Brand", „Rost") nannte und die einen Theil der Ernte zerstörte; in den folgenden Jahren verdoppelte der neue

Feind seinen Schaden, so daß die entmuthigten Arbeiter beschlossen, den Anbau aufzugeben; gegenwärtig wird nur sehr wenig Weizen in Rio Grande angebaut*). — Unglücklicherweise erklärten die Theoretiker das Uebel als für menschliche Kräfte unüberwindlich und aus örtlichen Verhältnissen hervorgehend. Der Verfasser der „Encyclopädie" sagt: Der Brand, welcher die Aehren zerstört, indem er die Körner gewissermaßen verhärtet, greift die Getreidearten besonders in sandigen und heißen Gegenden an. — Im Diktionnair des Landbaus sagt M. Bose, daß dieser Mißwachs durch Mangel an Feuchtigkeit entstehe, wodurch zu wenig Säfte erzeugt werden, um der Pflanze Wuchs zu geben und die Aehren zur Entwicklung kommen zu lassen. — Diese wissenschaftlichen Erklärungen passen ganz zu den Grundsätzen, die wir über Austrocknung des Bodens in Rio Grande aussprachen. Der Waizen gedeiht nur dann, wenn ihn genügendes Wasser in einer für seinen Wachsthum erforderlichen Feuchtigkeit hält; seine Entwicklung ist gehindert, wenn viel Wasser auf einen harten Boden fällt und ihn nicht so erweicht, daß anhaltende Feuchtigkeit der Pflanze Säfte zuführen kann. Es ist hieraus abzunehmen, daß die Landbauer der Provinz Rio Grande mit mehr Sicherheit handeln werden, wenn sie zum Anbau der Sameigetreidearten thonhaltige Gegenden in der Nähe von stets fließenden Gewässern auswählen, denn in den sandigen Flächen darf man bei den daselbst vorkommenden allgemeinen Dürren keine gehörige Ernte erwarten, ausgenommen in sehr regnerischen Jahrgängen, die aber natürlich auch der geschickteste Landbauer nicht vorhersehen kann.

II.

Witterungsverhältnisse.

Wir haben schon früher der Seltenheit des Regens in Rio Grande Erwähnung gethan, es ist aber dieselbe nur eine Seltenheit zu nennen, wenn man vergleichsweise redet; denn im mittleren Theil dieser Provinz fällt lange nicht so viel Regen, als gewöhnlich im brasilianischen Küstensaume; man darf sagen, zum Glük für diese Gegenden, indem nur dadurch die vortheilhafteste Beschäftigung des Landes möglich wird: nämlich ohne besondere Mühe rasch in der üblichen Jahreszeit die großen Quantitäten trokenen Fleisches zu liefern, womit die Eigner der Viehheerden Handel treiben. Die Regen fallen strichweise und heftig und niemals mit der Ausdauer, welche dann den Aufenthalt in den Tropen so langweilig und ungesund macht. Wenn nun einerseits die Regen zufällig und von kurzer Dauer sind, herrschen anderseits die Winde in Rio Grande mit einer Regelmäßigkeit, die nur seltene Ausnahmen hinsichtlich ihrer Dauer und Stärke aufweist. Wir haben schon erwähnt, welchen wesentlichen Einfluß auf die Austrokknung dieses rastlose Hülfsmittel ausübt; es ist möglich, daß seine Thätigkeit vielen Getreidearten schadet, indem es fortwährend die feuchten Dünste entführt; — indessen sind die Winde so nüzlich für die Gesundheit und für die Industrie, daß ungeachtet jener unangenehmen Wirkung sie doch stets als wahre Wohlthäter zu betrachten sind.

In den Ebenen von Rio Grande sind Hagelgewitter selten, im Norden sind sie indessen häufiger; wir hörten in Rio Pardo von einem furchtbaren Hagelschlag mit ungewöhnlichem Sturm. Alle Fensterscheiben wurden zerschlagen, Dächer stark beschädigt, manche Bäume bis auf den Hauptstamm entastet, viel Vieh kam auf dem Felde um. Das war nun freilich ein ungewöhnlich heftiges Ungewitter, wie sie dort nur sehr selten vorkommen.

Es ist mitunter kalt in Rio Grande; denn zur Winterszeit, nämlich zwischen Mai und Oktober, ereignet es sich wol, daß der Thermometer auf den Gefrierpunkt nach Reaumur fällt; es ist aber auch kein Mensch hier, der dann nicht den empfindlichsten Frost verspürte und mehr davon leidet, als man bei den starken Frösten in Europa verspürt. Jedesmal wenn sich im Winter der Wind nach Süden wendet, wird die Kälte empfindlich; noch durchdringender wird sie bei Südwestwind (Pampeiro) und noch mehr bei Minuano, was Westwind ist; während des Lezteren ist der Himmel klar und die Sonne scheint hell, aber die Luft ist schneidend kalt, wie in Europa bei schönem Frostwetter, und bei solchen Umständen ist es wol Nachts gekommen, daß das wenige Wasser auf den Feldern zu Eis gefriert. Wir bemerkten einige Male Morgens, als wir vor Sonnenaufgang unsere Reise anraten, daß das Eis unter den Hufen der Pferde zerbrach. Es wäre eine der Untersuchung werthe Frage, weßhalb die südliche Hemisphäre kälter, als die nördliche unter gleichen Breitegraden ist; z. B. wachsen in der Provinz Rio Grande unter dem 32.° Breite weder Bananen, Zukerrohr, Kaffe, Apfelsinen, noch die übrigen gewöhnlichen tropischen Pflanzen mehr, während doch diese Pflanzen so leicht auf Madera fortkommen, das auch unter dem 32.° der Breite liegt. Die strenge Kälte, welche der Westwind mit sich führt, erklärt sich dadurch leicht, daß die Winde, ehe sie über die Laplata-Ebenen nach Rio Grande gelangen, über die hohen mit Eis und Schnee bedekten Rüken der Anden streichen.

*) Nämlich von den Brasilianern. Die Weizenkultur in den deutschen Ansiedlungen ist blühend.

Anm. d. Red.

Neuester Bericht über die Empfangs- und Weiterbeförderungs-Verhältnisse der Einwanderer in New-York von Eduard Pelz.

(Fortsezung.)

Bei der Erie-Eisenbahn finden demnächst fast allzeit vorherein höhere Fahrpreise statt, als auf der Pennsylvania-Zentralbahn, und außerdem pflegt man schon im Castle-Garden-Depot bei Berechnung für Ueberfracht den Passagier zu übersezen. Davon habe ich mich mehrfach auf das Unwiderlegbarste überzeugt; zulezt geschah es bei einem an mich von Breslau empfohlenen Einwanderer, der mit dem Hamburger Schraubendampfer „Hammonia" ankam. Dieser junge Mann erklärte der Person, die ihn förmlich mit Gewalt zum Ankauf eines Reisebillets drängte, und welche ein Polizeimann gewesen sein soll, daß er durchaus nur mit erster Klasse Eisenbahn, also mit keinem Emigrantenzuge fahren wolle. Dies bestätigte ein rechtschaffener Zeuge. Gleichwohl drang man ihm ein Billet zum Emigrantenzuge der Eriebahn auf, mit der Versicherung: „es sei für die erste Klasse gültig", wofür er 12½ Dollar bezahlen mußte, während der Fahrpreis bis Rock-Island in Jowa, wohin der junge Mann gehen wollte, auf der Pennsylvania-Bahn nur 10 Dollar augenbliklich war. Außerdem war auf einem vom Kontraktor Scherlenoli ausgefertigten Passagescheine noch bemerkt, daß der Passagier fernerweit 3½ Dollar für 100 Pfund Ueberfracht zu bezahlen habe. Gleichwohl bestand das Gesammtgepäk des jungen Mannes nur aus einem jener bekannten Reisekoffer, die selten mehr als 40 Pfund zu wiegen pflegen. Diese Prellerei um angebliches Uebergewicht ist, nach Angabe von Tausenden, die darunter litten, in Castle-Garden stets im vollen Gange gewesen. Um die Sache zu vermitteln, ging ich mit nach dem Castle-Garden, erreichte aber nichts als die Zusicherung, daß das Billet nach 8 oder 10 Tagen zurükgegeben werden könne. Nun wandte ich mich an die Agentur der deutschen Gesellschaft, allein gleichfalls ohne Erfolg; denn Herr Degret, der deutschen Gesellschaft Agent, erklärte am andern Tage: „daß man von der Regel nicht abgehe." Die Regel ist also: die Emigranten durch Mißbrauch ihrer Lage im Castle-Garden zu belügen, um sie zu übervortheilen, und von dieser Regel will man nicht abgehen! — Hiernach blieb noch der Beschwerdeweg bei dem Emigrant Department der Mayors office übrig, und dessen Chef, Herr Semler, erklärte, daß er leider nicht im Stande sei, zu helfen. Auf meine Vorstellung, daß hier ein klarer Fall „falscher Vorspiegelung" unabweisbar vorliege, den das Gesez mit Strafe belege, und daß die Verpflichtung der Office zum Beistand eines Emigranten einzuschreiten unabweisbar sei, bestätigte dieß Herr Semler vollkommen, sagte jedoch, der betreffende Richter werde ganz bestimmt die Sache unter irgend einem Vorwande abweisen, da er zur republikanischen, oder Seward-Partei gehöre, und das im Castle-Garden hausende Personale insgesammt zu derselben Fahne geschworen habe. — Mir kam in's Gedächtniß, was hinsichtlich des gerichtlichen Verfahrens in Betreff Angestellter im Castle-Garden erst neulich bekannt wurde, und deßhalb mußte ich selbst meinem Schüzling rathen, die Sache fallen zu lassen. Da nämlich die Klagen gegen die Angestellten im Castle-Garden allzu auffällig geworden waren, hatte sich der Mayor bewogen gefunden, den Commissioners of Emigration, unter deren Verantwortlichkeit das ganze Etablissement geführt wird, ernste Vorstellungen zu machen. Er war dazu um so mehr veranlaßt, als sein Amt ihn zum Mitgliede der „Commissioner" macht, und er somit auch bei allen auf dieselben fallenden Vorwürfen betheiligt erscheint. Die „Commissioners of Emigration" sind nämlich eine von der Staatsgesezgebung angestellte Behörde, welche nur der Staatsgesezgebung verantwortlich ist, und daher hat die Stadtpolizei keine Macht über sie. Im vorliegenden Falle erklärten nun die Kommissioner, um sich rein zu waschen, daß die Beamten im Castle-Garden weder von ihnen angestellt noch besoldet würden, sondern von den daselbst zugelassenen Passage-Linien. Jezt konnte der Mayor gegen diese Angestellten verfahren, da sie in solchem Falle polizeilicher Erlaubniß zum Betriebe ihrer Emigrantengeschäfte bedurften, welche fünf dieser Angestellten nicht hatten. Diese wurden nun wegen allerlei Ungehörlichkeiten in Anklagestand versezt und richterlich verhaftet. Es war darunter auch der schon vorerwähnte notorische Mensch, welcher gerade meinem Schüzlinge das Reisebillet unter falschem Vorwande aufgenöthigt hatte. Außerdem befanden sich noch zwei Angehörige hiesiger angesehener Familien von Einfluß unter den Verhafteten, und die Presse machte darüber eine bittere Bemerkung, indem sie sagte: man sehe, daß auch die sogenannten Bessern und Vornehmern nicht verschmähten, sich an der Plünderung armer Emigranten zu betheiligen. — Die Klage kam vor die Grand Jury und diese entblödete sich nicht, ein „Inquest" (Untersuchungsbericht) zu erlassen, von dem die „National Police Gazette" geradehin sagte: es sei nichts als ein Puff für den Castle-Garden! und Leute, die Bescheid wissen wollten, behaupteten, daß der Oberbeamte im Castle-Garden, ein gewisser Kennedy, diesen „Inquest" verfaßt und der Vormann der Grand Jury ihn nur unterschrieben habe. Noch Andere sagten laut, Seward, das eigentliche Haupt der sogenannten republikanischen oder Fremont-Partei, sei in Begleitung des Millionärs Erastus Corning von Albany besonders herunter nach New-York gekommen, um mit Hülfe des Distrikts-Attorney die Sache bei der Grand Jury so zu arrangiren, wie geschehen. Corning ist nämlich Hauptbesizer der im Castle-Garden mitmonopolisirten New-York-Zentralbahn! — Ich nahm Veranlassung, einen der intimsten Freunde Sewards von diesem Gerede unterrichten zu lassen, und derselbe sagte: „Er glaube an Sewards Edelmuth, den er immer bewiesen; er könne hintergangen sein, wie viele Ehrenmänner!" — Ich glaube nur, was mir gezeigt wird, und so glaube ich auch, daß Seward als Politiker sich manchmal anstellen muß, als merke er nichts! —

Ferner sind zahlreiche Klagen von Emigranten ergangen, die man mit der Eriebahn befördert, daß sie auf der Fahrt noch an mehreren Orten übervortheilt wurden, daß Viele ihr ganzes Gepäk verloren, indem dasselbe bei der Ankunft am Reiseziel nicht zu finden war und auch später nicht zum Vorschein kam, ohne daß die Bahn dafür Gewähr leisten wollte und leistete! Endlich aber sind die Wagen auf der Eriebahn, womit Emigranten befördert werden, erbärmliche Holzkasten, und die Kondukteure, so wie das andere Bahnpersonale grobe, rüksichtslose Flegel fast insgesammt, ganz in Yankeeweise.

Die Beförderung mit der „Peoples Line" und New-York-Zentralbahn anlangend, so weiß ich aus vielfacher Erfahrung, daß die Emigranten bei der Ankunft in Albany auf alle erdenkliche Weise durch Runner und dergleichen belästigt und geplündert werden; daß die Wagen der New-York-Zentralbahn zum Emigrantentransport wenig Vorzüge vor denen zum Viehtransporte dienenden haben; daß die Bahnbedienung jener der Eriebahn an Ungezogenheit nichts nachgibt und daß endlich die Plünderung der Emigranten, welche auf diesem Wege gehen, in Buffalo u. s. w. so weit getrieben wird, als es nur immer gehen will. — Die Gepäkverluste, welche binnen 6 Monaten bei der Emigrantenbeförderung durch die Eriebahn oder „Peoples Line" und New-York-Zentralbahn vorkamen, bloß bei den nach Wisconsin gehenden Einwanderern, gab der Agent der deutschen Gesellschaft zu Milwaukee auf 20,000 Dollars an! — Zur Begründung dieser nachtheiligen Behauptungen soll von mir später eine beweisende Beispielsammlung folgen, damit mein Urtheil nicht als ein vorgefaßtes erscheine.

So steht es also um diese Beförderungslinien, wogegen sich die Beförderung mit der Pennsylvania-Zentralbahn sehr vortheilhaft auszeichnet. Demnächst sind deren Passagepreise fast immer niedriger und müssen es sein, der Konkurrenz halber. Sodann habe ich noch nie eine Klage wegen Vertheurung des etwaigen Uebergewichts gegen den General-Agenten der Bahn, Herrn L. Lorenz, hier erheben sehen, wohl aber dessen Gefälligkeit vielfach rühmen hören. Das Gepäk wird bei dieser Bahn sicher gestellt und die Emigranten bekommen fast auf der ganzen Tour von New-York aus bis in's entfernte Innere Wagen mit gepolsterten Sizen und sonstigen Bequemlichkeiten, da es ehemalige Wagen erster Klasse sind. Die Kondukteure für die Emigrantenzüge verstehen meist deutsch und sind gefällig. Von Belästigungen durch Runner und dergleichen habe ich, so weit die Verbindungen dieser längsten und daher einflußreichsten Bahn gehen, seither noch niemals gehört

Ein flüchtiger Blik auf die Landkarte läßt die Unbilligkeit des Zwanges im Castle-Garden deutlich erkennen. Denn Zwang ist es zu nennen, wenn solcher auch nicht immer direkt angewendet werden sollte, um die Ankommenden zu veranlassen, insgesammt Reisebillets bei den dort monopolisirten Linien zu kaufen. Was soll der europäische Ankömmling thun, wenn er von uniformirten Polizeibeamten förmlich zum Billetankauf hingetrieben wird? Die im Castle-Garden stationirten Polizisten verstehen sich hierzu, weil sie ihre Bezahlung von der dasigen Wirthschaft bekommen. Diese Wirthschaft müssen natürlich die Emigranten indirekt bezahlen, und somit binden sie sich unwissentlich selbst die Ruthen.

Nehmen wir an, ein Emigrant wolle nach dem Westen, wohin die Meisten ziehen, nach Illinois, Iowa, Wiskonsin und Minnesota. Weßhalb soll derselbe erst 144 Meilen nordwärts nach Albany gehen, und dann langsam 172 Meilen nordwestlich, und sodann erst westlich weiter, wenn er diese etwa 300 Meilen durch die gerade Fahrt mit der Pennsylvaniabahn fast ganz ersparen kann? Weßhalb erst einen ähnlich weiten Umweg mit der Eriebahn machen, bloß um deren Aktionärs und Beamten erhalten zu helfen? Weßhalb sich auf schlechten Karren herumquälen, unhöflich behandeln und dabei noch auf alle Weise übervortheilen und plündern lassen, wenn man es besser haben kann, sobald die Castle-Garden-Bedrükungen vermieden werden?

Ich kann nach sechsjähriger Beobachtung und Erfahrung die Behauptung aufstellen, daß alle Bemühungen Gutgesinnter, die Behandlung der Einwanderer in New-York betreffend, immer nur von geringer, sehr geringer Wirkung sein werden und will das hier näher begründen.

Für's Erste werden die Hauptleiter der im Staate New-York gehenden Eisenbahn- und Dampfboot-Linien allzeit Einfluß bei der Gesezgebung genug behalten, um solche Emigranten-Gesezе zu veranlassen, daß sie möglichst freie Hand zum Herbeiziehen der Einwanderer für ihre Linien behalten. Jede andere Linie, wie z. B. die Pennsylvania-Zentralbahn, wird schwerlich jemals zu solchem Einflusse gelangen. Sodann werden diese Linien im Staate New-York niemals so billig, so gut und so rasch nach dem fernen Westen zu befördern vermögen, als die genannte direktere Bahn. Denn sie haben eben einen viel weiteren Weg, und sind wegen ihren kürzeren Streken schon einflußloser auf Verbindungsbahnen, als die große Pennsylvania-Zentralbahn welche von Philadelphia bis Pittsburg eine Streke von 353 Meilen allein beherrscht und sich außerdem dergestalt bei anstoßenden Streken betheiligte, daß ihre Direktion auch da maßgebend wird. Der Einwanderer fährt auf dieser Bahn von New-York aus gleich unter dem gebietenden Einflusse, folglich unter Garantie einer Bahn-Direktion, die mächtiger ist, als alle anderen und welche schon darum Alles aufbieten muß, um Passagiere zufrieden zu stellen, weil sie eben die einflußreichen Linien des Staates New-York als Konkurrenten gegen sich hat.

(Fortsezung folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Basel. Hr. Bek vom Hause Bek und Herzog in Basel ist dieser Tage nach Santa Fé, wo er sich bleibend niederzulassen gedenkt, verreist, um an Ort und Stelle die weiteren Einleitungen zu gehöriger Versorgung der Einwanderer zu treffen. Schön von ihm!

Belgien. Aus dem Hafen von Antwerpen sind im letzten Jahre 10,000 Auswanderer auf 56 Schiffen nach Amerika abgegangen; im vorigen Jahr betrug deren Zahl nur 7434 auf 38 Schiffen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Während dienstfähige Schweizer in allen Nachbarstaaten der Schweiz sich zur Heimkehr in das bedrohte Vaterland anschiken, schauen auch unsere Landsleute in Amerika mit gespannter Erwartung nach der alten Heimath herüber. Aus Philadelphia schreibt ein Schaffhauser, die meisten dortigen Schweizer seien bereit, wenn es zum Aeußersten kommen sollte, in's Vaterland zurükzukehren, um an der Vertheidigung desselben Theil zu nehmen.

— New-York. In der ersten Woche des verwichenen Dezembers haben die Deutschen von New-York in dem Advokaten und Notar H. E. Ludewig aus Dresden einen ihrer tüchtigsten Vertreter verloren. Er war seit Jahren die Zuflucht der Einwanderer, die in Deutschland Rechtsgeschäfte zu besorgen hatten. Außerdem hatte er sich durch ein vor Kurzem publizirtes Werk über die nordamerikanischen Indianer, woran er lange Jahre arbeitete, bekannt gemacht und damit in England, wo dasselbe erschien, Anerkennung gefunden. Er starb nach kurzem Krankenlager an einer Leberkrankheit.

— Maine. (Ein weiblicher Robinson.) Auf Bate's Island, einer Insel, die ungefähr fünf Acres Land enthält, an der Küste von Maine, wohnt in Einsamkeit eine merkwürdig rührige Frau. Sie bebaut die Insel mit eigener Hand, ohne Pflug, mit einer Hake; die Hälfte derselben ist mit Heu bestellt, das sie allein mäht und einbringt. Jeden Morgen fährt das geschäftige Weib in einem gebrechlichen Kahne zwischen den Klippen und zwar an Stellen hin, wohin sich kein Mann wagen würde, auf den Fischfang. Das Resultat desselben tauscht sie gegen Geld und Krämerwaaren in Portland aus.

— Rhode-Island. (Eine Fabrikstadt Neu-Englands.) Die Stadt Providence in Rhode-Island ist ein Beispiel für die außerordentliche Gewerbsthätigkeit, welche die Neu-England-Staaten entwikeln. Providence hat 85 Dampfmaschinen, die für die gewerblichen Etablissements die Bewegungskraft liefern. Die Stadt enthält 56 Fabriken, in denen 1400 Arbeiter mit Fabrikation von Bijouterie- und Goldwaaren beschäftigt sind und worin jährlich für 2,771,690 Juwelry produzirt wird. In drei Bleicherein und Färbereien sind 350 Arbeiter beschäftigt und werden jährlich mehr als 50 Yards verschiedener Stoffe verarbeitet. In 22 Fabriken werden Maschinen, Dampfkessel, Eisengußwaaren ꝛc. fabrizirt; 2062 Arbeiter sind in denselben beschäftigt und 9450 Tonnen Kohlen, 11,095 Tonnen Gußeisen, 9801 Tonnen Schmiedeisen werden darin jährlich verbraucht. Die jährlichen Produkte sind 80 Dampfmaschinen, 220 Dampfkessel, 33,800 eiserne Oefen, 3,584,000 Pfund Schraubenmuttern und andere Artikel im Werthe von über 2½ Mill. Dollar. Zwei Schraubenfabriken liefern allein für mehr als 1 Mill. Dollar eiserne Schrauben und eine große Menge anderer kleiner gewerblicher Etablissements produziren Waaren im Betrage von 17½ Mill. Dollars jährlich.

— Louisiana. (Eine Mutter kauft ihr Kind!) Das New-Orleans Bulletin vom 20. Okt. erzählt folgende rührende Begebenheit: „Als wir gestern durch den Arcade-Salon gingen, bemerkten wir auf dem Auktionsstande ein farbiges Mädchen, das zum Verkaufe ausgeboten war, umringt von einer dichten Volksmenge, die augenscheinlich ein tiefes, ungewöhnliches Interesse an dem Vorfalle nahm. Die Angebote folgten sich sehr lebhaft, von 5 bis 5 Dollars steigend, und bei jedem neuen Angebote richteten sich die Augen der ganzen Menge nach dem Orte, von wo aus es kam, und die Aufregung stieg. Das Mädchen, eine hübsch und intelligent aussehende Mulattin, verfolgte das Resultat augenscheinlich mit großem Interesse, was gewöhnlich bei Negerverkäufen nicht der Fall ist. Als das Angebot die Summe von beinahe tausend Dollars erreicht hatte, stieg die Aufregung auf's Höchste und plözlich erhob sich der allgemeine Ruf: „Werft ihn hinaus! Hinaus mit ihm!" Es erfolgte ein Gedränge gegen die Thüre, der Hammer fiel und das verkaufte Mädchen stürzte in die Arme — ihrer Mutter, welche es gekauft hatte. — Die Begebenheit erklärt sich auf folgende Weise. Die alte Farbige war von ihrem Eigenthümer vor einigen Jahren freigegeben worden und hatte sich durch ihrer Hände Arbeit so viel erworben, um ihr Kind, jenes Mädchen, kaufen zu können. Mehrere Personen wünschten es gleichfalls zu kaufen, versprachen jedoch der Mutter, nicht gegen sie zu bieten, und hielten ihr Wort. Nur ein Kauflustiger steigerte die Mutter und gegen ihn richtete sich die Erbitterung aller Anwesenden und er mußte sich durch die Flucht vor dem allgemeinen Unwillen retten. Der Verkauf der jungen Farbigen geschah wegen Erbtheilung. Die glükliche Mutter, der es gelungen war, ihr Kind zu kaufen, fiel vor Aufregung in Ohnmacht und mußte von den Anwesenden aus dem Auktionslokal nach ihrer Wohnung gebracht werden.

Zentralamerika. Der „Moniteur" berichtet aus Washington vom 15. Dez.: Nach den diesen Morgen von Nicaragua eingetroffenen Nachrichten hat Walker Massaya und Granada verlassen, nachdem er selbe niederbrennen ließ, und zog sich an Bord eines der Fahrzeuge der Flottille zurük, die er auf dem See unterhält. Seine auf 400 Mann verminderte, des Führers beraubte Armee soll von allen Seiten umzingelt und in der kritischsten Lage sein. Das lautet anders, als die Berichte aus New-Orleans!

Südamerika. Die Argentinische Republik hat der neapolitanischen Regierung anerboten, lezterer einen Theil ihrer politischen Verbrecher abzunehmen. Sie sollen durchaus nicht zur Transportation gezwungen werden, sondern Jedem sollte es freigestellt bleiben, ob er auswandern wolle oder nicht. Diese Vorschläge sind in die Form eines Vertrages eingekleidet worden, dessen Hauptsache darin besteht, daß die neapolitanische Regierung die Kosten des Transports nach Südamerika übernimmt, daß die argentinische Republik jedem Auswanderer während des ersten Jahres 250 Piaster verbürgt, ihm außerdem Grund und Boden nebst den nothwendigen Wirthschaftsgegenständen liefert, daß endlich dieser Vertrag drei Jahre lang in Kraft bleibt. Die neapolitanische Regierung wird im Traktat statt „ausgewandert" das Wort „transportirt" gebrauchen. Wenn diese italienischen Revolutionäre nach Santa Fé kommen, so werden sie keine besonders angenehme Nachbarschaft für unsere Schweizer sein.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

Im westlichen Theile des Sqnatterstaates Missouri, unfern vom Flusse gleichen Namens, dem roaring river oder rauschenden Strom, und etwa nur 20 englische Meilen von der östlichen Grenze des „indianischen Territoriums" entfernt, wo nördlich die Kickapoos und südlich von ihnen die Delawaren durch die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Wohnsize angewiesen bekommen hatten, lag ein kleines, unscheinbares Waldstädtchen, in früherer Zeit wohl nur der ergiebigen Bleiminen wegen gegründet, jezt aber, da vielleicht bessere Adern und besser gelegene entdelt worden, auch wieder von einem großen Theile der ersten Ansiedler verlassen.

Das Städtchen selbst bestand eigentlich nur aus einer einzigen Straße und darin sich gegenüber liegenden zwölf oder vierzehn Häusern, von denen das umfangreichste das Meeting- oder Bethaus, das wohnlichst eingerichtete das des Händlers oder Krämers, und das kleinste, einfachste das einer armen Wittwe, Mrs. Rowland, war, die hier mit ihrer Pflegetochter Rosy still und zurükgezogen, aber auch von allen Nachbarn geliebt und geachtet, lebte.

Da sich übrigens meine kleine Erzählung gerade um diese Personen wendet, so ist es vielleicht dem Leser lieb, gleich von vorn herein und mit so kurzen Worten als möglich das zu erfahren, was zur Verständigung des Ganzen nöthig ist und was er nun einmal überhaupt wissen muß.

Mrs. Rowland war die älteste Ansiedlerin im ganzen Orte, und zwar hatte ihr Mann hier die ersten Bleiminen auf einem Jagdzuge entdelt und mitten unter damals feindlichen Indianern als kühner Pionier und Vorzügler der Zivilisation die Arbeit begonnen. Aber nicht warnen ließ er sich durch das Schikal tausend Anderer, die vor ihm den rothen Sohn der Wälder in seiner Heimat aufgesucht und durch Uebermuth gereizt; auf seine Kraft und geschilte Führung der Büchse vertrauend, trozte er jeder Gefahr, die ihm vom Feinde oder Gegner drohen konnte, und — fiel. Ein Häuptling der Delawaren war von ihm beleidigt worden — wenige Tage später hörte er Morgens dicht bei seiner Hütte den Lokton einer Truthenne, er nahm seine Büchse, die vermeintlich leichte Beute zu erlegen, und — kehrte nie mehr zurük. Der Ton mußte eine Schlinge der listigen Wilden gewesen sein — wenige Minuten später überfielen die dunkeln entsezlichen Gestalten das jezt unbeschüzte Haus, und als die unglükliche Frau aus ihrer Ohnmacht, in die sie der erste Schrek geworfen, erwachte, lag sie vor den qualmenden Ueberresten ihrer Hütte unter einem Baume, und ihr Sohn, ihr einziges liebes Kind, war verschwunden.

Umsonst durchwühlte sie den ganzen langen Tag mit blutenden verbrannten Fingern die qualmenden Trümmer ihrer friedlichen Heimat, nicht einmal die Gebeine fand sie, um den Ueberresten des Kindes ein Grab zu gewähren. Halb wahnsinnig floh sie damals, allein und schuzlos, durch den Wald der meilenweit entfernten nächsten Hütte zu und zog später, in ihrem hoffnungslosen Schmerze, nach St. Louis zu einer da wohnenden Schwester. Hier lebte sie vierzehn lange Jahre in stiller Zurükgezogenheit; wenn aber auch die Zeit den Schmerz gelindert hatte, so vergaß sie doch nie und nimmer die theuren Lieben, die ihr durch Mörderhand entrissen worden, und das besonders ließ ihr weder Ruhe noch Rast, daß sie nie Gewißheit von des Kindes Tod erhalten hatte. Wenn sie der Ueberzeugung auch Raum geben mußte, ihr Gatte sei als ein Opfer indianischer Rache gefallen, so konnte sie sich weder wachend noch träumend des Gedankens erwehren, wie der Knabe, vielleicht nur geraubt, vielleicht entflohen, verirrt gewesen und von andern Farmern — Reisenden möglicher Weise — aufgenommen sei.

Als sie daher von der Gründung des kleinen Städtchens Boonville hörte, das spätere Bleifischer kaum eine Viertelstunde von ihrem frühern Wohnorte ab angelegt

da beschloß sie, weil ihre Schwester indessen auch gestorben war und sie nun doch allein auf der Welt stand, mit deren hinterlassener Stieftochter, einem lieben, holden, damals zwölfjährigen Kinde, nach Boonville zu übersiedeln. Dort war sie wenigstens in der Nähe jener Stelle, auf der sie fast Alles verloren, was ihr auf Erden lieb und theuer gewesen und dort, meinte sie, müsse auch, wenn je, ihre Hoffnung erfüllt werden. Sechs volle Jahre waren aber verflossen, ohne daß sie auch nur eine Spur des Verlorenen gefunden, und wenngleich alle Bewohner des kleinen Ortes, mit dem Schikfale der armen Mutter bekannt, sich die größte Mühe gegeben hatten, ihre Nachforschungen zu unterstützen, so schien doch Alles umsonst — der Verschwundene blieb verschwunden, und die arme alte Frau siechte endlich mit mehr und mehr abnehmenden Körperkräften dem Grabe zu, nach dem sie sich ja auch, besonders in den lezten Jahren, als dem einzigen Orte, die Ihren wieder zu finden, so heiß und brünstig gesehnt.

Es war ein freundlicher, sonniger Abend im August; von Nord-Osten her wehte ein kühler, labender Luftzug, und vor den Thüren der einzelnen Wohnungen, theils im Schatten fruchtbeladener Hikorys oder Chesnuts, nicht selten auch von Töpfen mit qualmendem Rauch umgeben, die etwas lästigen Mosquitos zu verscheuchen, saßen hier und da die Bewohner von Boonville — die Frauen mit irgend einer Nadelarbeit beschäftigt, von der sie nur manchmal aufstanden, nach dem innen am Kamin brodenden Abendessen zu schauen, und die Männer im dolce far niente an Stüken Holz schnizelnd, oder auch auf ein über Erde hingebreitetes Büffelfell müßig ausgestrekt.

Nur der Stuhl vor der Thür des Händlers war leer, denn Madame schaffte und arbeitete mit feuergeröthetem Angesichte vor dem geräumigen Kamine der Küche, während Zacharias Smith zwei fremde Indianer bediente, die vor kurzer Zeit mit ihren Fellbündeln und Wildbret in das Städtchen gekommen waren, um hier ihre nöthigsten Bedürfnisse, wie Pulver, Messer, Blechbecher und — Whiskey gegen das Erbeutete einzutauschen.

Es waren ein paar Krieger vom Stamme der Kikapoos, wenn der Name Krieger überhaupt noch einem Paar der miserabelst aussehenden Subjekte indianischer Race beigelegt werden konnte. Die schmuzigen wollenen und zerrissenen Deken, die sie um sich herumgeschlagen, verhüllten kaum nothdürftig ihre Blöße, und das Haar hing ihnen, nicht mehr bloß in der einzeln stolzen Skalplole prangend, nein, unbeschnitten, aber auch ungekämmt, wild und wirr, an manchen Stellen wie eine Pferdemähne, von Kletten zu festem Zopfe zusammen gehalten, um den braunen Naken. Der Eine trug ein Hemd — aber ob das einst aus weißem Stoffe oder buntem Kattun bestanden, ließ sich wahrlich nicht mehr erkennen; das Blut des erlegten Wildes hatte eine Art Kruste darüber gelegt, die nur auf der Schulter durch das Tragen der ziemlich schweren, unbehülflichen Büchse unterbrochen schien — ihre Leggins waren mit Stüken roher Haut geflikt, und ihre Moccasins sahen aus, als ob sie jeden Augenblik auseinander fallen wollten. Ein Gürtel aus Hikory-Rinde gedreht, hielt ihre Legging-Bände, das kleine Scalpirmesser und eine kurze Schilfpfeife, und die ausdruklosen trägen Züge der schmuzigen Gesichter heiterten sich erst wieder auf, als sie in des Händlers Laden die rothbestrichenen Whiskey-Fässer sahen.

Der Handel war sehr einfach und deshalb bald abgeschlossen — das, was sie an Pulver nothdürftig haben mußten, ließen sie sich geben und füllten es in ihre Hörner, den Rest aber verlangten sie natürlich in „Uiski", und damit kauerten sie sich gleich an Ort und Stelle in eine Eke des Ladens zwischen Salz- und Mehlfässer nieder und begannen, ohne weitere Vorbereitung, ihr Festmahl.

Sie hatten nur einen Becher mit, und der Eine schaute mit weit aufgerissenen, fast aus ihren Höhlen tretenden Augen zu, als der Andere das gelbe Feuerwasser aus der erhaltenen Flasche in diesen einsprudeln ließ — sein breiter Mund verzog sich zu einem noch breiteren Grinsen, und ein paar Reihen blendend weißer Zähne wurden sichtbar — die eine Hand strekte er dabei schon wie unwillkürlich nach dem Göttertrank aus, und ein leises, gurgelndes Lachen wurde laut, als sein Gefährte den Becher zuerst an die Lippen hob. Das Lächeln verlor sich aber, die Mundwinkeln zogen sich wieder zusammen, wenn auch die Lippen getrennt blieben, und das Auge nahm einen mehr stieren, ängstlichen Ausdruk an, als der Freund, gar nicht mehr freundschaftlich, in nicht endendem Zuge mit dem Blechmaß zu verwachsen schien.

„Ugh!" sagte da endlich — nach langem, langem Genusse absezend — der erste Trinker, und schaute, über das Gefäß hinüber, den Gefährten an — dessen Züge aber heiterten sich jezt urplözlich wieder auf — er strekte die Hand aus, ergriff den Becher, den er selbst nicht wieder losließ, als Jener ihn erst auf's Neue füllte, und schien nun seinerseits reichliche und volle Rache an dem nehmen zu wollen, der seine Erwartung vorher auf so peinliche Folter gespannt.

So tranken sie abwechselnd, Jeder bei dem Genusse des Anderen mit athemloser Angst das Abnehmen des verführerischen Giftes beobachtend, Jeder, wenn die Reihe an ihn kam, seine früheren Gefühle in dem einen, alles andere ausschließenden Bewußtsein seiner Seligkeit vergessend.

Und vor ihnen auf dem Ladentische, das rechte heraufgezogene Knie mit seinen beiden Händen gefaßt, den Körper, um das Gleichgewicht zu behaupten, etwas zurük gebeugt, und die vergnügt lächelnden Augen fest auf das zechende Paar geheftet, saß der Händler Zacharias Smith und hatte, allem Anscheine nach, seine herzliche Freude über dasselbe.

So schweigsam und verdrossen die beiden Wilden aber auch im Anfange gewesen waren, so munter wurden sie jezt, als ihnen der Feuertrank erst durch die Adern rollte und in diesen mit seinem scharfen, zuerst allerdings belebenden Geist, in ihre Köpfe stieg. Sie fingen an kleine Bruchstüke von Kriegsliedern zu singen, lobten wahrscheinlich — denn Smith verstand ihre Sprache nur sehr unvollkommen — ihre eigenen vortrefflichen und unübertroffenen Eigenschaften, und es schien überhaupt, als ob ihre tolle Lustigkeit in dem Verhältnisse stiege, wie die Fluth in der zwischen ihnen stehenden oder vielmehr immer hin und her gehenden Flasche ebbte.

(Forts. folgt.)

Anzeigen.



Auswanderung.

Wir Endesunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander assoziirt und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Komp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Herr E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Speditionen nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswandererspeditionen nach Nordamerika (New-York, New-Orleans, Galveston [Texas], Quebek [Kanada],) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse: **Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich** wenden wolle.

Für den Kanton **St. Gallen** hat die obrigkeitliche Konzession erhalten und ist von den Unterzeichneten zu Akkord-Abschlüssen ermächtiget Hr. **J. Grob zur Harmonie in Lichtensteig.**

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittlung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen, von uns Sicht-Wechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche ohne Rüksicht auf die drüben üblichen drei Respektstage, sogleich bei erstmoliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1856.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Lebens- und

Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurükerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald lezterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsäzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
E. de Paravicini
und dessen Agenten.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 3. | Samstag den 17. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Schilderungen aus der Provinz Rio Grande do Sul.

(Nach einem brasilianischen Werke.)

III.

Städte.

Porto Alegre liegt an der Ausmündung des Jacuy-Flusses in das Haff, genannt Laguna dos Patos. Porto Alegre hat sich, wie alle bevölkerten Ortschaften der Provinz, obgleich erst in neuesten Zeiten entstanden, doch merkwürdig rasch entwikelt. Vor etwas länger als 60 Jahren war auf dem Plaze, wo diese prächtige Stadt sich erhebt, ein nur von wilden Thieren bewohnter Urwald. Zwar gab es hier damals schon einen Weiler, genannt Porto das Casas, der aus einigen von Fischern bewohnten Hütten bestand. Diese lagen aber nur am Strande des Sees; die Anhöhe hinter denselben blieb mit Gebüsch bewachsen und wurde erst dann gelichtet, nachdem die Regierung sich veranlaßt sah, wegen der von der Natur diesem Plaze verliehenen vortheilhaften und bequemen Lage und sonstigen annehmlichen Eigenschaften im Jahr 1771 ihren Siz hieher zu verlegen. 1808 wurde dann Porto Alegre zum Flecken ernannt, 1812 zum Hauptort der Provinz; die Erhebung zur Stadt geschah etwas später.

Porto Alegre liegt auf einer Anhöhe, vormals genannt Morro de Santa Anna, die sich nach Süden zieht und als Halbinsel in der breiten Ausmündung des Jacuy-Flusses hinstrekt. Nach Westen neigt sich dieser Hügel allmälig bis zum Fluß, aber auf der entgegengesezten Seite, nach Osten zu, ist die Neigung steiler, an einigen Stellen beinahe senkrecht bis zum Fuße im Thal. Im Süden, von der Seite des Arsenals, ist die Neigung ebenfalls sanft. Im Norden befinden sich wellenförmige Anhöhen, die sich bis zum Fluß Gravatay und zum Fuß der Serra Geral ausdehnen. Auf diesen Hügeln befinden sich unter andern bemerkenswerthen Gebäuden die Paläste der Regierung, der Munizipalität und das prächtige Haus des Vizegrafen von Leopoldo. Von diesem Punkte aus erfreut man sich einer so angenehmen und großartigen Aussicht, wie wohl keine schönere im Lande aufgefunden werden kann. Die großartige Fernsicht zeigt zuerst den Hafen mit seinen vielen Fahrzeugen, ferner den Jacuy mit seinen zahlreichen Krümmungen, große Strekен dichter Waldung, welche sich nach Westen hinziehen bis nach der Serra (Gebirge), deren höchster Rüken in dieser Richtung den Horizont begrenzt.

Die Hauptstraßen von Porto Alegre laufen in paralleler Richtung mit dem Hügel, nämlich beinahe von Norden nach Süden; sie werden von Querstraßen rechtwinklig durchschnitten; die Hauptstraße hinsichtlich des Handels und der Bevölkerung liegt am Ufer und zieht sich um die Anhöhe westlich, längs des Wassers, herum. Diese Straße besteht aus ziemlich hohen, in elegantem und modernem Styl erbauten Häusern, die beinahe alle von Kaufleuten bewohnt sind. Hier hat der Handel und sonstige Erwerb seinen Mittelpunkt. Die übrige Bevölkerung wohnt in der Oberstadt. Es befindet sich hier das Zollhaus (alfandega) am Wasser, ein modernes Gebäude, ein solides Werk ohne Zierrath, umgeben von Bänken und Spaziergängen, auf denen in den schönen Nächten des Frühlings die Bewohner sich der frischen Luft in der Nähe des Wassers erfreuen.

Auf der West-Nord-West-Seite der Stadt liegt eine schöne Ebene, worauf Hütten, schöne Gebäude und einige industrielle Anlagen, z. B. olanias (Töpfereien), mit einander abwechseln; sie wird von einem Bach durchschnitten, welcher auf den benachbarten Anhöhen entspringt; er fließt in östlicher Richtung der Laguna zu, in die er am Fuße der Anhöhe, worauf die Stadt liegt, mündet. Kunst und Arbeit vereinigt haben hier eine an sich unfruchtbare Ebene in einen schönen Garten umgewandelt; dieser Strich ist jezt parzellirt, Land- und Gartenbau wird darauf betrieben und Lusthäuser mit Gärtchen liegen darin; hier befindet sich ein von den Städtern häufig benuzter Spaziergang, welcher frische Luftzüge und Fernsicht über's Wasser gewährt. Es gibt ferner einen andern Spaziergang für Diejenigen, welche um schöner Ansichten willen kleine Unbequemlichkeiten nicht achten; wegen der vielen Steigungen und Abdachungen des Weges über den Hügel nach dem Bach muß man nämlich öfter bergauf und bergab gehen; wenn man dagegen den südlichen Weg benuzen will, ist es ebener, aber bedeutend weiter. — Im Norden der Stadt, in der Richtung des Hafens, am Jacuy, gibt es noch einen besuchten Spaziergang, beliebt wegen seiner Nähe und leicht zugänglich, wo man auch nicht nöthig hat, wie nach dem Bach zu bergauf und bergab zu gehen. Sobald man das äußere Ende der Stadt verlassen hat, geht man in nordwestlicher Richtung weiter und befindet sich in einer malerischen Gegend, parallel mit dem Flusse, welche man das Paradies nennt; hierauf folgt in derselben Richtung weiter eine schöne Allee am Saume des Flusses aus dicht belaubten Bäumen; diese heißt der neue Weg und geht so fort bis zur Mündung des Garavatay; dieß sind gewiß zwei der schönsten Spaziergänge, die man nur irgendwo finden kann.

Auf der entgegengesezten Seite des Flusses findet man schöne chacaras (Meiereien), herrliche Gärten, angefüllt mit Blumen und Früchten, deren Düfte die Luft erfüllen und zum Genuß auffordern. Die Trauben (die herrlichsten, welche man auf dem amerikanischen Kontinente finden kann und die wir Gelegenheit hatten in Gestalt und Geschmak mit den berühmten Trauben von Fontainebleau zu vergleichen), Pfirsiche, Feigen, Birnen, Apfelsinen, süße Zitronen, Bananen wachsen neben einander auf demselben Boden und beschweren die sich nach allen Seiten erstrekenden und den Weg versperrenden Zweige; sie bieten sich gewissermaßen den Händen der Vorübergehenden an. Der Charakter der Bewohner dieser herrlichen Gegend stimmt mit dem Ueberfluß der Natur zusammen; alle jene Erzeugnisse eines fruchtbaren Bodens, welche wohl angewendete Sorgfalt erzielt, erscheinen als Gemeingut; jeder Vorübergehende, welcher Durst fühlt oder dessen Appetit durch solche verführerische Einladungen gereizt wird, kann in irgend eine Meierei treten und nach dem verlangen, wornach ihn gelüstet, überall wird er mit Zuvorkommenheit behandelt und unentgeltlich bewirthet; man lebt hier in patriarchalischen Sitten; so denken hier die Leute und man glaubt in dieser Ekе der Welt das goldne Eden wieder zu finden; — die Annehmlichkeiten dieser seltenen Gastfreiheit haben wir selbst erfahren und das Andenken daran im dankbaren Herzen bewahrt*).

Die Stadt Porto Alegre hat Ueberfluß an allen Lebensbedürfnissen und auch an den Gegenständen, welche der Luxus der Reichen und der ersten Klassen der Einwohner verlangt, fehlt es nicht.

Der Handelsstand hat hier Niederlagen von Waaren des neuesten Geschmaks in reichlicher Auswahl; es finden alle den Verhältnissen entsprechenden Handelsgegenstände (man sieht hier mehr auf wahren Nuzen als auf Flitterstaat) raschen Absaz.

Die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln geschieht aus den umliegenden Meiereien; es kommen daher alle Sorten Früchte und Gartengewächse auf den Markt, worunter manche exotische Gewächse, welche aber die Pflege eines fähigen Gärtners in diesem eigentlich ausländischen Boden erfordern. Der Marktplaz ist so zu sagen immer reichlich versorgt; das Schlachthaus hat Ueberfluß an saftigem Fleisch, auf den Fischbänken liegen in guter Auswahl Fische im süßen und salzigen Wasser in der Nähe gefangen. Wenn für Porto Alegre etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es wohl nur ein größerer Ueberfluß an Trinkwasser. Es gibt auf dem Hügel nur eine einzige Quelle auf der Westseite in der Mitte der Stadt.

Was die militärische Bedeutung der Stadt betrifft, so ist Porto Alegre ein sehr respektabler militärischer Punkt; das läßt sich auch schon aus der vorhergehenden Beschreibung erkennen. Einige wenige Feldbefestigungswerke sind hinlänglich, um die Stadt gegen jeden plözlichen Ueberfall sicher zu stellen, der Beweis hiezu liegt in den Begebenheiten der jüngsten Zeit. Zur Zeit der ersten Belagerung genügten 300 Mann reguläre Truppen, um von der Stadt aus die Wälle zu decken, die Batterien zu bedienen und über-

*) Gastfreiheit ist zwar immer noch eine hervorstechende Eigenschaft der Brasilianer; aber doch scheint uns diese Stelle allzu poetisch, um nicht einer vergangenen Zeit anzugehören. A. d. Red.

haupt die ganze Vertheidigung zu führen, denn das feindliche Heer war viel größer, hatte eine starke Artillerie und wurde durch vergebliche Stürme geschwächt; die Ursachen lagen in der natürlichen Festigkeit der Lage, der Tapferkeit der Truppen und den Talenten des Generals.

Rio Pardo liegt ebenfalls am Flusse Jacuy, weiter stromaufwärts, da wo der Pardo-Fluß, der aus den nahen Anhöhen des Geralgebirges im Norden kommt, sich in einem rechten Winkel in denselben ergießt. Rio Pardo ist ein älterer Ort und war lange Nebenbuhler von Porto Alegre. Es liegt auf einem thonhaltigen Hügel, dessen höchster Punkt eben so hoch als das rechte Ufer des Jacuy ist. Derselbe hat nach Westen zu einen tiefen Einschnitt, in dem der Pardo-Fluß läuft; nach Osten zieht sich der Hügel am Jacuy in allmäliger Abdachung hin; im Norden ist eine kleine Hochebene, die sich als Hügelkette bis zur Serra Geral erstrekt.

Denen, welche zu Schiffe auf dem Jacuy ankommen, bleibt das Städtchen anfänglich verstekt; man sieht nur 2 bis 3 unbedeutende Häuser am Ufer. Nur aus der Anwesenheit des langen Quai's kann man den Schluß ziehen, daß hier ein bevölkerter Ort sein muß; nachdem man eine Strekе von 400 bis 500' zurükgelegt hat, sieht man ziemlich viele Gebäude; einige von ihnen erscheinen in so moderner Bauart, wie sie sonst in großen Städten üblich ist. Die Straße S. Anjo mündet am Ufer des Jacuy, während die übrigen parallel mit dem Fluß laufen, und ist gewiß schon genug für irgend eine Stadt in Brasilien; dieselbe bildet durch ihre eigenthümliche Lage ein besonderes Quartier, wo die hauptsächlichsten Kaufleute, die einen den Verhältnissen des Landes angemessenen Handel treiben, wohnen. Der Handel war auch wirklich bedeutend, ehe der Bürgerkrieg diese Gegenden verheerte, und blüht nun wieder neu auf.

Rio Pardo hat die Aussicht, sich desselben Wohlstandes zu erfreuen, den man in Porto Alegre sieht. Die Bewohner der Umgegend erzeugen einen Theil der Bedürfnisse; Porto Alegre versorgt die Waarenmagazine mit allen europäischen Fabrikaten, ferner mit Wein, Spirituosen, Zuker und sonstigen Lebensmitteln, die hier wegen Mangels an Arbeitern nicht erzeugt werden. Die Einfuhren kommen auf dem Jacuy-Flusse in großen Booten und mitunter in den Yachten (und in neuerer Zeit Dampfschiffen), welche zwischen Rio Grande und den Lagunen segeln. Dieselben Fahrzeuge nehmen als Rükfracht die Artikel, womit Rio-Pardo theilweis seine Einfuhren bezahlt. Unter diese gehört die Yerva matté (Thee matté), die gewöhnlich von guter Qualität ist. Wenn nun auch diese Flußschifffahrt ohne Gefahr ist, so hat sie doch ihre Unbequemlichkeiten, wohin hauptsächlich die lange Fahrt zu Berg nach Rio Pardo gegen den Strom gehört, denn wenn es den Bootsleuten an Wind fehlt, so ziehen sie sich mühsam an den am Ufer wachsenden Bäumen stromaufwärts, was, wie schon angedeutet, nicht während des ganzen Jahres vorkommt; es kann Perioden in Jahren geben, wo manche der den Fluß speisenden Quellen versiegen und er sehr seicht wird; dann wird die Schifffahrt auf ganz leichte Ruderboote beschränkt, die so wenig laden, daß sie für Rio Pardo nur die nöthigsten Bedürfnisse liefern. — Der Verkehr zwischen Porto Alegre und Rio Pardo ist um so wichtiger, als das Städtchen Rio Pardo eine Art Ablage bildet für den Handel mit den entferntesten Landgütern im Süden und Osten. Eigentlich hört die Flußschifffahrt in Rio Pardo auf, namentlich aber die mitbeladenen Fahrzeugen; von hier beginnt der Landverkehr nach Jbicuy-Guazu, Arapey und Uruguay, und zwar vermittelst Karren, die durch 3 bis 4 Joch Ochsen gezogen werden. Auf diese Weise wird die weite Strekе der Missionen mit Handelsartikeln versorgt; nur wenig Handel geht aber bis zum Uruguay, weil auf diesem Wege die Transportkosten zu hoch steigen.

Die Stadt **San Pedro** (Rio Grande do Sul) liegt an der Ausmündung der Laguna dos Patos in den Ocean, hier genannt Rio Grande, und zwar auf einer Landzunge, auf deren einer Seite die Lagoa dos Patos, auf der andern die See sich befindet. Man gibt dieser Stadt gewöhnlich den Namen Rio Grande, wie eigentlich die Provinz heißt, im Lande nennt man sie aber gewöhnlich do Sul, „im Süden". Gelegen in einer kahlen Gegend und belästigt vom Sandelement, erscheint sie als eine bloße Schöpfung aus politischen und Handelsinteressen. Hier, wo die Natur kärglich ausstattete, schuf der Fleiß des Menschen die schönsten Werke, denn die Stadt San Pedro kann mit ihren prächtigen Häusern, reichen Magazinen, schönen Quais und ihrem Hafen sich kühn neben die ersten Städte Südamerika's stellen.

Die Stadt San Pedro ist ungefähr 2 Leguas von der innern Seite der Barre entfernt. Die Halbinsel, auf der sie liegt, erstrekt sich von hier nach Süden und bildet dadurch den See Mirim; die Landzunge im Norden des Rio Grande zeigt einen schlammigen Boden, der stets durch das Meer naß gehalten wird und noch von mehreren Kanälen durchschnitten ist, die sich bei der Fluth anfüllen und den nördlichsten Punkt, genannt Insel Ladino, von dem übrigen Bezirk trennen.

San Pedro do Sul hat keine Spaziergänge; denn wer möchte auf einem Boden zu seinem Vergnügen sich ergehen, welcher einem unter den Füßen wegsinkt und wo man vergebens Schatten gegen die brennenden Sonnenstrahlen sucht? Der einzige Ort, den man dazu benuzen könnte, ist ein Stük Land im Südwesten der Stadt, genannt Pantano (Sumpf), der auch wirklich seinen Namen verdient, denn es ist nur ein Behälter des Regenwassers, welches hier einen festen Thonboden findet, daher nicht einsikern kann und stehen bleibt; früher benuzte man diese Oertlichkeit, um daselbst Wäsche halten zu lassen. Begreiflicherweise besizt dieser Punkt auch nicht genug Anziehungskraft, um ihn sehr besucht zu machen. Uebrigens hat der Charakter der Einwohner Neigung zu andern Sitten; sie sind thätig und gesellschaftlich und die wenigen Mußestunden, die ihnen ihre Hauptbeschäftigung, der Handel, übrig läßt, widmen sie freundschaftlichen Zusammenkünften, die angenehmer und weniger einförmig sind.

Vor wenig Jahren noch bot die Stadt San Pedro denselben lächerlichen Anblik dar, welchen viele Seestädte Brasiliens haben; es zeigen sich dem ankommenden Reisenden nur die Rükseiten der Häuser, und so hatte man auch nicht den geringsten vortheilhaften Eindruk. Die Munizipalverwaltung von Rio Grande war die erste, welche den Fehler der Vorfahren erkannte; sie beschloß, Quais an der Seeseite anzulegen, ihre Befehle wurden mit vieler Mühe, aber unter Beihülfe und im besten Einverständniß mit den Einwohnern ausgeführt. Die Quais wurden vermittelst eines neu angelegten Dammes auf einer dem Meere abgewonnenen Strekе errichtet. Dadurch ist die Stadt nun auf der Hafenseite mit einem Gürtel von breiten und schönen Quais versehen, vor denen Schiffe löschen und laden können, und innerhalb derselben stehen Magazine und Häuser. Der Hafen der Stadt San Pedro ist sicherer als der des gegenüber gelegenen Flekens San José del Norte, wo gewöhnlich die tiefer gehenden Fahrzeuge sich vor Anker legen, denn der von San Pedro hat mehr Schuz gegen die Südwinde als der andere. — Dieser Hafen ist auch eine neue Schöpfung, die nur durch den wohl berechnenden Unternehmungsgeist der Rioglandenser entstanden ist; sonst hat man wohl noch in wenigen Häfen Amerika's daran gedacht, durch hydraulische Arbeiten den Hafen zu verbessern; die liesige Kaufmannschaft ließ aber durch eine Baggermaschine die Kanäle austiefen, welche die Sandbänke durchlaufen, und so können nun ohne Mühe beladene Schiffe sich dem Ufer nähern.

Es ist fast kein Haus in San Pedro, das nicht einen grünenden Garten neben sich hat; es wachsen daselbst so viel Früchte und Gartengemüse, daß die Versorgungen aus der Umgegend beinahe unnöthig sind. Die Stadt San Pedro hat Ueberfluß an Allem, was die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Lebens nur erfordern können, und es findet hier eine um so reichlichere Anhäufung von Lebensmitteln und andern Gegenständen der Ein- und Ausfuhr statt, weil sie schon durch ihre Lage der wichtigste Plaz der Provinz geworden ist.

Das Trinkwasser in San Pedro ist Dünengrubenwasser. Man macht Erdgruben dadurch zu Brunnen, daß man in denselben mehrere Fässer über einander stellt; es findet sich schon in so geringer Tiefe Wasser vor, daß die Wasserträger es gewöhnlich mit einer Kelle, einer Kokusnußschale an einem Stok, heraufschöpfen. Dieses Dünenwasser gehört wohl zu den reinsten Trinkwassern, die man nur auf der Welt finden kann. Seine Haltbarkeit ist auch den Seeleuten so bekannt, daß sie es gerne einnehmen; es hält sich auf der See lange Zeit, ohne zu verderben; wir selbst tranken solches Wasser, welches 6 Monate an Bord gewesen war, und fanden es so frisch und rein, als wenn es eben erst geschöpft worden wäre. Diese Haltbarkeit ist ein Beweis, daß ihm alle Bestandtheile fehlen, die den Fäulnißprozeß bedingen und von welchen Beimischungen auch die besten Quell- und Flußwasser nicht frei sind.

Neuester Bericht über die Empfangs- und Weiterbeförderungs-Verhältnisse der Einwanderer in New-York von Eduard Pelz.

(Fortsezung.)

Dagegen liegt es ganz in der Natur der Sache, daß die Passage-Linien des Staates New-York alle Mittel jederzeit ergreifen werden, um, wenn möglich alle Einwanderer als Passagiere an sich zu reißen. Das Geschrei der dadurch Bedrükten wird vom Geräusch des Interesses übertäubt und an den Schaden, welcher dem Ganzen dadurch erwächst, denken die Grobselbstsüchtigen nicht. Allerdings machte das starke Stoken der Einwanderer aus Deutschland in den lezten beiden Jahren Aufmerksamere stuzig und da man auch meinen nach Deutschland abgestatteten Berichten einen Einfluß auf diese Verminderung beimaß, so wurde ich darüber von einflußreicher Seite zur Rede gestellt. In meiner Rechtfertigung lagen bittere Anklagen der fortdauernden Mißhandlung der Einwanderer, die man von mir hinnehmen mußte, weil sie offiziell bestätigt waren. Ich erklärte geradezu: es werde der nichtswürdigste, heuchlerischeste Mißbrauch mit einer Einrichtung getrieben, die den größten seitherigen Uebeln abhelfen sollte. Man verwies mich darauf, daß ja der Präsident hiesiger deutscher Gesellschaft, Hr. Garrigue, gerade mit bei der Leitung des Castle-Garden sich befinde und die Deutschen daher durch sich selbst dort repräsentirt seien. Meine Entgegnung bestand in einem Protest, daß Hr. Garrigue die Deutschen überhaupt und die New-Yorks insbesondere repräsentire. Ich verwies auf den Umstand, daß die deutsche Gesellschaft längst eine separate Klike gebildet habe, welche vornehmlich die deutschen Rheder-Interessen, den Einwanderern gewissermaßen gegenüber, vertrete; daher denn auch das Salair des Hrn. Garrigue durch Subskription der hiesigen Konsignateure Bremer und Hamburger Schiffseigner und Befrachter nebst ihrem Anhange subskribirt worden sei. Ich wies auf die, in dieser Gesellschaft bei lezter Jahresversammlung aufgetretene, höchst achtungswerthe Opposition gegen das bisherige Verfahren hin und fügte hinzu, daß die deutsche Gesellschaft von New-York keineswegs ein Vertrauen der Deutschen New-Yorks genieße, was auch schon aus ihrer geringen, nur kaum 500 Köpfe zählenden Mitgliederschaft erhelle, den gewiß 150,000 Deutschen New-Yorks und seiner Schwesterstädte gegenüber.

Man wollte hiernach noch behaupten: es sei doch dem vormaligen Unfuge der Runner u. s. w. gesteuert worden durch die Castle-Garden-Einrichtung, was ich nach meiner Erfahrung indessen auch nicht zugeben konnte. Denn ich sah gerade den mir als am schädlichsten wirkenden Theil der Runnerschaft die Einwanderer im Castle-Garden-Depot als Angestellte auf alle Weise mißhandeln. Lug, Trug und sogar Gewaltthat war an der Tagesordnung dort, und es geschah das Aergste, was jemals geschehen, in vermehrtem Maße, weil alle Scheu und Rüksicht auf Konkurrenz wegfiel. Früher durften es Passageagenten, Runner, Gastwirthe und dergleichen doch nicht so arg machen, weil sonst die Einwanderer durch Warnungen am rechten Orte, von den betreffenden Leuten abgehalten werden konnten. Ein Kreuder vermochte z. B. sein Treiben nicht länger fortzusezen und gab es auf, während jezt im Castle-Garden alle Abscheulichkeiten gewissermaßen gesezlich beschüzt verübt werden. Was sagt man zu Vorfällen, wie etwa den folgenden: Eine Eingewanderte aus Süddeutschland kam klagend in's Emigrant Departement der Mayors office, um sich darüber zu beschweren, daß man sie nun schon acht Tage im Castle-Garden zurük halte und ihr auch jezt ihre Sachen nicht herausgeben wolle, obschon sie nicht länger im Stande sei auszuhalten, was ihr die Angestellten unausgesezt zumuteten. Sie sei in Deutschland schon nicht keusch gewesen, aber was man da von ihr verlange, könne sie nicht ertragen! — Die Fälle, daß Mädchen von Angestellten im Castle-Garden in Bordelle New-Yorks für fünf Dollar pro Kopf förmlich verkauft wurden, sind nicht eben selten. Ebenso kamen zahlreiche Beraubungen des Gepäkes der Einwanderer im Castle-Garden vor. Der Verkauf der Einwanderer an Passage-Etablissements daselbst unterliegt gar keinem Zweifel; der förmliche Verkauf von Einwanderern an Gasthöfe ist ebenso häufig nachgewiesen; nun möchte ich jeden Unterrichteten fragen, ob nicht früher mehr Aussicht vorhanden war für Ankömmlinge als jezt, um ungerupft durchzukommen! Man konnte früher Empfohlene oder Angehörige auf den Schiffen abholen und sie vor aller Gefahr schüzen, während jezt Niemand im Castle-Garden Zutritt hat, bis dort die Plünderung bereits verübt ist. —

So stehen die Dinge und ich fordere Unterrichtete heraus, mir Irrthümer in meinem Urtheil nachzuweisen!

Was aber soll oder kann unter diesen leidigen Umständen geschehen? — Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir uns nun wenden.

Vor allem muß der Auswanderer nicht wie dies seither so oft geschah, aufs Gerathewohl hierher ziehen, sondern sich vorher ein wenig um die Angelegenheit kümmern. Er wird dann erfahren, daß bereits mehrere von den Regierungen Deutschlands — ich nenne Baiern, Württemberg, Baden und Hessen — der Pennsylvania-Zentralbahn den Verkauf ihrer Reisebillets in's Innere des Unionsgebietes unter Garantie ausnahmsweise verstatteten. Mithin kann der nach dem fernen Westen Nordamerika's Ziehende oft und meist schon drüben sich selbst vor dem Uebelstande sichern, hier zum Ankauf eines Billets zur minder empfehlenswerthen Reisegelegenheit überredet zu werden. Nur soll man eben schon drüben den Entschluß fassen, wohin sich hier zu wenden und davon nicht leichtfertig abgehen. Wer das schwankende Rohr macht, darf sich nicht beklagen, wenn er — geknickt wird. Man soll auch nicht den Ankauf des Billets zur Binnenreise bis zur Ankunft in einen Hafenplatz aufschieben; schon weil Bremen und Hamburg den Billetverkauf nicht zulassen, indem sie es hier mit keiner Partei verderben wollen.

Wer ein gutes Reisebillet in's Innere von Nordamerika vor der Abreise aus Deutschland unter Garantie gekauft hat, möge sich wohl hüten nach Ankunft im Castle-Garden oder an andern Plätzen, dem Gerede von Personen Gehör zu geben, die sich bestreben, solche Billets zu verdächtigen. Gewöhnlich waltet nur die Absicht ob, den Auswanderer zu betrügen. Dafür lassen sich zahlreiche Beispiele als Belege anführen, und ich will hier ein dieser Tage erst vorgefallenes zur Erläuterung folgen lassen.

Chr. Graven und Bal. Thomas aus Pfalzdorf in Westphalen wanderten etliche zwanzig Köpfe stark aus, um über New-York nach Wisconsin zu gehen. Sie hatten in Havre Billets für die Reise nach Milwaukee mit der Pennsylvania-Zentralbahn gelöst und darauf 32 Dollar angezahlt, während der ganze Fahrpreis durchaus auf Eisenbahn 167 Dollar betrug. Im Castle-Garden gelandet, wurde ihnen die Versicherung gegeben, daß sie schmählich überheuert worden seien, indem ihnen die Passage nur etwa 130 Dollar über Albany kosten würde, wobei sie nicht mehr als einmal auf's Wasser kämen. Eine solche Ersparniß war zu lokend, um nicht Eindruk machen zu sollen; allein Graven wollte gleichwohl keinen Schritt ohne den Rath des Herrn Pastor Steins thun, an welchen er daheim empfohlen war. Der verschmizte Runner, welcher die Leute im Castle-Garden bearbeitete, stellte Graven die Frage: ob er den Pastor Steins persönlich kenne? was verneint wurde. Hierauf hielt man die Leute etwa eine halbe Stunde damit auf, daß gesagt ward: es sei nach Herrn Pastor Steins geschikt und derselbe werde gewiß bald selbst erscheinen; auch erschien hernach eine Person, die sich für den genannten Pastor ausgab und natürlich Graven versicherte, was der Runner demselben vorgeschwindelt hatte. Nun zahlte Graven 117 Dollar für zu ihm gehörende zwanzig Köpfe und empfing dafür ein Billet in englischer Sprache, das er nicht lesen konnte, und welches auf die Fahrt bis Albany mit Dampfboot, von Buffalo aus wieder mit Dampfer über den Eriesee, dann aber zum dritten Mal zu Wasser über den Michigansee lautete. Hätte Graven diese Tour gemacht, so dürfte er auf derselben an Aufenthalts- und anderen Kosten weit mehr Geld haben aufwenden müssen, als wenn er für 135 Dollar Billets zur Pennsylvania-Zentralbahn genommen. Denn es ist bekannt, wie auf der Tour über Albany u. s. w. in angeführter Art Agenten, Runner, Gastwirthe ꝛc. zur Plünderung der Einwanderer förmlich verschworen sind, was früher bereits in der Rudolstädter Auswanderungs-Zeitung deutlich dargethan worden ist. Tausenderlei Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe, Lug und Trug werden angewendet, um den Einwanderern ihr Geld abzunehmen, und man schloß nachweislich von New-York aus förmliche Zuweisungs-Kontrakte auf bestimmtes Kopfgeld lautend. Wenn man also Reisenden auf dieser 300 Meilen längern Tour in New-York billigere Fahrbillets verkauft, so wird dies durch die indirekt damit verbundenen Mehrausgaben reichlich ausgeglichen.

Als Graven aber den Castle-Garden verlassen hatte, machte ihn Jemand aufmerksam und er suchte nun den wirklichen Pastor Steins auf, der ihm die Augen vollends öffnete und seinen Sohn zur Vermittlung an den Generalagenten der Pennsylvania-Zentralbahn sandte, welcher sofort energische Schritte wegen dieses Schwindels that, in Folge deren endlich auch der Kontraktor der Eriebahn ꝛc. Scherlenski, das erschwindelte Geld zurükzahlen mußte. Von einer Zuschuznahme deutscher Einwanderer Seitens des Präsidenten der deutschen Gesellschaft New-Yorks gegen solchen offenbaren Betrug war und ist keine Rede, obschon Herr Garrigue jezt als Commissioner of Emigration speziell im Castle-Garden fungirt. Im Gegentheil hält Herr Garrigue deutsche Reden an Emigranten, worin er die Schwindel-Geschäfte der im Castle-Garden monopolisirten Passage-Etablissements empfiehlt und solidere Beförderungs-Linien zu verdächtigen sich nicht scheut, ganz in gemeiner Runnerweise!

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Deutschland. Die Gesammtzahl der im verflossenen Jahre direkt von Hamburg nach transatlantischen Häfen (Amerika und Australien) Ausgewanderten betrug, nach offiziellen Angaben, 23,822 Personen in 119 Schiffen, also 8610 Passagiere und 32 Auswandererschiffe mehr als im Jahr 1855, in welchem nur 15,212 Passagiere in 87 Schiffen direkt ausgewandert waren.

England. Ueber die Auswanderung aus Großbritannien und Irland während des Jahres 1856 schreibt das „Liverpool Albion": Da das Ende des Jahres vor der Thüre steht, so können wir mit ziemlicher Genauigkeit die Zahl der seit dem 31. Dez. 1855 von hier abgesegelten Auswanderer angeben. Einer Angabe zufolge, welche wir an jenem Tage unsern Lesern vorlegten, belief sich die Auswanderung im Jahre 1855 im Ganzen auf 131,923 Seelen, wovon 122,480 in Schiffen, die in Gemäßheit der Passengers Act registrirt waren, und 9443 in anderen Schiffen abgegelten. In jenem ganzen Jahre ward Neu-Seelands keine Erwähnung gethan, da kein einziges Passagierschiff nach jener Insel abging. Die dießjährige Auswanderungs-Statistik bietet die merkwürdige Erscheinung dar, daß der regelmäßige Strom der Auswanderung nach Neu-Seeland sich in volleren Fluthen ergossen hat, und das wird auch wohl in Zukunft der Fall sein, da die Nachrichten aus jenem Lande so einladend als möglich klingen. Wenn die Berichte für 1856 fertig sind, so wird es sich zeigen, daß die Auswanderung in diesem Jahre sich auf ungefähr 136,000 Seelen beläuft, wovon über 97,000 nach den Vereinigten Staaten, etwa 30,000 nach Australien, ungefähr 5000 — d. h. 2000 mehr als im vorhergehenden Jahre — nach Canada, 1579 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung (meistens deutsche Legionäre), 1136 nach Neu-Seeland, 429 nach Zentral- und Süd-Amerika, 322 nach Neu-Braunschweig, 185 nach Newfoundland, 64 nach Prince Edwards Island, 43 nach Westindien, und ungefähr 40 nach Neu-Schottland gegangen sind. Was die Einwanderung nach Neu-Seeland betrifft, so bietet sie die eigenthümliche Erscheinung dar, welche sich sonst nirgends findet, daß die Auswanderer ausschließlich Engländer sind. Aus den statistischen Berichten ergibt sich, daß, während ungefähr die Hälfte der nach Australien und alle nach Neu-Seeland Auswandernden Engländer sind, mehr als zwei Drittel derer, welche nach den Vereinigten Staaten auswandern, aus Irländern bestehen. Die Auswanderung der Mormonen ist noch immer im Zunehmen begriffen und im vorerwähnten Jahre sind ihrer über 4000 nach amerikanischen Häfen abgesegelt, um sich nach Utah zu begeben.

— Aus London wird von furchtbaren Verheerungen berichtet, welche die Stürme in der lezten Woche zur See und an den Küsten angerichtet haben. Man fürchtet, daß mehrere Schiffe mit Mann und Maus untergegangen seien. Auch das Tau des unterseeischen Telegraphen zwischen Calais und Dower wurde zerrissen. Kaum weniger als hundert Fahrzeuge sind an den Küsten Englands theils gestrandet, theils mit ihren Mannschaften gänzlich zu Grunde gegangen, unter andern auch der Postdampfer „Violet", der glüklicher Weise nur einen einzigen Passagier an Bord hatte.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Politik und Volksstimmung gegen Walker.) Der Präsident der Vereinigten Staaten hat gegen Garrison, Morgan und Walker im Interesse der Transit-Compagnie Verhaftsbefehle erlassen. Leztere verlangt für unbefugte Veräußerung ihres Eigenthums und für die ihrem Geschäfte zugefügten Nachtheile einen Schadenersaz von 2 Mill. Doll. In New-York waren dessenungeachtet mehrere Versammlungen gehalten worden, um zu berathen, wie man Walker in Nicaragua am besten unterstüzen könne. Es wurden bei dieser Gelegenheit für ihn öffentlich namhafte Massen von Brod, Schinken, Mehl, unter anderm auch 800 Flinten abgeliefert. Die amerikanische Regierung soll jedoch entschlossen sein, kein Schiff aus dem Hafen zu lassen, das dem Abenteurer Mannschaft oder Kriegsmaterial zuführt. Die Lage des Lezteren scheint, trotz Allem, was seine amerikanischen Freunde ausposaunen, keineswegs beneidenswerth zu sein. Reisende, die von Nicaragua kommen, schildern sein Heer als eine zerlumpte, von allem Nothwendigen entblößte Truppe, und daß es so sein muß, beweist der Umstand, daß auf das Ansuchen von Walkers früherem Agenten in Washington ein Dampfer in Greytown anlegen wird, um den halbverhungerten Freibeutern wenigstens einige Nahrungsmittel zuzuführen.

— Die Agitationen gegen die Sklaverei haben doch ihren Nuzen. Selbst „republikanische" Zeitungen erkennen an, daß jezt viele Sklavenhalter, entweder von religiösem oder Rechtsgefühl getrieben, ihre Sklaven gänzlich frei geben.

— (Landverkauf.) An Regierungsländereien sind in den Vereinigten Staaten während des lezten Jahres 9,227,878 Acres verkauft und für dieselben 8,821,414 Dollars erlöst worden. Als Landschenkungen an Soldaten für geleistete Dienste und an Einzelnstaaten zur Förderung des Baues von Landstraßen und Eisenbahnen ꝛc. wurden 30,100,230 Acres vergeben. Die Postverwaltung erzielte eine Einnahme von 7,620,801 Dollars, wogegen die Ausgaben desselben Departements sich auf 10,407,868 Dollars belaufen, ein Defizit von 2¾ Millionen Dollars oder ¾ Millionen größer als im vorhergehenden Jahre.

— New-York. (Neue Betrügerei.) Seitdem der Verkauf werthloser Reisebillete für's Inland durch die Vorsichtsmaßregeln der Emigrations-Commission und durch das kräftige Einschreiten der Behörden bedeutend geschmälert ist, haben die Emigrantenbetrüger sich auf einen neuen Industriezweig gelegt, auf den Verkauf von Passagescheinen nach Europa, die entweder auch werthlos sind, oder, wenn echt, zu einem doppelten und dreifachen Preise von ihnen abgesezt werden. Fälle der Art sind häufig vorgekommen. Der Betrug ist für Denjenigen, der ihn ausführt, mit größerer Sicherheit verknüpft, als die Uebervortheilung der Emigranten durch inländische Passagebillets, und wird deshalb auch mit mehr Dreistigkeit betrieben. Trotz aller Warnungen und der gerichtlichen Verfolgung mehrerer Schuldigen, nahm dieser Betrug endlich so sehr überhand, daß die Rheder in New-York, der ewigen Unannehmlichkeiten müde, sich veranlaßt sahen, einen Verein zu bilden, eine Art Schuz- und Truzbündniß, dem sich der gesammte respektable Theil der Schiffseigenthümer anschloß und gewisse Verordnungen erließ, deren Ziel die Beseitigung der herrschenden Uebel war. Zu derselben Zeit fanden auch Versammlungen der Agenten (broker-), in deren Händen das europäische Passagiergeschäft ruht, Statt, deren Folge die Errichtung einer ähnlichen Association ihrerseits war, von deren Vorstand ebenfalls Verordnungen erlassen wurden, um das Geschäft vor der Einmischung der Runner zu sichern und die Auswanderuden möglichst vor Uebervortheilungen zu schüzen. Beide Verträge traten mit dem 18. Okt. in Kraft; die Hauptbedingungen des Vereins der Rheder bestanden 1) in gleichmäßigen Passagepreisen, Dll. 20. für die zweite Kajüte und Dll. 18. für das Mitteldek, inkl. Proviant, der auch gleichmäßig auf jedem ihrer Schiffe vertheilt werden sollte; 2) in der Verausgebung von Billets, auf denen die Preise deutlich gedrukt sein sollten; 3) ist es dem Kapitän zur Pflicht gemacht, jeden Passagier zu fragen, ob er mehr als die gesezlichen Preise bezahlt habe; 4) jeder Agent (droker), der sich weigert, dem Passagier das etwa zu viel erlegte Geld für das Billet zurükzuzahlen, soll fortan nicht länger als Agent für die Schiffe der gedachten Rhederei agiren können. Der Verein der Agenten acceptirte diese Bedingungen, obgleich sie gewissermaßen nur auf den Schuz der Passagiere vor den Uebervortheilungen seiner Mitglieder hinzielten, und schritt dann an's Werk, ein anderes Programm zu entwerfen, durch welches auch den übrigen Emigrantenbetrügern ihr Handwerk gelegt werden könnte. Die Bedingungen ihres Vereins lauteten dahin: 1) Keine Ueberfahrtsbillete sollen an Agenten verkauft, noch Passagiere von Solchen angenommen werden, die sich weigerten, dem Vereine beizutreten. 2) Außer der Bezeichnung des Preises auf den Billeten sollen auch die Worte: „Nicht übertragbar" (not transferable) auf denselben stehen. Wenn es sich herausstellt, das der Besizer mehr als den legalen Preis dafür erlegt, soll das Billet seine Gültigkeit verlieren. Die übrigen Bedingungen, fünf an der Zahl, sind für das Publikum unwichtig, weil sie nur die Prozente der Agenten reguliren und gewisse Strafen für die Uebertretung der Vereinsbedingungen auferlegen. Es ist die lezte der beiden Vorschriften, die wir der Länge nach übersezt, auf welche

wir die öffentliche Aufmerksamkeit zu richten wünschen. Es scheint uns aus derselben hervorzugehen, daß die Passageagenten unter dem angeblichen Bestreben, den Reisenden zu beschützen, ihn in der That noch stärker benachtheiligen, als der Runner es zu thun vermag, der den Passagier durch Kniffe und Lügen einige Dollars über den festgesezten Preis für sein Billet abzwakt. Der Reisende, statt für diesen kleinlichen Betrug entschädigt zu werden, wie man es von einem Verein, der sich zu seinem Schuze gebildet, erwarten könnte, wird für den Verlust, welchen er erlitten, noch gestraft. Erklärt er dem Schuzgeist, der in Gestalt eines Agenten vor ihn tritt, daß er Doll. 25 statt der achtzehn bezahlt, so wird ihm statt des Trostes und des Versprechens einer Genugthuung für die verlorenen sieben Dollars die Nachricht, daß der Verein der Agenten kraft obiger Verordnung ihn verurtheilt hat, auch noch seine Passage zu verlieren, obgleich das Billet echt ist, weil — er sich hat betrügen lassen. Gegen eine solche Logik ist von einem armen Passagier gegen den reichen Agenten wenig zu machen. Er mag sich krümmen und winden, er mag in tiefer Entrüstung die ihm zu Theil gewordene Behandlung der ganzen Greenwich-Str. verkünden, aber es wird ihm dadurch keine Redresse. Geht er zu einem andern Agenten, so findet er, daß dieser Mitgied des Vereins ist und das Verfahren durchaus billigt: findet er jedoch Einen, der nicht dieser heiligen Hermandad angehört, so liegt die Wahrscheinlichkeit vor, daß er nochmals und ärger betrogen wird als zuvor und endlich seinen lezten Cent opfert, ohne dadurch Europa um einen Fußbreit näher gerükt zu sein. Die Beanspruchung des Schuzes der Gesezе ist zu kostspielig, um in seinem Bereiche zu liegen, der Mayor, wie gern er auch wollte, hat keine Macht für ihn zu wirken, und das Publikum erfährt nichts von der Sache, so daß selbst nicht durch den Ausspruch der öffentlichen Meinung ihm wenigstens eine moralische Genugthuung werden kann. Es wird durch diese willkürliche, durch kein Gesez legalisirte Verordnung der Agenten die interessante Frage angeregt, ob sie bei deren Erlaß nicht andere Zweke im Auge hatten, als die der Philanthropie? Wir wollen diese Frage nicht beantworten, bis wir ihr Wirken unter dem neuen System näher bewacht haben, vorläufig uns aber mit Rath an die Auswanderer begnügen, nur den auf den Billeten bezeichneten Preis und nicht mehr zu erlegen, weil sonst die Agenten das Prinzip ihres Vereins in Geltung bringen und die Billets zurükweisen würden.

(New-York. Krim.-Ztg.)

— Illinois. (Chicago's Getreidehandel.) Chicago's Verschiffungen von Brodstoffen während der diesjährigen Saison betrugen: Waizen 5 Millionen Bushel nach Buffalo, 4 Mill. Bushel nach Oswego und 900,000 Bushel nach andern Häfen; Mais 7,700,000 Bushel nach Buffalo, 2 Mill. Bushel nach Oswego und 900,000 Bushel nach andern Häfen; Hafer 500,000 Bushel nach Buffalo, 64,000 Bushel nach Oswego und 200,000 Bushel nach andern Häfen; Waizenmehl 100,000 Faß nach Buffalo und 43,000 Faß nach andern Häfen.

— Wisconsin. Am 28. Nov. 1856 wurde in Milwaukee der „Pionier" Salomon Juneau, der erste Ansiedler in dieser jezt schon so großen Stadt begraben. Hinter seinem Sarge folgte ein Zug von Menschen, wie er sich noch nie durch die Straßen von Milwaukee bewegte.

— Kentuky. (Ein werthvoller Fund.) Bei der Ausgrabung eines Kellers in Taylorsville fand man eine Flasche, welche 40,000 Dollars Noten der Vereinigten-Staaten-Bank enthielt.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

(Fortsezung.)

„Ugh!" rief endlich der Eine, als er eben wieder seinen Becher füllen wollte und nun zu seinem Entsezen fand, daß die Flasche, die er gerade erst gegen das Licht gehoben und welche danach wohl noch anderthalb Becher halten mußte, kaum einen guten Schluk mehr her gab — „was das? Uiski drin und kommt nicht aus."

Er drehte, während sich der Andere neugierig und bestürzt zu ihm hinüber bog, die Flasche um und entdekte hier zu seiner, ihm nichts weniger als angenehmen Ueberraschung die eingedrükte Höhlung.

„Wah!" rief er erstaunt aus — „groß Loch hier — Weißer Mann hat groß Loch in Flasche — ugh — schlecht — Indianer kriegt Flasche voll — in Loch nichts."

„Ugh — schlecht!" stimmte der Andere bei und bezeugte durch ein den Gaumenlaut begleitendes Kopfnicken, daß er ganz vollkommen derselben Meinung und eben so mit der gethanen Aeußerung einverstanden sei.

Der Händler erwiederte: „Ei, Indianer, da seh Dir nur all die anderen Flaschen an — das Loch ist in allen; sie halten nun einmal so ihr Maß und sind danach eingerichtet; wäre das Loch nicht, würde die ganze Flasche kleiner sein."

„Ist nicht nöthig," brummte der Sprecher wieder; „weißer Mann hat Felle gekriegt, ganz — blos Kugelloch drin — Kugelloch kann wieder gemacht werden — weißer Mann muß das Loch auch machen!" Und er hielt, in deutlicher Erklärung dessen, was er meinte, dem Händler die Flasche verkehrt hin, damit dieser solcher Art und gewissenhaft das Versäumte nachholen könne.

„Ha, ha, ha!" lachte der aber — „das ist eine verdammt komische Zumuthung — wie käm' ich denn dazu oben und unten einzuschenken — Ihr habt ohnedies beide gerade so viel in Euch hinein gegossen, wie Ihr bequemer Weise tragen könnt."

„Schadt nichts," brummte der zweite Indianer und deutete dabei auf die Flasche — „Loch wieder machen!"

„Ei nun, wenn Ihr's nicht anders wollt," lachte der Händler und sprang, nach der Flasche greifend, von dem Ladentische, „so kommt mir's auf die paar Tropfen auch nicht an — hier Kikapoo — halt denn einmal die Flasche — aber steh fest — Donnerwetter, Bursche, Dir ist ja der Trunk schon in Kopf gestiegen, und willst noch immer mehr haben?"

„Schadt nichts," grinst'e der Wilde; „sehr gut, mehr — viel besser Wort wie weniger — weniger schlechtes Wort."

Also auch nicht weniger heiß — weniger Hunger — weniger Durst?" lachte Smith, während er sich zum Fasse nieder bog.

„Nein, nein!" rief der Kikapoo, und seine Augen verschlangen schon jeden einzelnen Tropfen, der ihnen noch zugemessen wurde — „immer mehr Durst — Durst viel gut — sehr viel gut!"

Das „Loch" hatte freilich nicht so viel gegeben, als die Beiden erwartet haben mochten; denn sie hielten den Inhalt, nachdem sie ihn vorher in den Becher ausgeschüttet, lange Zeit zwischen sich und schwazten viel und eifrig in ihrer eigenen Sprache mit einander; endlich aber leerten sie ihn doch, und als der Händler hiernach unerbittlich blieb, ihnen noch mehr auszufüllen, holte Einer von ihnen ein kleines zusammengerolltes Päkchen aus seiner Deke vor, das er aufwikelte und ein fein gegerbtes Otterfell zum Vorscheine brachte. Es war augenscheinlich, sie hatten dieses im Anfange nicht um Whiskey hingeben, sondern vielleicht irgend andere Bedürfnisse, vielleicht für die Squaw*) daheim, die derlei Arbeiten auch gewöhnlich verfertigen, eintauschen wollen; die furchtbare Gier aber, die der rothe Sohn der Wälder — einmal verführt — nach dem für ihn so verderblichen Genuß des Feuerwassers nährt und hegt, ließ den Kampf, den in ihrer Brun wahrscheinlich jezt noch das bessere Gefühl kämpfte, einen sehr kurzen sein.

Der Indianer warf das Fell, das der Amerikaner sorgfältig prüfte, auf den Ladentisch und verlangte im Anfange „halbe Flasche Uiski — nachher anderes" — dafür — sie wollten nur einen Theil des anvertrauten Gutes vertrinken. Mit dem Genusse stieg aber auch die Gier danach, und Becher nach Becher voll ließen sie sich von dem kopfschüttelnden und keineswegs ganz damit einverstandenen Krämer nachgießen, bis auch der lezte Cent vertrinken worden und die unersättlichen Kehlen dennoch mehr verlangten.

„Mehr Uiski!" lallte jezt der Eine mit stieren, glanzlosen Augen und streckte den einen Arm mit der Flasche dem Amerikaner entgegen, während er mit dem anderen den schwankenden Körper am Ladentische zu stüzen suchte — „mehr Uiski — Fell eine Flasche mehr werth."

„Ihr bekommt keinen Whiskey mehr!" sagte aber, und zwar auf das bestimmteste, der Händler; denn er fürchtete nicht mit Unrecht den wilden zügellosen Geist seiner Gäste, der sich, so friedlich sie auch im nüchternen Zustande sein mochten, im trunkenen nur zu oft die Bahn brach und dann zu allem Schlimmen, fähig war — „Ihr Zwei habt mehr getrunken, als Sechsen zuträglich gewesen wäre, und es ist besser jezt, Ihr legt Euch ein paar Stunden auf's Ohr, Euren Rausch auszuschlafen."

„Rausch? ausschlafen?" lallte der älteste der Beiden, indem er die Flasche am Halse ergriff und in die Ecke schleuderte, daß sie in tausend Scherben zerbtach — hahahaha! weißer Mann — mehr, Po—co—mo—con nüchtern wie junger Waschbär — weißer Mann, trunken — wakelt hin und her wie junge Birke — hahaha — mehr Uiski — Blaßgesicht — mehr Uiski — bei Gott!"

„Ihr bekommt keinen Tropfen mehr," sagte der Händler und deutete nach der zerschmetterten Flasche — „seid Ihr gute Indianer? thun das gute Indianer? thun das nüchterne Waschbären? Pakt Eure Siebensachen zusammen, und ich will Euch nebenan in mein Waarenhaus bringen, da könnt Ihr bis zum Morgen ausschnarchen, und morgen früh sollt Ihr dann auch noch Jeder einen Becher voll auf den Weg haben — seid Ihr damit zufrieden?"

„Ja!" sagte der Aelteste, „ja, sehr gut, Becher voll, sehr gut — aber gleich trinken — dann morgen, morgen anderen."

„Du bist gescheid — nein, schlaft nur erst aus," lautete die Antwort.

„Co to hell!" knurrte jezt gereizt der Jüngere — „Bleichgesicht cheats — betrügt rothen Mann — Bleichgesicht thut nichts umsonst."

„Würde schon Uiski geben," lallte der Andere schlukend, „wenn wüßte — hik — wenn wüßte, was ich weiß — hik!"

„Möglich!" sagte Smith lakonisch.

„Nicht möglich!" rief, durch die Ruhe des Weißen gereizt, der Indianer; „nicht — hik — nicht möglich, gewiß! Indian weiß großes Geheimniß für weißen Mann, dann you — hik — großes Geheimniß von Konzas — — hik — aber Uiski, mehr Uiski."

„No, you don't!" lachte der Händler, der nicht anders glaubte, als der Wilde mache ihm hier etwas weiß, um nur noch einen Becher voll Whiskey heraus zu pressen; „Du behältst Dein Geheimniß und ich meinen Whiskey, das wird das Gescheidteste sein."

„Dam you!" brummte der Wilde; „Ihr gebt ganz Faß voll — hik — vor Geheimniß — weißer Mann — hik — ugh — ganz zwei Faß voll — hik — weißer Mann unter Indian — ugh — steht gut — hik — steht gut aus — hik — großer Krieger — hik — hahahahe — wohl auch Faß voll werth — hik?"

Der Jüngere, der doch nicht so ganz trunken sein mochte, als sein älterer Gefährte, und vielleicht eine Art Ahnung hatte, wie Jener durch sein Schwazen sie beide in Unannehmlichkeiten verwikeln könne, ergriff seinen Arm und suchte ihn fort zu ziehen; der aber stieß ihn mit mürrischem Fluche von sich,

„Dam you! — mehr Uiski — haih!" Und sein gellender Schlachtschrei tönte die ganze Straße hinab, daß die Kinder im Spielen aufhörten und die Einzelnen, die in dem mehr und mehr anbrechenden Abend noch draußen vor den Thüren weilten, überrascht die Köpfe hoben, dem unheimlichen Tone, der vielleicht bei Manchem gar trübe Erinnerungen in's Gedächtniß zurük rief, zu lauschen.

Smith war aber auch aufmerksam geworden — ein Weißer unter den Indianern als Indianer — denn etwas Aehnliches schien unfehlbar die wirre Rede anzudeuten — er wußte selbst nicht, woher es kam, aber fast unwillkürlich zukte ihm der Gedanke an Meß. Rowland durch den Kopf, und er beschloß jezt, jedenfalls dieser Spur so rasch als möglich zu folgen.

„Hallo Indian — ist das wahr, was Du da sprichst?" redete er diesen an und trat, um den Ladentisch herum, auf ihn zu.

„Aha" — grinst'e die Rothhaut — „hat Po—co—mo—con Recht? — hik — Bleichgesicht gäb ganz Faß voll — hik — für — hik — für Geschichte — hier Becher."

Smith füllte kopfschüttelnd den Becher aus einem auf dem Ladentische stehenden Krug und schaute dabei forschend und von der Seite den Indianer an — der aber hatte des Guten schon zu viel gethan — mit gläsernen Augen und mattem Lächeln hob er das Gefäß noch einmal an die Lippen — aber er vermochte schon nicht mehr zu schluken.

„Hik!" lallte er, und der Whiskey strömte über seine braune Brust und das blutige Hemd — „hik — weißer Mann, gut — hik — Uiski besser — hik — sehr bess — er — hik!"

Und der Becher entfiel seiner Hand — Po—co—mo—con that einen Schritt vor, um sich im Gleichgewichte zu halten, glitt auf den nassen Boden aus und wäre, hätte ihn der Händler nicht noch gefaßt, auf die Erde niedergeschlagen. Aber an Red'-und-Antwort-stehen durfte er an diesem Abend nicht mehr denken, selbst der Jüngere schien so trunken, oder stellte sich wenigstens so, um vielleicht den Fragen zu entgehen, daß auf eine vernünftige Antwort bei allen Beiden nicht mehr zu hoffen war. Smith also that das Einzige, was er unter diesen Umständen thun konnte,— er schleppte die Bewußtlosen, da es unterdessen überhaupt fast dunkel geworden, ohne Weiteres in ein neben seiner Wohnung leer stehendes kleines Gebäude, das er zugleich mit als Waarenlager benuzte, warf sie hier auf eine Parthie Hirsch- und Bärenhäute, die in der einen Ekе ausgebreitet lagen, und verließ sie hier hinter vorsichtig verschlossener Thür, mit dem festen Entschlusse, sie am nächsten Morgen nicht eher ziehen zu lassen, bis sie auf das genaueste gebeichtet hätten, wie es mit dem Weißen unter den Indianern stand, und ob sich die Sache wirklich so verhielt, wie er jezt noch glaubte.

(Fortsezung folgt.)

*) Squaw, indianische Frauen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 4. | Samstag den 24. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Neuester Bericht über die Empfangs- und Weiterbeförderungs-Verhältnisse der Einwanderer in New-York von Eduard Pelz.

(Schluß.)

Bei der Ankunft im Castle-Garden ist es am besten entweder deren Personen, die dem Ankommenden Fragen vorlegen, rund zu sagen, daß man demnächst nach New-York wolle, und Weiteres werde sich dann schon finden! Wer sich auf nichts Anderes einläßt, kann und wird zu nichts gezwungen werden. Drohungen sind ernst von der Hand zu weisen. Dagegen gilt es freilich, dem verlokenden Zureden zu widerstehen und keinen Versicherungen zu trauen, oder man hat sich selbst den Schaden beizumessen. Gewöhnlich wird nach dem Reiseziel und nach dem Geld gefragt, das der Emigrant mit sich führt. Am besten ist es zu sagen, daß man in New-York an Personen Empfehlungen habe, wo auch nöthige Gelder zu erheben seien. Aber weder nenne man größere, bei sich führende Geldsummen, noch gebe man den Besiz von Wechseln und dergleichen an und auch keine Namen von Personen, an die man etwa empfohlen ist. Der Sohn eines alten Freundes von mir kam zwar bei Nennung meines Namens gelegentlich gut durch, allein besser ist's die Leutchen in Ungewißheit nach allen Richtungen hin zu lassen! Gewöhnlich heißt es dann: „Mit dem ist nichts zu machen!" Man verliert nicht gern Zeit und läßt die Personen gehen.

Einer der übelsten Umstände im Castle-Garden ist der, daß vom Gesez die Landung der Passagiere und deren Effekten an diesem Depot vorgeschrieben wurde, ohne zugleich den zur Aufsicht verpflichteten Commissioners of Emigration die Verpflichtung aufzuerlegen: Gewähr für Sicherheit leisten zu müssen. Auf diese Art wird das Gesez folgendermaßen zu Gunsten der eigentlichen Inhaber des Castle-Garden, der dort zugelassenen Passage-Linien gemißbraucht. Während man die Ankommenden nöthigt ihr Gepäk zu verlassen, um eine gelindest gesagt überflüssige Prüfung zu bestehen, wird dasselbe vom Schiffe in einen Gewahrsam gebracht, den die Angestellten der Paßagelinien beaufsichtigen. Dem Einwanderer wird nur ein Schein über sein Eigenthum gegeben, das er außer Acht zu lassen gezwungen ist. Hoffentlich wird diesem Uebelstande bald auf passende Weise abgeholfen, da Klagen darüber vielfach öffentlich zur Sprache kamen. Auf jeden Fall ist der allgemeine Rath zu wiederholen, daß alle Koffer und Kisten wohlverschlossen und wohlbefestigt, dabei aber mit den Namen des Besizers deutlich, nicht leicht verwischbar, versehen werden mögen und daß vor allem kein Baargeld in dieselben gelegt werde. Diejenigen, welche meinen Rath befolgen und ihre Reise in's Innere westwärts mit der Pennsylvania-Zentralbahn fortsezen wollen, ohne schon Billets in Deutschland dafür gelöst zu haben, thun am besten, weibliche Angehörige, oder etwa die Hälfte einen Weg verfolgender Reisegenossen, im Castle-Garden zurükzulassen und selbst auf das Comptoir der General-Agentur der von mir empfohlenen Eisenbahn, in der nahen Greenwichstraße Nr. 93, zu gehen, wo ihnen der „Agent Herrn L. Lorenz oder seine Angestellten schon weitere Anweisungen und Hülfeleistungen gewähren werden. Ich habe mich durch öftere Anwesenheiten im Geschäftslokal des Herrn Lorenz vielfältig überzeugt, daß den Einwanderern stets mit der wünschenswerthesten Zuvorkommenheit begegnet wurde, und die allgemein herrschende gute Meinung in New-York selbst über dieses Beförderungs-Etablissement liefert den besten Beweis für die Wohlbegründetheit meiner Empfehlung; denn am Plaze selbst kennt man die Zustände der Reiseangelegenheiten im Allgemeinen ziemlich gut, weßhalb auch die meisten von Denen, die aus New-York nach dem Westen reisen wollen, mit der Pennsylvania-Zentralbahn gehen, besonders was die Emigrantenzüge anbelangt.

Keine Reisebillets im Castle-Garden zu kaufen, muß als Regel behauptet werden. Dazu ist es immer Zeit, und da keine Nachtheile beim Warten entstehen, so sind alle Vorspiegelungen von angeblichen Vortheilen als Humbug zu betrachten. Besonders ist davor zu warnen, aus Geldmangel nur Anzahlungen auf Reisebillets zu machen; denn es herrscht im Castle-Garden der Mißbrauch: das Gepäk der Einwanderer als Pfand für den Mehrbetrag zurükzuhalten, und später werden Schwierigkeiten erhoben, wenn das Gepäk eingelöst werden soll. Aus dem Innern sind schon die bittersten Klagen über dies Verfahren erhoben worden, welches aber fortgetrieben werden kann, weil über die Wirthschaft im Castle-Garden keine eigentliche Kontrolle besteht.

Der Auswanderer verlasse sich nicht auf die Justiz dieses Landes, denn er wird unter tausend Fällen kaum einmal Willens und im Stande sein, einen Prozeß nur in erster Instanz durchzufechten. Die Meisten sah ich Verluste geduldig hinnehmen und Mehrere äußerten dabei: „Nun, wir sehen, daß Alles Betrug in diesem Lande ist, darum müssen wir schon mitmachen." Allein, abgesehen von dem Unehrenhaften einer solchen Gesinnung, ist sie schon darum thöricht, weil der „Fremde" — und das bleibt der Eingewanderte hier beständig — weit leichter für Betrug gestraft wird und dazu weit härter als Eingeborene. Mit strenger Rechtlichkeit erwirbt sich der Fremde sicher die Achtung der Eingeborenen, und das ist und bleibt stets ein gutes Kapital, selbst da, wo Betrug stark verbreitet erscheint.

Wie es mit angestellten Prozessen zu gehen pflegt, brachte ich auch bei Emigranten-Angelegenheiten vielfach in traurige Erfahrung und es möge zur Warnung hier nur ein gewöhnlicher Fall angeführt werden, um wenn möglich Auswanderer zur Vorsicht hinzuleiten damit sie sich das Nachsehen bei harten Verlusten ersparen.

Zwei deutsche Einwanderer folgten der Anweisung in's Innere des Castle-Garden zu kommen, um sich hier der gegen alle Landesgesetze verstoßenden Prüfung über Geldmittel, Reiseziel u. s. w. zu unterwerfen, während sie ihre Koffer bereits vom Schiffe in Empfang genommen und an einen zum Castle-Garden-Depot gehörigen Landungsplaz geschaffat hatten. Als sie vom Verhör zurükkamen, waren die Koffer nirgends zu finden und wurden auch später nicht wieder herbeigeschafft. Nachdem die Beraubten mehrere Tage erfolglos umhergeschikt worden waren, kamen sie in's Emigrant Department der Mayors office, um Beschwerde zu führen. Da vorher schon eine Menge ähnlicher Fälle vorgekommen waren, wobei kein Schadenersaz bei irgend einer Stelle zu erwirken war, indem die Angestellten der Commissioner of Emigration im Castle-Garden alle Verantwortlichkeit auf die Angestellten der im Castle-Garden-Depot akkreditirten, respektive durch Zulassung monopolisirten Passage-Etablissements schoben, so veranlaßte der Chef des Emigrant Departments, Herr Semler, die gerichtliche Entscheidung der Frage durch Anstellung eines Prozesses, wobei die Beraubten lange Zeit als Zeugen am Orte festgehalten werden mußten. In erster Instanz bei der Marine Court wurde die Klage vom Richter völlig zu Gunsten der Beraubten entschieden und die Verwaltung des Castle-Garden zum Schadenersaz verurtheilt, weil alle Anordnungen des Castle-Garden durchaus nur durch die Commissioner of Emigration gemacht wurden, ihnen also eben auch wie bei Hotelhaltern, und dergleichen, die Verantwortlichkeit für Gepäkverluste obliege. Nichts konnte klarer sein und gerechter als diese Entscheidung, welche jedoch ein Richterspruch zweiter Instanz von der Court of common pleas völlig umstieß und alle Verantwortlichkeit den betreffenden Passage-Etablissements beimaß.

Der Prozeß hatte bis dahin schon einige hundert Dollar gekostet, welche von Wohlmeinenden hergeschossen wurden und man war darnach so weit, wie vorher. Denn wenn man eine neue Klage hätte veranstalten wollen, dann stand zu befürchten, daß die Richter Abweisung der Klage schon darum würden erfolgen lassen, weil kein bestimmtes Etablissement, noch weniger eine bestimmte Person begreiflicher Weise angeklagt werden konnte.

Den Hauptgrund für diese juristische Drehscheibe suchten Bewanderte darin, daß sowohl die Commissioner of Emigration als auch die betreffenden Passage-Etablissements hohe Summen an den Prozeß wenden konnten, um dennoch zu gewinnen, wenn zu ihren Gunsten entschieden wurde. Denn erfolgte ein ungünstiges Endurtheil, so würden

die Betreffenden mit zahllosen Klagen überhäuft worden sein, die ihnen Tausende kosteten.

Zum Schlusse meiner Erörterung nun noch einige Worte, über die hartnäckige Weigerung der Hafenplätze Bremen und Hamburg: dem Beispiele der oben erwähnten Regierungen Deutschlands hinsichtlich der Verstattung des Verkaufs von Reisebillets in's Innere unter erforderlicher Garantie zu folgen. Man sagt, daß dieses Verfahren insbesondere darum eingeschlagen werde, weil sonst Belästigungen der Bremer und Hamburger Schiffe zu gewärtigen wären, durch den Einfluß der Commissioners of Emigration. Vielleicht haben dies die New-Yorker Consignateurs angeführt, um ihre fetten Spesenrechnungen damit zu unterstützen; allein es ist dennoch ein völlig unbegründeter Vorwand, da die von Havre kommenden Emigrantenschiffe fast durchweg mit Passagieren ankommen, die schon Reisebillets in's Innere drüben sich angeschafft und man den Schiffen gleichwohl nichts anhaben kann, wenn sonst Alles in Ordnung ist! Allerdings soll der Verkauf amerikanischer Reisebillets drüben nicht Schwindlern, und nur wirklich empfehlenswerthen Passage-Linien, unter Wahrnung der Interessen des Auswanderers verstattet werden. Aber wenn das geschieht, so entwickeln Regierungen und dergleichen die wünschenswerthe Theilnahme für das Wohl des Fortziehenden. Denn diese kommen alsdann — wie uns hier die Beispiele der mit Billets von Havre Kommenden lehrt — unbelästigt und am besten durch hiesige Klippen, während ihre Schwäche sonst auf mannichfache Weise gemißbraucht wird. Die Bremer und Hamburger schaden offenbar ihrem Rufe als gute Einschiffungsbeförderer für Auswanderer und werden allmälig den Strom der deutschen Emigration in's europäische Ausland fließen lassen! Angesichts der bedeutenden Anstrengungen Englands, Erleichterung des Emigrantentransportes betreffend, sind solche Hartnäckigkeiten sehr am unrechten Platze! —

Vorstehendes ist nun das Resultat meiner sorgsamen Beobachtungen und Erfahrungen über den Stand der Einwanderung im hiesigen Hafen, und ich werde jederzeit bereit sein, etwa eintretende Veränderung in diesen Blättern schnellmöglichst zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Durchaus fern von jedem andern Standpunkte befindlich, als dem der völlig unbetheiligten Betrachtung des Lautes der Dinge, kann ich nur wünschen, daß sich auswandernde Landsleute nicht durch abweichende Darstellungen interessirter Parteien auf falsche, nachtheilige Wege leiten lassen möchten, wie das seither oft geschah. Wem nicht zu rathen war, dem ist hier zu Lande hintenher sehr selten zu helfen.

Eduard Pelz.

Nachschrift aus Bremen vom 24. November 1856.

Ein glücklicher Zufall ließ mich hier den Prinzen von Württemberg finden und dieser berühmte Reisende hatte kaum mein Vorhaben vernommen, durch Veröffentlichung einer Darstellung der gegenwärtigen Einwanderungs verhältnisse in New-York eine Richtschnur für Interessenten geben zu wollen, als dieser vom Stande der Dinge in den Ver. Staaten durch seine langjährigen Reisen und Beobachtungen äußerst wohlunterrichtete Herr mir die Erlaubniß gab, ihn als Zeugen in der Angelegenheit öffentlich nennen zu dürfen. Er sagte ausdrücklich, daß er die abscheuliche Wirthschaft im Castle-Garden genau kenne und ebenso von der Solidität der von mir empfohlenen Pennsylvania-Zentralbahn überzeugt sei, weßhalb er auch demnächst die Regierung von Württemberg von seinen gewonnenen Ansichten unterrichten werde. Möchte überall in Deutschland und Amerika ein so gewichtiges Zeugniß die erwünschte gute Wirkung thun; möchte dasselbe Auswandernde zur Beachtung der vorstehend gegebenen Winke hinleiten und in den Vereinigten Staaten nöthige Reformen hervorrufen.

Der Obige.

Zentralamerika.

Der uns gefälligst mitgetheilten Nro. 1 der „Costa-Rica deutschen Zeitung" entnehmen wir folgenden Artikel, welcher einigermaßen Auskunft über die in neuerer Zeit von Schweizern gehegten zentralamerikanischen Kolonisationsbestrebungen gibt:

Auswanderung.

Vor wenigen Wochen ist Herr v. Rosat aus dem Kanton Waadt in der Schweiz hier angelangt, in der Absicht, die zentralamerikanischen Länder in Hinsicht auf ihre Tauglichkeit zu Ansiedlungen und industriellen Unternehmungen in Augenschein zu nehmen. Sein Begleiter, Professor Aldermatt aus Zürich, der insbesondere für Einwanderung zu wirken beabsichtigte, ist auf seiner Herreise dem gelben Fieber in Panama erlegen.

Hr. Rosat hat sich jetzt Costa-Rica den Vorzug gegeben, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß Guatemala auch günstiges Terrain für kolonisatorische Unternehmungen bietet. Die natürlichen Verhältnisse beider sind im Wesentlichen ähnlich, nur daß Costa-Rica bessere Häfen an der Küste des Pacific's, eine, wenn auch geringere Breite, um von einem Ozean zum andern zu gelangen, und eine bequemere Lage zu den vorhandenen und projektirten interozeanischen Verbindungsstraßen hat. Was dagegen die politischen Verhältnisse betrifft, so ist Guatemala nicht nur von den Folgen des nicaraguensischen Krieges, in den sich Costa-Rica unvorbereitet und mit seiner ganzen Macht gestürzt, weniger berührt worden, sondern genießt auch den Vortheils nicht unmittelbarer Nachbar des völlig demoralisirten Nicaragua zu sein, das, unfähig, sich selbst zu regieren, noch lange der Heerd der Zerstörung und Unruhe bleiben wird. In seiner innern Organisation bietet Guatemala schätzenswerthe Elemente der Stabilität.

Selbst die politischen Gegner des Präsidenten Raphael Carrera müssen seiner Intelligenz und Energie Gerechtigkeit widerfahren lassen, und wir, die wir dem leidigen Parteitreiben und den persönlichen Leidenschaften ferne stehen, dürfen um so weniger in ihm einen der wenigen Staatsmänner Zentralamerika's verkennen. Carrera ist nicht nur selbst eine Kapazität, sondern besitzt auch die seltene Geschicklichkeit, seine Rathgeber gut zu wählen, und fremde Ideen richtig aufzufassen und zu würdigen. Während er ein aufrichtiger Freund gediegener fremder Intelligenz und Industrie ist und gerne Fremden sein Ohr leiht, weiß er sich doch von dem Einflusse fremder Abenteurer und Charlatans frei zu halten. In diesem Sinne dürfen solide Unternehmungen Fremder in Guatemala stets auf bereitwillige Unterstützung der Regierung rechnen und wir würden Unrecht thun, ihnen Guatemala nicht als einen geeigneten Schauplatz ihrer Thätigkeit zu empfehlen.

Dennoch freuen wir uns, daß Hr. Rosat zunächst seine Augen auf Costa-Rica geworfen hat, nicht nur weil die Schweizer Auswanderer im Allgemeinen vorzügliche Ansiedler sind, zumal für ein Bergland wie das unsere, sondern weil nach unserer innersten Ueberzeugung die vortheilhaften Schilderungen, die wir in vergangenen Jahre in verschiedenen Blättern der Vereinigten Staaten unter Empfehlung Th. Ohlshausen's veröffentlicht haben, im Wesentlichen trotz der inzwischen eingetretenen ungünstigen Verhältnisse noch heute wahr und richtig sind. Wohl hat der Kriegszug nach Nicaragua und die Cholera hier Alles aus seinen Fugen gehoben, wohl liegen Verkehr, Handel und öffentliches Vertrauen danieder; aber diese Zustände sind jedenfalls nur vorübergehende und die Hülfsquellen des Landes sind so reich, daß unter einer wohlwollenden, intelligenten und freisinnigen Regierung, unter einem gesetzlichen und vernünftigen Systeme die erlittenen Schäden leicht ersetzt werden können. Ohnehin berühren sie diejenigen fremden Ansiedler, welche sich dem Ackerbau widmen, nur in geringem Maaße: ja, sie bieten sogar den Vortheil, daß der Grunderwerb billiger, der Werth und Nutzen der importirten Geldmittel größer ist. Nur einen Rath, den wir schon in jenen Mittheilungen als höchst wesentlich bezeichnet haben, müssen wir unter den jetzigen Umständen um so dringender hervorheben, sich vor der Einwanderung in kleinen, vereinzelten Gesellschaften zu hüten.

Die meisten Schwierigkeiten, die dem Einzelnen unüberwindlich sind, fallen bei größern Massen fort, insbesondere die größten Schwierigkeiten, die der mangelhaften Kommunikation und der spärlichen Arbeitskraft. In diesem Sinne ist auch die hauptsächlichste Veränderung, welche seit unserm Berichte stattgefunden hat, von geringer Bedeutung, nämlich die auf's Unbestimmte geschehene Vertagung der Dampfschifffahrtsverbindung an der Westküste, denn auch in dieser Beziehung läßt sich bei vorsichtiger Anordnung für größere Gesellschaften durch andere, sogar billigere Transportmittel vorsorgen.

Verschiedenes.

Deutschland. (Statistik der Auswanderung.) Von Bremen aus wurden im vergangenen Jahre 35,698 Auswanderer befördert, gegen 30,893 im Jahr 1855, also eine Zunahme von 15,52 Prozent statt. — Von Hamburg aus wurden im Jahre 1856 25,743 Auswanderer befördert, wozu noch circa 400 Personen kommen, die in Schiffen mit weniger als 26 Passagieren reisten. Im Ganzen war die Zahl der über hier beförderten Personen demnach circa 26,140 gegen 18,652 im vorigen Jahre, also eine Zunahme in diesem Jahre von 40,14 Prozent. Dieselben vertheilen sich auf die verschiedenen Länder wie folgt:

Länder:	Direkt: Schiffe	Direkt: Personen	Indirekt: Pers.	Total
Brasilien . . .	17	1424	—	1424
Buenos-Ayres u. Uruguay . .	1	33	—	33
Chile . . .	4	703	—	703
New-Granada .	1	38	—	38
Ver. Staaten von Nordamerika .	67	16749	1861	18610
Kanada . . .	13	3188	7	3195
Australien . .	16	1693	49	1742
	119	23826	1917	25743

Schweizer sollen bloß 465 darunter gewesen sein.

England. Das am 16. Dezember von Rio Janeiro ausgelaufene Postdampfschiff „Tyne", welches die sehnlich erwarteten brasilianischen Nachrichten überbringen sollte, ist an der Küste von England gescheitert. Die Mannschaft und Passagiere sind gerettet, ebenso zum Theil die Postsäcke, so daß wir doch vielleicht nächstens Bericht über unsere Rio-Novo-Kolonisten erwarten dürfen.

— Vor dem Polizeigericht der Themse, in London, kamen in diesen Tagen in einer Klage eines Seemanns gegen seinen Kapitän scheußliche Thatsachen an das Licht. Der Kapitän beschäftigte ein englisches Schiff, das für Spekulanten in Cuba nach China ging, um Chinesen herüber zu bringen, die in Havana als Sklaven benutzt werden. Auf der Ueberfahrt von Hongkong nach der spanischen Insel starben 132 dieser Unglücklichen, und ihr Tod ist im Schiffsbuch verzeichnet „an Erschöpfung," „am Fieber." Der Polizeirichter erklärte diesen Handel für einen Schandfleck der britischen Flagge, und der Kapitän selbst bekannte, daß er grausenerregend sei.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der Korrespondent des N. Herald in Washington meldet eine Entscheidung des obersten Gerichtshofes, der zufolge der Kongreß nicht die Macht haben soll, über die Sklavenfrage in den Territorien zu entscheiden, daß somit der Missouri-Kompromiß verfassungswidrig und ungültig sei.

— New-York. (Vergehen und Verbrechen.) Die New-Yorker Kriminalzeitung vom 12. Dez. sagt: „Je größer das Verbrechen, desto größer ist die Aussicht, daß es ungestraft bleibe, d. h. in den mit allen Gütern, nach welchen sich andere Völker vergeblich sehnen, ausgerüsteten Freistaaten Nordamerika's. Ein Taschendiebstahl, ein Schillingsbetrug, eine Balgerei bleibt selten ungestraft; handelt es sich aber um Gesetzübertretungen, welche der ganzen gesellschaftlichen Organisation Gefahr drohen und anderswo nimmermehr Vergebung finden würden, so kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß der Schuldige frei ausgeht. Namentlich scheinen einige Verbrechen eines förmlichen Privilegiums zu genießen. Hierzu gehören der Mord und der afrikanische Sklavenhandel. Beide sind hier alltägliche Erscheinungen; aber kommt ausnahmsweise, man könnte sagen aus Versehen, ein solcher Fall zur gerichtlichen Verhandlung, so gestaltet sich diese zur Farce, welche der amerikanischen Justiz Schande macht und der Gesammtheit mehr schadet als nützt." Zu solch erbaulichen Betrachtungen fühlt sich die „Kriminalzeitung" veranlaßt durch die Thatsache, daß Baker, einer der berüchtigtsten Raufbolde (Rowdies), vor mehreren Assisen nicht einstimmig verurtheilt, sondern in Folge der Zweifel, ob es sich um einen Mord, oder nur um einen Todtschlag handle, seiner Klopffechterzunft erhalten wurde. „Man ist Denjenigen, welche sich Bakers Einfangung so angelegen sein ließen, wahrlich nicht zum Danke verpflichtet. Sein Entkommen hätte der Rechtspflege des Staates New-York eine neue Blamage erspart und den Banditen einen Triumph vorenthalten."

— Der Handel mit gefälschten Banknoten in New-York wird in jüngster Zeit mit großer Ausdehnung und unerhörter Frechheit betrieben. Jüngst hat die Polizei wieder die Inhaber eines Geldwechselgeschäfts arretirt, welche den Handel mit gefälschten Banknoten im Großen betrieben. In ihrem Lokal fand man eine Auswahl gefälschter Banknoten, aber auch eine bedeutende Summe guten Papiergeldes.

— (In Havre geprellte französische Auswanderer.) Im „Courier des Etats-Unis" steht wieder ein Beispiel der so häufigen Prellereien, denen

die Auswanderer in den Hafenstädten ausgesetzt sind, und welches wir unsern auswanderungslustigen Lesern zur Warnung übersezen wollen: „Zwölf Passagiere, die am 16. Dezember auf dem Dreimaster „Hellespont" ankamen, haben bei Amt eine vom französischen Generalkonsulat beglaubigte Klage eingegeben, aus der hervorgeht, daß sie vor ihrer Abreise von Havre die Opfer einer Plünderung geworden sind, deren Urheber sie auf's Bestimmteste bezeichnen. Die Kläger sind rechtschaffene Baltern aus dem Jura, die nach Kalifornien wollten und sich nach Havre begaben, um sich dort einzuschiffen. Sie kehrten im Gasthof Besançon ein und wurden von Personen, welche sie da antrafen, in ein Passagebüreau geführt, das in der Dauphinstraße Nro. 13 ein Herr G. E. Schultze, der sich einen Agenten der New-York-Erie-Eisenbahn nannte, hielt. Sie fanden da einen einäugigen Mann, Namens Joseph Boom, der sich alsbald an sie machte und sie überredete, daß das französische Gold, was sie bei sich hatten, in New-York außer Kurs sei, weswegen sie dasselbe nothwendigerweise vor ihrer Abreise gegen amerikanisches Gold auswechseln müßten. Die armen Leute verstanden sich gerne dazu und wurden nun mit einer Schamlosigkeit übernommen, von der man sich einen Begriff machen kann, wenn man vernimmt, daß einer von ihnen, Hermann Bouneföi, auf eine Summe von 1220 Fr. 54 Doll. oder 280 Fr. weniger erhielt, als ihm nach dem gewöhnlichen Kurs zukommen sollte. Die Andern hatten die Unklugheit, sich ebenfalls auf Jos. Boom zu verlassen, der Gelegenheit fand, ihnen statt Fr. 10,185, die er von ihnen in französischen Goldmünzen erhielt, bloß Fr. 8500 in amerikanischem Gold zu geben. Darauf kommt die Reihe der Plünderung unserer allzu vertrauenden Landsleute an Schulze. Hiefür nahm er seine Zuflucht zu einer andern Verfahrungsweise und ließ sich von jedem eine Anzahlung von 50 Doll. auf ein Passagebillet von New-York nach Kalifornien machen; die andern 50 Doll. sollten im Büreau von Charles Morse u. Komp. Nro. 19, Broadway bezahlt werden. Als sich die Auswanderer nach ihrer Ankunft auf demselben einstellten, wurde ihnen geantwortet daß der vorgewiesene Empfangsschein nichts werth sei; daß die bezahlten 50 Dollarsdas New-Yorker Büreau nichts angingen; kurz, daß sie das ganze Ueberfahrtsgeld von 100 Doll. bezahlen müßten, um Passage nach Kalifornien zu erhalten. Ein ziemlich verdächtiger Umstand ist, daß man sich im Büreau von Morse und Komp. nicht nur den ganzen Preis gegen schon halb bezahlte Passagebillets bezahlen, sondern überdieß Alle eine Erklärung ausstellen ließ, des Inhalts, daß sie vollkommen damit zufrieden seien, die ganze Ueberfahrt zu bezahlen. „„Diese Erklärung"", sagen sie in ihrem Affidavit, „„haben wir bloß deßwegen unterzeichnet, weil man uns sagte, daß wir, falls wir sie verweigerten, gar kein Passagebillet erhalten würden, weil wir ohne Beistand waren und nicht wußten, was anfangen.""

— (Schiffsunglüksfälle.) Das Paketschiff „New-York", M'Kinnon, mit 280 Passagieren von Liverpool nach hier gesegelt, gerieth am 19. Dezember v. J. um 1 Uhr Vormittags an der nördlichen Küste, ungefähr vier Meilen oberhalb des Leuchtfeuers, an Grund. Am nächsten Morgen wurde das Schiff daselbst bemerkt und sofort ein Rettungsboot ausgesandt, vermittelst welchem es am darauffolgenden Tage gelang, alle Passagiere zu retten. Diese hatten während der ganzen Zeit nichts gegessen und nebenbei sehr von der Kälte gelitten. Da kein Dampfer gesandt wurde, um die Passagiere nach New-York zu bringen, so mußten dieselben fünf Meilen zu Fuß zurüklegen, um nur zu einer Station zu gelangen, wo sie Nahrung erhalten konnten. Wie viele auf diesem schwierigen Wege vor Hunger und Kälte gestorben, ist noch unbekannt. — Die „Borussia" (D.) am 21. d. M. von Hamburg hier angekommen, war am 19. Dez. mit dem Schooner „Industry" in Kollision; derselbe erlitt bedeutende Beschädigung und wurde im sinkenden Zustande von der Mannschaft verlassen, welche an Bord des Dämpfers aufgenommen wurde.

— Vermont. Das Burlington Sentinel macht aufmerksam, wie einräglich für die Neger das Gesez geworden sei, daß sie vor Gericht gültiges Zeugniß nicht ablegen können. Dieses Privilegium hat ihnen jezt das Monopol des Branntweinschankes verschafft. Da sie kein Zeugniß abzulegen vermögen, so bedienen sich die Branntweinhändler der Neger als Zwischenhändler zwischen Verkäufer und Verbraucher, da bekanntlich der Verkauf geistiger Getränke in jenem Staate bestraft wird, und die Neger nicht angehen dürfen, von wem sie die Kontrebande erhalten haben.

— Ohio. Bei Cincinnati befinden sich mehr als 2000 Acres Weinland. Der durchschnittliche Ertrag ist auf 300 Dollars per Acre berechnet worden. Die Ausgaben betragen, bei gewöhnlichem Land, 150 Dollars per Acre und wirft ein jeder durchschnittlich 150 Dollars Reingewinn ab.

— Missouri. In St. Louis geht man mit dem Plane um, die erste deutsche Akademie in den Vereinigten Staaten zu gründen. Es soll dieß ein freier Verein zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Nordamerika sein. Die Gesellschaft, der sich schon über 100 Mitglieder angeschlossen haben, will ihren Zwek erreichen: 1) durch regelmäßige Versammlungen für wissenschaftliche Mittheilungen und Verhandlungen; 2) durch populäre Vorträge über die Wissenschaften und Künste, mit besonderer Rüksicht auf praktische Zweke; 3) durch Gründung einer Zeitschrift für die Akademie, welche Originalarbeiten, sowie Berichte und Kritiken über die Forschungen, oder sonstige wissenschaftliche, künstlerische und literarische Arbeiten Anderer bringen soll.

Zentralamerika. Die Stadt Granada, welche von Walker zerstört wurde, zählte 16,000 Seelen. — Nach den neuesten Nachrichten soll der verwegene Freibeuter sehr in die Enge getrieben worden sein. Zuzüge trafen noch immer ein, und zwar zulezt mit dem Dämpfer „Teras" aus New-York 50, mit dem Dämpfer „Tennesse" aus New-Orleans 200 Flibustiers. Diese Rekruten waren gut bewaffnet, konnten aber noch nicht zu Walker stoßen, weil er mit seiner bis auf 600 Mann zusammengeschmolzenen Streitmacht von den feindlichen Truppen eingeschlossen worden war. Der Hafen von San Juan del Sur ist in Belagerungszustand erklärt und die Schifffahrt auf dem Rio San Juan untersagt. Diese Maßregel ist gegen die Transitogesellschaft gerichtet, deren Dämpfer mächtig zur Verlängerung des Kriegs beitrugen, indem sie Walker Verstärkungen zuführten.

Australien. Ueber die Verhältnisse in Melbourne entnehmen wir dem dortigen „Argus" vom 2. Oktober folgende Einzelheiten: „Trozdem der Winter, er neigt sich seinem Ende zu, in Folge heftiger Regengüsse den Gruben-Arbeitern nichts weniger als günstig war, hatte die Gold-Ausbeute bis Ende September doch schon 180,000 Pfd. Gold geliefert und waren in diesem Jahre bereits 2,124,361 verschifft worden, während die Verschiffungen in der entsprechenden Periode des Jahres 1855 bloß 1,815,284, im Jahre 1854 1,653,999 und im Jahr 1853 1,831,468 Pfd. betragen hatten. Von einer Verminderung des Goldertrages ist somit keine Rede, und fortwährend werden neue Fundorte entdekt, darunter zulezt die bedeutendsten bei Dunolly, nordwestlich von Bendigo, die im September nicht weniger als 50,000 Schazgräber angelokt hatten, von denen, wie gewöhnlich der Fall ist, nur ein Theil beträchtliche Gewinnste machte. Die Bevölkerung der Kolonie belief sich am 31. Dezember 1855 auf 319,379 Köpfe, und wuchs im ersten Semester dieses Jahres um 8714 durch Einwanderer, um 3345 durch Neugeburten, so daß sich Ende Juni die Bevölkerung auf 331,438 Köpfe belief. Die Wollenausfuhr hatte gegen die beiden vorhergehenden Jahre stark abgenommen. Es waren von 10. Oktober 1854 bis 31. August 1855 14,868,281 Pfd. verschifft, in demselben Zeitraume des jezt zu Ende gehenden Jahres blos 11,771,617 Pfd., somit 3,161,664 Pfd. oder ungefähr 10,500 Ballen weniger. An den öffentlichen Bauten wird rührig gearbeitet; die neuen Parlamentsgebäude sollten im November fertig sein; die Telegraphenlinie von Melbourne nach Kynetown, Castlemaine und Sandhurst näherte sich der Vollendung; die Arbeiten der Eisenbahn nach Geelong und Ballarat wurden mit Eifer betrieben; dasselbe gilt von der Nordostbahn, und eine nach Westen laufende Linie sollte demnächst in Angriff genommen werden. Geschikte Arbeiter werden noch immer gesucht und gut bezahlt. Man erwartete ein ergiebiges Sommergeschäft, doch läßt sich nicht verhehlen, daß die Einfuhr in keinem Verhältnisse zum Zuwachs der Bevölkerung stehe, und daher alle Märkte fortwährend mehr oder weniger überfüllt sind.

— Aus der Verbrecher-Kolonie Vandiemensland wird der „Revue Coloniales" von einem Ansiedler geschrieben, daß die dortigen Zustände höchst befriedigend seien. Er habe in drei englischen Landstädten und drei Jahre in London, einen Winter in Paris und fünf Jahre in Deutschland gewohnt, — er rede also aus Erfahrung, wenn er sage: daß er nie in einer besser regierten und ruhigeren Stadt gelebt habe, als seine jezigen Wohnpläze Hobarttown und Launceston seien. Und so lebe es sich auch auf dem Lande.

Anzeige.

So eben hat die Presse verlassen und ist bei **C. J. Meisel** in **Herisau** und **J. M. Wälle** in **Lichtensteig**, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Brasilien,

für den deutschen und schweizerischen Auswanderer beschrieben

von

Dr. Ad. Steger.

8. geh. Preis 2 Fr.

Dieses 226 Seiten starke Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste Brasilien im Allgemeinen behandelt und von der Geschichte, Geographie, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen und vorzüglich über die Kolonisation des Landes in gedrängter Darstellung dasjenige bringt, was der Auswanderer von seiner neugewählten Heimath wissen muß, wenn er dieselbe nicht unvorbereitet betreten will. Die zweite Abtheilung beschreibt einläßlicher die südbrasilianischen Provinzen und die dort bestehenden deutschen und schweizerischen Kolonien und wird daher besonders dem Auswanderungslustigen, der sich nicht schon für die eine oder andere Kolonie entschlossen hat, zur Lösung der Frage behülflich sein, welche derselben er zu seinem künftigen Wohnort wählen soll. Aber nicht nur dem Auswanderer empfehlen wir dieses Schriftchen, sondern wir wünschen ihm einen ausgebreiteten Leserkreis. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß es das Seinige dazu beitragen wird, manches grundlose Vorurtheil und ungerechtes Mißtrauen, das immer noch, wenn auch nicht in dem Grade wie früher, gegen die Auswanderung nach Brasilien kämpft, durch Belehrung zum Schweigen zu bringen.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

(Fortsezung.)

Als aber der nächste Morgen kam und Smith mit den Frühesten in der Absicht hinüberging, seine Gefangenen zu weken, fand er zu seinem unbegrenzten Erstaunen das Nest schon leer und von den Indianern keine Spur; ja, bei näherer Untersuchung ergab sich sogar, daß sie durch eine Ekе des niederen Daches, wohin sie auf den rauhen Balken leicht gelangen konnten, ausgebrochen seien und ihm zwei vortrefflich geräucherte Hirschkeulen, für die er erst gestern per Stük einen silbernen Viertel-Dollar bezahlt, als Zehrung mitgenommen hatten. Der Verlust der Keulen schmerzte ihn aber am wenigsten; sie hatten getrunken, und er würde ihnen auch gern zu essen, ja, die Keulen vielleicht mit auf den Weg gegeben haben, wenn er nur gewußt hätte, wie es mit dem „Geheimniß" stand. Der Wunsch blieb aber Wunsch, und wenn er auch im ersten Augenblik an eine Verfolgung dachte, so gab er den Gedanken gleich wieder als unausführbar auf; denn daß die Wilden sich alle Mühe geben würden, keine Fährten, wenigstens keine sichtbaren zu hinterlassen, ließ sich denken.

Was aber nun thun? Smith zerschnizte in allem Brüten und Nachdenken ein paar Stüke Holz, die ihm bei ruhigem Blut einen ganzen Tag gehalten hätten, und kam immer noch zu keinem Resultat; denn Meß. Rowland etwas von der gefundenen Spur zu sagen, ohne ihr eine Gewißheit geben zu können, wäre grausam gegen die arme alte Frau gewesen, die nachher in, vielleicht nicht einmal befriedigter, Hoffnung vergangen wäre. Denn ließ es sich nicht denken, daß der lügnerische Wilde doch am Ende nur ein Märchen erfunden haben konnte, um noch einen Schluk Whiskey zu erpressen? Aber der Andere, sein jüngerer Gefährte, war augenscheinlich bestürzt geworden, als der Aeltere das Thema berührte — ha — da ging ein Mann vorüber, der ihm, gerade hierin, gar nicht erwünschter hätte kommen können.

„Heda, Tom — oh, Tom!" rief er, rasch in die Thür tretend.

„Hallo, Smith, was gibt's so früh?" nikte ihm der Angerufene freundlich hinüber; „guten Morgen! schon ausgeschlafen?"

Er ging zu dem Hause hinüber und blieb in der Thür, auf seine Büchse gestützt, stehen.

Tom Fairfield war eine kräftige, edle Gestalt, ein echter Hinterwäldler, Jäger mit Leib und Seele, und nie zufriedener, als wenn er draußen in seinem Walde einer Fährte folgen oder eine Falle stellen konnte. Er schien auch jetzt wieder unterwegs, trug die Büchse in der Hand, den leichten spanischen Packsattel und Zaum auf der Schulter, um sein Pferd draußen im Busche zu suchen und zu besteigen, und hatte die wollene Decke übergeschnallt, um da zu lagern, wo ihn die Nacht gerade überraschen würde.

„Hört, Tom," sagte aber Smith mit einem weit ernsthafteren Gesicht, als das sonst seine Sache war, und zog dabei den jungen Mann in den Laden herein — „Ihr seid doch mit Rowland's gut bekannt — nun, braucht nicht roth zu werden, mein Junge — hier, nehmt einmal einen Schluck, es ist Dogwood und Cherry Bitteres und wird Euch in dem Thaue heut Morgen gut thun — das ganze Städtchen weiß ja doch, daß Ihr Rosy auf unmenschliche Art den Hof macht."

„Unsinn, Smith!" sagte Tom Fairfeld und leerte, seine Verlegenheit zu verbergen, das dargebotene Glas auf Einen Zug.

„Bah, Mann!" rief aber dieser, „was wollt Ihr da noch läugnen? Aus bloßer Freundschaft versorgt Ihr nicht die ganze Wirthschaft mit Feuerholz, Wild und Mühlereien für die Leute, das sollt Ihr mir nicht weiß machen."

„Und wen hätten denn die allein stehenden Frauen..."

„Ach, papperlapap — das sind Redensarten und thun hier auch nichts zur Sache. Rosy ist ein liebes, gutes Mädchen, und Ihr seid ein hübscher junger Kerl, ein guter Jäger und — wenn es sein muß — auch ein guter Arbeiter; was sollte Euch also hindern, selber Wirthschaft anzufangen? Doch hier ist etwas, um das ich Euch fragen will — wollt Ihr Rowland's einen großen, einen sehr großen Dienst leisten?"

„Rowland's, was ist es, sprecht!" rief Tom, augenscheinlich bestürzt über die Feierlichkeit des Mannes; „steht es in meinen Kräften?"

„Das müßt Ihr selbst beurtheilen," sagte Smith und machte ihn nun in kurzen Worten mit dem bekannt, was er sowohl gestern Abend von den Indianern gehört, wie auch, was er selber über die Sache denke. Fairfield hörte ihm schweigend und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, er schien jedes Wort von den Lippen des Redenden zu nehmen, und nickte nur manchmal, wenn der Händler irgend etwas äußerte, das seinen Ideen begegnete, leise mit dem Kopf.

„Und Ihr glaubt, daß Mrß. Rowland's Sohn unter den Konzas lebe?" sagte er endlich, als der Händler schwieg, und sah diesen fragend an.

„Ueber Gott," meinte Smith, „man weiß wahrhaftig nicht, was man glauben soll; lebt aber wirklich Einer dort als Indianer, und die Rede des trunkenen Schufts läßt mich das in der That vermuthen, ei, warum sollte es denn nicht eben so gut der junge Rowland, wie irgend wer anders sein können! Es käme auf die Reise an? die ist aber allerdings keine Kleinigkeit, und ein Mann, wie Ihr gerade seid, gehört dazu, ein so kühnes Wagniß auszuführen. Wie weit glaubt Ihr, daß es bis zum Stamm der Konzas ist?"

„Auf die Entfernung kommt es da nicht so an," sagte sinnend der junge Jäger, „aber der Stamm der Konzas ist groß und weit verbreitet; die Indianer werden dabei, wenn sie es wirklich wissen, nicht so gesprächig über einen Fall sein, der sie vielleicht in gefährliche Berührung mit ihren weißen Nachbarn bringen könnten."

„Wie alt wäre denn der Junge jetzt?" fragte Smith.

„Fünfundzwanzig Jahre; Mrß. Rowland sprach noch gestern von ihm und sagte, sein Geburtstag sei an dem Tage gewesen; aber, setzte er leiser hinzu, „sie dürfte keine Sylbe davon erfahren, die Angst und Erwartung würde sie tödten."

„Das ist's ja eben, was mir so im Kopf herumgegangen," meinte Smith, „und deßhalb war mir Euer Anblick heute so willkommen; die Freude aber, wenn Ihr mit ihm zurückkehrtet...."

Auch vor Tom's innerem Geiste schien ein derartiges Bild vorüber zu schweben, er lächelte still vor sich hin und strich dann mit der Hand leicht über die Stirn.

„Smith," sagte er und bog sich zu ihm hinüber, „Ihr scheint Euch für die Leute zu interessiren, und das freut mich von Euch. Ihr wißt aber nicht, Ihr könnt das nicht gut wissen, wie glücklich mich die Erfüllung dieses heißen Seelenwunsches der armen alten Frau machen würde, und schon deßhalb bin ich Euch zu unendlichem Danke verpflichtet, daß Ihr mir auch nur eine Aussicht auf die mögliche Verwirklichung dieser Hoffnung gebt. — Ich gehe zu den Konzas, und das noch in dieser Stunde!"

„Was! jetzt gleich?" rief Smith erstaunt, „das ist ja aber gar nicht möglich! Zu einer Reise von wenigstens 120 Meilen müßt Ihr Euch doch wahrhaftig mehr vorbereiten, als wenn Ihr bis an den nächsten Wasser-Cours einen Bären oder Hirsch schießen geht!"

„Weßhalb?" lachte Tom, „ob ich acht Tage hier in der Nähe oder irgend eine Streke weiter entfernt auslagere, bleibt sich das nicht gleich? Im Walde bin ich doch, und was sollt' ich sonst zu meiner Bequemlichkeit noch mitnehmen?"

„Doch wenigstens Provisionen."

„Die liefert mir der Wald selber, meine Decke habe ich auch bei mir und mein Kopfkissen!" — er deutete dabei lachend auf den Sattel —, „und was braucht's da mehr."

Kurz, trotz aller Vorstellungen des Händlers ließ sich Tom Fairfield nicht mehr von dem einmal beschlossenen Weg abbringen, und alles, wozu er bewogen werden konnte, war, wenigstens ein Stük Speck und Maisbrod und etwas gemahlenen Kaffe mit in seine Decke zu wikeln, und zwar den Speck, um etwas Fettes zu dem sonst trokenen Hirsch- und Truthahnfleisch zu haben. Eine halbe Stunde später nahm er von dem Händler herzlichen Abschied, bat ihn noch einmal, nicht eine Sylbe über die Sache, selbst nicht gegen seine Frau zu erwähnen (bei welchem Gedanken, daß er nämlich seiner Frau ein Geheimniß anvertrauen werde, Zacharias Smith in ein lautes Gelächter ausbrach), und war zehn Minuten später, auf dem kleinen Waldpfad rüstig dahin schreitend, gerade da in dem Holze verschwunden, wo ein niederes Dikicht von Sassafras und Dogwood ihn rasch den Blikken des Nachschauenden entzog.

Smith stand noch eine ganze Weile dicht neben seinem Hause, von wo er den freien Plaz nach dem Walde zu übersehen konnte, und erst dann, als der junge Mann schon lange, lange in den Büschen verschwunden war, und die freundlich, hinter ihm über dem Wald aufsteigende Morgensonne seinen eigenen Schatten weit und geisterhaft über den Hof und im Zikzak über die Lattenfenz warf, kehrte er plözlich rasch in den Laden zurük, öffnete die hintere Thür und rief in die Küche hinaus:

„Mrß. Smith!"

„Sir!" lautete die Antwort.

„Wenn Jemand nach mir fragen sollte, ich bin hinüber nach Cowley's gegangen."

Und Zacharias Smith schritt, die Hände nachdenkend auf den Rüken gekreuzt, langsam die Straße hinunter, dem bezeichneten Hause zu.

„Hm!" sagte gleich darauf Mrß. Smith, und ihre scharfe, von der Kaminluth jezt etwas echauffirte Nase wurde zwischen zwei ärgerlich blizenden grauen Augen sichtbar. „Hm — bin zu Cowley's gegangen — das ist immer so die Art, wenn Jemand nach mir fragt, ich bin zu Cowley's gegangen, und die Frau geht nie zu Cowley's, die kann zu Hause sizen und die Wirthschaft besorgen und alle Augenblike, wenn Jemand kommt, in den Laden springen. Na, das Leben hätt' ich satt. Und was jezt nun wieder im Wind ist — mein Mann häute Morgen vor Tagesanbruch aufgestanden — das ist vor seinem Ende — und diese Geheimnißkrämerei mit der Mrß. Rowland. — Na, ich hab' es wohl gehört, mein guter Mr. Smith" — und sie wandte sich in triumphirendem Hohn der Himmelsgegend zu, in der sie ihren Ehegatten jezt vermuthete — „Mrß. Smith hat keine Baumwolle in den Ohren, wenn sie etwas hören will —, Mrß. Rowland sprach von ihm und sagte — und der junge Rowland unter den Indianern — und Mr. Tom hingeschikt, ihn zu holen — oho, M. Smith, so ganz auf den Kopf sind wir denn doch nicht gefallen, daß wir uns da nicht unser Theil heraus studiren könnten. Also haben sie den Jungen endlich gefunden — ein schöner Strik wird das geworden sein — und mein Mann steht mit in der Geschichte drin — giebt sich so jezt immer mit den ekelhaften Indianern ab — heiliger Gott, war das gestern Abend wieder ein Scandal und Flaschenzerschmeißen! Der fromme Vater Billygoat wird schön mit den Kopf schütteln, wenn ich ihm das erzähle. — Und ich erfahre kein Wort von der ganzen Geschichte — o Gott bewahr! seiner ihm ehelich angetrauten Frau sagt der saubere Herr kein Sterbenswörtchen, aber zu Cowley's geht er hinüber. Mr. Cowley und Mrß. Cowley's, die müssen ihren Senf dazu geben, zu jeder Neuigkeit, und ihre Finger in jeden Kuchen stekken. Aber warten Sie nur, Mr. Smith, warten Sie nur, my dear Sir. Der Sache komme ich auf den Grund, und wenn ich zu Mrß. Rowland selber hingehen sollte, mich zu erkundigen — tausend Mal hab' ich mir's gefallen lassen, jezt aber hat meine Geduld ein Ende, und nun will ich doch sehen, ob ich mit meinem Kopfe nicht durch eine eben so dike Wand durchdringen kann, wie Mr. Smith mit dem seinigen."

Und mit diesem löblichen Vorsaz tauchte sie urplözlich wieder in ihre Küche unter, und ließ die blechernen Kaffeekannen und eisernen Pfannen und Töpfe, die rings an den Wänden herum hingen und standen, in unbegrenztem Erstaunen über die so schöne und mit solcher Lebhaftigkeit gehaltene Rede allein zurük.

Wenn aber auch Mrß. Smith in der ersten Aufregung gekränkter Wißbegierde einen so verzweifelten Entschluß gefaßt haben konnte, der Mrß. Rowland geradezu in's Haus zu rüken und eine Mittheilung von dem zu verlangen, ja, zu fordern, was sie mit ihrem ehelich verbundenen Gatten an Geheimnissen zu verhandeln habe, so schien sie doch bei kälterem Blute auch gemäßigteren Empfindungen Raum zu geben und versuchte erst einmal ihr Ueberredungs-Talent an dem Gatten selber. Der aber blieb zwölf volle Tage taub und stumm sowohl gegen die Plänkeleien versteckter Anspielungen, wie gegen das schwere Geschüz direkter Fragen, und da auch in dieser ganzen Zeit Tom Fairfield sich nicht wieder in Boonville sehen ließ, ja, hier und da schon Besorgnisse laut wurden, ob ihm nicht gar etwas zugestoßen sein könne, kein Mensch aber Aufschluß über seine unerklärliche lange Abwesenheit zu geben wußte, so konnte sie ihre Neugierde nicht lange zähmen und beschloß nun wirklich, Mrß. Rowland — sie war ihr das ja doch aus nachbarlichen Rüksichten schuldig — einmal freundlich zu besuchen. Sie fühlte sich dabei fest überzeugt, es würde ihr, einmal im Geleise, nichts weniger als schwer werden, einen kleinen Ueberblik über die näheren, jedenfalls höchst interessanten und jezt so geheim gehaltenen Verhältnisse zu bekommen.

Der vierzehnte Tag nach dem Aufenthalt der beiden Indianer in Boonville war es, und der erste im Monat September zugleich, der sich aber mit schwülen Gewitterwolken angekündigt hatte und die trüben, schweren Nebelmassen bald in zerrissenen grauen und schwarzen Streifen, bald in kompakten, wetterschwangeren Schichten über die ächzende, schwankende Waldung von Ost nach West stürmisch hinüberjagte.

Mrß. Rowland saß in ihrem Stübchen, warm eingehüllt in Beiten und Tücher, auf einem rohgearbeiteten, aber bequemen Sorgenstuhl, denn der Wind strich heute trotz der sonst eigentlich sehr warmen Jahreszeit frisch und erkältend über die Lichtung hin, und die alte Frau hatte sich gerade in den letzten Tagen wieder unwohler gefühlt, als seit langer Zeit. Zu ihren Füßen saß Rosy, das liebe, holde Kind, leise den linken Arm auf der Mutter Knie gestüzt, und in der Rechten das kleine, zierlich gebundene Testament haltend, aus dem sie der mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen aufmerksam lauschenden Frau die herrlichen Worte der Bergpredigt, die süßen Trost und heilige Zuversicht athmende Rede Christi las.

Sie hatte eben ein Kapitel beendet, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, als sie das Buch senkte und zu dem bleichen, abgezehrten, kummerschweren Angesicht ihrer mehr als Mutter emporschaute — leise berührte sie ihre Hand und flüsterte:

„Soll ich weiter lesen," Mutter?

„Laß es jezt, liebes Kind," sagte die Matrone und legte sanftweichelnd die abgezehrten Finger auf das gescheitelte Haar der Jungfrau — „laß es, Du hast Dich schon zu viel angestrengt und auch noch andere Sachen zu thun, die ebenfalls gethan sein müssen — wie wär's denn, wenn Du einmal zu Cowley's hinüber gingest und ihn bätest, uns seinen Neger auf ein halb Stündchen zu schiken, daß er etwas Feuerholz zum Hause schaffte — nur ganz wenig — Tom kommt gewiß heute wieder."

„Es ist Feuerholz in Menge da," sagte Rosy schnell: „ich ging, weil wir doch gestern Abend das letzte hereingeschafft, heute Morgen recht früh in den Wald und holte einen Armen voll, um die Suppe für Dich zu kochen, und als ich wieder kam, hatte Mr. Cowley schon seinen Tom mit einer ganzen Wagenladung voll herübergesandt und ging eben daran, es in Kaminlänge zu hauen. Er hat mir auch ein großes Rükstük hereingetragen; Du schließt nur noch, Mütterchen."

„Cowley's sind brave Leute," flüsterte die Matrone, „Gott vergelte es ihnen! Es ist doch hoch, wenn man so ganz allein in der Welt steht — keinen Sohn — keinen Freund...."

„Mutter!" bat mit vorwurfsvollem Tone Rosy.

„Du hast Recht, mein Kind, ich bin vielleicht ungerecht gegen Tom Fairfield gewesen und — doch wenn auch er nun nicht wiederkehrt — wenn auch er nun — — Sei nicht böse, mein Kind," unterbrach sie sich selber nach ziemlich langer Pause, „Du weißt selber, wie trüb und traurig mir gerade an dem heutigen Tage zu Muthe sein muß, dem Jahrestage jenes fürchterlichen Morgens — ich sehe da Alles schwärzer, als es vielleicht wirklich ist, und begreife dann manchmal fast selber nicht, wie es möglich war, daß ich — ich — alte schwache Frau sie, die Kräftigen alle, alle überleben mußte. O, es ist recht hart, nicht sterben zu können, weil man nicht weiß, ob man nicht das Liebste — das eigene Kind — allein zurücklässt in der Welt — es ist recht hart, nicht leben zu können, weil das arme Herz die Sehnsucht nach den Lieben, wenn sie wirklich schon vorangegangen, verzehrt."

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

jährlich . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 5. | Samstag den 31. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Die Kolonie Dona Francisca.

(Hansa.)

Es ist uns vergönnt, aus dem Hauptverwaltungsbericht der Direktion der Kolonie Dona Francisca für das dritte Quartal 1856 Folgendes mitzutheilen:

Auch das abgewichene dritte Quartal hat die günstige Entwiklung und den segensreichen Fortschritt der hiesigen Kolonie hinlänglich bestätigt. Angespornt von den günstigen Ergebnissen der letzten Ernte, haben nicht bloß diejenigen [illegible] als Hauptgewerbe betreiben, sondern auch viele Handwerker u. s. w. in der Stadt und auf dem Lande eine Mühe und Sorgfalt auf die Kultivirung und Bepflanzung größerer Bodenflächen verwendet, wie niemals zuvor, und während so einerseits auf den kleinen städtischen und ländlichen Grundstüken überall aus dem wilden Buschwerke wohlbestellte und wohlgeordnete Gemüse- und Blumengärten hervortreten und Orangen- und andere Fruchtbäume vielfach gepflanzt werden, sind auf den größern Etablissements weite Flächen des Urwaldes neuen Mandioca-, Zukerrohr- und Reis-Anpflanzungen gewichen.

Kein Koloniebewohner, welcher die hiesigen Verhältnisse mit Klarheit zu überschauen und zu beurtheilen vermag, zweifelt jezt noch an einer gesicherten Zukunft der Kolonie, und wenn gleich die Ankunft neuer, tüchtig arbeitsfähiger und wo möglich auch mit einigem Betriebskapitale versehener Arbeiter, besonders Akerbauer, immerhin äußerst wünschenswerth erscheint, so ist dieß doch nicht mehr, wie in frühern Jahren, der einzige Hoffnungsstern, von welchem die hier Angesiedelten den Fortschritt und das Gedeihen der Kolonie zu erwarten brauchen.

Die Kolonie, wie sie jezt besteht, trägt die Möglichkeit und die Gewißheit ihres Fortbestehens und ihrer weitern Entwiklung in sich selbst und nur die allerverkehrtesten Verwaltungs Maßregeln, oder ganz unerhörte Unglüksfälle würden diesen Fortschritt hindern können.

1. Bevölkerung.

Am Schlusse des zweiten Quartals d. J. belief sich die Anzahl der Bewohner der Kolonie auf 609 Personen männlichen und 443 Personen weiblichen Geschlechtes . . . . zusammen 1052 Personen.

Im Laufe des dritten Quartals sind hinzugekommen:

a. Durch Einwanderung 80 Personen männlichen und 44 Personen weiblichen Geschlechtes . . . 124 „

zusammen 1176 Personen.

b. Geboren sind im Laufe des dritten Quartals 11 Kinder männlichen und 5 Kinder weiblichen Geschlechtes . . . . . 16 „

zusammen 1192 Personen.

Uebertrag 1192 Personen.

Dagegen sind im Laufe des dritten Quartals

a. gestorben: 5 Personen männlichen und 5 Personen weiblichen Geschlechts, zusammen 10 Personen;

b. von hier fortgezogen: 10 Personen männlichen und 5 Personen weiblichen Geschlechts, zusammen 15 „

Die Gesammtzahl der Bewohner der hiesigen Kolonie beläuft sich demgemäß am Schlusse des dritten Quartals auf: 685 Personen männlichen und 482 Personen weiblichen Geschlechts, zusammen auf . . . . . 1167 Personen.

An Wohnhäusern waren am Schlusse des zweiten Quartals vorhanden:

in Joinville 68, auf d. ländl. Etabliss. 145, zus. 213.

Im Laufe des 3. Quartals sind neu gebaut . . . 3, „ „ „ „ 5, „ 8.

Es waren also am Schlusse des 3. Quartals vorhanden . . . 68, auf d. ländl. Etabliss. 150, zus. 221.

In der nächsten Zukunft steht eine erhebliche Vermehrung der Wohnhäuser in Aussicht, indem die am 7. August mit dem Schiffe „Mechtilda Cornelia" angekommenen neuen Kolonisten auf den von ihnen in der Cubatao-Straße erworbenen Grundstüken allmälig sich anzubauen beginnen.

2. Witterungsverhältnisse.

Das abgewichene dritte Quartal umfaßt die beiden letzten hiesigen Wintermonate Juli und August und den ersten Frühlingsmonat September.

Die Monate Juli und August zeichneten sich durch andauernd schönes, kühles und trokenes Wetter aus; der September dagegen brachte, wie es die Natur des Frühlings bedingt, Regen in reichlicher Fülle, welcher von den Landbebauern sehnlichst erwünscht war und den neuen Aussaaten ungemein zu Statten kam.

Geregnet hat es:

im Juli period. in leichten Strichregen an 5 Tagen,
„ Aug. „ „ „ „ „ 4 „
„ Sept. „ „ „ „ „ 9 „
Anhaltend (allgem. Landregen):
„ Juli „ „ „ „ — „ an 3 T.
„ Aug. „ „ „ „ — „ „ — „
„ Spt. „ „ „ „ — „ „ 7 „
im ganzen Quartale also . . an 18 T., an 10 T.

Die Monatsdurchschnittstemperatur hat betragen:

pro Juli . . . + 11,437° R.
„ August . . + 10,508° „
„ September . + 11,015° „

Für den Zeitraum des ganzen dritten Quartals beläuft sich demgemäß die Durchschnittstemperatur auf + 11,013° R.

Wir bemerken hiebei ausdrüklich, daß sich dieß ausschließlich auf die Tages-Temperatur bezieht, [illegible] Standpunkte der Nacht-Temperatur zu konstatiren.

Gewitter sind im Laufe des ganzen Quartals nur 5 Mal vorgekommen und durchaus von keiner Bedeutung gewesen.

Im Juli und August waren südliche Winde vorherrschend, welche kühle und trokene Witterung brachten; schon am 1. September aber, mit dem Eintritt des Frühlings, ging der Wind zunächst nach Südwesten und dann alsbald durch Osten nach Nordosten über und brachte die anhaltenden Regentage, deren wir vorstehend erwähnt haben.

3. Gesundheitsverhältnisse.

Die kühle und trokene Witterung der Monate Juli und August war zwar dem Gesundheitszustande im Allgemeinen überaus günstig, wie wir dieß bereits in unsern Spezialberichten für diese Monate angeführt haben.

Allein muthmaßlich in Folge der anhaltenden strengen Südwinde erkrankten gegen Ende des August in kurzer Zeit 38 Kinder am Keuchhusten, der sich jedoch bis Mitte Septembers, trotz des inzwischen eingetretenen anhaltenden Regenwetters, wieder verlor. Die Krankheit wich schnell den angewendeten Mitteln und nahm nur in solchen Fällen einen etwas langwierigen Charakter an, in welchen sich die Kranken in Wohnungen befanden, welche dem Winde einen zu freien Zutritt gestatten *).

Im Ganzen haben wir in Folge dieser Krankheit nur zwei Sterbefälle zu beklagen gehabt; alle übrigen Patienten sind genesen.

Außerdem kamen zwei Fälle von häutiger Bräune vor, welche schnell geheilt wurden.

Das Auswandererschiff „Mechtilda Cornelia", dessen Passagiere am 7. August hier anlangten, brachte zwei Wechselfieber-Kranke mit, welche in wenigen Tagen nach ihrer Ankunft hierselbst vollständig hergestellt wurden.

Von Nervenfieber, von Ruhr, von Augenkrankheiten und Entzündungen hat sich — mit alleiniger Ausnahme einer schnell geheilten Magenentzündung — im Laufe des dritten

*) Die hier Keuchhusten genannte Krankheit war vermuthlich nichts anderes als eine katarrhalische Epidemie.
D. Red.

Quartals nicht die geringste Spur gezeigt und von Fußgeschwüren — diesem klimatischen Schreckbilde, von welchem die Gegner Südbrasiliens und besonders der Kolonie Dona Francisca so vielfach gefabelt haben — ist im Laufe des dritten Quartals bei einer Bevölkerung von 1167 Personen auch nicht ein einziger Fall vorgekommen.

Wir halten hiernach unsere, in frühern Berichten bereits ausgesprochene Ansicht, daß diese Fußgeschwüre nichts weniger sind, als eine klimatische Krankheit, welcher der hierher ziehende Europäer nicht entweichen kann, für vollständig begründet. Mit dem wachsenden Wohlstande der Kolonie, mit der daraus entspringenden bessern und reichlichern Ernährung und Bekleidung der Bewohner und mit einer sorgsamern Beobachtung der Reinlichkeit haben diese sogenannten klimatischen Fußgeschwüre mehr und mehr abgenommen und scheinen jezt von der Kolonie gänzlich gewichen zu sein, während sie sich in den benachbarten, an den verschiedenen Flußufern belegenen Stilen der eingebornen und also doch gewiß hinlänglich akklimatisirten Brasilianer, deren Hauptnahrung aus Fischen, Krabben und Mandioca-Farinha besteht und bei welchen auf Reinlichkeit des Körpers und der Wohnung eben nicht besonders gehalten wird, noch häufig genug zeigen.

Von wassersüchtiger Anschwellung der Füße haben sich im Laufe des dritten Quartals sechs Fälle gezeigt, welche sämmtlich, bis auf einen noch in der Behandlung begriffenen, vollständig geheilt sind.

Fälle von Anämie kommen immer seltener vor, und es starben im dritten Quartale nur zwei Kinder, welche homöopatische Mittel gebrauchten, an dieser Krankheit.

Einige leichte Fälle von Zahnfiedern und Wurmkrämpfen bei Kindern bedürfen kaum der Erwähnung.

Dagegen ist es auffallend, daß nicht weniger als 14 Personen im Laufe des dritten Quartals Mittel gegen den Bandwurm gebrauchten. Sie hatten diesen lästigen Gast höchst wahrscheinlich schon aus Europa mitgebracht und wurden sämmtlich glüklich davon befreit (!).

Ein Kolonist endlich hatte das Unglük, von einer Jararaca-Trigonocephalus atrox, Merr — gebissen zu werden, und starb nach 36 Stunden mehr in Folge der unzwekmäßigen Behandlung und der viel zu spät [illegible] als an der Wirkung

in unserm Monatsbericht pro Juli vom 15. August ganz ausführlich dargestellt und nehmen hierauf Bezug.

Im Ganzen sind im Laufe des dritten Quartals in der Kolonie gestorben:

1) ein Mann von 76 Jahren an Altersschwäche;
2) " " " 65 " " "
3) " " " 50 " am Schlangenbiß;
4) eine Frau " 31 " an Auszehrung, welche sie schon von Europa mit herübergebracht hatte;
5) ein Kind von 6 Jahren an Anämie;
6) " " " 2½ " " "
7) " " " 1½ " am Keuchhusten;
8) " " " 1 " " "
9) " " " 1 " an Krämpfen und
10) " " " 1 Monat an Schwäche; zusammen also 10 Personen, 4 Erwachsene und 6 Kinder.

Berechnet man die hiesige Sterblichkeit für alle drei abgewichenen Quartale d. J., so ergibt sich folgendes Resultat:

Im 1. Quart.	starben	4	Erw. u.	9	Kind.,	zus.	13	Pers.
" 2.	"	"	1	"	7	"	"	8	"
" 3.	"	"	4	"	6	"	"	10	"
zusammen in d. ersten 9 Monaten d. J.			9	Erw. u.	22	Kind.,	zus.	31	Pers.

worunter sich zwei Personen befanden, welche durch Unglüksfälle, nämlich durch den Sturz eines Baumes und durch einen Schlangenbiß, ihr Leben verloren.

4. Kirchenwesen.

Auch im vergangenen dritten Quartale hat sich der kirchliche Sinn der Koloniebewohner durch eine rege Theilnahme an dem protestatischen Gottesdienste bethätigt.

Sehr zu bedauern erscheint es aber, daß die Entscheidung der kaiserlichen Regierung zu Rio de Janeiro über den Kirchenbau noch nicht erfolgt ist *). Die Direktion sieht sich durch diese Verzögerung in unangenehme Verlegenheit rüksichtlich des jezt als Kirche benutzten, dem Kolonisations-Verein gehörigen Gebäudes versezt. Dasselbe ist nämlich so mangelhaft und in Bezug auf Dach und Wände so zerfallen, daß es nothwendiger Weise einer durchgreifenden Reparatur bedarf, wenn es zu dem bisherigen Zweke noch länger benuzt werden und durch sein in der That widerliches Ansehen das Auge der Kirchenbesucher nicht beleidigen soll.

Während dieß nun einerseits nicht verkannt werden kann, so muß doch anderseits erwogen werden, daß es sich durchaus nicht würde rechtfertigen lassen, jezt noch erhebliche Reparaturkosten aus der Direktions-Kasse zur Herstellung eines verfallenen und überhaupt zum Abbruche bestimmten Gebäudes zu verwenden, wo möglich die definitive Bestimmung über den Bau einer neuen Kirche erfolgen kann.

Wir werden bei solcher Sachlage, nun zwar das Nothwendige, Nothwendige nicht vermeiden können; wir werden aber zu gleicher Zeit die Sache wiederholt in Anregung bringen und bitten die verehrliche Vereins-Direktion dringend, auch ihrerseits durch den Vereins-Agenten in Rio, oder in sonst geeigneter Weise bei der kaiserlichen Regierung auf die möglichste Beschleunigung dieser Angelegenheit einwirken zu lassen.

*) Ist inzwischen, wie die jüngsten Berichte aus Rio de Janeiro melden, erganzen. (A. d. Red. d. H.)

5. Schulwesen.

Der Schulbesuch ist im abgelaufenen dritten Quartale ziemlich befriedigend gewesen, indem die Mehrzahl der Kinder regelmäßig sich eingestellt hat.

Die ganze Anzahl der Schüler betrug 47, wovon 34 die Schule in Joinville und 13 die Schule im Mittelweg besucht haben. Gegen das zweite Quartal hat sich die Anzahl der Schüler um 4 vermehrt.

6. Oeffentliche und Privat-Bauten.

Wie bereits in unsern Monatsberichten pro Juli und August angeführt ist, haben wir das Empfangsgebäude und die Venda am Anfange der neuen Cubatao-Straße so rechtzeitig herstellen lassen, daß beide Gebäude nach der am 7. August erfolgten Ankunft der mit dem Schiffe „Mechthilda Cornelia" eingetroffenen neuen Kolonisten alsbald in Benuzung genommen werden konnten. Beide Baulichkeiten haben sich gut bewährt und entsprechen dem Zweke vollkommen, für welchen sie bestimmt sind. — Außerdem ist im dritten Quartale für Rechnung des Kolonisations-Vereins nur noch der zur Vergrößerung des Direktions-Gebäudes erforderliche Anbau ausgeführt worden. — Andere öffentliche Bauten sind nicht vorgekommen.

Dagegen sind im Laufe des dritten Quartals 8 Ville, 4 auf den ländlichen Etablissements und 1 in der neu angelegten Cubatao Straße in Annaburg. — Außerdem sind während der trokenen Winterzeit mehrere Häuser in der Stadt mit Kalk beworfen und sauber abgeputzt worden, so daß sich auch hierin ein Fortschritt nicht verkennen läßt.

7. Wegebauten, Brüken und Gräben.

Mit Ausschluß einiger Reparaturen der Wege und Brüken in Joinville und in den ältern Kolonietheilen, sind umfassendere Wege- und Brükenbauten in dem Cubatao-Wege ausgeführt worden, um die Straße zu denjenigen Ländereien, welche der Verein jezt zunächst zu vergeben hat, für neu ankommende Kolonisten, welche dort Besiz ergreifen wollen, leicht zugänglich zu machen.

Der größte Theil der mit dem Schiffe „Mechthilde Kornelia" angelangten, am 7. August hier eingetroffenen neuen Kolonisten, welche fast ohne Ausnahme Grundbesiz an der Cubatao-Straße erworben haben, und denen wir nach dem mit der Kaiserl. Regierung bestehenden Vertrage während der ersten sechs Monate lohnende Arbeit nachweisen müssen, hat sich diesen Wegebauten gegen den jezt hier gewöhnlichen Tagelohn von 40 Vgt unterzogen und wir haben dabei denjenigen unbemittelten Kolonisten, welche derselben bedürftig waren, zum Ankaufe von Lebensmitteln Vorschüsse bewilligt, welche alsdann auf den verdienten Tagelohn angerechnet wurden.

Mehrere dieser neuen Ansiedler haben jedoch nur periodisch bei den Wegebauten gearbeitet und sich alsdann mit der Ersparniß des verdienten Tagelohnes zu der Urbarmachung ihres eignen Landes gewendet, so daß diese öffentlichen, für Rechnung des Kolonisationsvereins ausgeführten Arbeiten sich in doppelter Beziehung nüzlich erweisen, indem sie einmal die erforderliche Kommunikation herstellen, alsdann aber auch fleißigen und sparsamen Arbeitern alsbald Mittel gewähren einen tüchtigen Anfang mit der Kultur ihres Landes zu machen.

(Schluß folgt.)

Handelsverhältnisse der Vereinigten Staaten im Jahr 1856.

(Nach der New-Yorker Handelszeitung.)

Hatte das Jahr 1855 unter sehr trüben Auspizien seinen Lauf begonnen, so zeigte sich gerade das Gegentheil bei dem Jahre 1856. Wir traten dieses Jahr mit günstigen Aussichten und frohen Hoffnungen an. Aber auch in seinem ganzen Verlaufe zeigte das verflossene Jahr auffallende Verschiedenheiten von dem Entwiklungsgange vieler seiner Vorgänger.

Unsere Hülfsquellen haben sich zwar nicht so rasch entwikelt, als in früheren Jahren der Fall war, man hat sich auch nicht an zu viel umfangreiche Unternehmungen gewagt, um seine Kräfte zu zersplittern, man war vielmehr darauf bedacht, die nationalen Hülfsquellen mit berechneter Besonnenheit und zuwartender Geduld auszubeuten, und mehr eine große Zukunft, als Gegenwart in's Auge zu fassen. Durch diese Haltung wurden große Vortheile errungen. Die Wunden, welche das Jahr 1854 geschlagen, hatten nämlich Zeit, vollständig zu vernarben, und unsere Hülfsquellen entwikelten sich auf soliden Grundlagen. Wenn man ein halbes Jahrhundert hindurch allen Erfahrungen und Warnungen, welche die Geschichte des Handels an die Hand gibt, Hohn gesprochen hatte, um den wildesten Spekulationen nachzujagen; so hat das Jahr 1856 der Vernunft endlich Bahn gebrochen. „Zug nd muß austoben", und die Vereinigten Staaten haben, wie es scheint, ausgetobt. Sie haben im verflossenen Jahre einer doppelten Versuchung widerstanden, indem sie in andere Bahnen, als die bisher betretenen, einlenkten, und das gefährliche Beispiel der alten Welt, wo man sich in einen Strudel von schrankenlosen Spekulationen stürzte, nachzuahmen verschmähten. Dieser Politik der besonnenen Mäßigung verdanken wir es, daß wir troz unserer beschränkten Mittel langsam, aber mit sicherem Schritt vorangingen, während Europa bei allen seinen Reichthümern Gefahr lief, durch eine finanzielle Krisis die Grundfesten seines Kredits und seiner Wohlfahrt zu erschüttern.

In den ersten drei Monaten wirkte der ungewöhnlich lange Winter störend auf den Gang der Geschäfte ein. Die Schiffahrt auf unseren Flüssen und Kanälen war nämlich länger als sonst unterbrochen. Der Geldmarkt war beklemmt, und die Wolken, welche fortwährend in der alten Welt den politischen Horizont [illegible] nachtheilig ihre Rükwirkung auf uns äußerten, indem sie einzelne Häuser mit Unglük heimsuchten, sonst aber keine Kalamität veranlaßten.

Die im Frühjahr erfolgte Wiederherstellung des Friedens in Europa erfüllte zwar nicht die großen, an dieses hochwichtige Ereigniß geknüpften, Hoffnungen, hatte aber doch viele wohlthätige Folgen. Unser direkter Verkehr mit Rußland wurde nun wieder aufgenommen, und zwar in größerem Maßstabe als zuvor, und eine große Anzahl Kauffahrer, die der Krieg in Anspruch genommen hatte, wurden nun ihrem legitimen Berufe zurükgegeben, den friedlichen Verkehr der Erde zu fördern. Dieser günstige Wechsel vervielfachte alsbald unsere regelmäßigen Weltverbindungen. Hamburg schikte mit großem Erfolge seine Dampfer nach New-York, Antwerpen erreichte nach einigen nicht glüklichen Versuchen dasselbe Ziel, Genua wird unbedingt folgen, und Triest wird bald mit New-York in regelmäßige Verbindung kommen. Die österreichisch-amerikanische Handelskompagnie und die mit ihr zusammenwirkende Triest-New-York-Dampfschifflinie erregt auch hier viel Theilnahme, theils weil sie uns mit dem Mittelmeere und der Levante in lebhafter Verbindung, als bis jezt der Fall, bringen wird, theils, weil man auch hier große Erwartungen an die kolossale Unternehmung des Suezkanals knüpft.

Andere Aussichten, die sich schon beim Beginn des Jahres eröffneten, waren nicht minder erfreulich. Wenn nämlich im Jahre 1855 die Ausfuhr unserer Brodstoffe viel geringer ausfiel, als im Jahre 1844, so erhielten wir jezt zu den alten Abnehmern unserer Zereal[illegible] an Spanien und Portugal neue, während Frankreich viel größere Bestellungen machte als früher. Dabei war die neue Getreideernte durchschnittlich gesegnet. Reis hatte einen sehr reichen Ertrag geliefert. An Baumwolle wurde zirka 700,000 Ballen mehr gewonnen, als im vorhergehenden Jahre, und die Ausfuhr dieses Stapelartikels hatte in ähnlichem Verhältniß zugenommen. Die kommende Baumwollernte wird, wie wir im Gegensaz zu der allgemein verbreiteten Ansicht zu behaupten wagten, wenn auch nicht so ergiebig ausfallen, als die vorjährige, doch keinenfalls gegen die Durchschnittshöhe früherer Jahre zurükbleiben. Tabak hat anfangs durch die trokene Witterung, später durch frühzeitigen Frost sehr gelitten, und es stellt sich auch ein bedeutender Ausfall heraus. Die Zuckerernte Louisiana's fiel dieses Jahr noch kärg-

lichter aus als im vorhergehenden, was zu ernsten und erfreulichen Diskussionen über Aufhebung oder Herabsezung des hohen Schutzzolles auf ausländischen Zuker führte. In allen übrigen Stapelprodukten war der Ertrag befriedigend.

Der Verkehr mit dem Auslande ergab interessante und großentheils erfreuliche Resultate, und zeugt jedenfalls von der unerschöpflichen Jugendfrische des Landes. Der Import betrug nämlich in runden Zahlen 314 Millionen Dollars gegen 261 im vorhergehenden Jahre, der Export 327 Millionen gegen 276, die er im Jahre 1855 umfaßt hatte. New-York nahm, wie immer, einen regen Antheil an dieser mächtigen Handelsbewegung. Der Import hatte sich hier im Laufe der lezten 35 Jahre von 23 Millionen auf 210 Millionen gehoben! Wenn auch dieser Import groß, und in einigen Artikeln allen Warnungen zum Troz, viel zu groß war, so fiel doch die Ausfuhr unserer einheimischen Produkte reichlich genug aus, um unsere im Jahre 1856 übernommenen Verpflichtungen gegen das Ausland deken zu können.

Einen festen Anhaltspunkt für diese Behauptung bietet nicht bloß die allgemeine Prosperität, deren sich das Land erfreut, sondern auch die Nachricht, daß sich die Verhältnisse in Kalifornien, theils durch den fortwährend reichen Ertrag der dortigen Minen, theils durch raschss Aufblühen der Landwirthschaft bedeutend gehoben hatten. Leider jedoch waren dort die Geschäfte in Folge der fortwährenden Ueberschwemmung des Marktes sehr gedrükt.

In den alten Staaten schlug man eine neue solidere Richtung ein, indem daselbst die verschiedenen Regierungen keine weitere Tendenz zeigten, ihren Kredit für innere Verbesserungen aufzuwenden. Man überließ vielmehr die Ausdehnung oder Anlage industrieller Schöpfungen ausschließlich dem Unternehmungsgeiste der Privaten, und dieser folgte den Bedürfnissen des Verkehrs mit größerer Sorgfalt als früher, während er sich zugleich großen Aufgaben vollkommen gewachsen zeigte. Auch das Ausbleiben vieler europäischen Geldkräfte, die überhaupt seit 1854 nur spärlich flossen, äußerte eher eine vortheilhafte als nachtheilige Wirkung. Wahrhaft nüzliche Werke wurden nämlich nun mit eigenen Kräften unternommen oder ausgeführt, während andere, die mehr die Spekulation als das Bedürfniß in's Leben rief, wenigstens für die Gegenwart aufgegeben wurden. Ein kolossales Nez von Eisenbahnen verbindet bekanntlich den fernen Westen mit den großen Häfen am atlantischen Meere, während viele Hunderte von Dampfbooten die See und Ströme des Westens beleben und der Verkehr mit den dort aufgeblühten Staaten, troz seiner großen Jugend, eine stets größere Ausdehnung gewinnt.

Verschiedenes.

Frankreich. Hr. Schulze in Havre entschuldigt sich gegen den Vorwurf der an Auswanderern aus dem Jura begangenen Unredlichkeiten, welchen wir vor acht Tagen aus dem Courrier des Etats-Unis mitgetheilt haben. Er erklärt im „Journal du Havre" vom 14. Januar in einem Briefe an den Redaktor sämmtliche in dem Anklageartikel des „Courrier" enthaltenen Thatsachen für gänzlich falsch und die Beschuldigung gegen Hrn. Joseph Boom für eine schmähliche Verleumdung. Wenn überhaupt jene zwölf Auswanderer die Opfer einer solchen Prellerei geworden, was er nicht wissen könne, so sei doch dieselbe weder durch ihn, noch durch Boom, noch durch seine Leute, noch in seinem Büreau geschehen. Allerdings habe er jenen Auswanderern die Fahrbillete verkauft und die 50 Dollars darauf einzahlen lassen. Der Belauf dieser Einzahlung sei von ihm in einem von William Iselin ausgestellten, in New-York Ende November zahlbaren Wechsel an die Herren Andrews und Morse eingeschikt. Da nun die Passagiere Mitte Dezembers in New-York angekommen, so sei es unmöglich, daß der volle Preis von 100 Dollars ihnen von den HH. Andrews und Morse abgefordert worden sei. Nach einem Briefe aus New-York vom 23. Dezember müsse er vermuthen, daß seine Passagiere in die Hände gewisser Agenten einer Nebenbuhlergesellschaft gefallen und von diesen beredet worden seien, der Preis von 100 Dollars wäre ein übertriebener, und daß sie, ohne sich zu den HH. Andrews und Morse zu begeben, sich sofort an den französischen Konsul gewendet hätten. Er, G. E. Schulze, habe sich sofort nach Lesung jener Anklage an den Minister des Innern mit der Bitte um strenge Untersuchung der ganzen Angelegenheit gewandt. Außerdem habe er bis zum Austrage der Streitsache eine der von den Auswanderern an ihn eingezahlten gleiche Summe (600 Dollars) in die Hände des Auswandererzugskommissärs in Havre niedergelegt. — Endlich veröffentlicht der Ver. Staaten-Courrier unter dem 26. Dez. eine Erklärung der HH. C. L. Morse und Comp., in welcher die Angaben der Auswanderer für völlig falsch und von neidischen Geschäftskonkurrenten eingegeben bezeichnet werden. Auch das Haus Morse und Comp. werde Schritte thun, die Bosheit seiner Feinde zu demaskiren und seinen eigenen guten Ruf zu schüzen.

England. Aus Plymouth waren im J. 1856 nach den verschiedenen Kolonien Australiens 54 Schiffe mit 8868 Auswanderern ausgelaufen, von denen die meisten Unterstüzung (freie Ueberfahrt) von der Regierung erhalten hatten.

Belgien. Die Auswanderung über Antwerpen war im J. 1856 etwas stärker als 1855, ist aber gegen 1854 immer noch um mehr als die Hälfte zurükgeblieben. Es wurden nämlich 1854 auf 108 Schiffen 25,843, 1855 auf 38 Schiffen 7433 und 1856 auf 56 Schiffen 10,010 Auswanderer befördert. Ungefähr zwei Drittel gingen nach New-York, die andern nach Quebec und Montreal, Boston, New-Orleans, Brasilien und Buenos-Ayres.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Zahl der im lezterflossenen Jahre in New-York angekommenen Auswanderer belief sich auf 141,915 und übersteig die des vorhergehenden Jahres um 5682. Durch Feuersbrünste kamen im vorigen Jahre in den Vereinigten Staaten 183 Personen um's Leben und wurde Vermögen zum Wert e von 27 Mill. Dollars zerstört. Die Zahl der Eisenbahnunfälle betrug 143; 195 Personen kamen dabei um's Leben, und 629 wurden verwundet.

— (Todte Briefe.) Die Zahl der aus dem Auslande in den Vereinigten Staaten von Nordamerika während des lezten Jahres eingetroffenen todten, d. h. unbestellbaren Briefe grenzt wieder an's Unglaubliche. Darunter sind 150,000 Briefe aus England, 7500 aus Kanada, 5374 aus Köln, 2617 aus Bremen, 430 aus Neuschottland, 519 aus Neubraunschweig ꝛc. — im Ganzen nahe an 800,000 Stük. Der Hauptgrund besteht in der großen Anzahl gleichlautender Städtenamen und in der Beweglichkeit und Unstätigkeit der Einzelwanderten.

— (Neue Brennstoffe.) Die Kentuky-Breckenridge-Compagnie bereitet große Quantitäten Oel aus ihren Kohlen, welches Eigenschaften haben soll, die alle übrigen Oele zu verdrängen drohen. Es brennt hell und geruint schwer. Und dazu wäre das Kohlenöl beispiellos billig zu liefern. — In St. Louis wurde sogar eine neue Art Lichter aus „Paraffena", einem Produkt der Breckenridge-Kohlen, fabrizirt. Dieselben sollen härter als Wallrath sein, ein helleres Licht geben und können billiger als Stearin hergestellt werden.

— Die New-Yorker Zeitungen bringen noch immer lange Berichte über Sklavenverschwörungen aus Kentuky, Tenessee und Virginien. Bei Louisville in Kentuky wurde die Familie Joyce durch vier Neger ermordet. Zwei gestanden ihre Schuld beim ersten Verhöre, und Mr. Joyce, der Bruder des Ermordeten, bezeichnete die Zuschauer auf, alle vier zu paken und summarisch zu verbrennen, aber der Tumult wurde unterdrükt. Anderswo in Kentuky soll nach dem Cincinnati Commercial eine aus acht Personen bestehende Familie von ihrer Köchin vergiftet worden sein. In Dover und Umgebung sind eine Menge Neger gehängt oder todtgepeitscht worden, weil sie nichts gestehen wollten. Doch sagt selbst der New-Orleans Picagune, daß nirgendswo ein bestimmter Aufstandsversuch gemacht oder nur verabredet worden war.

— New-York, 2. Januar. Selten ist ein Unglüksfall in abschreckenderer Gestalt aufgetreten, als die Strandung des Schiffes „New-York" an der Küste von New-Jersey. Frühere Vorfalle ähnlicher Art hatten einen größern Verlust an Menschenleben zur Folge, aber was das vorliegende Ereigniß auf so traurige Weise auszeichnet, ist die Enthüllung menschlicher Verworfenheit, zu der es Veranlassung gab. Man sieht hier einen sowohl der Mannschaft wie den Passagieren verhaßten Kapitän, ein Schiffsvolk, welches in der Stunde der Noth über seinen Befehlshaber herfällt und ihm das Leben zu nehmen droht, Passagiere, glüklicher Weise keine Deutschen, welche auf der nakten Küste die zitternden Frauen und Kinder aus dem kümmerlichen Obdach in's eiskalte Freie treiben, um sich's selbst bequem zu machen, Matrosen, welche Passagiere räuberisch anfallen und ausplündern. Einen scharfen, wohlthuenden Kontrast bietet zu diesen empörenden Charakterbildern das Benehmen der beiden heldenmüthigen Strandleute, welche in dem Bestreben, Andern das Leben zu retten, ihr eigenes einsezten. Man könnte solche Auftritte der durch Noth und Lebensgefahr verursachten Aufregung zuschreiben und sie in gewissem Grade entschuldigen, wenn es auf der Ueberfahrt an ähnlichen Szenen gefehlt hätte, aber da sieht man einen Kapitän, welcher Wuchergeschäfte mit nothwendigen Lebensmitteln treibt und, um sich recht profitabel zu machen, den Passagieren ihre Rationen verkürzt; einen Schiffsführer, der sich weigert, einer todkranken Frau statt der durch das eindringende Wasser verdorbenen Viktualien andere zu verabreichen und dadurch mittelbar ihren Tod herbeiführt; eine Mannschaft, welche die Passagiere gewaltsam beraubt und mißhandelt. Die mit diesem Schiffe gekommenen Deutschen gehörten meistens der Freiwilligkeit an, und es war ihnen deshalb wohl nicht die Wahl des Beförderungsmittels freigestellt. Andere, die mit sich den Vorfall zu Herzen nehmen sollten, bedürfen abermalige Warnung vor der Reise über Portsmouth erhalten. Es ist unbegreiflich, wie nach so unendlich viel Erfahrungen dieser Art es noch immer Deutsche geben kann, welche die bequemere, billigere und sichere Reise über Hamburg, Bremen oder Havre, die ihnen jede mögliche Garantie einer guten Behandlung bietet, unbenuzt lassen, um sich Schiffen anzuvertrauen, auf denen sie wie das liebe Vieh behandelt und traktirt werden. *)

A. A. Z.

— Südkarolina. Hier ist ein Gesez durchgegangen, welches verfügt, daß freie farbige Matrosen, welche sich an Bord von Schiffen befinden, die in Häfen des erwähnten Staates einlaufen, hinfort nicht eingekerkert, sondern nur auf ihren Schiffen konsignirt werden sollen.

— Vermont. In Woodstok lebt ein Farbiger, Namens Peter Nassau, der das außerordentlich hohe Alter von 126 Jahren erreicht hat und ohne Zweifel der älteste Mann ist, der in diesem Lande lebt. N. Haskel, Town-Clerk von Woodstok, hat der Lebensgeschichte dieses Mannes nachgespürt und ausgefunden, daß er zwei Jahre vor Washington zur Welt gekommen, am Tage der Unabhängigkeitserklärung 46 Jahre alt war, und als der zweite Krieg mit Großbritannien ausbrach, hatte er schon längst die biblische Lebenszeit, 70 Jahre, erreicht.

Kanada. In Westkanada existiren jezt sechs deutsche Zeitungen, und vor sieben oder acht Jahren war der „Deutsche Kanadier" das einzige deutsche Blatt. Das ist ein guter Beweis, wie sehr die Zahl der Deutschen seit acht Jahren dort zugenommen hat.

Zentralamerika. Nach einer Korrespondenz des „Moniteur" aus Guatemala vom 3. Dez. soll Walker nach viertägigem Kampf von General Beloso, der zehnfach überlegen mit 4000 Mann agirte, am 19. November auf's Haupt geschlagen worden sein.

Südamerika. Brasilien. Die brasilianische Regierung trifft die nothwendigen Voranstalten zu einer wissenschaftlichen Expedition in's Innere des Kaiserreiches. Die Expedition wird sich in fünf Sektionen theilen: Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geologie, physische Astronomie und endlich Ethnographie. Zunächst sollen die Provinzen Ceara, Piauhy und Goyaz in den Kreis der Forschungen gezogen werden, da diese Landstriche bis jezt noch wenig bekannt sind.

— Das am 24. Oktober von Hamburg mit den für Rio-Novo bestimmten Kolonisten, unter welchen auch die Familie Scherrer von Neßlau (St. Gallen), abgereiste Schiff „Francisca" ist am 14. Dezember glüklich in Rio-Janeiro angekommen, mithin nach einer Reise von 51 Tagen. Sämmtliche Leute waren gesund und zufrieden und sollten zwei Tage später auf einem Dampfschiff nach Rio Novo befördert werden. Sie sind nun also schon 5 bis 6 Wochen auf der Kolonie.

*) Diesem unbedingten Verdammungsurtheile gegen die Reise über England können wir, wie schon oft bemerkt, nicht beitreten, da'es vielmehr in Bezug auf mehrere vertrauenswürdige Linien, wie z. B. die der London-New-Yorker Post- und Paketschiffe, für ungerecht.

D. Red. d. A. A. Z.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

(Fortsezung.)

„Mutter!" bat die Tochter, stand auf, barg ihr Antlitz auf der Schulter der Kranken und flüsterte mit leiser, von Thränen fast erstikter Stimme: „Wenn ich Die auch den Sohn nicht ersezen kann, lieb habe ich Dich ja doch wie meine eigene Mutter, z

Mrs. Rowland antwortete nichts, aber fest und liebend schlang sie die Arme um das blühende Kind und hielt es lange und fest an ihrem Herzen.

Da klopfte es ziemlich lebhaft an ihre Thür, und

troß erschreckt und mit freudestrahlenden Augen sprang Rosy empor und eilte, zu öffnen; auch Mrß. Rowland richtete sich etwas in ihrem Stuhle auf und schaute mit lebhafterem Blike dorthin, denn das Klopfen war ganz so, wie Tom Fairfield bei ihnen anzupochen pflegte — und wie lange schmerzliche Tage hatte Rosy auf das Pochen umsonst und mit immer wachsender Angst und Sorge geharrt!

Rasch und mit zitternder Hand zog sie den Riegel zurük, der einfach von innen vorgeschoben, die Thür verschloß, und öffnete rasch — ein schmerzliches Erstaunen malte sich auf ihren Zügen, und auch Mrß. Rowland wandte sich enttäuscht ab, gerade heut gewiß nicht auf das widerwärtige Angesicht der Mrß. Smith auf der Schwelle stehen wollte. Es ein Abweisen war aber gar nicht mehr zu denken — die Lady sah die Bresche kaum offen, als sie auch mit löblichem Eifer hereinstürmte, sich an endlich einen Stuhl neben Mrß. Rowland rükte und dann zwischen tausend Entschuldigungen, daß sie hier so ohne alle Anmeldung hereinbreche, daß aber das Wetter sie gerade überrascht habe, weil es eben an zu regnen fange, und daß sie nach Cowley's eigentlich hinüber gewollt, sich aber die Freude unmöglich habe versagen können, diese Gelegenheit, wo sie gerade in der Nähe sei — sie wohnte überhaupt kaum fünfhundert Schritte von Mrß. Rowland entfernt — einmal zu benuzen und zu sehen, wie es der „lieben, leiden Kranken" denn eigentlich gehe.

Mrß. Rowland antwortete auf alles das mit leiser Stimme und bündigster Kürze; sie hoffte vielleicht dadurch, daß sie Mrß. Smith keinen Anlaß zu einer Unterhaltung gab, den Besuch etwas abzukürzen. War das aber wirklich ihre Absicht gewesen, so kannte sie Mrß. Smith ungemein schlecht, oder traute ihr wenigstens viel mehr Ungeselligkeit zu, als sie wirklich besaß. Die gute Dame fragte nur einmal, und zwar gleich im Anfange, bis sie genug, und als sie darauf ein höfliches, wenn auch etwas zögerndes Nein zur Antwort erhalten, säumte sie auch keinen Augenblik länger, es sich so bequem als möglich zu machen, legte ihre Hände und den großen baumwollenen Regenschirm ab, zog die Hälbhandschuhe aus, nahm die kurze Schlüpfseife aus der Tasche, die sie schon gestopft — oder geladen, wie Mr. Smith manchmal sagte — bei sich trug, holte im Kamin eine glühende Kohle, und befand sich, wie sie selber sagte, als sie sich ganz behaglich auf dem Stuhle zurecht rükte, so wohl und vergnügt hier, wie zu Hause.

Mrß. Rowland griff dieses ununterbrochene Ausfragen, selbst wenn sie nur wenig oder gar keine Antwort zu geben brauchte, auf die Länge der Zeit so an, daß sie endlich bleich und erschöpft in ihren Stuhl zurük sank und die Augen schloß. Selbst Mrß. Smith fühlte, daß sie der Kranken erst einige Ruhe wieder gönnen müsse, gedachte aber dafür indessen mit dem jungen Mädchen zu beginnen, um damit desto sicherer ihrem Ziele entgegen zu rüken; denn gerade fragen mochte sie doch auch nicht.

„Es wird nun bald lebendiger hier im Hause werden," sagte sie, als Rosy der Mutter die Kissen zurecht gerükt und ihren Platz wieder neben ihr, oder eigentlich zwischen ihr und der Kranken, um den Zungenschwall in etwas abzuwehren, eingenommen hatte: „ja, wo so ein Mann ist, geht die Sache gleich anders."

Rosy, das arme Kind, erröthete bis tief in das Halstuch hinein, sah aber auch zu gleicher Zeit erstaunt zu der Geschwäzigen auf.

„I nun, Mißs," fuhr Madame — dadurch, daß sich das junge Mädchen ihrer Meinung nach gar so gleichgültig stellte, etwas gereizt — fort, „Sie brauchen nicht so erschrecklich unschuldig zu thun, ich weiß die ganze Geschichte — bei mir ist's aber auch aufgehoben, als ob's im Grabe ruhte — von mir erfährt wahrhaftig Niemand eine Sterbend-Sylbe."

„Aber, beste Mrß. Smith . . ."

„Aber, beste Rosy Baywood — wenn Sie denn einmal selbst nicht gegen mich davon sprechen wollen, so habe ich nichts dagegen. Wie lange ist er denn aber nun schon eigentlich verloren?"

„Verloren? diso glauben auch Sie, daß er verloren ist?" rief jezt Rosy in der Angst um den geliebten Mann — „denn auf diesen mußte sie doch natürlich das Gesagte beziehen."

„Ist? gewesen ist, beste Miß," sagte Mrß. Smith lächelnd: „und das war ja noch das Glüklichste, was Sie sich hätten denken können. Aber nach so langer Zeit einen Menschen unter den entsezlichen rothen Wilden wieder zu finden, scheint mir doch wirklich etwas erschrecklich Merkwürdiges. Was ich doch sagen wollte: wie lange ist es also her, daß ihn Mrß. Rowland verloren hat?"

„Mrß. Rowland?" wiederholte, jezt wieder ganz irre gemacht, das junge Mädchen, und die alte Frau, ob nun durch Nennung ihres Namens aus ihrem Halbschlaf geweckt, oder schon längst vielleicht den Worten mit geschlossenen Augen lauschend, wendete leise den Kopf nach der Rednerin und schaute zu ihr auf. „Mrß. Rowland? ich weiß gar nicht . . ."

„Nun, seine zwanzig Jahre muß es doch gewiß sein," fuhr die unverwüstliche Mrß. Smith, der es jezt nur darum zu thun schien, die beiden Frauen wissen zu lassen, sie kenne die ganzen Verhältnisse genau und sei vollkommen vertraut mit denselben, ruhig fort: „ich weiß mir's noch recht gut zu erinnern, wie mein Seliger, John Redbeard von Connecticut, der auch damals hier eine Bleimine angelegt oder gefunden hatte, davon sprach. Aber wenn sie ihn nur vorher erst abwaschen, ehe sie ihn mit herein bringen — Jesus, meine Zuversicht! so ein gemalter Mensch ist doch was Fürchterliches, wenn er blaue Backen, eine gelbe Nase, rothe Ohren und grüne Lippen hat — und die Scalpe! Denken Sie sich, Miß Baywood, wie mir einmal mein Seliger das Scalpiren beschrieb und seinen Scalp, der ihm doch noch ganz fest und gesund auf dem Kopfe saß, mir zeigte, fiel ich Ihnen wahrhaftig um wie ein Stük Holz, so ohnmächtig wurde ich — wenn sie nur nicht scalpiren wollten! das Andere ließe man sich noch immer gefallen, aber das Scalpiren ist fürchterlich."

(Fortsezung folgt.)

Anzeigen.



Auswanderung.

Wir Endunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander assozirt und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Komp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Herr E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Speditionen nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswandererspeditionen nach Nordamerika (New-York, New-Orleans, Galveston [Texas], Quebek [Kanada],) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse: **Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich** wenden wolle.

Für den Kanton **St. Gallen** hat die obrigkeitliche Konzession erhalten und ist von den Unterzeichneten zu Akkord-Abschlüssen ermächtiget Hr. **J. Grob zur Harmonie in Lichtensteig.**

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittlung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen, von uns Sicht-Wechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche ohne Rüksicht auf die drüben üblichen drei Respekttage, sogleich bei erstmaliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1850.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Leben- und

Renten-Versicherungs-Sozietät

Harmonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind aufs Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das Leben bei **Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugeborenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurükerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald lezterer stirbt, sind nach Wunsch gestaltet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsätzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
C. de Paravicini
und dessen Agenten.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 6. | Samstag den 7. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Brasilianische Seidenzucht.

Die „Hamburger Neuigkeiten" enthalten in ihrer Nummer 25 folgende interessante Korrespondenz aus Rio de Janeiro vom 31. Oktober:

„Bei dem außerordentlichen Aufschlag der Preise für Rohseide, ist es vielleicht von Interesse und Wichtigkeit, die Anstrengungen einer Prüfung zu unterziehen, welche man in Brasilien seit geraumer Zeit gemacht hat, auch in diesem Reiche die Seiden-Kultur auszubreiten.

„Vor etwa vierzehn Jahren wurde unweit Rio de Janeiro, in Itagoahy der erste Versuch gemacht: man pflanzte Maulbeerbäume und richtete die nöthigen Räumlichkeiten für die Zucht der Raupen ein. Bei den augenscheinlichen Vortheilen, welche dem Lande aus dieser neuen Produktion erwachsen mußten, war man berechtigt zu glauben, dieselbe würde eine große Ausdehnung gewinnen und sich über alle Provinzen ausbreiten; dem war jedoch nicht so, denn jenes erste Institut hat volle zehn Jahre, und wir möchten sagen, bis auf den heutigen Tag, nur sehr geringe Resultate geliefert.

„Brasilien, dessen Hauptprodukte, Kaffee und Zuker, fortwährend an Bedeutung gewonnen, fühlte keine Nothwendigkeit, sich neue Produktionsquellen zu verschaffen. Es ist jedoch wunderbar genug, daß man einer offenbar lukrativen Kultur, andere minder Gewinn bringende vorzog. Die Ursache aber liegt in der Herrschaft der alten Gewohnheiten; schwer ist es, den Pflanzer, der an Kaffee- und Zukerbau gewöhnt ist, vom Maulbeerbaum und Seidenwurm nichts weiß, von der bisherigen Produktion abzubringen, und einer neuen zuzuführen. Ueberdies lagen Resultate, welche die Vortheile der Seidenkultur darthaten, nicht vor, und nur mehr oder weniger begründete Ansichten auf Erfolg konnten dem Pflanzer geboten werden.

„Man wies also die Seide mit Achselzuken zurük, und dieselben Ursachen nun, welche sich der allgemeinen Ausbreitung der Seidenkultur in den Weg stellten, hinderten auch das Aufblühen des Etablissements in Itagoahy. Der Besizer kämpfte vergeblich gegen die öffentliche Meinung, die ihm mit Ungläubigkeit begegnete, an und fand nicht die nöthige Unterstüzung, das Institut zu erweitern und auf einen Standpunkt zu erheben, von welchem aus größere Resultate hätten gewonnen werden können. Deßhalb ist denn auch dieses Institut in Europa fast gänzlich unbekannt geblieben! Ist aber in langer Zeit das Etablissement wenig mehr, als die Quelle einiger Experimente und weniger Pfunde Seide geblieben, so ist doch nicht minder die Ausdauer des Begründers, eines Brasilianers, zu bewundern, der troz aller Widerwärtigkeiten dasselbe zu erhalten gewußt, die Eigenthümlichkeiten der Seidenzucht genau studirt hat, und heute vollendet in seinem Fache dasteht.

„Seitdem jedoch in Folge des Verbotes der Negereinfuhr, Mangel an Arbeitskräften sich bemerkbar machte, und Schwierigkeiten für die bisherigen Produktionszweige, die bekanntlich vieler Arme bedürfen, in Aussicht standen, ist die Regierung auf die neue Produktion, als weniger Arbeitskräfte beanspruchend, aufmerksam geworden. Der Kaiser, der überall, wo es sich um das Wohl des Landes handelt, vorangeht, machte vor etwa drei Jahren dem Etablissement in Itagoahy einen Besuch, und seitdem sind auch Schritte gethan, dasselbe zu heben. Vor etwa zwei Jahren ist dasselbe ein öffentliches Institut geworden, und erfreut sich der besondern Protektion des Monarchen. Der Unternehmer hat die Erlaubniß zur Vertheilung von 3000 Aktien, à 100 Milreis, erhalten, und das Etablissement führt jezt den Namen „Imperial Companhia Seropedica." Ueberdies ist ganz vor Kurzem der Kompagnie von der Provinzial-Regierung eine vierjährige Subvention von 30 Coutos de Reis (zirka 24,000 Thlr. preuß. Cct.) per Jahr geworden, und steht zu hoffen, daß endlich mit diesen Hülfsgeldern größere Resultate erzielt werden. Der geringe Einschuß, der bis heute geleistet, 30 Milreis pr. Aktie, konnte nicht zur besondern Entwiklung beitragen; dennoch ist jezt eine größere Quantität Seide, zirka 1000 Pfund, durch ein Rio-Haus zum Verkauf nach Paris gesandt worden. Es ist das der erste, einigermaßen größere Versuch, das neue brasilianische Produkt in den Konsum zu bringen, und erwartet man mit Spannung das Resultat desselben.

„So viel über das, was bisher für Seidenkultur geschehen, wobei nur noch hinzuzufügen sein dürfte, daß sowohl in der Provinz Minas, Bahia, Pernambuco und Santa Katharina Versuche gemacht worden, diese Produktion allgemein zu machen, daß dieselben aber am Mangel an Ausdauer scheiterten. — Sehen wir jezt mehr Aussichten auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen, die sich dem neuen Kulturzweige bieten.

„Als ein Hinderniß für das Gedeihen desselben könnte etwa die Noth an Arbeitskräften und in Folge davon die Höhe des Arbeitslohnes betrachtet werden. Sicherlich aber kann für Brasilien nichts erwünschter sein, als ein Industriezweig, der weniger Arme in Anspruch nimmt, zugleich aber gröhere pecuniäre Vortheile ergiebt, als irgend einer der bisher im Lande bekannten. Bei'm Zuker- und Kaffeebau bedarf es nicht nur vieler, sondern auch kräftiger Hände; dagegen können bei der Behandlung des Maulbeerbaumes, wie der Raupen, schwächere Kräfte, Krüppel, selbst Kinder verwendet werden. Der Seiden-Industrie würden Arbeitskräfte zuströmen, die bis jezt ganz brach gelegen, und somit das im hohen Arbeitslohn bestehende Hinderniß wenigstens theilweise beseitigt werden.

„In den schwierigen Kommunikationen mit dem Innern möchte ein ferneres Hinderniß für die Ausbreitung der Seidenkultur gefunden werden; indessen muß es Jedem einleuchten, daß Seide unter allen Umständen besser die Transportkosten tragen kann, als Artikel wie Zuker und Kaffee, welche verhältnißmäßig bei großer Quantität geringen Werth besizen. Dazu kommt, daß Brasilien seit jüngster Zeit in Sachen seines Kommunikationswesens bedeutende Fortschritte gemacht hat und der an verschiedenen Orten des Reiches begonnene Eisenbahnbau demselben für die Zukunft eine immer größere Entwiklung verbürgt.

„Wie große Vorzüge besizt dagegen nicht andererseits Brasilien für die Seidenkultur vor den meisten übrigen Produktionsländern!

„Drei Jahre nach Pflanzung ist der Maulbeerbaum kräftig genug, seine Blätter zur Nahrung des Seidenwurms herzugeben, während solches in Europa erst nach fünf Jahren der Fall ist. Bei dem fast immer gleichen Klima Brasiliens kann man ferner den Baum drei Mal im Jahre seiner Zweige berauben, während man solches in Europa, wegen des Wechsels der Jahreszeiten, nur ein Mal wagen darf. In Brasilien gedeiht endlich von allen Sorten der weiße Maulbeerbaum am besten, und dieser giebt bekanntlich die reichhaltigste Nahrung für die Seidenraupen.

„Auf dieses außerordentliche Wachsthum stüzen sich aber eine Menge weiterer Vortheile, welche Brasilien der Seidenkultur bietet.

„In Europa wird die Seidenraupe nur ein Mal im Jahre erzeugt, in Brasilien dagegen zählt man bis jezt acht Erzeugungen. Ohne Unterlaß hat man Nahrung für die Raupen und weder für die Raupen, noch was die Bäume betrifft, hat man Rüksicht auf die Jahreszeiten zu nehmen. Die Raupenzucht ist durch Nichts behindert, und unausgesezt können neue Generationen geschaffen werden. Allerdings würde bei dieser raschen Vermehrung ohne Zweifel auch um so rascher eine Degeneration der Raupen eintreten; diesem Nachtheil aber begegnet man leicht durch Regenetration mittelst Brut aus andern Ländern.

„Der Schmetterling legt in Brasilien durchschnittlich 400 Eier, also kaum weniger als in Europa. 16½ Pfund Cocons geben 2 Pfund 4 Unzen Soie grège und hofft man, sobald das Itagoahy-Etablissement einigermaßen an Umfang gewonnen, deren 3000 Pfund von bester Qualität zu gewinnen. Ebenso hat man berechnet, daß bei weiterer Kompletirung das Institut, mit zwei Zeugungshäusern, die in ihrer Thätigkeit ineinander greifen, nach etwa zwei Jahren zirka 6600 Pfund Soie grège und 1180 Pfund Courte de soie würde produziren können und in beiden Zeugungshäusern 90,000 Pfund Cocons in acht Generationen, jede zu 100 Unzen Eier, sich erzielen lassen dürften. Bis jezt besizt indessen die Kompagnie höchstens die Mittel, um jährlich den dritten Theil jener

Quantität zu produziren. Nach dem früheren niedrigen Standpunkte der Seide ist der Netto-Gewinn dieser Produktion auf 25 bis 30% berechnet worden, ein Ergebniß, das den Kaffeebau gänzlich in den Hintergrund treten macht.

„Die Raupen von 100 Unzen Eiern konsumirten während sämmtlicher Entwicklungsperioden 70,000 Kilogr. Blätter, brachten jedoch nur 3200 Pfund Cocons hervor, ein Drittel von dem, was bei einer Regeneration, die seit Bestehen des Etablissements noch nie stattgefunden hat, erwartet werden darf. Durch Regeneration mit neuem Saamen, den man gegenwärtig kommen läßt, erwartete man mit 100 Unzen Eier zirka 12,000 Pfund Cocons zu erzeugen; früher hatte man mit 10 Unzen schon das Ergebniß von 660 Pfund Cocons gehabt. Zur Nahrung jener 3200 Pfund Cocons und zur Sammlung der 70,000 Kilogr. Blätter hatten 25,000 Quadrat-Fuß Zwerg-Maulbeerbäume gedient.

„Während der vierzehn Jahre, welche die Existenz des Etablissements zählt, ist auch keine Krankheit der Seidenraupen in Brasilien bekannt geworden, und scheint die Natur somit alle Vortheile für Ausbeutung dieser Produktion hier vereinigt zu haben.

„Wir führen alle diese den Büchern des Etablissements entnommenen Daten an, damit Sachverständige Vergleiche anstellen und sich über dieselben äußern können. Wir geben dabei aber zu bedenken, daß alle diese Ergebnisse einem Institute angehören, das sich in seiner Kindheit befindet, dessen Resultate glänzender sein würden, hätte es nicht mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und hätten ihm bedeutendere Mittel zu Gebote gestanden. Die Kompagnie hat weder die nöthigen Räumlichkeiten noch die genügende Zahl Arbeiter, um einigermaßen größere Resultate zu erzielen; ihr fehlen die geübten Hände, die Cocons abzuwickeln, und Maschinen, um die Seide gehörig zu spinnen. Dies ist denn auch die Ursache, weßhalb die kürzlich nach Europa gesandte Seide nicht der Qualität entspricht, welche Brasilien bei einiger Pflege und den nöthigen Einrichtungen zu liefern im Stande ist. Das Personal des Etablissements bestand bis jetzt nur aus 55 Arbeitern, 26 Sklaven und 29 Freien, oder aus 17 Frauen, 30 Männern und 8 Knaben.

„Am 3. Mai 1855 kam die erste Generation jenes Jahres zur Welt, und am 23. April 1856 hatte die achte ihre Vollendung erreicht, welche letztere 30 Tage, vom 24. März bis zum 23. April, bedurfte, sich vom Ei bis zum Cocon zu entwickeln.

„Im Laufe dieses Jahres war die Erzeugung folgendermaßen: Die erste Generation begann am 6. Januar, die zweite am 10. Februar, die dritte am 24. März, die vierte am 16. Mai, die fünfte am 13. Juli, die sechste am 8. September, die siebente am 28. Oktober. Die sechste Generation, aus 35 Unzen Eiern bestehend, produzirte 1123 Pfund Cocens, also den dritten Theil von dem, was bei einer Regeneration zu erwarten steht. Aus den oben angeführten Zahlen ist aber zugleich abzunehmen, daß in einem Jahr sogar mehr denn acht Generationen erzeugt werden können, und bei Abkürzung der Pausen sich mit Leichtigkeit etwa zwölf erzielen lassen dürften.

„Es kann somit kaum einem Zweifel unterliegen, daß bei allen diesen Vorgängen, welche Brasilien vor den Produktionsländern Europas voraus hat, dasselbe ganz eigentlich ein Land der Seide ist, und früher oder später dieselbe einer der Haupterikel seines Handels werden muß. Auch wenn gewöhnlich die Qualität tropischer Seide in Folge Mangels an Feinheit der europäischen nachsteht, so gilt dies nicht von dem brasilianischen Produkt, sondern kommt dasselbe genaueren Prüfungen zufolge der feinsten italienischen gleich. In der That scheint keine Vorbedingung für einen höchsten Flor der Seidenkultur zu fehlen und kommt die Natur dem Menschen geradezu auf ganzem Wege entgegen, indem sie fast ausschließlich die Pflege des Maulbeerbaumes und der Seidenraupe übernimmt.

„Das Gesagte mag einstweilen genügen, um die Seidenkonsumenten in Europa darauf aufmerksam zu machen, daß sich ein neues Produktionsland dieses Rohstoffes auftut, und zugleich um Diejenigen, die Brasilien als neue Heimath aufsuchen, auf die in der Seidenkultur sich ihnen eröffnenden neuen Erwerbsquellen hinzuweisen."

Nachschrift der Redaktion des „Kolonist." Ohne uns um die größere oder geringere Genauigkeit obiger Angaben zu bekümmern, sind wir ermächtigt, zu erklären, daß 22 Pfund Seiden-Cocens, welche unlängst durch den Herrn Pastor Klenze in San Leopoldo an Herrn Dr. Schmidt in Hamburg als Probe geschickt worden, 5 Pfund schöne rohe Seide geliefert haben, welche zum höchsten Preise von 21½ Gulden pr. Pfund im fl. 24 Fuß verkauft worden ist. Ueber die Güte des brasilianischen Produktes ist also das Ergebniß nicht mehr abzuwarten; doch aber zu bemerken, daß das Klima von Rio Grande do Sul, San Paulo und Minas Geraes das angemessenste für die Seidenzucht sein wird. Die vielen Seidenraupen im Laufe eines Jahres sollen wohl nur als Kuriosum erscheinen.

Die Kolonie Dona Francisca.

(Hansa.)

(Schluß.)

8. Landwirthschaftliche Verhältnisse.

Bereits in unsern Spezialberichten für die Monate Juli und August haben wir den reichlichen Ausfall der diesjährigen Ernte angedeutet, und wir können jetzt noch hinzufügen, daß die diesjährigen Anpflanzungen die vorjährigen sehr bedeutend, vielleicht um mehr als ein Viertheil, übersteigen.

Bereits seit längerer Zeit zeigt sich in der Kolonie das lebhafte Bestreben, die Weiden zu vergrößern, zu reinigen und mit möglichst festen Zäunen zu umgeben, an deren Stelle in wenigen Jahren undurchdringliche Dornhecken treten werden, die bereits mehrfach längs den jetzigen Stangenzäunen angepflanzt sind. — Man ist zwar längst zu der Ueberzeugung gelangt gewesen, daß Rindviehzucht und Milchwirthschaft die glanzvollsten Resultate in der Kolonie versprechen; — allein so lange noch die Kolonisten mit der Erzielung der zum Lebensunterhalte unbedingt nothwendigen Produkte zu schaffen hatten, war selbstredend an Viehzucht und Milchwirthschaft nicht zu denken.

Dieser Standpunkt ist nun glücklich überwunden und der weitere Fortschritt wird sich alsbald zeigen. Einzelne betriebsame Kolonisten sind bereits dazu gelangt, eine kleine Milchwirthschaft zu betreiben, und wie lohnend dies ist, mag man daraus berechnen, daß eine Flasche (eine gewöhnliche preußische ¾ Quart-Flasche) mit 6 Sgr. — 3 Sgr. und ein Pfund Butter — die allerdings vortrefflich ist — mit dem enormen Preise von 1 M. 6 Sgr. — 28 Sgr. preuß. gern bezahlt wird.

Demnächst darf die bedeutende Vermehrung der Schweinezucht nicht unbemerkt gelassen werden, welche im abgelaufenen Quartale stattgefunden hat.

Es liegt dieß in der Natur der Sache, indem einerseits der enorme Verbrauch von Fleisch in der Kolonie, auf den wir weiter unten zurückkommen werden, andererseits die namentlich für kleinere Grundbesitzer noch vorherrschende Schwierigkeit der Einführung einer lohnenden Rinderzucht und Milchwirthschaft ganz von selbst zu der Aufstellung von Schweinen führen, welche jetzt von dem reichlichen Ueberschusse des Ernte-Ertrages gemästet werden können.

Endlich ist hier noch der Veränderung in Bezug auf die Benutzung der Pferde zu erwähnen, welche im Laufe des dritten Quartals stattgefunden hat.

Die Kolonie zählte am Schlusse des ersten Quartals 62 Pferde, von welchen die Meisten ausschließlich zum Reiten und nur wenige zum Fahren benutzt wurden. Nun hat sich die Zahl der Pferde bis zum Schlusse des dritten Quartals zwar nur auf 70 vermehrt, allein mit der zweckmäßigen Verbesserung der Wege und Brücken, die jetzt im ganzen Gebiete der Kolonie gut fahrbar sind, hat eine sehr bedeutende Vermehrung der Fuhrwerke stattgefunden. Die Kolonie zählt jetzt bereits 27 theils zwei-, theils einspännige Arbeitswagen, und Lasten, welche früher entweder von Menschen getragen, oder in Karren mühsam und kostspielig fortgeschafft werden mußten, werden jetzt von einem Ende der Kolonie bis zum andern wohlfeil und mit Leichtigkeit durch Fuhrwerke befördert.

9. Fleisch-Konsumtions-Verhältnisse.

Auch im abgewichenen dritten Quartale hat eine sehr bedeutende Fleisch-Konsumtion in der Kolonie stattgefunden.

Es sind geschlachtet worden:

A. Rinder:

1)	Von dem Schlachter Kumlehn	31	Stück,
2)	„ „ „ Frehse	12	„
3)	„ „ Kaufmann Trinks	20	„
	zusammen	63	Stück,

durchschnittlich à 10 Arroben — 630 Arroben; also, die Arrobe à 31,¼ Pfd. preuß. gerechnet — 19,550,₅₀ Pfd. preuß.

B. Schweine.

1)	Von dem Schlachter Kumlehn	22	Stück,
2)	„ „ „ Frehse	16	„
3)	„ „ Kaufmann Trinks	10	„
4)	„ einzelnen Kolonisten	25	„
	zusammen	73	Stück,

durchschnittlich à 1½ Arrobe — 109,₅ Arroben; also, die Arrobe à 31,¼ Pfd. preuß. — 3449,₂₅ Pfd. pr.

C. Carne seca ist verkauft worden:

1)	Von dem Kaufmann	Lange	24	Arroben,
2)	„ „ „	Jordan	24	„
3)	„ „ „	Trinks	36	„
4)	„ „ „	Niemeyer	49	„
5)	„ „ „	Ulrichsen	30	„
6)	„ „ „	Poschaan	29	„
7)	„ „ Vendisten	Lepper	15	„
8)	„ „ „	Herrling	20	„
	zusammen		227	Arroben.

Da nun die Arrobe Carne seca, wenn sie auf frisches Fleisch berechnet werden soll, gleich 2 Arroben dieses gerechnet werden müssen, so gibt dieß 454 Arroben frisches Fleisch à 31,¼ Pfd. preuß. — 14,255,₀ Pfd. preuß.; — in Summa 37,260,₅₀ Pfd. preuß.

Bei einer Bevölkerung von 1167 Seelen ergibt sich hiernach für das dritte Quartal eine Fleisch-Konsumtion von 31,₉₂ oder rund von 32 Pfd. preuß. pro Kopf.

Will man nun den Fleisch-Konsum pro Kopf für den ganzen Zeitraum vom 1. Januar bis 30. September, also für ¾ Jahr, bestimmen, so stellt sich die Berechnung folgendermaßen:

Es sind in dem bezeichneten Zeitraume konsumirt worden:

pro 1. und 2. Quartal	65,814,₂ Pfd. preuß.
„ 3. Quartal . . .	37,260,₅₀ „ „
zusammen	103,074,₂₅ Pfd. preuß.,

mithin trifft bei einer Bevölkerung von 1167 Seelen für den Zeitraum von 9 Monaten ein Konsum von 88,₃₂ Pfd. preuß. pro Kopf, also, wenn das noch fehlende Quartal nach demselben Maßstabe ergänzt wird, ein jährlicher Konsum von 117,₇₆ Pfd. preuß. pro Kopf der Bevölkerung.

Das brasilianische Pfund*) Rindfleisch ist im Laufe des dritten Quartals abwechselnd mit 6 bis 7 Bgt. — 3 à 3½ Sgr., das Pfund Schweinefleisch dagegen mit 10 bis 12 Bgt. — 5 à 6 Sgr. und die Carne seca mit 12 bis 14 Bgt. — 6 à 7 Sgr. pro Pfund bezahlt worden.

Der geringe Preisunterschied zwischen der Carne seca und dem frischen Schweinefleisch findet seinen Hauptgrund darin, daß ein großer Theil der hiesigen Bevölkerung den Genuß frischen fetten Fleisches dem andauernden Genusse der getrockneten und nicht selten sehr stark gesalzenen Carne seca vorzieht, obgleich dieselbe ganz entschieden eine bedeutend größere Quantität Nahrungsstoff enthält. Nur die Arbeiter, welche am Ende der Picaden, weit entfernt von der Stadt, mit Wege- und Brückenbauten, oder mit der Urbarmachung ihres Landes beschäftigt sind, sowie auch die in größerer Entfernung von der Stadt wohnenden Kolonisten tragen diesem letztern Umstande volle Rechnung und genießen fast ausschließlich Carne seca, zumal sie frisches Fleisch weder leicht beziehen, noch längere Zeit aufbewahren können.

10. Handwerksverhältnisse.

Bereits in unserm Berichte pro 1. Quartal vom 18. April haben wir im Allgemeinen bemerkt, daß hier in der Kolonie fast alle Handwerke in genügender Weise vertreten seien, und daß höchstens die Herüberkunft einiger tüchtiger Maurer und Ziegler vorläufig noch wünschenswerth erscheine, und in unserm Monatsberichte pro August vom 15. September haben wir durch ziemlich spezielle Angaben nachgewiesen, daß die für die hiesige Kolonie erforderlichen Handwerke nicht bloß zur Genüge vertreten seien, sondern daß einige sogar bereits überfüllt erscheinen, und daß vorläufig — immer mit Ausschluß der Maurer und Ziegler — kein neu anziehender Handwerker hier auf lohnenden Verdienst von seinem Gewerbe allein zu rechnen habe, sondern daß er entschieden nur dann sein gutes Fortkommen finden könne, wenn er zu gleicher Zeit im Stande sei, Akerbau zu treiben und sein Handwerk als eine gelegentlich zu benutzende Nebensache zu betreiben.

*) Ein brasilianisches Pfund ist — 0,₉₁ Pfd. preußisch, also nur 1/₁₁ kleiner als ein Pfund preuß. Mit dem unsrigen verglichen, hat das brasilianische Pfund ungefähr 27 Loth Schwerergewicht.

11. Landverkäufe.

Im Laufe des dritten Quartals sind verkauft worden:

1)	in Joinville ein Stadtplatz .	1 Morgen,
2)	„ der Schweizerstraße Akerland	30 „
3)	„ „ Geigerstraße „	30 „
4)	„ Annaburg Stadtplätze . „	41 „
5)	„ der Cubatasstraße Akerland	905 „
	zusammen	1007 Morgen.

Die Stadtplätze und das Akerland in dem neuen Kolonialgebiete, nämlich in Annaburg und in der Cubatasstraße, haben sich vorzugsweise die mit dem Schiffe „Mechtilda Cornelia" am 7. August hier angelangten Kolonisten anweisen lassen und es ist die Urbarmachung schon mehrseitig in Angriff genommen worden.

12. Vereine.

Bereits Anfangs September hat sich in der Nordstraße unter dem Namen „Kranken-Unterstützungs-Verein" ein Verein von ursprünglich 22 Familienvätern gebildet, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch ein mäßiges Eintrittsgeld und durch entsprechende monatliche Beiträge einen Fonds zur Unterstützung hülfsbedürftiger Kranken aus ihrer Mitte durch Gewährung ärztlicher Hülfe und der erforderlichen Medikamente zu gründen. Der Verein hat ganz zweckmäßige Statuten entworfen und einen Vertrag mit dem hiesigen Apotheker Bemba in Bezug auf die ärztliche Behandlung der Kranken abgeschlossen.

Auch die Beihülfe der unterzeichneten Direktion ist in Anspruch genommen worden. Da inzwischen der Verein immer noch im Wachsthum begriffen ist und es überaus wünschenswerth wäre, denselben über die ganze Kolonie auszudehnen, so ist hierauf Seitens der unterzeichneten Direktion nach Möglichkeit eingewirkt worden. Die Sache ist noch nicht abgeschlossen und behalten wir uns vor, in einem spätern Berichte, unter Mittheilung des Hauptinhaltes der Statuten, über die Endresultate ausführlich Bericht zu erstatten, zumal diese Angelegenheit um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als sie, ohne alle äußere Anregung, lediglich und allein aus der eigenen Ueberzeugung der betreffenden Kolonisten hervorgegangen ist und jedenfalls auch als ein sicheres Zeichen des allgemeinen Vorwärtsschreitens der Kolonie betrachtet werden kann.

Der Kulturverein hat seine wirklich ersprießliche Wirksamkeit auch im abgewichenen dritten Quartale bethätigt. Lehrreiche, auf Erfahrung begründete Vorträge einzelner Mitglieder verbreiten Licht über verschiedene landwirthschaftliche Gegenstände, eine Quantität des besten Saat-Reises ist für Vereinsrechnung von Santos verschrieben worden und soll unter hiesige tüchtige Landwirthe vertheilt werden; durch eine besondere Deputation des Vereins werden die verwaisten Kinder in der Kolonie unter Aufsicht und Schutz gestellt und in der Sitzung vom 5. v. M. ist der Antrag genehmigt worden, ein Vereinsorgan in Form gegenseitiger Belehrung und Unterhaltung zu gründen, welches monatlich ein Mal in Quartisorm erscheinen soll.

Vorläufig wird dieß Blatt allerdings mit der Feder geschrieben werden müssen, allein nach vorliegenden Nachrichten ist Aussicht vorhanden, daß mit einem der nächsten Auswandererschiffe eine Druckerei hierher gelangen werde, welche alsdann für das herauszugebende Blatt vortrefflich benutzt werden könnte.

13. Gerichtswesen.

Am 7. September hat die Wahl der Friedensrichter für die nächsten vier Jahre vom 1. Januar dieses Jahres ab in San Francisco stattgefunden. Es sind gewählt worden pro 1857 der Dr. Haltenhoff, welcher dieses Amt bereits ein Jahr lang mit sehr gutem Erfolge bekleidet hat, ferner pro 1858 der Apotheker Bemba, pro 1859 der Kaufmann Niemeyer, endlich pro 1860 der Kaufmann Lange.

Kriminalfälle sind im abgewichenen 3. Quartal nicht vorgekommen.

In allen andern Beziehungen sind irgend welche erwähnenswerthe Ereignisse im abgewichenen dritten Quartal nicht vorgefallen.

Verschiedenes.

Schweiz. Der Bundesrath hat den beiden schweizerischen Hülfsgesellschaften in New-York und Rio de Janeiro neuerdings einen Beitrag von je 150 Fr. zuerkannt.

Belgien. Den 31. Januar ist in Antwerpen die erste Nummer einer deutschen Wochenschrift: „Der Courier von Antwerpen", erschienen, welche schon auf Neujahr angekündigt war. Sie versicht die Interessen des Hafenplatzes Antwerpen und ist auf Deutschland und die Schweiz berechnet, besonders auch hinsichtlich der Auswanderung.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Zeitungsmahnungen.) In den amerikanischen Zeitungen, deren es bekanntlich eine sehr große Zahl gibt, finden sich fortwährend Mahnungen der Verleger an die Abnehmer, sie möchten doch das Abonnementsgeld bezahlen. Diese Mahnungen geschehen aber in so seltsamer Weise, daß wir wohl einige charakteristische Proben mittheilen dürfen.

„Wir bestreben uns, ein christliches Leben zu führen und hoffen in den Himmel zu kommen, würden uns aber sehr freuen, auch Sie da zu finden, was leider nicht geschehen kann, wenn Sie Ihre Schulden gegen uns nicht bezahlen."

„Wer seine Zeitung nicht bezahlt, möge in einer Wüste von Schießpulver vom Blitz getroffen werden!"

„Möge er in der Nacht seine Glieder auf ein Bett voll Flöhe strecken und den Geruch von zehntausend Wanzen genießen!"

„Möge ihm nie wieder der Anblik eines schönen Mädchengesichtes werden und er immer neben einem Pianofortespieler wohnen, der sich täglich zehn Stunden übt!"

„Möge er, wenn er einen engen Stiefel anzieht, darin eine lebendige Hornisse finden!"

„Mögen ihn hungerige, abgezehrte Drukerjungen alle Tage verfolgen und sein Schlaf jede Nacht durch die Erscheinung des Geistes eines verhungerten Verlegerkindes gestört werden!"

„Möge er ein keifendes Weib und einen rauchenden Kamin haben und sein Leben lange währen!"

„Möge er mit Scheidewasser eingeseift und mit einer Handsäge von einem betrunkenen Barbier rasirt werden!"

„Möge er verdammt werden, eine Zeitung zu verlegen, deren Abnehmer sämmtlich so gemein sind, wie er selbst!"

Ein Zeitungsherausgeber sagt, er habe in seinem Leben ein einziges Gespenst gesehen und das sei der Geist eines Sünders gewesen, der gestorben ist, ohne seine Zeitung bezahlt zu haben.

Andere versuchen ihre Abnehmer in anderer Weise zur Zahlung zu bewegen; so lesen wir z. B.: „Es ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß noch niemals ein Mann, der seine Zeitung regelmäßig bezahlte, Selbstmord beging. Auch ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, ein langes Leben der Lohn für solche Redlichkeit gewesen."

„Wir haben die Bemerkung gemacht — setzt ein anderes Blatt hinzu — daß das Nichtbezahlen der Zeitung gewöhnlich der erste Schritt zu Verbrechen war. Mögen unsere Leser sich das zur Warnung dienen lassen."

„Wir kennen einen Mann, der seine Zeitung immer vorausbezahlt. Er ist in seinem Leben nicht einen Tag krank gewesen, hat nie Hühneraugen, nie Zahnschmerzen gehabt, seine Kartoffeln wurden nie krank, in seinen Weizen kam nie der Brand, seine kleinen Kinder schrien niemals in der Nacht und seine Frau war stets liebevoll und freundlich gegen ihn. Lieber Leser, hast du deine Zeitung auch bezahlt?"

Ein armer Zeitungsherausgeber in Kentuky schreibt: „Wir sind fertig! Hiobs Truthan war ein Millionär in Vergleich mit uns. Wenn heute der Scheffel Salz 2 Cents (8 Pfennige) kostete, könnten wir doch nicht so viel davon kaufen, als man zu einer Kartoffel braucht."

— Der Staat Kalifornien weigert sich seine Staatsschuld, bei 3 Millionen Dollars, anzuerkennen, und der oberste Gerichtshof bestärkt ihn darin mit dem Ausspruch, die Schuld sei in verfassungswidriger Weise kontrahirt worden. „Times" nimmt hievon Anlaß, alle europäischen Kapitalisten vor leichtsinnigem Ankauf amerikanischer Staatenbons recht eindringlich zu warnen.

— Folgende kleine Tabelle zeigt, wie sehr einige Städte an den nordamerikanischen Seen zugenommen haben.

	1840.	1850.	1855.
Buffalo	18,232	42,200	72,000.
Cleveland	6,671	17,034	55,000.
Sandusky	1,434	6,008	10,000.
Toledo	1,222	1,810	15,000.
Detroit	9,162	21,801	40,000.
Chicago	4,170	20,000	80,000.
Milwauke	1,790	21,402	40,000.
Summa	42,601	130,353	303,000.

— In New-York gehört es zum guten Ton, nur englisches Hammelfleisch zu essen. Kein Ding gilt für fein, ohne eine Hammelkeule, die mit dem letzten Dampfer über den Ozean geschwommen ist.

Missouri. (Lebensmittelpreise.) Um die New-Yorker über die Theurung der Lebensmittel zu trösten, gibt der Courier der Vereinigten Staaten folgende Preise aus St. Louis am Mississippi (nach Schweizerwährung ausgedrükt): Kohlen 75 Cent zu 1 Fr. der Scheffel; Holz 35 — 40 Fr. das Maaß, beides steigt fortwährend; Butter 1½ — 2 Fr. das Pfund, Eier 1 Fr. 75 das Duzend, Kartoffeln 10 Fr. der Scheffel.

— Michigan. In diesem Staate haben sich bei Beginn des Preußenkrieges 300 Schweizer zusammengethan, um eine amerikanische Jägerlegion zu bilden und beim Ausbruch des Kriegs ihrem Vaterlande zu Hülfe zu eilen. An der Spize stand ein Ausschuß von 4 Personen (Schildknecht, Zürcher, Brändli und Charrière), der ein Rundschreiben an Gleichgesinnte in den benachbarten Staaten erließ und sie darin zum Anschluß aufforderte.

— Kalifornien. In einem unlängst erschienenen englischen Buche erzählt der Verfasser folgende charakteristische Geschichte: Ein Bekannter sagte mir, daß eines Tages zufällig die Nachricht nach dem Orte kam, wo er mit Goldwaschen beschäftigt war, daß ein Mann, der in einer 2 Meilen entfernten Mine auf einem Diebstahl ergriffen worden sei, gehängt werden solle. Die Sache brachte nicht die geringste Aufregung hervor und Keiner kümmerte sich darum. Nur mein Freund, der sich für dergleichen interessirte, begab sich an Ort und Stelle und fand mehrere Goldsucher unter den Bäumen versammelt und in ruhigem Gespräch begriffen. Da er Niemand kannte und den Verbrecher zu sehen wünschte, so fragte er einen Mann, der etwas bei Seite stand, wo der Mensch sei, den man hängen wolle. Ohne eine Miene zu verziehen, erwiederte der Angeredete: „Ich glaube, ich bin es, Sir." Eine halbe Stunde nachher hing er an einem der Bäumäste und die kleine Gesellschaft zerstreute sich, um ihre Abendmahlzeit zu halten.

Südamerika. Uruguay. Frankreich wird wahrscheinlich mit Montevideo in ernsthaften Streit kommen. Zur Entschädigung der englischen und französischen Kolonisten, welche in den dortigen Streitigkeiten über die Präsidentenschaft große Einbußen erlitten, ward eine gemischte Kommission eingesezt und nach bestimmtem Vertrage eine jährliche Summe festgesezt. Die neue Regierung hat beide Theile dieses Vertrags einseitig aufgehoben, und es sind darüber sehr dringende Gesuche an die französ. Regierung eingelaufen.

— Chile. Die Schiffe „Cäsar", „Helena" und „Grasbroof" haben im November dreihundert deutsche Einwanderer nach dem Hafen von Montt gebracht.

Afrika. Algier. In Frankreich scheint man einzusehen, daß die jezige Verwaltung in Algier das Gedeihen der Kolonie nicht fördert. Die „Debats" weisen nach, wie nothwendig es ist, daß die Kolonialverwaltung aus der Hand des Militärdepartements in die des Zivildepartements übergehe.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

(Fortsezung.)

„Mrs. Smith!" rief da plözlich Mrs. Rowland, von ihrem Stuhle in Angst und peinlicher Ueberraschung emporfahrend, denn der Dame Reden, die so ganz zu dem stimmten, über das sie ja den ganzen thränenlangen Tag getrauert, trieben ihr das Blut in rasender Schnelle durch die Adern und machten ihr Herz fast hörbar klopfen.

„Mutter," bat Rosy, die bestürzt der Leidenden erregten Zustand erkannte und rasch auf sie zusprang, sie zu beruhigen, „Mutter, es ist ja nur ein Mißverständniß!"

„Gott bewahre, Mrs. Rowland," fiel da rasch die Dame ein, „ich glaubte ja gar nicht, daß Sie es hören würden; nein, an's Scalpiren wird er nicht mehr denken, wenn er das auch früher gethan hat, denn das lassen die erschrecklichen Menschen nun einmal nicht — es sind ihre Sieges-Trophäen, wie sie's nennen —; aber Mr. Billygoat wird ihn schon lehren, was guter und echter Christen Pflicht ist — nein, es ist doch ein herrlicher Mann, dieser Mr. Billygoat."

„Mrs. Smith," sagte die Kranke leise, und die Hand, die Rosy zurük schob, zitterte wie in Fieberfrost, „wer wird nicht mehr an's Scalpiren denken? wer trägt die Farben und Abzeichen der Wilden — wer — großer Gott, die ganze Stube dreht sich mit mir — wer war verloren — zwanzig Jahre — und ist — und ist wieder gefunden?"

„Aber, liebe Mrs. Rowland," lächelte gutmüthig

die würdige Kaufmannsfrau, „was thun Sie denn nur gegen mich so geheimnißvoll? ich weiß ja die ganze Geschichte — ist denn nicht jezt eben Tom Fairfield fort geritten, ihn zu holen? Ich weiß nur noch nicht, bei welchem Stamme er ist, denn den Namen konnte ich nicht recht verstehen; wenn Sie's aber nicht wollen, will ich ja auch wahrhaftig mit keinem Menschenkinde ein Wort darüber wechseln."

„Tom Fairfield fort ihn zu holen — bei welchem Stamme?" wiederholte die alte Frau mit zitternder, halblauter Stimme und preßte sich die Stirn zwischen die eisigen Händen — „heiliger Gott! träume ich denn, oder bin ich wahnsinnig geworden in Kummer und Gram?"

„Nein, ist mir so eine Frau schon vorgekommen!" sagte Mrß. Smith kopfschüttelnd, aber jezt doch auch durch die Aufregung der Kranken etwas besorgt gemacht.

Rosy schrak empor — eine Ahnung dessen, was geschehen, was vielleicht im Werke sein konnte, zukte ihr durch den Sinn, und einen Blik auf die unglükliche alte Frau werfend, winkte sie ängstlich Mrß. Smith zu und bat sie durch Zeichen, kein Wort weiter von dem Begonnenen, was es auch sei, zu erwähnen. Aber es war zu spät: ehe des Händlers Frau verstand, was sie sollte, oder ehe sich Rosy zu ihr überbiegen konnte, sie mit Worten darum zu bitten, hob Mrß. Rowland wieden den Kopf, und ihr Auge begegnete in demselben Moment dem ängstlich und bittend auf die Schwazhafte gerichteten Blike der Pflegetochter. Rasch begriff sie dessen Meinung und wurde dadurch nur noch mehr in der peinlichen Gewißheit dessen bestärkt, was sie nicht einmal auszusprechen wagte, weil sie selbst dadurch schon den Zauber zu zerstören fürchtete, der ihr jezt wie in einem süßem, wenn auch ängstlichen Träume die Sinne förmlich gefesselt hielt. Wie aber der Wahnsinnige schlau die Wachsamkeit seines Wächters zu täuschen weiß, so benuzte auch die Kranke mit fast konvulsivischer Hast die Gelegenheit, der geschwäzigen Frau das Geheimniß, das für sie Tod oder Leben enthielt, abzuloken.

„Sie haben Recht, Mrß. Smith," sagte sie und versuchte dabei, mit der Qual im Herzen, zu lächeln; „wir brauchen Ihnen nichts, gar nichts mehr zu verheimlichen."

„Sehen Sie, beste Mrß. Rowland," rief die Dame jezt völlig beruhigt, in triumphirender Freude aus, „das habe ich Ihnen ja auch gleich vom Anfange an gesagt; aber mein Mann . . ."

„Und Tom Fairfield — ist ausgegangen — ihn — ihn zu holen — hieher nach Boonville zu holen."

„Liebe, beste Mutter," bat Rosy in ihrer Herzensangst, denn sie fürchtete nicht mit Unrecht die bösen Folgen, die solche Aufregung für die Kranke haben mußte.

„Laß nur, mein Kind, — laß nur," beruhigte sie aber die Leidende, „mir ist jezt ganz vollkommen wohl — recht wohl, Rosy — und Tom Fairfield, Madame. . . ."

„Nun der kann doch wahrhaftig nicht lange mehr bleiben; aber — nicht wahr — er soll ihn mitbringen?"

„Ihn? ja — ja wohl — nicht wahr — Sie — Sie meinen doch . . ."

„Nun, Ihren Sohn!"

„Ha!" schrie die alte Frau mit einem Laut, der den Beiden durch Mark und Seele schnitt — Rosy warf sich augenbliklich über die zusammenbrechende Gestalt und rief nur noch mit vorwurfsvoller Stimme: „O, Mrß. Smith, was haben Sie gemacht, Sie haben sie getödtet!" Und diese würdige Dame stand im Anfange selbst zum Tode erschroken, dennoch begriff sie den ganzen Zusammenhang nicht, und nur der Gedanke begann allmälig in ihr zu dämmern, daß sie doch wohl am Ende einen gewaltig dummen Streich gemacht und sich selbst in eine äußerst fatale Sache hinein gearbeitet habe.

Hierin wurde sie auch bald durch Rosy's Erklärung bestätigt, und als sie erfuhr, daß sie beide die Ursache von Tom Fairfield's Abwesenheit gar nicht gewußt und über den Zwek seiner Sendung keine Ahnung gehabt, war sie außer sich. Sonst von Herzen seelengut, und gewiß die Lezte, die irgend einer ihrer Nachbarinnen — und nun noch besonders der wakeren, unglüklichen, kranken Frau — mit Willen weh gethan hätte, wurde ihr der Gedanke unerträglich, durch ihre Schwazhaftigkeit, die sie jezt gar nicht genug verwünschen konnte, solches Unheil angerichtet zu haben. Sie wich nun auch nicht von Mrß. Rowland's Seite, that alles, was in ihren Kräften stand, Rosy die Pflege zu erleichtern, und beruhigte sich nicht eher, als bis sie sah, daß sich die Ohnmächtige wieder erholt hatte und, aus Erschöpfung wahrscheinlich, in einen tiefen, gesunden Schlaf gefallen war.

Wunderbar war die Veränderung, die, nachdem sie sich wieder erholt, mit ihr vorgegangen schien. Rosy hatte schon von der Erinnerung an das Gehörte das Schlimmste befürchtet und deßhalb auch mit klopfendem Herzen der Mutter Erwachen beobachtet — dem aber gerade entgegengesezt, zeigte sich die Kranke vollkommen ruhig und hatte nicht etwa das Geschehene vergessen, sondern fing selbst wieder zuerst davon an, indem sie fragte, ob Tom mit ihm noch nicht zurük gekommen sei. Rosy wollte ihr jezt das Ganze noch ausreden und meinte, es seien ja doch nur Vermuthungen der Frau Smith einzelne Worte, welche sie hinter der Thür erhorcht, und die wahrscheinlich etwas ganz Anderes bedeutet hätten. Mrß. Rowland bat sie aber ganz ruhig, ihr nicht durch solche freilich gut gemeinte Reden nur weh zu thun, indem sie ihr die einzige Hoffnung zu rauben suche, an der ihr Herz jezt noch auf dieser Welt hange und mit deren Zerstörung es ebenfalls, wie sie das recht gut fühle, zu Grunde gehen müsse. Sie war dabei so gefaßt, sprach so vernünftig über das Selige und Schmerzliche des ersten Begegnens, daß es Rosy'n, dem armen Kinde, ordentlich unheimlich vorkom und sie den Gedanken nicht los werden konnte, der Zustand der Kranken sei ein übernatürlich erregter, und ihr Körper werde jezt nur auf kurze Zeit von dem stärkeren Geiste aufrecht gehalten.

Wie dem aber auch war, Mrß. Rowland blieb den ganzen Tag so still und gefaßt, erkundigte sich mehrere Mal, ob sie denn noch nicht gekommen seien, und ließ es sich von Rosy fest versprechen, ihr nun, da das doch nichts mehr helfen könne, auch die Ankunft der Beiden nicht zu verheimlichen — nur den Namen vermied sie zu nennen — das Wort Sohn war noch nicht über ihre Lippen gekommen.

So mochte es fünf Uhr Nachmittags geworden sein. Mrß. Smith hatte schon mehrere Male nachgefragt, wie es der Kranken gehe, und sich eben wieder, wohl zum zwanzigsten Mal, über ihr ungeschiktes Benehmen am Morgen entschuldigt, als es wieder an die Thür klopfte und Mrß. Rowland mit einem kaum unterdrükten Schrei in ihrem Stuhle emporfuhr, denn als sich die nur angelehnte Thür öffnete, trat Tom Fairfield herein, aber — allein.

(Forts. folgt.)

Anzeigen.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, daß seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien:

Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),
Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Sul,
Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,

ebenso nach

Chili,

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe künftigen Monats März vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schiffe beginnen werden.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien**

Reguläre Abfahrten vom ersten kommenden März an.

Nach **New-York** und **Brasilien**

Regelmäßige monatliche Dampfschifffahrts-Gelegenheiten.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilen auf frankirte Anfragen

E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß, Nro. 132, Zürich,

und dessen Bevollmächtigte:

im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig

So eben hat die Presse verlassen und ist bei **E. J. Meisel** in Herisau und **J. M. Wälle** in Lichtensteig, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Brasilien,

für den deutschen und schweizerischen Auswanderer beschrieben
von
Dr. Ad. Steger.

8. geb. Preis 2 Fr.

Dieses 226 Seiten starke Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste Brasilien im Allgemeinen behandelt und von der Geschichte, Geographie, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen und vorzüglich über die Kolonisation des Landes in gedrängter Darstellung dasjenige bringt, was der Auswanderer von seiner neugewählten Heimath wissen muß, wenn er dieselbe nicht unvorbereitet betreten will. Die zweite Abtheilung beschreibt einläßlicher die südbrasilianischen Provinzen und die dort bestehenden deutschen und schweizerischen Kolonien und wird daher besonders dem Auswanderungslustigen, der sich nicht schon für die eine oder andere Kolonie entschlossen hat, zur Lösung der Frage behülflich sein, welche derselben er zu seinem künftigen Wohnort wählen soll. Aber nicht nur dem Auswanderer empfehlen wir dieses Schriftchen, sondern wir wünschen ihm einen ausgebreitetern Leserkreis. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß es das Seinige dazu beitragen wird, manches grundlose Vorurtheil und ungerechtes Mißtrauen, das immer noch, wenn auch nicht in dem Grade wie früher, gegen die Auswanderung nach Brasilien kämpft, durch Belehrung zum Schweigen zu bringen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 7. | Samstag den 14. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Die deutschen Ansiedlungen in Chili.

(Offizieller Bericht des belgischen Generalkonsuls Derote.)

Valparaiso, den 15. Oktober 1856.

Worin die Staatsländereien bestehen, die der Kolonisation angewiesen.

Die Regierung von Chili besizt keine beträchtlichen Ländertreken, worüber sie frei verfügen kann, und die, welche sie besizt, sind weder vermessen, noch sind ihre Grenzen bestimmt.

In dem Lande der Araucaner bis zur Meerenge von Magellan gibt es zwar immense Ländereien und ausgedehnte Waldungen, die man gewöhnlich als zu Chili gehörig betrachtet. Die Autorität der Regierung wird aber von den Araucaanern nicht anerkannt. Dieselben machen häufige Einfälle in das Gebiet der argentinischen Republik, treiben das Vieh hinweg und sind wegen ihrer Räubereien längs der Grenze der ihnen nahe liegenden chilischen Provinzen ausnehmend gefürchtet.

Vor einigen Jahren nahm die Regierung einen kleinen Landwinkel an der Meerenge von Magellan in Besiz, eine Stelle, welche den wenig anziehenden Namen Port Famine (Hafen der Hungersnoth) erhalten hatte. Man ließ daselbst einige Forts errichten, Barraken aufschlagen und schikte verurtheilte Sträflinge dahin. Dieses Material sollte, unter der Leitung eines vom Staate ernannten Chefs oder Gouverneurs, der Anhaltspunkt einer Kolonie sein. Im Jahr 1852 machte der Gouverneur, Bernard Philippi, von mehreren Deutschen begleitet, einen Ausflug in das Innere des Landes, und weder er, noch irgend einer seiner Begleiter ist je zurükgekommen. Man vermuthete, daß denselben ein Unglük begegnet, und gab das Kolonisationsprojekt an dieser Stelle auf. Seitdem hat die chilische Regierung eine kleine Anzahl Ausländer und Eingeborner an einem andern Punkt der Meerenge installirt, der auf den Landkarten mit dem Namen Punta Arenas bezeichnet ist. Diese kleine Kolonie sucht man jezt zu vermehren, und dieselbe würde sich auch nüzlich erweisen, wenn man das Projekt einer Dampfverbindung durch die Meerenge von Magellan ausführen würde. Es können nämlich nur Dampfschiffe oder Segelschiffe, geschleppt von Dampfschiffen, ohne Gefahr die Meerenge passiren. Aber dieß ist ein zu ausgedehntes Unternehmen, um so bald und ohne Aussicht auf Ertrag ausgeführt zu werden.

Die Regierung besizt öffentliche Ländereien, worüber sie verfügen kann und theilweise schon verfügt hat: 1) in der Provinz von Valdivia, 2) in dem Departement von Osorno, 3) in der Provinz von Chiloe und besonders um den See von Llanquihue, 4) in der Provinz von Arauco, an den Ufern des Flusses Laja.

Die Staatsländereien in den ebengenannten Provinzen sind nur theilweise vermessen und ihre Grenzen sind nicht bestimmt.

Vor einigen Jahren, d. h. vor 1850, überließ die Regierung gratis an deutsche Familien in der Provinz von Valdivia und in der Nähe dieser Stadt unangebautes Land und Waldungen. Andere Ländereien wurden um ganz billigen Preis verkauft. In dieser Provinz und in dem Departement von Osorno war es, wo sich die ersten fremden Kolonisten, und zwar fast nur Deutsche niederließen. Dieß ist, was man immer noch in den offiziellen Berichten unter dem Namen „Kolonie von Valdivia" erwähnt. Schon seit 3 Jahren aber überläßt die Regierung keine Ländereien mehr in dieser Provinz. Das Gebiet, welches sie gegenwärtig der ausländischen (deutschen) Kolonisation einräumt, sind die Ländereien um den See Llanquihue bis zum Golf von Reloncavi.

Die Kolonie von Llanquihue, wovon wir weiter unten ausführlicher sprechen werden, datirt erst seit 3 bis 4 Jahren. Sie ist, so zu sagen, noch an ihrem ersten Auftreten. Wir werden daher zuerst von den Landabtretungen in der Provinz Valdivia sprechen und von den Produkten, die man daselbst erzielt.

Die Kolonie von Valdivia. — Kultur.

Eine Anzahl Deutscher, meistens Professionisten, sind seit 10 Jahren auf eigene Kosten nach Chili gekommen und haben in den Städten von Valdivia und Osorno sich niedergelassen. Mehrere kauften sich in der Umgegend Land an. Hierauf machte die Regierung an einen Theil dieser Deutschen Landschenkungen, unter der Bedingung, sie zu bebauen und darauf zu wohnen. Unter diesen deutschen Handwerkern gibt es Viele, die in guten Umständen sich befinden und ihr Vermögen allmälig vergrößern. Es sind besonders diejenigen, welche sich ihren Wohnsiz selbst ausgewählt und sich in der Nachbarschaft von Städten oder schiffbaren Flüssen niedergelassen haben.

Die von der Regierung verschenkten Ländereien sind auf dem Abhange ziemlich steiler Gebirge gelegen, welche längs des Flusses Valdivia sich hinziehen. Sie sind mit dichtem Gehölz bedekt, was ihre Bebauung schwierig macht, und der abhängige Boden ist nur von mittelmäßiger Qualität. Der einzige Vortheil ist die Nähe der Stadt Valdivia und die Leichtigkeit des Verkehrs mit dieser Stadt auf dem Flusse. Dieses Gebiet trägt den Namen Cutipai.

Die Schwierigkeiten des Anbaus haben die meisten Konzessionäre abgeschrekt und veranlaßt, auf die Schenkung Verzicht zu leisten. Es sind nur noch zwei Konzessionäre in der Kolonie beschäftigt, das Land urbar zu machen, und der Geometer der Regierung, Anton Frik, hat auf seinem Boden eine Sägemühle errichtet.

In einer Entfernung von 3 bis 5 Stunden von Valdivia, auf der neuen Straße nach dem Innern, und hauptsächlich gegen Norden von der Stadt, gibt es sehr gutes Land, mit Urwald bedekt.

Die Ausländer, welche in der Umgegend von Valdivia Ländereien kauften oder geschenkt erhielten, beklagen sich hauptsächlich über den schlechten Zustand der Wege. Sie haben ebenfalls viel von Diebstählen zu leiden, die auf ihre Kosten begangen werden. Fast nächtlich wird das Vieh, Obst oder das Getreide gestohlen, ohne daß irgend eine gerichtliche Verfolgung statt fände. Die Polizei auf dem Lande ist vollkommen null.

Die Kolonisten müssen demnach selbst ihr Hab und Gut überwachen und vertheidigen, was um so schwieriger ist, da die Wohnungen in großer Entfernung von einander liegen.

Der Preis des Landes in der Provinz von Valdivia und dem Departement von Osorno ist verschieden je nach seiner Qualität, seiner Entfernung von Städten und seinen Kommunikationsmitteln.

In der Provinz Valdivia, wo die Verhältnisse gegenwärtig am günstigsten sind, zahlt man beim Ankaufe einer Streke von 2–300 Quadras*) ungefähr 2 Piaster (10 Franken) per Quadra wildes Holzland. Für reines Land, welches man sogleich dem Pfluge überliefern kann, muß man wenigstens 4 bis 6 Piaster (20 bis 30 Franken) bezahlen. Diese billigen Ländereien finden sich jedoch nur jenseits der Gebirgsketten, welche die Küste umschließen und sich östlich bis 18 Stunden von der Stadt Valdivia erstreken.

In dieser Gegend und ohne von dem Landstriche Llanquihue zu sprechen, haben die deutschen Kolonisten, welche mit eigenen Händen arbeiteten und Geschik für Feldarbeiten hatten, alle prosperirt. Aber diejenigen, welche, ohne selbst Arbeiter zu sein, sich Grundstüke ankauften, um dieselben auf ihre Kosten kultiviren zu lassen, haben da, wie überall anderswo, Verluste erlitten und konnten hier um so weniger gedeihen, weil der Taglohn hoch ist und die Taglöhner selten und schlecht sind. Die Abkömmlinge spanischer Race arbeiten wenig und schlecht.

Ackerbau. — In der Provinz Valdivia baut man fast ausschließlich Weizen, welcher im Allgemeinen das Zehnfache der Aussaat liefert. Hafer liefert das Zwölffache und Roggen ungefähr eben so viel. Hafer wird erst seit Kurzem gebaut. — Kartoffeln sind einträglich, werden aber an Ort und Stelle konsumirt, weil die Wege zu schlecht sind und der Transportpreis zu hoch. Leinsaamen, Buchweizen und Reps gedeihen

*) Das Längenmaß in Chili ist die Vara = 0,... Millimeter. Die Quadra, Längenmaß, hat 150 Varas = ... Meter. In der Praxis rechnet man 50 Meter = 69 Varas.

sehr wohl in der Provinz Valdivia, aber man kultivirt diese Pflanzen nur im Großen. Gemüse jeder Art gedeihen vollkommen, aber der Frost im Spätsommer wird denselben gefährlich, besonders den Bohnen und Gurken.

Man hat in vielen Schriften die Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Bodens in Chili übertrieben. Wenige Personen sind im Stande, hierüber genaue Nachweisungen zu liefern. Die besten Ländereien Chili's gehören großen Landbesizern, Majorats-Erben, an, die nicht viel vom Landbau verstehen.

In den kultivirtesten Theilen Chili's, namentlich in den Ebenen von Quillota und in der Umgegend von Purutun, liefert Getreide das 17- bis 18fache der Aussaat. Es ist eine sehr günstige Jahreszeit erforderlich, wenn das Getreide das 20fache ergeben soll. In den Cerros, d. h. den gebirgigen Theilen, erhält man gewöhnlich nur das 7- bis 8fache, ausnahmsweise und in guten Jahrgängen das 12fache der Aussaat. Die Ergiebigkeit des Bodens ist unbestimmt, weil viel von der Art und Weise der Kultur und den klimatischen Verhältnissen abhängt. In den verschiedenen Provinzen Chili's ist der Boden der verschiedenartigsten Witterung ausgesezt, von der äußersten Dürre im westlichen Theile bis zu einem Uebermaß von Regenwetter in den holzreichen und morastigen Gegenden, welche sich vom See Llanquihue bis in's Innere der Andes erstreken. Die Regen sind fruchtbarsten Chili's ist.

Uebrigens darf man nicht vergessen, daß das Feld noch ohne Dünger gebaut wird, mit unvollkommenen Werkzeugen, und daß man noch heutigen Tages das Brachfeld-System befolgt. Erst seit zwei Jahren fängt man an, von dem Pfluge, dessen man sich in Nordamerika bedient, Gebrauch zu machen.

Die deutschen Kolonisten.

Seit August 1846 bis Februar 1856 sind von Hamburg auf 27 Schiffen 1444 deutsche Auswanderer, beiderlei Geschlechts und die Kinder inbegriffen, in Valdivia angekommen. Die meisten dieser deutschen Ankömmlinge waren Handwerker und Professionisten, die aber, da sie auf dem Lande oder in kleinen Ortschaften geboren waren, alle ein wenig vom Akerbau und von der Gartenzucht verstanden. Akerbauer von Profession gibt es nur wenige unter ihnen. Dieß mag wohl auch Mitursache sein, daß nicht Alle in den neuen Ansiedlungen auf dem Lande gedeihen, selbst die nicht, welche in ziemlich günstige Verhältnisse gesezt sind. Die Deutschen, welche in Valdivia landeten, sind nicht alle in dieser Stadt oder in der Provinz geblieben. Eine Anzahl derselben hat sich in Valparaiso und andern Städten niedergelassen, um daselbst ihre Profession auszuüben. Mehrere haben sich in der Stadt Osorno etablirt. In den Jahren 1852 und 1853 wurden diese Familien auf Veranlassung der Regierung an die äußerste Süd-Grenze Chili's, beim Golf von Reloncavi, an einen Punkt versezt, der auf den Landkarten unter dem Namen Melipulli bezeichnet ist. Dieser Punkt wurde ausgewählt, um daselbst einen neuen Hafen und eine kleine Stadt unter dem Namen des Präsidenten der Republik anzulegen. Das Buschland zwischen den Ufern des Golfs und dem See Llanquihue, sowie das Gebiet um den See herum wurden zur Gründung einer Fremden-Kolonie bestimmt.

Die Regierung behält gegenwärtig ihre Vergünstigungen und Landschenkungen nur für diejenigen, welche sich zur Ansiedlung um den See von Llanquihue entschließen, oder wohl auch an der Straße von Magellan, an einer Stelle, die mit dem Namen Punta Arenas bezeichnet ist. Auf diesen beiden sehr entfernten Punkten ist es, wo die Regierung die Embryos der schon bestehenden Ansiedlungen auszudehnen sich bemüht. Die Kolonie an der Straße von Magellan datirt erst seit kürzlich und ist nur sehr wenig bekannt. Wir wollen zuerst von der Kolonie von Llanquihue, ihrer geographischen Lage und den Verhältnissen sprechen, unter denen die ersten Kolonisten sich daselbst niedergelassen.

(Fortsezung folgt.)

Das gelbe Fieber,

oder „Jellow Jack," wie die Amerikaner sagen, war bekanntlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres bis in die unmittelbare Nähe New-Yorks, bis Gowanus, Fort Hamilton, New-Utrecht, Staten Island und Governers Island, gekommen, aber nach New-York und Brooklyn kam es nicht. Die „New-Yorker Abendzeitung" sagt darüber:

Ueberhaupt scheint New-York kein günstiger Boden für Jellow Jack zu sein, denn es ist diesem bisher noch nie gelungen, hier jemals so verheerend aufzutreten, wie in New-Orleans (1853), in Savannah und Charleston (1854), und in Norfolk und Portsmouth (1855), oder in Philadelphia (1793), wo der Seuche 8 Prozent der Bevölkerung erlagen. Es ist bekannt, daß das gelbe Fieber nicht, wie die Cholera, über ganze Continente verheerend hinwegzieht, sondern, daß es nur solche Städte heimsucht, welche den Schiffen zugänglich sind. Es kann sonach eigentlich ein Schiffsfieber genannt werden; auf Westindien heißt es auch nicht anders, als „Matrosenfieber." Nach Amerika ist es zuerst durch den Sklavenhandel verschleppt worden: die ersten Erkrankungen auf dieser Seite des Ozeans kamen im Jahre 1669 in Barbadoes vor. Havanna ist der Lieblingsaufenthalt des gefürchteten Jellow Jack. Nach New-Orleans wurde es im Jahre 1853 von Rio Janeiro aus verschleppt.

In New-York ist Jellow Jack übrigens ein alter Gast. Die „Tribune" bringt hierüber einen längeren Bericht, dem wir die nachstehenden Angaben entnehmen: Im Jahr 1791, um die Mite des August, brach die Seuche nahe dem Pelslip aus und währte bis Mitte Oktober. Dies war das erste Mal seit 1762, daß New-York von dem Fieber heimgesucht wurde. — Im Jahre 1795 brach das Fieber in Frouster., nahe Corntiesslip aus, und nahm einen sehr bösartigen Charakter an. New-York hatte damals etwa 58,000 Einwohner. Obwohl ein Drittel von diesen sich aus der Stadt flüchtete, so raffte die Seuche doch 2400 Menschen hiaweg. — Im Jahre 1798 brach das Fieber am 20. August aus und nahm in der Mitte des September den Charakter einer Epidemie an, welcher täglich 40—50 Menschen erlagen. Die Seuche hörte erst Anfangs November auf. — In 1799 begann sie im September und hörte am 18. Oktober auf. Sie trat in diesem Jahre gelinder auf. — In 1801 brach das Fieber gleichfalls erst im September aus; in der ersten Woche des Oktober starben 35 an der Seuche, doch machte derselben ein am 24. desselben Monats eingetretener Frost ein Ende. — In 1803 kamen 1639 Erkrankungen am gelben Fieber vor, von welchen 606 tödtlich endeten. — In 1804 war das Fieber im Hafen, kam aber nicht in die Stadt. — In 1805 brach das Fieber gegen das Ende des August in Front- und Waterstr. aus und währte bis zum 25. Oktober. — In 1819 kamen die ersten Erkrankungen am 5, September und die lezten am 12. Oktober vor.

1822 rief das gelbe Fieber in dieser Stadt große Bestürzung und Verwirrungen hervor. Ende Juni kamen 4 Schiffe von Havanna vor der Quarantäne an; auf zweien herschte das gelbe Fieber. Die größtentheils aus Cigarren bestehende Fracht dieser Schiffe wurde größtentheils in den ersten Tagen des Juli am Fuße von Rektorstr. gelandet und bald darauf erkrankten mehrere in der Nähe wohnende Personen. Die Seuche griff theilweise durch die Nachlässigkeit des Sanitätsraths, der sich erst sehr spät zu Vorsichtsmaßregeln bequemte, im Laufe des Monats auf eine verheerende Weise um sich. Die Geschäfte standen still, die Banken wurden nach dem oberen Theil der Stadt verlegt und, wer immer konnte, flüchtete sich aus der Stadt. Die Bevölkerung war von einem panischen Schreken ergriffen, da die Seuche sich in Stadttheile verbreitete, in welche sie bis dahin noch nie vorgedrungen war. Am 2. Oktober erließ der Sanitätsrath eine Proklamation, worin er die geflüchteten Bewohner vor der Rükkehr nach New-York warnte. Am 23. Oktober endlich trat kalte Witterung ein und machte dem weiteren Umsichgreifen der Seuche ein Ende. Trez des vielen Lärmens belief sich die Gesammtzahl der in diesem Jahre der Seuche erlegenen Personen nur auf 251 — gewiß eine kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß New-York damals schon von 125,000 Menschen bevölkert war.

Seit 1822 sind hier und in der Umgegend nur vereinzelte Fälle vorgekommen.

Verschiedenes.

England. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß die Polizei in Liverpool zum Schuz amerikanischer Kauffahrtei-Matrosen (die sehr häufig Nicht-Amerikaner sind) gegen ihre Kapitäns einzuschreiten hat. Im Laufe von etwa vierzehn Tagen sind vier oder fünf Beispiele der gröbsten Brutalität und Willkür auf amerikanischen Handelsschiffen vorgekommen. In der Regel beklagen sich die Matrosen blos über körperliche Mißhandlung, aberwelcher Art sie ist, gehtaus der Aussage eines von einem amerikanischen Kapitän zitirten Entlassungszeugen hervor; derselbe erklärte nämlich, daß er für sein Theil sich nicht beschwere, indem er nur gelegentlich Fußtritte erhalten habe. Häufig indeß geschieht es, daß Seeleute unter falschen Vorspiegelungen an Bord gelokt, gepreßt und nach einer langen Fahrt ohne Sold im ersten besten Hafen ausgesezt werden. So erg[illegible] es einem Engländer, G. Wislon, dessen Leidensgeschichte (im Herald) unglaublich scheinen könnte, wenn sie nicht von angesehenen Liverpooler Kaufleuten bestätigt würde. Auffallender Weise scheut sich der amerikanische Konsul in Liverpool, von diesen Uebelständen die geringste Notiz zu nehmen, aber die englischen Zeitungen hoffen, daß ihre Veröffentlichung hinreichen werde, um die Regierung in Washington zur Ergreifung von Abhülfs-Maßregeln zu veranlassen. Was die Ursache dieses für die Handelsmarine einer großen Nation nicht sehr ehrenvollen Treibens betrifft, so sind sie vorerst in dem Umstand zu suchen, daß die amerikanischen Kauffahrer (aus Sparsamkeit oder Mangel an Leuten) zu schwach bemannt sind. Aber die sittliche Verwilderung, die zu den schönen Früchten der „häuslichen Einrichtung", zu deutsch Sklaventreiberei, gehört, hat gewiß auch nicht wenig damit zu schaffen.

Neapel. Es ist eben kein Kompliment für die argentinische Republik, daß die hervorragendsten politischen Gefangenen im Königreich beider Sizilien sich weigern, ihre Freiheit unter der Bedingung der Auswanderung nach dem Laplata anzunehmen, sondern lieber im Kerker bleiben wollen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Handel.) Die offiziellen Handels- und Schifffahrts-Ausweise der Vereinigten Staaten vom verflossenen Jahre bieten uns folgende, das Interesse Europas vielfach berührende Resultate. Die Gesammtausfuhr betrug 310,586,330 Dollars. Davon nach englischen Besizungen 195,791,886 Dollars, Frankreich 42,591,963, Spanien und Kuba 15,900,572, Bremen 9,889,637, Hamburg 3,268,473. Nach anderen deutschen Häfen 30,885 Doll., Preußen 70,367, Oesterreich 2,238,783, Holland 4,258,869, Rußland 600,153, der Türkei 1,204,786, Brasilien 4,858,125. Die Gesammteinfuhr betrug 314,639,942 Dollars, England u. c. B. 154,056,749, Frankreich 49,249,803, Spanien und Kuba 33,482,700, Preußen 161,169, Oesterreich 476,541, Holland 4,615,436, Rußland 330,581, Türkei 741,871, Brasilien 19,262,657, China 10,454,436. Von Baumwolle bezog England etwa 1,086,309 Ballen, Frankreich 482,254, Bremen 183,054, Hamburg 34,192, Oesterreich 40,149, Holland 28,987, Rußland 10,585. An Mais wurden ausgeführt 10,299,280 Buschel, Weizen 8,154,877 Buschel, Mehl 3,510,626 Faß. Von diesem Produktenexport gingen über zwei Drittel des Ganzen nach England. Die Tabakausfuhr belief sich auf etwa 12,221,843 Dollars. Davon bezog England für 2,671,357 Dollars, Frankreich 1,510,714, Bremen 1,252,799, Oesterreich: Italien 439,748, Holland 1,258,493, Spanien 1,121,967.

— Nach einer Veröffentlichung des Postamtes der Vereinigten Staaten gehen im laufenden Jahre 44 Postdampfer von New-York nach Europa und 46 von Europa nach den Vereinigten Staaten, nämlich 22 von Liverpool, 12 von Havre (über Southampton) und 12 von Bremen (ebenfalls in Southampton anlaufend).

— Der Senat der Union hat Subsidien für den unterseeischen Telegraphen zwischen Europa und Amerika bewilligt. Man hofft, daß derselbe bis im Sommer dieses Jahres vollendet sei.

— New-York. Die Witterung ist in diesem Winter auffallend streng. Die Eisenbahnfahrten haben durch den Schnee eine bedeutende Störung erlitten, und in New-York selbst drachte ein furchtbares Schneegestöber den Verkehr fast ganz in's Stoken.

— Wie sich erwarten ließ, hat am 17. Januar auch in New-York eine großartige Demonstration der Schweizer stattgefunden. Ueber 1000 Eidgenossen fanden sich im Hotel Delmonico ein, um die Gefahr des Vaterlandes zu besprechen. Manche feurige Rede wurde gehalten und mancher patriotische Tropfen hinter die Halsbinde gegossen. Die Versammlung sezte ein Komite (Jselin von Basel, Mairat von Neuenburg, Syz von Zürich, Delmonico von Tessin, Decoppet von Waadt, Courvoisier von Neuenburg, Guedin von Genf, Gerber von Bern, Dürler von St. Gallen, Rüsch von Appenzell, Geißmann von Aargau, Merian von Basel) nieder, um eine Sympathie-Adresse an den Bundesrath zu richten, und eine Subskription zu eröffnen. Ein Erlach von Bern erklärte, daß er sofort abreisen werde, seine Division stehe bereits an der Grenze. Ein Herr Zollinger dirigirte den Gesang einer vaterländischen Hymne. Die Amerikaner äußerten die größte Freude über diese Demonstration.

— (Statistik.) Die Bevölkerung des Staates New-York, welche im Jahre 1790 nur 340,120 Personen betrug, ist nach der letzten Zählung im Jahre 1855 3,466,212 Personen. In der Stadt New-York sind im vorigen Jahre 13 Personen an gelben Fieber gestorben, in der Umgegend der Stadt soll eine weit größere Anzahl Personen dieser Krankheit erlegen sein. — Im Jahre 1856 kamen 141,672 Auswanderer in New-York an, also 5000 mehr als im Jahre 1855 und 55 Prozent weniger als im Jahre 1854, die näheren betreffenden Details theilen wir hier mit. Für die letzten drei Jahre vertheilt sich die Einwanderung wie folgt:

	1854	1855	1856
Deutschland	176,986	52,892	55,846
Irland	82,302	43,043	43,996
Andere Länder	59,935	40,298	99,812
Im Ganzen	319,223	136,233	141,672.

— Ohio. Die Botschaft des Gouverneurs von Ohio enthält interessante Aufschlüsse über die glükliche Entwikelung dieses Staates. Vor 25 *) Jahren war nicht einziger von den 25 Millionen Akres, die der Staat enthält, der Kultur unterworfen, während gegenwärtig alle Ländereien in Besz genommen und der Besteuerung unterzogen sind. Dabei wird angedeutet, daß der Flächeninhalt des Staates höchst wahrscheinlich größer sei, als er vom Census der Vereinigten Staaten geschäzt wird. Der Reziprozitäts-Vertrag mit Kanada hat im nördlichen Theile Ohios die kommerziellen Unternehmungen sehr belebt. Der Staat besizt an fertigen Eisenbahnen 2800 Meilen, die 90,000,000 Dollars kosten, über 1,000,000 Reisende befördern und jährlich einen Bruttoertrag von 6,000,000 Dollars geben. (Courier v. Antwerpen.)

— Kalifornien. (Die Staatsschuld.) Die Entscheidung des höchsten Gerichtshofes von Kalifornien, daß der größte Theil der Schuld dieses Staates als ungesezlich erklärt sei, stüzt sich nach der Basler Zeitung auf Folgendes: Nach Art. 8 der kalifornischen Konstitution soll keine mehr als 300,000 Dollars betragende Schuld durch den Staat kontrahirt werden, ohne daß dieselbe in Betreff der Summe und der Verwendung einer Volksabstimmung unterworfen und durch Majoritätsbeschluß genehmigt werde. Diese Formalität wurde bei keinem der bisherigen Staatsanleihen beobachtet. Angesichts der Verschleuderungen, die sich die lezte kalifornische Regierung zu Schulden kommen ließ, hatten die Führer der konservativen Partei gerichtliche Schritte für Nichtanerkennung des zulezt kontrahirten Anlehens von 1,500,000 Dollars, rükzahlbar 1875, gethan, und erfolgte darauf der Entscheid des obersten Gerichtshofes, daß dieses Anlehen, als in ungesezlicher Form kontrahirt, nicht anzuerkennen sei. Daß das von der früheren Regierung kontrahirte Anlehen per 1870 ebenfalls diesem Entscheide unterworfen sei, darüber sprechen sich zwei vorliegende Berichte in entgegengesezter Weise aus, und müssen wir darüber weitern Aufschluß gewärtigen. Indessen deutet bereits das Urtheil des Gerichtshofes darauf hin, daß die fehlende Formalität im Interesse des Kredites, den der Staat genießt, nachgeholt werden solle. Der jezige Gouverneur von Kalifornien spricht sich in einem, in dieser Angelegenheit veröffentlichten, Briefe entschieden dafür aus, und verspricht bei der nächsten Sizung der gesezgebenden Behörde den Antrag auf Erlassung eines Gesezes zur Ratifikation der gesammten konsolidirten Schuld zu stellen. Auch giebt er das Versprechen, daß die inzwischen fällig werdenden Zinsen ohne Anstand bezahlt werden sollen, was für den Januar-Coupon auf sämmtlichen Anlehen geschehen ist; für den Juli-Coupon ist bereits der größere Theil des Betrages in der Staatskasse angewiesen.

— (Ein reisender Franzose.) Der „Clamor Publico" von Los Angeles meldet die Ankunft eines Franzosen an jenem Orte, der den Feldzug in der Krim mitgemacht hat. Er hatte in Frankreich seinen Abschied genommen und war mit nur 80 Dollars nach Nordamerika gegangen. Dort hatte er sich einem Emigrantenzuge nach Santa Fé in Neu-Mexiko angeschlossen, von wo aus er allein und zu Fuß nach Kalifornien gewandert war. (?)

— Utah. Ueber die Statistik der Polygamie unter den Mormonen ist bisher nichts Verlässiges bekannt geworden. Ein Korrespondent des „San Francisco Herald" in Utah liefert jezt eine Liste der Mitglieder des lezten Repräsentantenhauses und ihrer Frauen, aus der wir Folgendes erfahren: Die 13 Mitglieder des Conseils hatten zusammen 171 Frauen, davon kamen 57 allein auf den Präsidenten Heber C. Kimball; andere hatten deren 25, 22, 20, aber keiner weniger als zwei. Die 26 Mitglieder des Repräsentantenhauses theilten sich in 157 Frauen, doch hatte keiner von diesen mehr als 15. Fünf Beamte des gesezgebenden Körpers besaßen zusammen 22 Frauen, und rechnet man dazu die 68 angetrauten Frauen des Gouverneurs Young, der dazumal noch lebte, so ergibt sich, daß die an der Spize des Staates stehenden vierzig Männer zusammen 420 Frauen besaßen.

*) Soll wahrscheinlich heißen 125 wenigstens hatten die Franzosen, welche jene Gegenden vor hundert Jahren an England abtraten, schon mehrere Militärkolonien daselbst und die Einwanderung aus Pennsylvanien, New-York u. s. w. begann vor ungefähr 80 Jahren. D. Red. d. Kol.

Kanada. Die Grand-Trunk-Eisenbahn in Kanada trifft Anstalten, um ein System von Durch-Billets, through tickets, einzurichten, wornach Passagiere von Europa ihre Reise nach irgend einem Punkte Kanadas oder der Vereinigten Staaten sich versichern können, ohne weitere Nachzahlungen zu machen. Das nöthige Uebereinkommen mit den Haupt-Eisenbahnen der Vereinigten Staaten ist bereits getroffen und dieser Plan wird hoffentlich den schmachvollen Uebervortheilungen ein Ende machen, denen Emigranten und andere Reisende nach dem Innern Amerikas bisher ausgesezt waren.

Südamerika. Laplataſtaaten. Aus Montevideo wird vom Anfange des vorigen Dezembers berichtet, daß die in den früheren Jahren blühende Viehzucht dort in den lezten Monaten einen schweren Schlag durch den ungewöhnlich starken Regenfall erlitten habe. Weite Landstreken standen in Folge dessselben lange unter Wasser und bald folgten der dauernden Nässe so hartnäkige Seuchen unter dem Rindvieh und den Schafen, daß an manchen Stellen mehr als die Hälfte des Bestandes verloren wurde. Natürlich litten unter dieser Noth namentlich die Niederungen, zumal der Süden der Provinz Buenos-Ayres, während die höher gelegenen Striche im Norden weniger betroffen wurden oder ganz verschont blieben. Das Unglük im Süden hat die Preise im Norden gehoben und die Wolle steht dort um 30 Prozent höher als im Jahre 1855. Trozdem aber kann sich Buenos-Ayres mit der Banda-Oriental in keiner Weise messen; denn jenes ist flach, schwach bewässert und durchaus holzarm, die Banda dagegen hügelig, reich an Wasseradern, voll der herrlichsten Waldungen und von dem fruchtbarsten Gartenboden; sie leidet nicht, wie jenes, durch die Verheerungen der sommerlichen Dürre, der winterlichen Nässe oder durch die feindseligen Berührungen mit den Indianern. Und doch hat auch die Banda in lezter Zeit entsezlich gelitten; die langjährigen Bürgerkriege haben die Rindvieh- und Schafzucht der Gesahr völliger Ausrottung nahe gebracht. Denn die Mehrzahl der Estanzieros zogen sich während dieser Zeit nach Montevideo zurük und lebten hier in genußreicher Sorglosigkeit, während die räuberischen Banden von Rivera und Oribe ihr den Verwaltern überlassenes Vieh raubten. Nur Wenigen ist es gelungen, dasselbe durch zeitige Flucht den Räubern zu entziehen. Aber auch das Land selbst ist in Folge der Kriege im Preise gesunken; Viele mußten während desselben, natürlich zu Spottpreisen, verkaufen, und jezt noch sind nicht Wenige in der Lage, loszuschlagen zu müssen, um nur Geld zu bekommen. In lezter Zeit haben in Buenos-Ayres ansässige Deutsche große und schöne Ländereien in der Banda gekauft. Sie, sowie Engländer und Franzosen, treiben mit großem Gewinne neben der Rindviehzucht, welche der Orientaler als die bequemere Art der Viehzucht vorzieht, auch Schafzucht. Doch ist das Land eben durch die dauernden Kriege so entvölkert, daß in Montevideo die Zahl der Orientaler von denjenigen der Fremden übertroffen wird. Man ist in allen Schichten der ewigen Bürgerkämpfe müde, und dennoch ist noch lange keine Aussicht, daß dem unglüklichen Lande Ruhe und Friede wieder zu Theil werde. Dem Auswanderer steht also hier, troz manchen sonst lokenden Vortheilen, eine durchaus dunkle Zukunft bevor, in der er, troz aller Mühe und Arbeit, in wenig Stunden verlieren kann, was er im Schweiße seines Angesichts in Jahren gewann.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

(Fortsezung.)

Rosy erschrak ebenfalls; ehe aber sie oder Tom ein Wort sprechen konnte — streckte ihm Mrß. Rowland mit stierem, entsezten Blik den Arm entgegen und rief mit vor innerer Bewegung kaum hörbarer Stimme: „Wo ist er?"

„Um Gott!" sagte Tom erschrekt und sah Rosy an, „woher weiß Ihre Mutter . . ."

„Wo ist er? Tom, wenn Ihr mich tödten wollt, so zögert mit der Antwort."

„Sie weiß Alles," bestätigte Rosy unter Thränen, und Tom, der bald fand, daß es aller der von ihm für nöthig gehaltenen Vorbereitungen gar nicht mehr bedürfe, beruhigte, wenn er auch nicht begriff, durch wen sie es erfahren haben konnte, die Frau nun wenigstens vor allen Dingen in so weit, daß er ihr versicherte, er habe ihren Sohn gefunden und mitgebracht, und er sei wohl und gesund, sie aber solle sich heute Abend sammeln und vorbereiten, daß er ihr denselben morgen früh herüber bringen könne.

Davon wollte die Mutter aber nichts länger hören — „morgen? — weßhalb nicht heute? — jezt? War sie jezt weniger gesammelt, als sie es am Morgen sein würde? sicherlich nicht — die lange Nacht der Erwartung würde ihre Kräfte nur abspannen, und jezt, jezt wollte sie den so lange Jahre beweinten Knaben sehen — nicht morgen."

Vorstellungen halfen nichts, und da auch Tom selber fühlen mochte, wie Recht sie unter diesen Umständen habe, versprach er, ihr den Sohn in einer halben Stunde zu bringen, und bat sie nur, dann hübsch ruhig und gefaßt zu sein und sich nicht, damit ihr das nicht schade, zu sehr von ihrem mütterlichen Gefühle hinreißen zu lassen.

Indessen war Mr. Smith daheim schon emsig beschäftigt, aus dem bei ihm eingeführten Wilden, der sich nach mehreren, von Mrß. Rowland schon früher und oft bezeichneten Merkmalen wirklich als der verloren gegangene Sohn herausstellte, wieder einen anständigen weißen Menschen zu machen. Vor allen Dingen wurde ihm die bunte Farbe abgewaschen, mit der er sein Angesicht noch viel mehr als die Indianer selber bestrichen hatte, um die weißere Haut nicht durchschimmern zu lassen; dann mußte er zu seinem anscheinenden Leidwesen allen Schmuk ablegen, mit dem er sich behängt — besonders alles beseitigen, was an Scalpe und andere dem ähnliche Entsezlichkeiten erinnerte, und zulezt noch — und er stellte sich ungeschikt genug dabei an — in „menschliche Hosen," wie sie Smith nannte, und nicht in solch oben abgeschnittene Dinger, die gerade da aufhörten, wo anständige Hosen erst recht anfangen sollten, hineinfahren. Auch Weste und Rok, Hemd und Schuhe bekam er nun. Wenn er aber auch mit Allem so ziemlich einverstanden schien, oder es wenigstens ohne Widerstand über sich ergehen ließ, so warf er doch die lezteren augenbliklich wieder ab, weil sie ihn drükten und er die Füße darin nicht vom Boden heben konnte, und verschmähte auch auf das hartnäkigste den schönen schwarzen Seidenhut, den ihm Smith schon mit wirklichem Behagen auf das zottig dunkelbraune Haar gedrükt hatte. Jeder Ueberredung hielt er standhafte Weigerung entgegen, und es blieb zulezt nichts übrig, als ihn mit bloßem Kopf und baarfuß seiner Mutter zuzuführen.

Das Wort Mutter war auch der einzige Zauberspruch, der ihn aus seinem wilden freien Leben hierher geführt hatte in das „Dorf der Weißen" — Mutter, der Klang tönte ihm wie eine in der Kindheit gehörte und lang' vergessene Harmonie leise, aber mit solcher süßen Gewalt durch die Seele, daß er alle seine Herzensfibern erbeben fühlte, und nicht zurükbleiben — dem Himmelslaute folgen mußte.

Und jezt stand er vor der Thür, die ihm die weißen Männer an seiner Seite bezeichneten, und scheu wandte er nach rechts und links den Kopf, als ob er dem Augenblik, den er mit klopfendem Herzen herbeigesehnt, nun, da er endlich erschienen, rasch und ängstlich entfliehen wolle. Krampfhaft uno wie Hülfe suchend, erfaßte er den Arm Tom's, der dicht an seiner Seite ging, und er schämte sich, daß ihn das „Bleichgesicht" in solcher Aufregung sehen sollte — „Ugh — wie mich friert," flüsterte er leise und zog sich den Rok vorn, wie er das früher mit seiner Deke gewohnt gewesen, fest über der Brust zusammen.

Und drinnen im Hause saß, mit von innerer Aufregung frisch gerötheten Wangen und lebendigen, glänzenden Augen, die Matrone und hielt der Tochter Hand fest in der ihrigen, daß diese sie jezt, nur jezt nicht verlasse; denn draußen hörte sie Schritte — Stimmen, und in athemloser Spannung lauschte sie den Tönen, ob sie — heiliger Gott, wie ihr das Herz pochte! — die Stimme des Kindes — des Sohnes nicht zu unterscheiden vermöge.

Und jezt — jezt öffnete sich die Thür, in die mit höflicher, freundlicher Verbeugung der Händler trat, und hinter ihm — Mrß. Rowland sah die freie männliche Stirn Tom Fairfield's und — an seiner Seite — einen braunen, unbedeckten Kopf — sie richtete sich in ihrem Sthl auf — alle Schwäche der Krankheit hatte sie verlassen, stark und allein stand sie, von Niemand gehalten, von Niemand unterstüzt.

„Meine gute Mrß. Rowland," sagte Smith; aber die Mutter sah nicht den Fremden, der sich zwischen sie und ihr Kind stellte.

„Mein Sohn — mein Sohn!" rief sie, die Arme streckte sie sehnend, bittend nach den Männern aus, und jezt — jezt vermochte auch der Halbwilde nicht länger zu schweigen — er riß sich von Tom, der ihn noch zurükhalten wollte, los, schob den Händler bei Seite und flog mit raschem Sprung und dem leise — jubelnd gerufenen Laut: „Mutter!" in die Arme der alten Frau. Fest, fest hielt ihn diese umklammert fest, als ob sie ihn im Leben nicht wieder loslassen wollte; aber ihre Kräfte schwanden auch in der einen Empfindung seligen Entzükens, und nur noch durch die Arme des Sohnes fühlte sie sich gestüzt, gehoben.

„Mein Sohn, mein Kind!" rief sie schmeichelnd, als er sie endlich leise auf den Stuhl zurükgleiten ließ und, halb unwillkürlich, halb von ihr gezogen, vor ihr auf die Kniee niedersank — „mein liebes, liebes Kind! Und doch endlich den Verlornen wieder gefunden — doch jahrelange Sorge und Schmerzen noch belohnt bekommen, ehe das flüchtige Leben den alten schwachen Körper verließ — mein theures, theures Kind!"

John blieb lange und schweigend in ihrer Umarmung, und es war fast, als ob er sich schäme, von den „weißen" Männern so schwach und weibisch gesehen zu werden—wenigstens warf er den Blik, als er den Kopf erhob, scheu im Zimmer umher—aber er war allein mit der Mutter. Alle hatten das Zimmer verlassen, selbst Mrß. Smith, die jezt, da ihre Voreiligkeit weiter keine bösen Folgen gehabt, wieder guten Muthes hergekommen war, dem Wiedersehen beizuwohnen; sie wurde aber, sehr wider ihren Wunsch und Willen, von Mr. Smith freundlicher als das sonst gewöhnlich geschah, unter den Arm gefaßt und zur Thür hinaus begleitet.

Mutter und Sohn blieben lange allein. Dieser hatte bald auch die lezte Scheu überwunden und saß jezt neben der Mutter, streichelte ihre Hand und nannte sie in seinem gebrochenen Englisch mit den süßesten, sanftesten Namen, die er finden konnte.

Erst wohl nach Verlauf einer halben Stunde, und als sie sich beide vollkommen gesammelt hatten, traten die Uebrigen wieder ein, und Tom mußte jezt vor allen Dingen erzählen, wie er den Verlorenen gefunden und bewogen habe, mitzukommen. Er that das, wenn auch nur in sehr kurzen Worten und Umrissen.

Den Stamm der Konzas hatte er am vierten Tage nach seiner Abreise von Boonville schon erreicht und dort augenblicklich seine Nachforschungen begonnen, aber eine bestimmte Antwort konnte er weder von Krieger noch Häuptling erhalten — theils stellten sich alle, an die er sich wandte, als ob sie seine Sprache nicht verstehen könnten, theils läugneten sie, irgend etwas von einem Weißen in ihrer Nation zu wissen. Aber gerade dieses Läugnen bestärkte den Amerekaner nur mehr und mehr in dem Glauben, daß diese nicht die Wahrheit sprächen; denn Einige sahen ihn erstaunt an, als ob sie nicht begreifen könnten, wie er das erfahren hätte, Andere wurden verlegen und sagten, sie wüßten es nicht genau, sie glaubten, es sei einmal früher einer bei ihnen gewesen, — bis er endlich einen Halb-Indianer, einen canadischen Franzosen traf, der ihn rasch auf die richtige Spur brachte. Noch an dem nämlichen Abend führte er ihn in das Dorf, wo sich der „weiße Hirsch," wie sie ihn nannten, aufhielt, und wenn dieser auch im Anfang gar keinen Verkehr mit dem „Bleichgesicht" haben wollte, ja, sich sogar hartnäkig weigerte, ein Wort Englisch mit ihm zu sprechen, so ließ er sich doch zulezt wenigstens willig von dem Dorf der Weißen erzählen, und fing sogar an, aufmerksam den Worten des Fremden zu lauschen, als dieser ihm von der Mutter sagte, die daheim in Sorge und Kummer so lange Jahre sehnsüchtig seiner geharrt und auf das Wiedersehen ihres Kindes gehofft habe. Besonders und ordentlich auffällig erschütterte ihn aber Tom's Rede, als dieser — wie sich der Verwilderte immer noch nicht bewegen ließ, ihm zu folgen — endlich ausrief: „Und so will denn der weiße Hirsch, daß seine kranke alte Mutter daheim allein dem Grabe zusiecht und keinen Sohn hat, der ihren Wigwam dekt — ihr Wild jagt und das erlegte bereitet, sie zu stärken? Sollen Fremde ihr Grab graben, daß nicht Wolf und Aasgeier ihre Gebeine entheiligen? — „Ugh!" hatte er da ausgerufen — „weißer Mann hat Recht — weißer Hirsch böser Sohn" — urd in die Höhe sprang er, und eilte hinaus in den Wald.

Tom Fairfield war aber nicht wenig bestürzt, als der „weiße Hirsch" am nächsten Morgen verschwunden und auch nirgends aufzufinden war; Hütte bei Hütte durchforschte er nach ihm, und manch zorniges Wort, manch finstere Drohung ertrug er, wenn er vielleicht den Wigwam eines den Bleichgesichtern feindlich gesinnten Kriegers betreten hatte. Schon wollte er die Hoffnung, den Entflohenen für jezt wieder zu finden, als ganz trostlos aufgeben und eben sein Pferd besteigen, um zu dem Nachbardorfe, wo der Canadier seinen Wigwam aufgeschlagen, zurük zu kehren, als plözlich der Verschwundene völlig gerüstet wie zur Schlacht oder Kriegszug, auf seinem rauhhaarigen Pony angesprengt kam, und sich erbot, ihn zu begleiten. Allerdings wollten sich dem jezt Einige des Stammes widersezen und nicht dulden, daß der, welcher einer der Ihrigen geworden, auf solche Art ihnen wieder entführt werde. Der „weiße Hirsch" schien aber nicht leicht durch irgend eine Drohung eingeschüchtert; mit kräftig trozigen Worten wies er die Unzufriedenen zurük, und seine Kriegskeule in der Rechten, in der Linken die Büchse, und das Pferd nur mit den Schenkeln regierend, sprengte er unerschroken durch die Schaar, die ihm auch wirklich Raum gab und keinen thätlichen Versuch machte, ihn oder seinen Begleiter zurük zu halten.

So kamen sie nach Boonville, und John Rowland bog sich liebkosend über der Mutter Hand hinüber, als ihn diese bat und ihm das Versprechen abnahm, sie die wenigen Tage, die sie noch auf dieser Erde zu leben habe, nie — nie wieder zu verlassen.

Ein voller Monat verging so, ohne daß in Boonville irgend etwas Wichtiges vorgefallen wäre. Wenn aber auch die Matrone in dem Glük, ihr Kind wiedergefunden zu haben, die ersten Wochen wie neu geboren und Schwäche und Krankheit gänzlich zu vergessen schien, so kehrte doch bald die natürliche Erschöpfung zurük, die solcher Aufregung auch selbst bei gesundem Zustand hätte folgen müssen, und sie wurde von Tag zu Tag schwächer und hinfälliger.

Was John betraf (denn den Namen „der weiße Hirsch" hatte er gleich von Anfang an abgelegt), so fand sich der in das zivilisirte Leben der „Städter" besser und leichter, als man es wohl hätte erwarten können; er trug wenigstens die Kleider, die man ihm angelegt.

(Fortsezung folgt.)

Anzeigen.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, daß seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien:

Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),
Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Sul,
Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,

ebenso nach

Chili,

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe künftigen Monats März vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schiffe beginnen werden.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**

Reguläre Abfahrten vom ersten kommenden März an.

Nach **New-York** und **Brasilien:**

Regelmäßige, monatliche Dampfschifffahrts-Gelegenheiten.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilen auf frankirte Anfragen

E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß, Nro. 132, Zürich,

und dessen Bevollmächtigte,

im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

So eben hat die Presse verlassen und ist bei **C. J. Meisel** in Herisau und **J. M. Wälle** in Lichtensteig, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Brasilien,

für den deutschen und schweizerischen Auswanderer beschrieben
von
Dr. Ad. Steger.

8. geb. Preis 2 Fr.

Dieses 226 Seiten starke Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste Brasilien im Allgemeinen behandelt und von der Geschichte, Geographie, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen und vorzüglich über die Kolonisation des Landes in gedrängter Darstellung dasjenige bringt, was der Auswanderer von seiner neugewählten Heimath wissen muß, wenn er dieselbe nicht unvorbereitet betreten will. Die zweite Abtheilung beschreibt einläßlicher die südbrasilianischen Provinzen und die dort bestehenden deutschen und schweizerischen Kolonien und wird daher besonders dem Auswanderungslustigen, der sich nicht schon für die eine oder andere Kolonie entschlossen hat, zur Lösung der Frage behülflich sein, welche derselben er zu seinem künftigen Wohnort wählen soll. Aber nicht nur dem Auswanderer empfehlen wir dieses Schriftchen, sondern wir wünschen ihm einen ausgebreiteteren Leserkreis. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß es das Seinige dazu beitragen wird, manches grundlose Vorurtheil und ungerechtes Mißtrauen, das immer noch, wenn auch nicht in dem Grade wie früher, gegen die Auswanderung nach Brasilien kämpft, durch Belehrung zum Schweigen zu bringen.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

—•••••—



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

—•••••—

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 8. | Samstag den 21. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Die deutschen Ansiedlungen in Chili.

(Offizieller Bericht des belgischen Generalkonsuls Derote.)

(Schluß.)

Die von der Regierung gegründete Kolonie Llanquihue. — Port Mounn.

Der südliche Theil Chili's umfaßt das weite Gebiet, das auf den ältern Karten mit dem Namen Araucanien bezeichnet ist. Die Provinz Conception ist von Araucanien durch den Fluß Biobio getrennt. Die wilden und kriegerischen Indianer der araucanischen Race sind in vollem Besiz des Gebietes, welches sich vom Biobio bis zum 38. Breite-Grad erstrekt, d. h. bis an die Quellen des Flusses Baldivia, welcher bei seiner Mündung einen weiten Golf gegen den 40. Breitegrad bildet. Die kleine Stadt Baldivia, an dem Flusse dieses Namens auf einem fruchtbaren Boden gelegen, nimmt eine vortheilhafte Lage ein.

Das Gebiet zwischen dem 38. und 47. südlichen Breitegrad, d. h. von dem obern Theile des Flusses Baldivia bis an den See von Reloncavi, ist in zwei Provinzen getheilt: in die Provinz Baldivia, welche selbst wieder in drei Departemente zerfällt, und die Provinz Chiloe, welche die gleichnamige Insel in sich begreift. Das Festland der Provinz Chiloe ist fast unbewohnt, und die Indianer oder Eingebornen beunruhigen nur selten die spärlichen spanischen Ansiedlungen und die Anlagen, die von einigen deutschen Kolonisten daselbst unternommen sind.

In dem Departement von Osorno, welches an die Provinz Chiloe stößt, befinden sich zwei große Seen am Fuße der Andes und ein dritter in der Provinz Chiloe. Der Landstrich, welcher die Seen umgibt, ist mit Waldungen bedekt. Die Regierung von Chili kann über diesen weiten Waldstrich, dessen Ausdehnung nicht genau bestimmt ist, verfügen, und hier in dieser Provinz Chiloe, um den See von Llanquihue, ist es, wo sie deutschen Familien, die sich, von ihr unterstüzt, seit drei Jahren daselbst niedergelassen, Land einräumt. Dieß sind die Stellen, wo sie neue Kolonisten hinzuziehen sucht.

Das zur Kolonisirung bestimmte Gebiet ist nur vermittelst zweier Wege, die man in neuerer Zeit angelegt, zugänglich. Diese Wege sind aber bis gegenwärtig noch unpraktisch, und man kann nur zu Pferde, und oft auch so nicht, darüber passiren.

Der Transport der Produkte über Osorno nach Baldivia, wo die Schiffe anlegen, wäre also kostspielig und wegen der Entfernung langsam.

Der zweite Kommunikationsweg wäre über den Golf von Reloncavi; aber dieser Golf ist keineswegs leicht zugänglich, und die Schiffe, um dahin zu gelangen, müssen eine enge Straße passiren, Kanal von Chacao genannt, zwischen der Insel Chiloe und dem Kontinent gelegen. Diese Passage ist schwierig und zur Zeit der Nebel, die in diesen Regionen häufig sind, gefährlich. Der Golf von Reloncavi wird daher nur von Barken oder Dampfschiffen besucht und seine Ufer sind nur von Fischern bewohnt, deren Mittel sehr eingeschränkt sind.

Die Lage der Ansiedler an den Ufern des Lake Llanquihue ist demnach ungünstig, weil dieselben von tiefen Waldungen und Einöden umringt sind, und in keiner leicht zugänglichen Verbindung mit irgend einem thätigen und zahlreichen Zentrum stehen. Die Dampfschiffe, welche den Küstendienst versehen, kommen nicht zum Golf von Reloncavi. Die nächste Station ist die von Aneud oder dem Hafen von San Carlos, auf der Insel Chiloe.

Folgendes sind die von der Regierung zu Gunsten der Kolonie getroffenen Maßregeln: Zuerst errichtete man am Golf von Reloncavi ein Haus, worin die Kolonisten bei ihrer Ankunft ein Obdach finden. Hierauf baute man Wohnungen für den Direktor und die Beamten der Kolonie, sowie eine Kirche. Zu gleicher Zeit ließ man die Bäume umhauen, um einen Weg zu öffnen nach den Ufern des Sees Llanquihue. Die ersten deutschen Familien, welche auf diesen Punkten ankamen, erhielten längs dieses Weges, der zum See führt, Parzellen von Waldland geschenkt.

Die deutschen Familen, die sich in Port Mounn und am See von Llanquihue niedergelassen, kommen aus Schwaben, Sachsen und dem Kurfürstenthum Hessen-Kassel. Es befinden sich einige Preußen und eine polnische Familie darunter. Die Schwaben wohnen westlich und die Hessen nördlich vom See, auf beiden Seiten der Straße, die nach Osorno angelegt ist. Die Wohnungen und Parzellen liegen in gehörigen Zwischenräumen von einander, öfters durch Hügel und Schluchten getrennt, und die Gruppen sind drei bis vier Stunden von einander entfernt: sie können jedoch leicht mit einander vermittelst eines Schooners und zweier Boote verkehren, welche den Kolonisten zur Verfügung stehen und dieselben gratis nach irgend einem Punkte des Sees führen. — Ungeachtet der häufigen Regen in diesem Lande und der mühsamen Arbeiten, haben die Ansiedler im Allgemeinen ihre Gesundheit und Körperkräfte gut erhalten. Kein Fieber, keine epidemische Krankheit irgend einer Art, ist zum Vorschein gekommen, so daß in der Wirklichkeit (einige Zufälle ohne Bedeutung ausgenommen) die Kolonisten keinen Arzt nöthig hatten, was um so bemerkenswerther ist, da sie sich in einem Urlande installirt, wo sie nicht eher Obdach finden konnten, als bis ihre Wohnungen gebaut waren. Dies ist ein Beweis für die gesunde Luft in diesen Gegenden und man kann das gleiche auch von Baldivia und Osorno sagen.

Das Klima ist in dieser ganzen Region gemäßigt und die Temperatur geht selten bis auf Null herab, ausgenommen auf den Gebirgshöhen. Die Umgegend um den See ist pittoresk und besonders zur Viehzucht geeignet. Die Schweine nähren sich von den Eicheln im Walde.

Die junge Kolonie hat noch keinen Pastor, noch Kirche, noch Schule. Es ist eine Folge ihrer Zerstreuung. Die in Port Mounn etablirte Kirche kann bei solcher Entfernung von den Kolonisten nicht besucht werden, auch wenn die Straße fertig und in gutem Zustande wäre. Uebrigens gehören die meisten Familien der Kolonie den verschiedenen protestantischen Konfessionen an.

Wir haben bereits angeführt, daß in der großen Entfernung, worin sie sich befinden, von den Indianern oder Araucanern nichts zu fürchten ist. — Was den Saaten und Ernten Schaden zufügt, sind die Waldvögel, die sich jedoch mit der zunehmenden Bevölkerung entfernen werden.

Von schädlichen Insekten oder gefährlichen Thieren hört man in diesen Gegenden nichts. Man begegnet im Walde einem kleinen Rehe, Venado genannt, und der chilische Löwe (Puma) zeigt sich nur höchst selten.

Nach einem offiziellen Bericht vom August 1854 bestand die deutsche Kolonie von Llanquihue aus 247 Personen in 70 Häusern.

Maßregeln zur Vergrößerung der Kolonie.

Im April 1855 schikte die Regierung von Chili den früheren Direktor der Kolonie Llanquihue, Perez Rosales, als Generalkonsul nach Hamburg, mit dem Auftrage, auswandernde Landleute zur Ansiedelung in Chili zu engagiren. Die Instruktionen dieses Regierungs-Agenten erlauben ihm, hülfsbedürftigen Auswanderern je nach Umständen ein Viertheil oder die Hälfte der Reisekosten zu bezahlen, unter der Bedingung, daß diese Vorschüsse später wieder zurük erstattet werden. Diese Vorschüsse können der Art sein, daß die Reise nach Chili dem Auswanderer, wenigstens für den Augenblik, nicht mehr kostet, als die Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Was für besondere Vortheile der offizielle Agent ermächtigt ist, den Auswanderern anzubieten, die sich entschließen, am See Llanquihue sich anzusiedeln, weiß man mit Bestimmtheit nicht.

Man vermuthet, daß es dieselben Vergünstigungen sind, die den ersten Kolonisten eingeräumt wurden, da man bereits Ordres zum Ankauf von 3000 Ochsen und Kühen, sowie von 300,000 Baudrettern für die erwarteten Kolonisten, gegeben.

Das Budget ist mit einer Summe von 60,000 Piaster (300,000 Franken) zur Begünstigung der Kolonisation in Chili belastet, und ebenso sind auch

die Fonds zur Verbesserung der Straßen angewiesen.

Die neuen Kolonisten, welche in der Folge ankommen, werden demnach günstigere Verhältnisse vorfinden, als ihre Vorgänger angetroffen.

Es bestehen bereits einige kleine Wirthshäuser in Port Mount und die Regierung hat im Jahre 1855 bis 1856 daselbst ein großes Gebäude, sowie drei andere Gebäude an den Ufern des Languihue-Sees zu führen, um die neu eintreffenden Ankömmlinge aufzunehmen.

Verschiedenes.

Nach Berichten aus Rio wurden zwei Schiffbrüchige des Dampfers Le Lyonnais, der Heizer Tougar und der Passagier Calas, am 8. November von dem amerikanischen Schiffe Esser aufgenommen und am 25. Dezember v. J. in Rio de Janeiro ausgeschifft. Ihr dem französischen Konsul zu Rio erstatteter Bericht über das furchtbare Unglük stimmt mit der Erzählung des Lieutenants Laguiere überein. Die Ereignisse von dem Augenblike an, wo die drei Rettungsboote abstießen, schildert der Heizer Tougar wie folgt: „Am 4. Morgens befand sich der Kapitän Devaulx mit dem Doktor Blairin, der Kammerjungfer und 5 Matrosen in seiner Jolle; er fuhr so zu sagen als Verlust im Kielwasser des Schiffs. Gegen 11 Uhr verloren wir ihn aus dem Gesichte. Ich verließ das Floß, um auf den Lyonnais zurükzukehren, wo etwa 20 unserer Gefährten, fast sämmtlich Matrosen, zu mir kamen. Alle, mit Ausnahme von vier, stürzten sich auf die Lebensmittel und den Wein. Vergebens suchten wir sie zu bewegen, mitzuhelfen, ein zweites Floß zu bauen: sie antworteten, daß sie auf dem Schiffe sterben wollten. Wir, die wir noch versuchen wollten, dem Tode zu entgehen, fingen an, deren zwei zu bauen, welche wir zu dem großen schikten. Die Nacht brach ein; eine stürmische, schreckliche Nacht! Eines der kleinen Flöße, welches mehrere Male zwischen dem Schiff und dem großen Floß hin- und hergefahren und von diesem unselirt geblieben war, hieb um 11 Uhr Abends sein Tau ab und entfernte sich heimlich mit dem Oberkoch, dem ersten Heizer und vier bis fünf Andern. In diesem Augenblike ging die See sehr hoch. Jede der heftigen Bewegungen des Schiffes übte auf das Boot einen gewaltigen Stoß aus, und wir sahen ein, das es auseinanderreißen müsse. Die Unglüklichen, welche sich auf demselben befanden, stießen herzzerreißende Schreie aus, schrien um Hülfe und flehten, man möge das Tau abhauen, mit welchem sie an das Schiff gebunden waren, was sie selbst nicht thun konnten, da das Seil auf ihrer Seite unter Wasser war. Wie aber konnten wir das Floß fortlassen? Es war unser einziger Rettungsanker und die Nacht so finster, daß wir nicht besten durften, es vor Tagesanbruch zu erreichen. Wir wollten die Dämmerung abwarten, um dahin zu schwimmen zu suchen .... Ach! als der Tag anbrach, war das Schreien längst verstummt, und von dem Floß war nur noch der Balken sichtbar, an welchem das doppelte Tau befestigt gewesen. Das Uebrige muß Stük um Stük, die Schiffbrüchigen Mann um Mann zu Grunde gegangen sein. Unsere betrunkenen Gefährten schliefen, halb im Wasser liegend, an unserer Seite. Wir wollten sie weken und sagten ihnen, daß das Schiff in einigen Stunden auf immer verschwinden werde, daß wir nochmals unser Heil versuchen und ein kleines Floß bauen müßten. Einer von ihnen öffnete die Augen, sah, daß es regnete und erwiederte: „Wenn es regnet, arbeite ich nicht." Vier Mann und ich legten Hand an's Werk und am 5. um 6 Uhr Morgens war ein letztes Floß fertig und in's Meer gelassen. Schon erreichte das Wasser das Verdek; es war kein Augenblik zu verlieren. Wir stiegen ohne Lebensmittel, fast ohne Bekleidung hinab; wir hatten nichts als zwei leere Fässer, Kajütenthüren und Seile. Das Floß mochte 10 Quadratmeters halten. Nebst meinem gegenwärtigen Begleiter war noch der Steward, der zweite Koch und ein Heizer bei uns, dessen Papiere wir noch haben. Die Zahl der auf dem Schiffe Gebliebenen mochte 15 sein. In dem Maße als der Hintertheil sank, sahen wir sie nach vorne flüchten, als wir etwa ½ Meile entfernt waren vom Schiffe, richtete sich das Vordertheil senkrecht in die Höhe — es schlug nach Tribord über, und eine halbe Sekunde später war Alles verschwunden. Es war 7 Uhr Morgens. Wir waren allein! Unser Floß überschlug mehreremal, wobei zwei unserer Gefährten um's Leben kamen; ein Dritter sprang in's Wasser und ertrank. Drei Tage und drei Nächte waren wir ohne Segel, ohne Steuer, ein Spielball der Wellen; Hunger, Durst und Kälte, Regen und Hagel verschonten uns mit keiner ihrer Qualen. Am 8. Morgens waren Kraft und Muth erschöpft. Wir vermochten uns nicht mehr zu bewegen; unsere Glieder waren geschwollen und steif. Noch einige Minuten und wir unterlagen, als unsere ermatteten Augen ein Hortzonte einen Segel sahen. Kaum waren wir ihn Stände, einige Zeichen zu geben, die wahrscheinlich nicht bemerkt wurden, denn das Schiff verschwand, und mit ihm unsere lezte Hoffnung. Aber Gott verließ uns dennoch nicht. Um 4 Uhr Abends wurden wir von einem Schiffe gesehen. Es steuerte auf uns zu; Matrosen sprangen auf unser Floß, banden uns Seile um den Leib und zogen uns an Bord."

Schweiz. Die Schweizer in New-York, Philadelphia und St. Louis haben dem Bundesrath eine Adresse zugesandt, worin sie die wärmste Anhänglichkeit an die alte Heimat aussprechen und sich zu allen möglichen Opfern bereit erklären, wenn die Umstände es erforderten. Die Adresse ist gebührend verdankt und beantwortet worden.

Deutschland. Die Pfälzer Zeitung sagt: Eine der lezten Nummern des Pfälzer Amtsblattes enthält ein Verzeichniß von Pfälzern, die als Kolonisten in Algerien gestorben sind. Wenn irgend etwas geeignet wäre, vor der Auswanderung nach jener französischen Besitzung zu warnen, so ist es diese lange Todtenliste, welche nicht weniger als 100 Namen, darunter viele im kräftigsten Alter, enthält. Wir haben zwar keine statistischen Anhaltspunkte über die Größe der pfälzischen Auswanderung nach Algerien, glauben aber nicht, daß mehr als 100 Familien in den lezten Jahren hingezogen sind. Dieß ergäbe eine Sterblichkeit von 20 Prozent — der sprechendste Beweis für die Ungesundheit des dortigen Klima's.

England. (Wichtig bei Schiffbrüchen.) Cliffords neuer Apparat, Boote rasch vom Bord großer Fahrzeuge in's Wasser zu bringen, ist von der Admiralität als vollkommen zwekmäßig angenommen worden. Mit Hülfe desselben kann ein mit 10 Mann befrachtetes Boot durch einen einzigen Matrosen in weniger denn einer halben Minute auf's Wasser gebracht werden.

Belgien. Die Firma Sabel und Cortis hat dem Vernehmen nach, seit Neujahr ihre Thätigkeit auf hiesigem Plaze eingestellt. Man spricht von einer Verständigung oder vielmehr Fortsezung derselben durch den bisherigen Geschäftsführer, in Verbindung mit Herrn Burkhardt, früher Geschäftsführer im Hause Marzieu in Havre; lezterer steht im Rufe, diesen Geschäftszweig von Grund aus zu kennen.

(Courier von Antwerpen.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der französische „Moniteur" bringt folgende Korrespondenz aus Washington vom 12. Januar: Der Kongreß hat seit einigen Tagen seine Arbeiten wieder aufgenommen. Unter den vorliegenden Fragen ist die wichtigste die Umformung des Zolltarifs. In der Abgeordnetenkammer sind zwei Vorschläge gemacht worden, der eine von ganz schuzzöllnerischem Charakter, der zweite liberaler und in einer allgemeinen Verminderung der Eingangszölle um 20 Prozent bestehend. Eines der besten zu Gunsten der sofortigen Zollherabsezung vorgebrachten Argumente ist der Ueberschuß der Einnahmen, welcher sich unaufhörlich in den Staatskassen anhäuft und welchen die Regierung weder zu verwenden weiß, noch verwenden will. Am 30. Juni 1858 würde dieser Ueberschuß die Summe von 63 Mill. Dollars erreichen. — Im Senat ist der Antrag gestellt worden, das Gebiet Minnesota, welches jezt 180,000 Einwohner zählt, unter die Staaten der Union aufzunehmen. Wird dieser Antrag angenommen, so soll Minnesota in zwei Sektionen getheilt werden: die eine wird einen siebzehnten freien Staat bilden und die andere ein neues Gebiet unter dem Namen Dalestah. (Soll wahrscheinlich heißen Dakotah, wie sich die Sioux nindianer, die mächtigste Nation jener Gegenden, nennen.)

— Die Repräsentantenkammer hat die zwei Territorien Minnesota und Oregon zu Staaten erhoben.

— Die religiösen Schwärmer mehren sich in der Union wie der Sand am Meer, und täglich liest man von den sinnlosesten Auftritten, welche man je erlebt. Die Tochter Gottes in Pennsylvanien, welche jezt eine bedeutende Schaar Jünger und Jüngerinnen um sich versammelt hat, erhielt kürzlich ein grünseidenes Kleid, bordirt mit Gold- und Silberstoffen, zwei schwere goldene Pokale und einen sehr werthvollen Sarg, in dem sie nach vollbrachter Mission drei Tage ruhen soll und dann mit allen ihren Gläubigen die Reise durch die Wolken in den Himmel antreten will. In Brooklyn erschoß ein Mann einen armen Kutscher auf offener Straße. Als man den Mörder zur Rede stellte, sagte er ganz frei, daß es auf Befehl Gottes geschehen sei, ein Geist sei ihm erschienen und habe gesagt: lade deine Pistole und opfere einen Menschen zum Heil seiner Seele, das Gesicht des Kutschers habe ihm am besten gefallen, und daher habe er ihn vom Bok geschossen. Ein Deutscher, der total verwirrt in's Irrenhaus gebracht werden mußte, ist kürzlich entlassen worden und erzählt jezt öffentlich, daß ein Brief aus Boll in Württemberg den bösen Geist aus ihm getrieben, und rathet allen Besessenen, nach Boll zu ziehen. Werden die religiös Verwirrten ihm folgen, so hat Schwaben Tausende zu erwarten. Weltuntergangspropheten, Seligmacher und Seligmacherinnen, Geisterseher und Geisterklopfer, Wunderdoktoren, Weissager und Weissagerinnen, Teufelsbeschwörer gibt es in Masse, so daß es dem Verstand vor der Zukunft bange wird.

— Der Eingangszoll für Milch von Kanada in die Vereinigten Staaten ist so hoch, daß die kanadischen Bauern ihre Kühe über die Grenze treiben, sie da melken, die Milch verkaufen und dann die Kühe wieder zurükbringen.

— New-York, 13. Januar. Ein neuer Skandal hat die Debatten des Repräsentantenhauses belebt. Mr. Kelsey trug auf Untersuchung der Anklagen wegen Korruption an, welche die New-York Times gegen einige Kongreßmitglieder erhoben hatte. Eine Anzahl Repräsentanten bekämpfte die Motive, weil blokes Zeitungsgewäsch der Ehre des Hauses keinen Eintrag thun könne und keine Beachtung verdiene. Da trat Mr. Paine mit der Erklärung auf, er sei bereit, die Anklage zu erhärten, denn ihm selbst habe ein Mitglied 1500 Doll. für ein Votum zu Gunsten der Minnesota-Land-Bill angeboten. Darauf hin ward die Untersuchung angeordnet. (Schw. Merk.)

— (Vermögen der Einwanderer.) Nach dem Bericht des Superintendenten des Castle Garden kamen im Laufe des Jahres 1856 in New-York 141,625 Einwanderer mit 9,642,104 Dollars baarem Gelde an; demnach 68 Dollars 9 Cents per Kopf. So weit bekannt, blieben 55,055 Einwanderer mit 2,106,656 Dollars im Staate New-York, 13,327 mit 1,984,125 Doll. gingen nach Wisconsin, 11,064 mit 1,400,482 Doll. nach Illinois, 11,748 mit 694,785 Doll. nach Pennsylvanien, 7685 mit 681,637 Doll. nach Ohio, 3296 mit 331,077 Doll. nach Michigan, 2380 mit 342,583 Dollars nach Jowa, 6494 mit 162,986 Doll. nach Massachusetts, 3242 mit 295,430 Doll. nach New-Jersey, 1388 mit 150,184 Dollars nach Indiana, 1064 mit 109,122 Doll. nach Missouri, 427 mit 56,043 Dollars nach Minnesota, 778 mit 167,608 Doll. nach Kalifornien, 852 mit 652,428 Doll. nach Kanada ꝛc.

— In New-York werden jährlich bei 20,000 Singvögel verkauft, die mehrstens aus Europa kommen; dafür werden bei 32,000 Dollar bezahlt.

— New-York. (Außerordentlicher Schneefall.) Eine New-Yorker Korrespondenz vom 21. Januar berichtet Folgendes: Sonntag Nachmittags 4 Uhr zeigte sich eine Masse grauer Schneewolken am Himmel, die unter einem starken Nordwinde binnen weniger als einer Stunde die ganze Stadt bedekten, alles, was auf der Straße war, in die Häuser zurüktreibend. Mit herausbrechender Nacht nahm der Sturm an Stärke zu, und der Wind heulte mit einer Wuth, welche nicht beschrieben werden kann. Rauchfänge, Dachstüke und Fenster wurden umhergestreut und auf den Straßen und Plätzen der Stadt die stärksten Bäume niedergerissen. Während dieser ganzen Zeit stand das Thermometer auf 1 bis 3 Grad unter Null, ein unerhörter Umstand in der Geschichte der Schneestürme unter diesem Breitegrade, wo das Thermometer während Schneestürmen gewöhnlich auf dem Gefrierpunkte bleibt. Bei Tagesanbruch begann der Orkan nachzulassen, und der Schneefall hatte fast gänzlich aufgehört. Doch dauerte der Wind den ganzen Tag fort, bald nördlich, bald östlich. Der Anblik, welchen das Aeußere der Stadt darbot, war der der Verwüstung. Je nachdem der Sturm gerade einen Ort traf, war der Schnee hauchoch aufgehäuft, so daß die Einwohner sich herausgraben mußten, während an andern Stellen, wo er bloß vorbeistrich, offene Räume blieben, welche die Spuren der Zerstörung an sich tragen. Wollte man die ganze an den verschiedenen Punkten konzentrirte Masse Schnee ausgleichen und über die Stadt vertheilen, so würde sich wenigstens eine durchschnittliche Höhe von 15 Fuß ergeben. Die Zirkulation in der Stadt war am Montag ganz gestört und Jeder mußte froh sein, auf seinem Zimmer bleiben zu können. Wie es an unseren Küsten aussehen mag, fürchtet man sich zu erfahren. Die Eisenbahn-

sind natürlich sämmtlich eingeschneit, und wir hatten keine Nachrichten vom Lande bis gestern. Die Telegraphen sind zwar seit gestern Morgens in Thätigkeit, aber überall stellen sich Hemmnisse dar, und wir kommunizirten nicht über drei Stunden hinaus. Von mehreren Eisenbahnzügen weiß man gar nicht, wo sie sind, und es geht kein Zug von New-York ab. Man hat Nachrichten, daß mehrere Lokomotiven, die nicht fort konnten, aus dem Geleise geriethen und sämmtlich im Freien eingeschneit stehen. Ein Passagierzug konnte mit mehreren Lokomotiven nicht durch die Schneemassen hindurch, und ein Güterzug von Albany ist in einem Tunnel steken geblieben. Bei der großen Entfernung, in der bei uns Städte und Ortschaften noch von einander liegen, ist es schwer zu glauben, daß menschliche Kunst und Kraft hier überhaupt etwas ausrichten können. Ein alter Wetterprophet in New-York giebt folgende Meinung über das Ereigniß: „Wir erinnern uns nicht seit fünfzig Jahren, ein so furchtbares Schneegestöber wie das gestrige gesehen zu haben."

— Massachusets. (Selbstverständliches Verbot.) Im Staate Massachusets ist es gesezlich jedem Manne verboten, seine eigene Großmutter zu heirathen (!). Kein anderes Gesez werde so pünktlich gehalten.

Kentuky. Der Ohio ist in diesem Jahre so klein gewesen, daß bei Louisville zwei Männer mit einem Wagen durch den Fluß fuhren.

Utah. Die Frauen in Utah scheinen mit ihrem Schikale nicht mehr zufrieden zu sein, oder vielmehr die Männer sind nicht mehr zufrieden mit den Frauen. Aus einer von dem „Tribun" veröffentlichten Predigt des Mormonen-Häuptlings Brigham Young geht hervor, daß die verschiedenen Frauen eines Mannes seufzen, jammern, sich gegenseitig zanken und die Augen auskrazen. Young hat seinen Frauen und den Frauen der übrigen Priester angekündigt, daß er ihnen sechs Wochen Bedenkzeit gebe. Wenn sie bis dahin sich nicht besserten, werde er sie alle entlassen und eventuell aus dem Reiche der Mormonen entfernen. Es ist demnach Aussicht vorhanden, daß diese schwierige Frage der Vielweiberei in Utah eine schnellere Lösung erhalten werde, als man zu hoffen berechtigt war.

Zentralamerika. (Die Panama-Eisenbahn.) Ein Tessiner in Panama schreibt: Der Gedanke, den Gotthard oder den Lukmanier von Dampfwagen überfahren zu sehen, erscheint mir nicht mehr als unausführbar, wenn ich die Schwierigkeiten in's Auge fasse, welche zur Ueberschienung des Isthmus überwunden werden müßten. Die hiesige Bahn ist ein eigentliches Wagstük; von einem Ozean zum andern wurde mit der Bussole vorangeschritten; Sümpfe, gleich den pontinischen, wurden ausgefüllt, Flüsse abgeleitet, Ströme übersezt, Gebirge umgangen, hinauf, hinab, mit Schlangenwindung, aber immer vorwärts, bis an einem schönen Morgen das Pfeifen der Lokomotiven in Gegenden wiederhallte, wo bis dahin nur das Geheul wilder Thiere gehört worden war. In vier Stunden legen jezt Tausende von Reisenden einen Weg zurük, der bis dahin nicht nur mehrere Tage, sondern ungeheure Kosten und unerhörte Strapazen erforderte. Aber mein Gott, was ist das für eine Eisenbahn! Ich verwundere mich weniger, daß die Reisenden sich derselben anvertrauen, denn wenn sie einmal im Waggon sizen, so bleibt ihnen nichts mehr übrig, als sich der Gnade Gottes zu überlassen; aber das begreife ich nicht, daß es Ingenieurs, Kondukteurs und Angestellte geben kann, die für irgend einen Gehalt sich täglich den Gefahren derselben aussezen. Es wird Einem weh vor Schreken, wenn man diese Brüken ansieht, die in entsezlicher Höhe gleich den Fäden der Spinne schwanken und sich auf ganz bewegliches, von jedem Regen weggeschwemmtes Terrain stüzen. Wahr ist es, daß die Kondukteurs sehr zahm fahren und höchstens 12 Meilen in der Stunde machen, auch häufig bremsen; gleichwohl ist vor einigen Tagen eine solche Teufelsbrüke unter einer Lokomotive eingebrochen und diese in den Abgrund gegangen. Der Verkehr jedoch litt dadurch nicht, indem der Spinnfaden sofort wieder angeknüpft war. Eine Armee von Negern und Indianern, welche die Gesellschaft der Panamabahn in ihrem Dienste hat, ist fortwährend zur Unterhaltung und Ausbesserung der Straße in ihrer ganzen Länge beschäftigt. Der Anblik der Naturerhabenheiten, die das Auge des Panama-Passagiers entzüken, läßt sich durch keine Worte beschreiben: diese vulkanischen Formen, dieser Luxus der Vegetation, in welcher sich die Palmen, die Kaktus, die wilden Bananen zu Millionen zählen, diese Riesenwälder voller Blüthenbäume und Fruchtbäume, von Lianen umschlungen u. s. w.

— Ueber die Lage Walkers erfährt man Genaueres aus folgendem in der Times abgedrukten, vom 6. Januar datirten Schreiben aus Greytown: Walkers Glükstern, heißt es darin, ist im Sinken begriffen. Es war ihm durch ein kluges Manöver gelungen, den General Henningsen, der sich mit 400 Mann 19 Tage lang gegen 3000 Mann der Alliirten mit Heldenmuth gehalten hatte, zu entsezen und sich hierauf nach Rivas zurükzuziehen, wo er 800 Mann streitbare Leute haben soll, während die Alliirten, entmuthigt durch ihre Niederlage und unter einander im Streit, sich nach Leon wendeten. Mittlerweile waren noch 80 Mann aus Kalifornien zu ihm gestoßen, und da er in Rivas mit allem Nöthigen reichlich versehen war, hielt er seine Lage für gesicherter, als je zuvor; aber mit Einem male stieß er auf einen Gegner in einer Sphäre, wo er am wenigsten einen Feind vermuthet hatte. Sein Landsmann, Vanderbild aus New-York nämlich, der (wie aus früheren New-Yorker Berichten bekannt ist) durch Walkers Konfiskationen zu Schaden gekommen war, hatte einen gewissen Spencer mit 200 Mann ausgeschikt, um Walkers Fluß- und Seedampfer zu kapern und ihm dergestalt seine Verbindungen abzuschneiden. Diese von den Costa-Ricanern begreiflicher Weise unterstüzte Expedition war nun am 5. Dezember von St. Jose ausgelaufen, hatte nach einander durch Kühnheit und List alle Dampfer Walkers gekapert, seine Positionen an den Ufern des Flusses und des Sees besezt und ihn dergestalt in eine so verzweifelte Lage gebracht, daß ein Wunder vonnöthen ist, ihn zu retten. Wir wollen hier nicht in alle Einzelnheiten eingehen, wie es dem Spencer gelang, seinen Plan auszuführen; genug an dem, daß er mit merkwürdiger Kühnheit und Schlauheit operirte; aber das Wunder, durch das Walker allein gerettet werden konnte, scheint nicht ausgeblieben zu sein. Spencer war nämlich mit seinem kleinen Häuflein gerade von seinem siegreichen Zuge nach Greytown zurükgekommen, als der Dampfer Texas aus New-Orleans daselbst einlief, der 250 Amerikaner nebst großem Kriegsbedarf für Walker an Bord hatte. Mit diesem Schiffe konnte Spencer es nicht aufnehmen; er that daher das Klügste, was sich unter diesen Umständen thun ließ, zog sich nämlich mit seinem kleinen Dampfer in die Untiefen des Flusses zurük, wohin ihm die Amerikaner nur in flacheren Booten folgen können. Ob es ihnen gelingen wird, ihn, die verlorenen Dampfer und die Positionen an der Küste wieder in ihre Gewalt zu bekommen, muß die Folge lehren. Das englische Geschwader unter Kapitän Erskine hat an allen diesen Vorgängen nicht den geringsten Antheil genommen und wird, wie bisher, lediglich bemüht sein, Blutvergießen zu verhindern.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

(Fortsezung.)

Nach einiger Zeit zog er die Schuhe an und sezte den Hut auf, aß mit am Tische mit Gabeln und Löffeln, und schien sich besonders bei seiner Mutter wohl zu fühlen, bei der er oft stundenlang, am liebsten, wenn sie schlief, neben dem Bette saß und ihr still und ernst in das bleiche Antliz schaute. Sonst war aber kein ganz gutes Auskommen mit ihm; er war wild und herrisch, wie er das als Krieger seit seiner Mannbarkeit ja auch nicht anders gewohnt gewesen, und es jezt nur schwer und ungern ablegen mochte.

Am besten kam noch Rosy mit ihm aus; das liebe sanfte Kind übte den größten Einfluß auf das rauhe Wesen des jungen Mannes, und wo er einmal in Kleidung, Sitte oder Sprache — wie das übrigens gar nicht selten geschah — in seine alten Gewohnheiten zurükfinken wollte, bedurfte es von Rosy nur eines Wortes, so, oft nur eines Blikes, seinen Sinn, der in einzelnen Fällen selbst nicht unbedingt der Mutter nachgab, zu beugen.

Drei Personen lebten aber in Boonville, denen John auswich, wo er nur irgend konnte, und auf die er, im Laufe der Zeit, nach und nach selbst eine Art von Haß übertrug. Die erste war unsere gute, aber geschwäzige Mrs. Smith, die ihn von vorn herein so mit ihren Fragen und Erkundigungen gepeinigt hatte, daß er sie ordentlich fürchtete, und einmal sogar zum Entsezen seiner Mutter, die gar nicht begriff, was ihn auf einmal anwandle, aus dem Fenster sprang, als jene zur Thür hereintrat.

Die zweite war der erhwürdige Pastor Billygoat, der es in seinem heiligen Eifer für Pflicht und Schuldigkeit hielt, den „armen blinden Heiden" zu bekehren. Im Anfang, und besonders weil es seiner Mutter große Freude machte, lauschte John mit ziemlicher Aufmerksamkeit dessen Worten, und wenn er auch später nur durch Rosy's Bitten dahin gebracht werden konnte, still sizen zu bleiben, sobald der Prediger — oder der „Medezin-Mann"*), wie er ihn unerschütterlich nannte — seine Hand einmal auf ihn gelegt und seine Worte an ihn gerichtet hatte, so blieb er doch darin ganz der so schönen indianischen Sitte treu, daß er den Mann nie unterbrach, sondern ihn ruhig ausreden ließ und mit wenigstens äußerer Aufmerksamkeit ihm zuhörte. Pastor Billygoat täuschte sich aber gewaltig, wenn er das auch nur einen Augenblik für wirkliche Andacht hielt — John haßte den alten Mann wie die Sünde — und vielleicht noch mehr — und durch ihn auch die Religion, die er ihm predigen wollte. Trozdem blieben beide im Anfang noch auf ziemlich friedlichem Fuß mit einander, und der Prediger schien zufrieden, wenn sein neu zu Bekehrender nur ruhig und ohne Widerseztichkeit die gehörige Zeit aushielt.

Die dritte Person aber war wunderbarer Weise gerade der Mann, der doch als die Hauptursache und das Werkzeug seines jezigen Hierseins angesehen werden mußte — und zwar Niemand anders, als Tom Fairfield selber. Im Anfang schienen die beiden jungen Leute unzertrennlich. Tom gab sich jede nur erdenkliche Mühe, den verwilderten Weißen in alle Geheimnisse des zivilisirten Lebens wieder einzuweihen, und John, wenn auch mit augenscheinlichem Widerwillen, fügte sich doch gern jeder Neuerung, die der Hinterwäldler, den er überdieß als vortrefflichen Jäger kennen lernte und deßhalb achtete, mit ihm vornahm. Je länger er aber in der Mutter Hause lebte, wo Tom Fairfield ein täglicher Gast war, desto mehr und mehr zog er sich von ihm zurük, antwortete einsylbig auf seine Anreden, mied seine Gesellschaft und wurde sogar, was sonst selbst nicht gegen den Prediger geschah, unfreundlich, wenn er ihm nicht mehr ausweichen konnte.

Das nahm, je weiter es in den Herbst hinein kam, mehr und mehr überhand, da sich besonders in lezter Zeit Mrs. Rowland's Zustand auch immer mehr verschlimmert hatte. Die Krankheit der alten Frau schien in den ersten Wochen von ihres Sohnes Rükkunft durch die Freude und Aufregung des Wiedersehens fast ganz gehoben; nach dieser unnatürlichen Erregung trat aber auch eine Erschlaffung ein, die bald das Schlimmste besorgen ließ, und Rosy, das arme liebe Kind, fast ausschließlich an die Seite der jezt fortwährend bettlägerigen Kranken bannte. John verließ das Haus ebenfalls nur sehr selten und nie anders, als wenn er in den Wald ging, einen Hirsch oder Truthahn zu schießen; hatte er aber Fleischvorrath daheim, so schaute er oft stundenlang in stummem Brüten zu, wie Rosy die Mutter pflegte oder, wenn diese einmal eingeschlafen war, ihre sonstige Arbeit, das große surrende Baumwollen-Spinnrad sachte bei Seite schob und sich mit ihrer Näherei, die Augen der Kranken zugekehrt, zu Füßen des Bettes sezte.

Der November war indessen angebrochen, und wenn auch der wundervolle Herbst — in dieser seiner schönsten Zeit, dem sogenannten indianischen Sommer — noch freundliche und selbst warme Tage brachte, so braus'te doch auch schon manchmal ein recht ordentlicher Nord-West durch die Wipfel der sich in die buntesten Herbsttinten schmükenden Blätter. Und wie das Laub erstarb, wich auch die Kraft, das Leben aus dem Herzen der armen alten Frau. Lange Jahre hatte sie standhaft und still den Schmerz ertragen, dem Leiden die Stirn geboten — jezt mit der einkehrenden Freude, erlag das arme Herz Gefühlen, die zu mächtig und zu erschütternd für dasselbe waren. Wie der Saft aus dem Laub und dem Stamm der Bäume und Pflanzen schwand, so bebte auch der Lebensstrom in ihren Adern, und von Tag zu Tag fühlte sie mehr das Herannahen der Auflösung.

Und doch hätte sie gerade jezt noch so gern gelebt, denn ihrem Scharfblik entging es keineswegs, wie der durch so treues Ausharren so theuer erkaufte Sohn sich nicht mehr wohl und glüklich in seiner neuen Umgebung fühle. An der Mutter hing er, ja — und mit all' der Gewalt kindlicher Liebe, die stark genug gewesen war, ihn seinem wilden Leben zu entziehen, bannte es ihn an ihr Lager und ließ ihm nicht Ruhe noch Frieden draußen im Wald, seiner sonstigen Heimath. Wie aber sollte das werden, wenn sie einst hinüber gegangen und damit auch das Band zerrissen war, das ihn jezt noch an das zivilisirte Leben hielt? Nur eine Möglichkeit gab es, ihn auch später zu fesseln, und die sah die arme alte Frau einzig und allein in der Vereinigung ihrer Pflegetochter mit dem jungen Tom Fairfield, der sich in der lezten Woche in Boonville förmlich niedergelassen und jezt ordentlich und ehrlich um Rosy's Hand angehalten hatte. Bei diesen Beiden konnte John bleiben — in ihnen fand er stets treue und liebende Geschwister, und ihnen gelang es auch gewiß, den Sohn von der Rükkehr zu jenem entsezlichen Leben unter den heidnischen Wilden abzuhalten.

*) Medizin-Männer heißen bei den indianischen Stämmen die Aerzte, Zauberer und Priester.

Ja, selbst Rosy's wegen war es gut, vielleicht nöthig daß sie versorgt ward und eine männliche Stütze hatte, ehe sie die Mutter verlor, und das alles ließ Mrß. Rowland wünschen, ihre Vereinigung so bald als möglich bewirkt zu sehen.

Eigenthümlich war der Eindruk, den diese Nachricht, die er aus der Mutter Mund erfuhr, auf John machte — keine Sylbe erwiederte er, nicht den Blik hob er von der Spize seines groben Schuhes, den er gegen die leichten Moccasins hatte vertauschen müssen, und zwei Mal fragte ihn die Mutter, ob er sie gehört und ob er sich nicht freue, daß seine Pflegeschwestern einen so wakeren Schüzer bekäme, der sie gegen die Stürme des Schiksals schirmen und wahren könne.

„Und will Rosy weißen Jäger?" sagte er leise, und als ob er die Antwort schon eigentlich vorher wisse.

„Sie lieben sich schon seit langen Jahren, und Rosy glaubt glüklich mit ihm zu werden."

„Gut — John freut sich," sagte der junge Mann, stand auf und verließ das Zimmer — kehrte auch den ganzen Tag nicht mehr zurük, sondern blieb bis spät in die Nacht draußen im Wald, wo er nachher, sein Pony schwer mit Wild beladen, zurükkehrte, und, ohne Jemanden an dem Abend weiter zu sprechen, von außen am Haus hinauf in sein Lager kletterte.

Von dem Tage an war John wie ausgewechselt — sonst still und friedlich, wurde er mürrisch und zankſüchtig, verkehrte, außer mit seiner Mutter und Rosy, mit Niemand mehr und ließ jezt sogar nicht selten seinem wilden Muthwillen bei allen denen freien Lauf, die sich in seinen Weg stellten, oder sonst durch irgend etwas seinen Haß auf sich gelenkt hatten. Gegen die würdige Mrß. Smith zeigten sich diese Launen gewöhnlich nur neckischer Art; hatte sie ihn einmal zu irgend einer Zeit wieder angeredet oder um etwas gefragt, so konnte sie sich fest darauf verlassen, es wurde ihr Abends, wenn sie ihr Essen kochte, irgend ein Stein oder Stük Holz durch den Kamin in den Topf geworfen, oder durch einen nie zu Ermittelnden, wenn sie nach Dunkelwerden auf ihrem gewöhnlichen Plaz in der Stube saß, ein Gewehr dicht neben ihr abgefeuert, daß sie erschrak und gewöhnlich mit einem lauten Aufschrei in die Höhe fuhr — oder die Hühner flatterten Nachts gestört umher, und nicht selten fehlten sogar einzelne von Stellen, wo sie weder Eule noch Opossum geholt haben konnte.

Schlimmer aber ging es dem armen Vater Billygoat, bei dem es jezt, seiner Meinung nach, Ehrensache wurde, den hartnäkigen Heiden zu bekehren. War es ihm einmal gelungen, den „störischen Wilden" so zu fassen, daß er ihm nicht mehr entrinnen konnte, und hatte er ihm dann eine recht eindringliche Ermahnungs-und Strafpredigt gehalten, dann fing John auf einmal an, grimmige und entsezliche Gesichter zu schneiden, fletschte mit den Zähnen, rutschte und glitt dem mehr und mehr geängstigten Prediger immer näher und schrie ihm vielleicht zulezt noch den gellenden Schlachtschrei der Konzas so nahe und scharf in die Ohren, daß der fromme Mann entsezt aus dem Zimmer floh und noch weit hinter sich drein das Hohnlachen des Heiden hören mußte. Nach jeder solcher Zusammenkunft konnte er sich aber auch fest darauf verlassen, daß ihm in derselben Nacht irgend ein Schwein abhanden kam, oder seine Fence an irgend einer Seite eingerissen und die Heerde in die Felder getrieben wurde, oder auch, wie das sogar einmal geschah, eine heimliche Kugel seine beste Kuh traf und tödtete.

Stellten die Leidenden den wahrscheinlichen Thäter zu Rede, so machten sie die Sache dadurch nur noch schlimmer, und das ganze Städtchen begann schon den „bekehrten Wilden", wie er im Anfang hieß, als eine Plage zu betrachten, die man sich herzlich freuen würde, so bald als möglich wieder los zu werden.

Merkwürdig war es dabei, daß John an Tom Fairfield, so feindlich gesinnt er ihm sonst auch immer sein mochte, nie einen ähnlichen Muthwillen versuchte; ja, im Gegentheil rettete er ihm sogar eines Tages, als er ihn zufällig auf der Jagd traf, oder auch vielleicht durch seinen Schuß herbeigelokt war, auf die aufopferndste Art das Leben.

Tom hatte nämlich nicht weit von Boonville einen alten Bären beim Lappen*) getroffen, aber durch eine rasche Bewegung desselben verleitet, einen übereilten Schuß gethan, was ihm das angeschossene und gereizte Thier mit Blizesschnelle auf den Hals brachte. Sein Hund war zu schwach, ihm wirksamen Beistand zu leisten; sein Messer brach beim ersten, einen Knochen treffenden Stoß, und wer weiß, ob er nicht von der Bestie, wenn auch nicht getödtet, doch gar arg verwundet worden wäre, hätte sich nicht John in dem Augenblik, da er aus Furcht, den Mann zu treffen, nicht wagen durfte, zu schießen, mit kekem Muth auf den zottigen Feind geworfen und diesem sein Messer so sicher in's Herz gestoßen, daß er sich wohl noch gegen seinen neuen Gegner wenden konnte, gleich darauf aber, auch vom früheren Blutverlust schon erschöpft, todt zusammenbrach.

*) Lappen der Bären heißt, wenn sie im Herbst nach den reifen Früchten und Beeren naschen gehen.

Tom wollte dem jungen Manne danken und streckte ihm mit herzlichen Worten die Rechte entgegen — der aber wandte sich knurrend ab und verschwand, sich nicht weiter mehr um den Jäger und Beute kümmernd, rasch im nahen Dikicht. Zu Hause sprach er auch kein Wort davon, nur als Tom heimkam und den Hergang erzählte, und die Mutter ihm mit glänzenden Augen die Wangen streichelte, und Rosy unter Thränen seine Hand nahm und ihn ihren lieben, lieben Bruder nannte, da wurde er weich, wie er seit lange nicht gewesen, und an dem Tage wäre vielleicht selbst Vater Billygoat ungestraft bei einem neuen Angriff weggekommen, hätte sich dieser würdige Mann nicht schon seit längerer Zeit fest vorgenommen gehabt, den heidnischen Wilden, der eigenen Schweine wegen, seinem Schikſale zu überlassen.

So standen die Sachen, als sich die Kranke eines Tages recht schwach und unwohl fühlte — ihre Kinder wichen nicht mehr von ihrer Seite, und John besonders saß neben dem Lager und hielt der Mutter Hand fest, fest in der seinen. Aber der Sand war abgelaufen, welcher der Leidenden auf dieser Erde zugemessen — die Kräfte wichen, die bis dahin das mürbe Gebäu ihres Körpers zusammen gehalten.

„Rosy", flüsterte sie, als die Abendsonne ihrem Lager gegenüber stand und der rothe schimmernde Glanz den todtenbleichen Zügen noch einmal ein, ach! trügerisches Leben zu verleihen schien — „Rosy — Tom — mir wird so wunderleicht und wohl — die Glieder fühle ich gar nicht mehr, die mich sonst so bleiern an mein Lager bannten — ich glaube, der Tod naht — ach! dann ist es schön, zu sterben — aber — Euch lasse ich noch ungern hier zurük, und mein Kind — meinen John, in Eurem Schuze — versprecht mir — versprecht mir, ihn stets — als Euren Bruder zu lieben."

„Mutter!" schluchzte Rosy und barg das Antlig an der Schulter der Sterbenden.

(Schluß folgt.)

Anzeigen.

Auswanderung.

Wir Endunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander assoziirt und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Komp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Herr E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Spedition nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswandererspeditionen nach Nordamerika (New-York, New-Orleans, Galveston [Texas], Quebek [Kanada],) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse: **Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich** wenden wolle.

Für den Kanton **St. Gallen** hat die obrigkeitliche Konzession erhalten und ist von den Unterzeichneten zu Akkord-Abschlüssen ermächtiget Hr. **J. Grob zur Harmonie in Lichtensteig.**

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittlung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen, von uns Sicht-Wechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche ohne Rüksicht auf die drüben üblichen drei Respekttage, sogleich bei erstmaliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1856.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Lebens- und

Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Aussteuerungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurükerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald lezterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsäzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
C. de Paravicini
und dessen Agenten.

Abonnementspreis.

per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 9. | Samstag den 28. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | **1857.**

Gute Nachrichten aus Brasilien.

Troz aller Anfechtung, welche das **brasilische Halbscheid-System** von vielen Seiten erfahren, entwikelt es sich dennoch immer mehr, und hat nun auch in der Provinz Rio de Janeiro, wie in jener von San Paulo, sich bewährt, wozu die lezten von dort gekommenen Nachrichten erfreuliche Beweise brachten. Sind auch anfänglich, wie es kaum anders sein konnte, einige Reibungen zwischen Pflanzern und Ansiedlern vorgefallen und haben Unzufriedenheiten sich geäußert, so lag doch die Schuld mehr an den Kolonisten, als den Gutsbesizern, die von Anbeginn allen Grillen der Eingewanderten willfahren und dieselben später beschränken zu müssen glaubten, um zu verhindern, daß die Lezteren nicht zu sehr in Schulden geriethen und desto eher unabhängig sich bewegen könnten. Dieser Zwek ist nun erreicht, nachdem die Ansiedler größten Theiles schuldenfrei geworden, und ihre Arbeiten mit Fleiß und in gebührender Ordnung verrichten. Die dem Hrn. Nogueira Valle da Gama gehörende und im Munizipium Valença liegende Kolonie „Independencia", wurde im J. 1852 mit 172 armen Holsteinern gegründet, deren Transport bis Rio 20,896 Gulden kostete, abgesehen von weiteren 2767 Gulden für die Landreise von der Stadt bis Independencia, die jedoch den Ansiedlern geschenkt wurden. Dazu kamen ferner für Unterhalt, Kleidung ꝛc. bis zum 14. März 1854, 15,848 Gulden, so daß, nach Abzug von drei wieder ausgetretenen Personen, die schuldende Summe auf 34,460 Gulden sich belief, woraus hervorgeht, daß jeder Kopf mit etwa 200 Gulden belastet war. Eine Familie von 5, 7 oder 10 Köpfen hatte daher 1000, 1400 und 2000 Gulden zu tilgen, die bei uns, wo bei solchen Leuten die Einnahme von der Ausgabe wieder verschlungen wird, unerschwinglich wären, drüben jedoch leicht abgetragen werden können, weil keine Zinsen bezahlt werden, und seit 1854 drei Kaffee-Ernten in Abzug gekommen sind, die allein zur Dekung der geleisteten Vorschüsse haften. Außer Kaffee erzielen aber die Einwanderer auch andere Lebensmittel, die seit einigen Jahren hoch im Preise stehen, den Bedarf der Familie deken und auch noch ein namhaftes Quantum zum Verkauf übrig lassen, dessen Ertrag ihnen allein gehört.

Zur Bestätigung obiger Angaben ist kürzlich ein Brief, vom 5. Oktober dieses Jahres, von Detlof Thot*) an seine in Altona wohnenden Töchter eingelaufen, worin Folgendes enthalten ist:

„Wir sind, Gott sei Dank! unsere Schuld jezt los, und nun fange ich an, Geld zu ersparen. Wir bauen Reis, schwarze, weiße, rothe, gelbe und bunte Bohnen, Welschkorn, Kartoffeln verschiedener Art, Apfelsinen, Bananen, Kohl und Rüben, haben an die 100 Hühner, 13 Schweine und eine Ziege für Milch. An Lebensmitteln fehlt es uns nicht, und außerdem haben wir dieses Jahr 629 Alqueiren Kaffee gepflükt. Das Land, welches ich hier habe, vertausche ich nicht mit den Landstellen meiner Lunstedter Freunde, und die Hize ist leicht zu ertragen. Man kann hier eben so dike Kleidung tragen, wie bei Euch. Im Juni, Juli und August ist es hier so kalt, daß man gern Handschuhe anzieht; auch ist die Arbeit nicht so schwer, wie in der Heimat. Unsere Gesundheit ist bis jezt immer gut geblieben", ꝛc.

Von obigen 659 Alqueiren Kaffee, welche etwa 250 Arroben oder 8000 Pfund reine Bohnen geliefert haben, gehörte die Hälfte dem Briefsteller, welche, nach Abzug der Zubereitung, der Transport- und Verkaufskosten, ungefähr 400 Gulden übrig ließ. Hat also Detlof Thot 1000 Gulden Schulden gehabt, so konnten sie in drei Ernten getilgt sein, und es gehört nicht viel Rechenkunst zum Beweise, daß er in den nächsten drei Jahren mindestens 1500 Gulden erübrigen werde, womit er ein kleines Grundstük erwerben und auf eigene Faust sich niederlassen kann, falls er es nicht vorzieht, in seinem bisherigen Verhältnisse zu bleiben. Für den mit brasilischen Verhältnissen unbekannten Leser mögen die in obigem Briefe erwähnten 100 Hühner als eine unbedeutende Kleinigkeit erscheinen; allein unweit einer Stadt wie Rio de Janeiro und in einem Lande, wo man mehr auf Geflügel als Rindfleisch zu halten gewohnt ist, bringt die Zucht von Federvieh ein gutes Stük Geld ein, womit nicht selten eine kleine Familie ihren Unterhalt gewinnt. Nicht minder wichtig ist auch der Anbau von Mais und Bohnen, womit zwei Ernten im Jahre gewonnen werden. Mit 1 Alqueire Aussaat von jeder Fruchtsorte können in zwei Ernten 180 Alqueiren Welschkorn und 100 Alq. Bohnen geerntet werden, so daß bei einer doppelten Aussaat einige hundert Alqueiren auf den Markt kommen können, wovon das Welschkorn mindestens 2 fl. 10 kr. und die Bohnen 2 fl. 41 kr. an Ort und Stelle werth sind. Dieß wird hinreichen zum Beweise, daß der Mittel und Wege viele sind, auf den brasilischen Kolonien ein gutes Fortkommen zu finden und bei Fleiß und Sparsamkeit in wenigen Jahren ein kleines Vermögen zu erlangen, wozu bei unseren Verhältnissen wenig oder gar keine Aussicht ist, besonders wenn man den Stand unserer Taglöhner in's Auge faßt. Man nehme z. B. 1000 Familien aus diesem Stande heraus, gebe jeder derselben 4 arbeitsfähige Mitglieder und messe jedem auf 300 Tage einen Lohn von 40 kr. zu, so ergibt sich ein Gesammtverdienst von 400,000 fl., während dieselbe Familienzahl in Brasilien einen Arbeitswerth von 1,200,000 Gulden erzielen wird. In diesem Augenblike werden ledige Handwerker auf den Zuckerplantagen bei freier Kost und Wohnung mit 24 fl. monatlichem Gehalte angestellt, während sie bei uns unter gleichen Verhältnissen kaum den dritten Theil erlangen. Um Grundbesizer zu werden, bedarf es überdieß nur einer kleinen Summe, weil 20 oder 40 Morgen, jeder von 25,000 Quadratfuß, für den bezüglichen Betrag von 13½ und 27 Gulden nebst einigen kleinen Gebühren zu haben sind, und die Regierung nunmehr dafür besorgt ist, Ländereien in der Nähe der Kolonie zu erwerben und vermessen zu lassen, damit die Einwanderer ungehindert sich niederlassen können, sobald es ihre Mittel erlauben, einen eigenen Herd zu gründen.

Auch ist ferner beschlossen, die Halbscheid-Contrakte (Contractos de parceira) nach bestimmten, von der Regierung genehmigten Vorschriften ausfertigen zu lassen, in welchen den Rechten und Pflichten beider kontrahirenden Theile Rechnung getragen wird, deren gewissenhafte Ausführung von einer besondern Behörde überwacht werden soll. Nach den lezten Berichten zu urtheilen wird diese Arbeit nun vollendet und hoffentlich auch zufriedenstellend ausgefallen sein. — Ebenso ging die Rede von der Ausarbeitung eines Gesezes hinsichtlich der Verpflegung und Räumlichkeit, welche den Kolonisten während der Ueberfahrt gewährt werden sollen, wobei hoffentlich das hamburgische Gesez für alle zwischen Havre und Hamburg liegenden Häfen, mit Inbegriff der lezteren, zur Richtschnur genommen wird.

(Pilot.)

*) Die Familie bestand bei der Abreise im Frühjahre 1852 aus 4 Erwachsenen und 2 Kindern, eins von 5 und eins von einem halben Jahre.

Aufruf der Schweizer in Philadelphia an die Landsleute in Amerika.

Mitschweizer!

Die Geschike der Völker müssen sich erfüllen. Es hat ein jedes Volk seine Bestimmung. Ob auch Jahrzehnte vergehen, bevor dem forschenden Auge es klar geworden, welchen Weg die Geschichte eines Landes betreten wird, das Ende wird der Fortschritt sein, wenn gerade die irdischen Lenker, die auf der Höhe des Lebens stehen, das Gegentheil bewirken wollten. In der allgewaltigen Hand der Vorsehung sind wir nur Werkzeuge ihres Rathschlusses.

Die Bestimmung unseres Vaterlandes ist die eines Apostels der Freiheit, blutig wurde sie erstritten von unsern Vätern, und schwere Opfer wird es kosten sie zu wahren.

Nach den glorreichen Tagen unserer Ahnen kam auch für uns eine Zeit der Erniedrigung und des Verfalls, eine Zeit, in der wir nur dem Namen nach unabhängig waren, sonst aber als Werkzeuge in den Händen Mächtigerer dienten. Der neue Bund hat uns wieder vereinigt, und eine starke konzentrirte Schweiz geschaffen; er hat das nationale Bewußtsein gehoben und durch die Entfaltung seiner Macht dem Auslande Staunen und Bedenken abgezwungen.

Und ringsherum fragen die Völker: „Sind nicht auch wir zur Freiheit bestimmt? soll das Volk der Alpen allein dieses höchsten Gutes theilhaft werden? belebt nicht auch uns das Bewußtsein unveräußerlicher Menschenrechte und die Ueberzeugung, daß der Mensch frei geboren ist, in gleicher Würde wie die andern!"

Eine Oase der Freiheit ist unser Vaterland in der Wüste des Despotismus, und die Völker sehnen sich vergeblich in dem Schatten gleichen Glükes zu ruhen.

Denn mit gewaltiger Hand lenkt der Despote das Lenkseil der Völkergeschichte und läßt Tausende nur seinethalben ihr Leben tragen — und opfern. Er will den neuen Bund, den Stein des Anstoßes, aus seinem Wege räumen, er will die Werkstätte zerstören, in der die Gedanken politischer Freiheit und nationaler Selbstständigkeit erzeugt werden.

Nicht Neuenburg ist die Frage, die Freiheit ist das Losungswort, um das der Kampf entbrennen wird. Wenn die Schweiz schwach genug gewesen, sich dem Willen der Mächte zu fügen, so hätte die Verachtung unserer Kraft dasselbe Resultat herbeigeführt, was jezt der Zorn eines beleidigten Herrschers will.

Bereits hat der unwürdige Nachfolger des großen Friedrich seine Truppen gemustert; bereits hat der Bändiger des weißen Adlers erklärt: „Nicht Neuenburgs Existenz als Kanton oder Fürstenthum, sondern die der ganzen Schweiz als Land und Volk sei in die Frage gestellt", und der gallische Hahn mit der Klaue des Adlers singt uns seine falschen Noten, obschon wir für diesen zwanzig Jahre vorher unsere Wehrmänner gerüstet.

Aber auch unser Volk rüstet, ruhig in Würde, mit ernstem Entschlusse. Die alte Bern erhebt ihr mächtiges Haupt, und auch die Schweiz des Ostens, kälteren Blutes als die feurigen Geister der Waadt, will Krieg, bevor sie Unrecht duldet.

Sie tagen darüber in der Bundesstadt, die Vertreter unserer Nation, und Tausende von Meilen entfernt, tagen auch wir, ihre Brüder, eingedenk des einen theuren Vaterlandes.

Wohl schwer ist an ein Rükgehen zu denken. Die Schweiz hat ihre Grundsäze ausgesprochen und muß ihnen nachleben. Der Preußenkönig würde zum Gespötte der Welt, wenn er zurükträte. Also rüste den Krieg, Helvetia! Langt euere Büchsen herunter, ihr Jäger des Gebirges! Ergreift den Morgenstern, der bei Sempach wetterte, und erwartet getrost, daß eine Sonne von Morgarten euch leuchten wird.

Wir aber wollen unsere Sympathien geben, die warmen und werkthätigen. In den Schweizern fern von der Heimath glüht die alte Liebe fort. Wie zur Freude, für nationale Feste, so wollen wir zum Ernste, für nationale Ehre unsere Hand anlegen.

Wissen soll es ein Jeder, möge er im gewerbfleißigen Osten wohnen, oder die Prairien des Westens durchstreifen, möge er sein Haupt niederlegen, wo starrer Winter die Natur gefesselt hält, oder dort, wo ewiger Frühling waltet, daß die Stunde gekommen ist, die keinem Sohne der Schweiz vergeblich ruft, die Stunde der Gefahr, der Aufopferung und der Vereinigung. Durch die Union hindurch erschalle der Schrei gekränkter Ehre und angetasteter Freiheit; er wiederhalle in den Herzen einer großen Nation, bis er seine Wellen zurükträgt an den Ursels unserer Hochgebirge, den Brüdern dort bezeugend, daß auch allhier vaterländische Herzen schlagen.

Darum tretet zusammen, Ihr Männer, der Schweiz entsprossen, vereiniget Euch, bildet Gesellschaften zum Zweke der Unterstüzung der alten Heimath, berathet Euch, was und wie viel Ihr leisten könnet. Berichtet die Stärke Euerer Gesellschaften und schildert uns den Geist derselben. Wir werden unsererseits wieder von uns hören lassen. Vereiniget Euch Alle mit uns, damit ein allgemeines Band uns umschlinge, dessen Anfang und Ende im vaterländischen Boden wurzle.

Zeigt Euerer alten Heimath, daß sie Mutterrechte an Euch hat und wisset: „Der Boden, auf dem Ihr wandelt in Euerer Jugend, ist heiliger Boden."

Philadelphia, den 15. Januar 1857.

Das Komite
des schweizerischen Vaterlandsvereins
in Philadelphia.

Verschiedenes.

Schweiz. Aargau. Bei der Berathung des Budgets hat der Große Rath für Unterstüzung von Auswanderern statt der angesezten 20,000 Fr. nur 15,000 Fr. votirt.

— Solothurn. Aus der Gemeinde Läterswil sind bereits 31 Familien, meistens wohlversorgt, in Amerika angesiedelt, und schon wieder rüsten sich aus dem nämlichen Dorfe 30 Personen, darunter 4 Väter sammt Familie, zum Auswandern in jenes Land. Sowohl die Wohlfahrt dieser Auswanderer zu fördern, da dieselben wenig bemittelt sind, als auch im Interesse der Zurükbleibenden, unterstüzt sie die Gemeinde mit 7000 Fr.

Deutschland. Während aus Thüringen, Baden u. s. w. geschrieben wurde, daß die Auswanderung im Abnehmen begriffen sei, berichtet man aus der Eifel in der preußischen Rheinprovinz, daß sie dort in wahrhaft entvölkernder Weise um sich greife. Der hohe Lohn in Nordamerika ziehe namentlich die kräftigste Jugend hinüber, so daß Knechte und Mägde nur schwer zu finden seien.

— Herr C. Meidinger in Frankfurt hat dieser Tage 700 Exemplare seiner zwölfbändigen Romanbibliothek, also 8400 Bände, an einen einzigen Abnehmer aus Amerika verkauft, der sie wieder in Kalifornien abzusezen hofft.

England. In den Stürmen Anfangs Januar sind an den britischen Küsten 340 Schiffe verunglükt und 186 Menschen um's Leben gekommen, doch ist es zugleich den Rettungsbooten gelungen, 662 Seeleute und Passagiere den Fluthen zu entreißen. So meldet ein Ausweis des Handelsamtes.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der berüchtigte Flüchtling Heinzen, der vor Jahren aus der Schweiz ausgewiesen wurde, schimpft in der Zeitung „Pionier" fürchterlich über unser Land und den Bundesrath. Es würde ihm das größte Vergnügen machen, sagte er, so einen Bundesrath umzubringen. Die Schweizer in Amerika sind leider zum Theil mit Heinzen einverstanden. Gegen diesen Schweizerfresser tritt am entschiedensten Herr J. L. Willi von Ehrendingen, Kanton Aargau, theils für sich selbst theils als Präsident eines Schweizervereines in Sandusky auf. Ein John Escher aus Zürich dagegen hält zu Heinzen und billigt den Kothwurf, mit dem er die Schweiz und das gesammte Schweizervolk bewirft.

— Das Komite von Schweizern in Ohio erhebt sich gegen Karl Heinzen mit folgenden Worten: „Wir erklären hiemit Herrn Karl Heinzen, Redakteur des „Pionier" in New-York, unsere tiefste Verachtung und zwar, weil er seit Jahren in seinem Blatt und besonders in Nro. 51 vom 31. Dezember 1856 die Schweizer im Allgemeinen und ihre Behörden auf das Gröblichste angefeindet, ihre Ehre böswillig zu verlezen und sie in der Achtung des deutsch-amerikanischen Publikums zu verkleinern suchte. Um so eher fühlen wir uns zu diesem Schritte gegen Herrn Heinzen veranlaßt, da er als politischer Flüchtling alle Wohlthaten der uneigennüzigen Gastfreiheit der Schweiz genoß und derselben sein Leben, Schuz, Unterhalt und sogar die Mittel zu seiner Weiterbeförderung nach England zu danken hat. Das gleiche gilt auch in Hinsicht auf andere Flüchtlinge, von denen viele durch pekuniäre Unterstüzungen und alle durch Verwendung der Schweizer Behörden ihre Reise nach Amerika bewerkstelligten."

— Endlich hat das Kabinet von Washington Befehl ertheilt, die Norddahndiebe Carpentier, Grellet und Konsorten, die theils zu New-York im Gefängnisse saßen, theils gegen Kaution freigelassen waren, nach Frankreich auszuliefern.

— Das Nationaltheater zu Washington ist am 6. d. abgebrannt.

— (Kälte.) Am 18. Januar hatte man in Montreal den kältesten Tag in diesem Winter: 30 Grad unter Null; ebenso in Quebec. In Toledo, Ohio, stand der Thermometer an demselben Tage, Morgens 7 Uhr, auf 19 Grad Reaumur.*) Das Eis im Maumeefluß war schon zwei Fuß dik. — Mit Recht sagt man, daß auf einen afrikanischen Sommer ein sibirischer Winter gefolgt ist.

— Senator Brooks, berüchtigt durch die Prügel, welche er Senator Summer gab, ist am 27. Jan. in Washington plözlich gestorben.

— Der „Atlas", ein in Milwaukie erscheinendes deutsches Blatt, meldet, daß im Jahre 1856 nicht weniger als 27 neue deutsche Zeitungen in den Vereinigten Staaten entstanden, die fast alle die Politik der republikanischen Partei verfechten.

*) Gerade soviel hatten wir hier in Lichtensteig am Morgen des 2. Februar.

— New-York. Die Beamten des New-Yorker Zollhauses haben am 24. Januar den ganzen Vorrath der HH. Heale und Brüder in der Maiden Lane an Diamanten und Edelsteinen im Werth von 1½ Millionen Dollars auf den Verdacht, daß sie geschmuggelt sind, mit Beschlag belegt.

— Ein eigenes Gewerbe, zu welchem schwerlich bei uns die Konzession ertheilt werden möchte, ist in New-York das der Wahrsagerinnen, deren sich hintereinander in der New-Yorker Staatszeitung sechs ankündigen: „Madame Fleury, de Bellini, Ruhl, Meyer, Merk und Madame Engels aus Berlin." Eine rühmt sich als „berühmteste Seherin der gegenwärtigen Zeit", eine andere, Madame Fleury, deutet, wie sie stolz sagt, keine Karten, ihre Kunst ist höher und gleicht dem Spiritualismus. Eine dritte, „mein Name ist Meyer!" giebt die richtigste Auskunft über Gegenwart und Zukunft und ist „von den achtbarsten Personen als eine vorzügliche Astrologin der Zeit" anerkannt. — „Geld machen ist der Zwek" — und weiter nichts.

(D. A. Z.)

— (Musikalische Dampfkessel.) Die zu Buffalo im Staate New-York erscheinende „Monatsschrift für Wissenschaft, Poesie u. s. w." erzählt, ein Amerikaner habe die geistreiche Idee gehabt, den überflüssigen Dampf der Lokomotiven durch geschikt angebrachte Orgelpfeifen ziehen zu lassen. Der Berichterstatter meint, daß eine solche Neuerung, allgemein eingeführt, dazu beitragen könnte, bei den bigotten Landsleuten des Erfinders das Vorurtheil gegen den Sonntagstrain siegreich zu bekämpfen. Wenn die Lokomotive sich Sonntags einer Stadt oder sonst einer Ansiedlung nähere, brauche der Ingenieur nur einen Choral zu spielen. —(?)

— (Die Stellung der freien Neger.) In den weiten Straßen New-Yorks zirkuliren geräumige Eisenbahn-Wagen (Cars), von Pferden gezogen. Die Passagiere sizen auf zwei langen parallellaufenden Bänken und ein Kondukteur hinten auf der Platform empfängt den Fahrpreis und hält die Aufsicht. Kürzlich stieg der Revereud Pennington, ein Methodistenprediger und Neger, in einen dieser Wagen, um nach dem untern Theile der Stadt zu fahren. Als der Kondukteur sich meldet, um den Fahrpreis einzusammeln, bemerkt er, daß er es mit einem Neger zu thun hatte, und befiehlt ihm, auszusteigen. Der Neger beruft sich auf die Gleichstellung aller Menschen vor Gott und dem Gesezе New-Yorks, auf seine Erziehung und anständige Kleidung und appellirt zulezt an das Mitleiden der übrigen Passagiere, auf die Unmöglichkeit hindeutend, bei dem heftigen Regenwetter zu Fuße zu gehen. Der Kondukteur war nicht abgeneigt, den Neger an seinem Plaze zu lassen, als mehrere Passagiere sich erhoben, mit der Drohung, selbst auszusteigen und Klage zu führen, wenn er nicht das Reglement, wornach jeder Neger von den öffentlichen Wagen ausgeschlossen sei, aufrecht erhalte. Angeregt durch diese Drohungen, packt der Kondukteur den schwarzen Prediger am Kragen und wirft ihn auf die Straße. Stok und Brille desselben sind zerbrochen, sein Hut zerquetscht und er selbst ist bedeutend verlezt. In Folge dieses Vorfalles klagt der schwarze Methodisten-Prediger auf Schadenersaz gegen die Eisenbahngesellschaft. Obgleich die Zeugen-Aussagen einstimmig die angeführten Thatsachen bestätigen, so tadelt der Richter in seinem Resumé der Debatten das Betragen des Revereud Pennington und wollt dem Kondukteur alles Lob. Er schließt mit den Worten: „man muß der öffentlichen Meinung, welche die Gleichstellung beider Racen nicht zuläßt, Genugthuung geben." Diese Ansicht wurde von zwölf Geschwornen sanktionirt und der verhöhnte und verlezte Neger wird in die Gerichtskosten verurtheilt.

— (Deutsche Theater.) Am 12. Jan. wurde im deutschen Opern-Theater zu New-York Lorzings „Czaar und Zimmermann" und im deutschen Stadt-Theater des Direktor Hoym Schillers „Räuber" gegeben. Außer diesen beiden zeigen noch sieben kleinere deutsche Bühnen ihre Vorstellungen an, wobei wir als Kuriosität anführen, daß in drei dieser Musentempel der Eintritt frei ist, vermuthlich, weil die Eigenthümer darauf rechnen, daß die Zuschauer hinreichend vertrinken und verzehren werden, und so genügenden Ersaz für den freien Zutritt erlangen. Den Auswanderern ist der Besuch solcher Theater also auch durchaus nicht zu empfehlen, wohl aber der der englischen Theater, weil sie dadurch die beste Gelegenheit haben, die Sprache schneller zu erlernen.

(D. A. Z.)

— (Eine schwimmende Insel.) Eine großartige Schrekensszene wird aus New-York erzählt. Dieser Stadt gegenüber liegt bekanntlich auf der durch einen schmalen Meeresarm von der Küste getrennten Insel Long-Island die Stadt Brooklin. Bei der hef-

…eamten des New-
…Januar den ganzen
…er in der Maiden
…en im Werth von
…erdacht, daß sie ge-
…t,
… welchem schwerlich
…rden möchte, ist in
…, deren sich hin-
…Staatszeitung sechs
…de Bellini, Ruhl,
…els aus Berlin."
…Seherin der gegen-
…me Fleury, deutet,
…re Kunst ist höher
… Eine dritte, „mein
…gste Auskunft über
…on den achtbarsten
…rologin der Zeit"
…er Zweck" — und
(D. A. Z.)

…pfkessel.) Die
…erscheinende „Mo-
…u. s. w." erzählt,
…Idee gehabt, den
…ven durch geschickt
…lassen. Der Be-
…Neuerung, allge-
…mte, bei den bigot-
… Vorurtheil gegen
…mpfen. Wenn die
…dt oder sonst einer
…genieur nur einen

…freien Neger.)
… zirkulirten geräu-
…on Pferden gezo-
… langen parallel-
…eur hinten auf der
…nd hält die Auf-
… Pennington, ein
… einen dieser Wa-
…r Stadt zu fah-
…t, um den Fahr-
…g er es mit einem
…hm, auszusteigen.
…tellung aller Men-
…-Yorks, auf seine
… und appellirt zu-
…Passagiere, auf die
… heftigen Regen-
…ndukteur war nicht
…ze zu lassen, als
…it der Drohung,
…en, wenn er nicht
…r von den öffent-
…recht erhalte. An-
…r der Kondukteur
… und wirft ihn
…desselben sind zer-
…r selbst ist bedeu-
…rfalles klagt der
…chadenersatz gegen
… die Zeugen-Aus-
…hatsachen bestäti-
… Resumé der De-
… Pennington und
… schließt mit den
… Meinung, welche
… zuläßt, Genug-
…e von zwölf Ge-
…hnte und verletzte
…rtheilt.

Am 12. Jan.
…zu New-York Lor-
…nd im deutschen
… Schillers „Räu-
…eigen noch sieben
…lungen an, wo-
…aß in drei dieser
…ermuthlich, weil
…aß die Zuschauer
… werden, und so
…Zutritt erlangen.
… solcher Theater
…n, wohl aber der
…rch die beste Ge-
…r zu erlernen.
(D. A. Z.)

…Insel.) Eine
…ew-York erzählt.
…lich auf der durch
… Küste getrennten
…n. Bei der hef-

…en Kälte war der scheidende Kanal vollständig zu-
…froren, und mehrere Tage überschritten Tausende
…n Menschen dieses Eisfeld von 5000 Quadratfuß,
… sich zu Fuß von einer Stadt nach der andern zu
…geben. Aber während der Fluth vom 19. Januar
…Morgens brach das Eis an beiden Ufern plötzlich los
…nd eine ungeheure Eisfläche, auf welcher sich mehr
… 500 Menschen befanden, bewegte sich dem Meere
… Man kann sich von der schrecklichen Größe dieser
…ene keine Vorstellung machen. Das Schreien dieser
…Schiffbrüchigen neuer Art mischte sich in jenes der
…Tausende von Menschen, welche diesem furchtbaren
…Schauspiele vom Ufer aus beiwohnten. Nach meh-
…ren fruchtlosen Versuchen gelang es endlich einem
…Dampfer, sich an dieser Rieseneisscholle festzumachen,
…wie sie die Bucht überschritten hatte, und die auf dem
…Eisfloße befindlichen Personen an Bord zu nehmen.

— In New-York steht eine Lehrerin vor Ge-
…richt, Susanna Jakson, angeklagt, den ihrer Erzie-
…hung anvertrauten Kindern die Zungen verbrannt zu
…haben. Das Schwazen der Kleinen wurde nämlich
…mit bestraft, daß sie den Ofen mit der Zunge be-
…rühren mußten.

— Pennsylvanien. In Pennsylvanien,
…der Heimath Buchanans, hat die demokratische Partei
…eine „Schlappe" bekommen, die ihr großes Leidwesen
…und Aergerniß verursacht. Die gesetzgebende Körper-
…schaft, welche in ihrer Mehrzahl der Demokratie an-
…gehört, hat einen Republikaner, Cameron, zum Bun-
…dessenator gewählt. Das ist ein schlimmes Omen
…für Buchanan, umsomehr, als er den demokratischen
…Kandidaten, Forney, selbst und sogar schriftlich, für
…diesen Posten empfohlen hatte.

— In der Gesetzgebung von Pennsylvanien wurde
…Antrag und angenommen, die in Washington sizen-
…den pennsylvanischen Senatoren aufzufordern, dafür
…zu stimmen, daß Kansas als freier Staat in die Union
…aufgenommen werde.

— Auch aus Philadelphia wird über die strenge
…Winterwitterung im Januar geschrieben: die Kälte ist
…hier uns sehr groß. Die Häfen von Philadelphia,
…Boston und Norfolk sind total unfahrbar, und die
…Eisboote sind nicht im Stande, einen Kanal offen zu
…halten, wodurch die Schiffe aus- und einlaufen könn-
…ten. Zu dieser Kälte gesellte sich noch ein Schnee-
…sturm, der alle Eisenbahnen zwei bis drei Tage un-
…fahrbar machte. Manche Eisenbahnzüge, die bei dem
…Sturm abgingen, blieben unterwegs stehen, und die
…Passagiere sahen sich genöthigt, in den Wagen zu über-
…nachten und Hunger zu leiden. Auch hat der Sturm
…großes Unglük auf dem Meere, besonders an der Jer-
…seyküste angerichtet. Das Dampfschiff Känguru, das
…am 15. von hier nach Liverpool abgehen sollte, blieb
…unterhalb Philadelphia im Eis stecken, und seine Passa-
…giere sind wieder gelandet und werden am 28. von
…New-York abgehen. Der Delawarefluß, der bei Phi-
…ladelphia beinahe ¾ Stund breit ist, wird mit Schlit-
…ten befahren und die Eisdeke war am 25. Jan. von
…Tausenden und abermals Tausenden bevölkert. Da
…auf dem Fluß keine Strafe wegen der Entheiligung
…durch Trinken stattfinden kann, so zählte man wohl
…mehr als 200 Buden, in denen man alle Sorten von
…Getränken verkaufte. Es gehen drei regelmäßige Om-
…nibuslinien über den Fluß.

— Missouri. Das deutsche Institut
…für Beförderung von Wissenschaft, Kunst und Ge-
…werbe in St. Louis scheint doch zu Stande zu kom-
…men. Die Grundlage ist wenigstens gelegt. Der
…Verein hat unter dem gebildeten Publikum in St.
…Louis rege Theilnahme gefunden, und auch in der
…Umgegend zeigt sich Interesse dafür. Dr. Hammer
…aus Prag, Professor an der dortigen medizinischen Fa-
…kultät, ist zum Präsidenten, und Dr. Dänzer, Mit-
…Redakteur des von Herrn Börnstein herausgegebenen
…„Anzeigers des Westens", des weitverbreitetsten deut-
…schen Tagblattes nach der New-Yorker Staats-Zei-
…tung, zum Vizepräsidenten gewählt worden. An Be-
…schaffung einer Bibliothek wird rüstig gearbeitet, und
…es würden deutsche Verleger ein patriotisches Werk
…thun, wenn sie das Institut mit Frei-Exemplaren ihrer
…Verlagsartikel beehren wollten. Welche Stellung die
…Deutschen in St. Louis als Nationalität einnehmen,
…geht unter Anderem aus dem lezten Zensus hervor,
…der so eben erschienen ist. Darnach wohnen in St.
…Louis unter einer Bevölkerung von 144,000 Einwoh-
…nern 50,000 Deutsche und 38,000 eingeborene Ame-
…rikaner und 36,000 Irländer, nebst 6000 Italienern
…und Spaniern, und 5000 Engländer und Schotten,
…5000 Böhmen ungerechnet, die wohl auch zu den
…Deutschen zu rechnen sind.

— Illinois. Der Gouverneur Matteson
…von Illinois sprach in seiner neulichen Abschiedsbot-
…schaft die Ueberzeugung aus, daß Illinois im Jahre
…1870 an Reichthum und Bevölkerungszahl der erste
…Staat der Union sein werde. Nun weisen zwar auch
…die Jahresbotschaften der übrigen Staatsgouverneure
…große, während des Jahres 1856 in der Wohlstands-
…entwikelung des Landes gemachte Fortschritte auf, doch
…keine so auffallenden, wie die des Herrn Matteson.
…Illinois, ein Staat, der noch vor 10 Jahren banke-
…rott war, sieht sich jezt im Stande, binnen 5 oder
…7 Jahren seine gesammten Schulden abzubezahlen.

— Jowa. Eine tragische Geschichte
…trug sich diesen Winter in einem der westlichen Countys
…dieses Staates zu. Ein Arzt oder Quakfalber wird
…zu einer Gebärenden berufen, um, wie es in den Ver-
…einigten Staaten fast überall Sitte ist, Hebammen-
…dienste zu verrichten. Die Geburt zieht sich lange hin-
…aus und Arzt und Hausherr vertreiben sich die Zeit
…mit Whiskeytrinken. Endlich ist der neue Weltbürger
…zu Tage gebracht und wird in ein Kissen auf den
…Boden gelegt. Die Vaterfreude äußert sich laut und
…stürmisch. Der Vater umfaßt den Arzt und tanzt mit
…ihm herum; aber ihre Beine hat der Whiskey un-
…sicher gemacht; sie fallen und zwar unglüklicher Weise
…gerade auf das Kind, das sie erdrüken. Die Mutter
…sieht es, stößt einen Schrei aus und stirbt vor Schrek.

Kanada. (Personenverkehr von Quebek.) Lez-
…tes Jahr kamen im Hafen von Quebek 907 Schiffe an,
…230 mehr als im Jahre 1855. Die Zahl der daselbst
…gelandeten Passagiere belief sich auf 22,439; davon
…kamen 4537 Personen aus Deutschland; 10,353 aus
…England; 1688 aus Irland; 1794 aus Schottland;
…2806 aus Norwegen.

— Das britische Schiff „Welsford" ist am 25.
…Dezember bei Kap Race (Neufoundland) zu Grunde
…gegangen. Der Kapitän und 26 Mann kamen um's
…Leben. Nur 3 Personen wurden gerettet.

Südamerika. (Neuer Staatenbund.)
…Chili, Ecuador und Peru sind im Begriff eine Tripel-
…allianz zu schließen, die eine größere Tragweite
…hat, als man vermuthete. Nach dem vom New-
…Yorker Herald veröffentlichten Vertrage enthält der-
…selbe unter Andern folgende wichtige Bestimmungen:
…Die Bürger des einen Staates haben in dem andern
…gleiche Rechte mit den Bürgern desselben; ebenso die
…Schiffe jedes Staates in den Häfen des andern. Ein
…gleichmäßiges Postwesen wird eingeführt. Auslieferung
…gemeiner Verbrecher festgestellt. Der Volksunterricht
…soll gemeinschaftlich gefördert werden. Advokaten, Aerzte,
…Ingenieurs ꝛc., die in einem der Staaten ihren Beruf
…ausüben, sind dazu auch in dem andern befugt. Das
…Maaß, Münz, Gewicht, und wo möglich auch Zollsy-
…stem, soll gleichförmig sein. Die diplomatischen Re-
…präsentanten und Konsuln des einen Staates sollen
…vorkommenden Falles ihren Schutz auch den Bürgern
…der anderen Staaten gewähren. Die kontrahirenden
…Staaten verpflichten sich, keinen Theil ihres Territori-
…ums an andere zu veräußern. Keine feindseligen Akte
…gegen einen der Bundesgenossen dürfen im Gebiet des
…andern geduldet werden. Die drei Staaten verpflichten
…sich gegenseitig, Einfälle ausländischer Flibustier, die
…als Seeräuberei betrachtet werden sollen, mit vereiu-
…ter Kraft abzuwehren. Zerwürfnisse zwischen den kon-
…trahirenden Staaten sollen gütlich beigelegt werden.
…Jeder Staat ernennt einen Bevollmächtigten, die einen
…Kongreß bilden, der alle Streitigkeiten friedlich beilegt,
…aber in etwaige innere Verwillkungen in den einzelnen
…Staaten nicht zu interveniren hat. Die einzelnen Staa-
…ten treten nach diesen Andeutungen in einen Staaten-
…bund. Alle übrigen ehemals spanischen amerikanischen
…Staaten, und nicht minder Brasilien, sollen aufgefor-
…dert werden, sich diesem Bündnisse anzuschließen.

Brasilien. Laut Nachrichten aus Rio Janeiro
…zirkulirt dort eine großartige Subscriptionsliste für das
…eidgenössische Freischießen. Fünf Chefs dortiger Schweiz-
…erhäuser allein haben zusammen Fr. 1000 gezeichnet.

In **Peru** wieder einmal Revolution. An der
…Spize der Insurgenten steht General Vivanco.

Australien. Nachdem die englische Regierung
…vergebens 2700 Pfd. St. zu Kriegszweken gegen die
…Eingebornen von Van Diemens Land ausgegeben hatte,
…übernahm ein einzelner Mann die Entfernung der
…Wilden, welche den Ansiedlern der Insel im höchsten
…Grade beschwerlich fielen und es ihnen unmöglich mach-
…ten, unbewaffnet ihren Feldarbeiten nachzugehen und
…ihre Viehheerden auf entfernture Weideplätze zu führen.
…Ein Mann, Namens Robinson, Brittleger seines Ge-
…werbes, thätig und verständig, übernahm die Aufgabe,
…die Wilden, Männer, Weiber und Kinder zu überreden,
…freiwillig, friedlich und ruhig nach Hobartstown zu
…kommen und sich dort nach Flinders Island einschiffen
…zu lassen; es ist ihm vollständig gelungen. Diese In-
…sel ist 40 bis 50 Meilen lang und 12 bis 18 Meilen
…breit. Die kleinere Gattung von Känguruh's ist reich-
…lich vorhanden, die Küste ist reich an Fischen; neben
…diesen natürlichen Vortheilen wurden die Wilden auf
…Kosten der Kolonie mit Häusern, Mehl- und Fleisch-
…Rationen, Kleidern, Betten, Garten- und Akerbau-
…Werkzeugen, Sämereien, Fischereigeräthen und mit allen
…Dingen versehen, die ihrem späteren oder jezigen Zu-
…stande angemessen sind. Auch wurde für ärztliche Be-
…handlung und für sorgfältigen und vernünftigen Unter-
…richt in Dingen, die ihnen nüzlich und möglich sind,
…zu erlernen, bestens gesorgt. Seit es dem Herrn Robin-
…son gelungen ist, die Wilden zu entfernen, hat auf
…Van Diemens Land eine vortheilhafte Veränderung
…stattgefunden. Die entfernteren reichen Weidegründe
…werden wieder benuzt, es ist nicht mehr nöthig, die
…Flinte zwischen den Handhaben des Pfluges mitzuführen.
…Die Mittel der Ueberredung, welche Robinson angewen-
…det, um die Eingebornen zu überreden, sich seiner Füh-
…rung unbedingt zu unterwerfen, sind unbekannt. Er
…ging unbewaffnet in den Busch, nur begleitet von einem
…eingebornen Weibe, seiner Freundin, und gewann bei
…diesen sonst unzugänglichen Wilden ein Zutrauen, wie
…es vor ihm kein Weißer besessen hat.
(H. Z. f. d. A. u. K.)

— Nachrichten aus Melbourne, 2. Oktober, mel-
…den wiederholt, daß die Ausbeute der Minen leidlich
…sei, und daß man immer noch neue Goldlager entdeke.
…Die Bevölkerung der Kolonie belief sich am 31. Dez.
…1855 auf 310,379 Köpfe und wuchs im ersten Semester
…1856 um 6714 durch Einwanderer, und um 3345
…durch Neugeburten, so daß sich Ende Juni die Bevöl-
…kerung auf 331,438 Köpfe belief.

Afrika. Algier. Ein Licht auf die vielver-
…rühmte Sicherheit der Schweizerkolonie bei Setif wirft
…die Thatsache, daß das Gefecht, welches jüngst von
…einer Abtheilung des Schweizerregiments ruhmvoll ge-
…gen die Kabylen bestanden wurde, nur fünf Stunden
…von Setif stattfand.

Feuilleton.

Zivilisation und Wildniß.

(Skizze aus dem amerikanischen Leben, von Fr. Gerstäcker.)

(Schluß.)

„Er soll mir wie mein liebster Bruder sein," sagte Tom mit tiefer Rührung — „ja, nicht theurer konnten ihn diese Worte meinem Herzen machen, als er es jezt schon ist — John soll nie einen anderen Freund brauchen, so lange noch ein Tropfen Lebenssaft in diesen Adern quillt."

„Und, John," sagte mit leiser Stimme die Mutter, „wird Dir das Grab der Mutter so theuer sein, als es die Lebende war?"

John hatte augenscheinlich einen harten Kampf mit sich gekämpft — er schämte sich, in der Gegenwart eines anderen Mannes zu weinen oder irgend eine Schwäche zu zeigen, und saß starr und regungslos, die Blike unverwandt in eine Zimmerecke gerichtet; jezt aber, bei der direkten Anrede an ihn, wo ihm, der so oft den Tod gesehen, sein Auge sagte, daß das theure Leben nur noch wenige Minuten in der alten lieben Hülle weilen werde — jezt konnte er sich nicht länger halten — am Bett fiel er nieder auf die Kniee, den Kopf barg er in der überhangenden Deke, und sein ganzer Körper zitterte von der Allgewalt des Schmerzes, der in ihm tobte.

„Guter John," flüsterte die Mutter, und ihre Hand ruhte segnend auf dem Haupte des Sohnes — „guter — lieber John!"

„Mutter!" rief Tom Fairfield plözlich, denn ein eigenes Zuken im Gesichte der Kranken — ein eigenes Erstarren der Züge erschrekte ihn. John fuhr schnell empor und heftete seinen Blik nur sekundenlang auf das liebe Antlig.

„Meine Mutter!" schluchzte er, und die hellen Thränen nezten seine sonngebräunten Wangen: „meine liebe Mutter! und Du gehst?"

Die Sterbende antwortete nicht mehr — der lezte Druk der Hände galt noch dem Kinde — der Tochter — ihr brechendes Auge hing an dem sinkenden Tagesgestirn, und mit dessen Verschwinden hinter dem goldglänzenden Laubnez des Waldes schlossen sich auch die treuen Augen auf immer.

Am anderen Tage, nach der Mutter Tod, grub John, an derselben Stelle, wo früher seines Vaters Hütte gestanden, das Grab für die Verblichene — sie hatte es gewünscht, dort zu ruhen, und fast alle Einwohner des kleinen Ortes begleiteten die Leiche zu ihrer lezten stillen Ruhestätte unter den rauschenden schwanken

Bäumen des Waldes, John blieb dort draußen drei volle Tage und Nächte, und als er endlich zurückkehrte, war er ernst und traurig und schien sein früheres wildes Wesen ganz verloren zu haben. Sanft wie ein Kind zeigte er sich gegen Jedermann, selbst mit dem Prediger war er freundlich, so freundlich, daß er den armen Mann im Anfange mehr damit erschreckte, als früher mit seiner Wildheit, weil der schon nicht anders glaubte, als daß dies nur eine andere Maske sei, unter der er neue Streiche auszuführen gedenke. Aber darin hatte er sich geirrt — John blieb sich immer gleich und vermied jetzt nur von Allen gerade die, deren Nähe ihm früher so unendlich wohl gethan.

Obgleich er nämlich seine alte Schlafstelle, den oberen Theil von seiner Mutter Haus, noch beibehielt, bekam ihn das junge Mädchen fast gar nicht mehr zu sehen; nur Morgens vor Tag stand er auf, schaffte Holz herbei, zündete das Feuer an und verzehrte im Hause sein Frühstück; dann aber mied er Rosy's Nähe den ganzen Tag, und nur Abends hörte sie, wie er von außen in seine Kammer wieder hinauf stieg und sein Lager suchte. Wildpret genug schaffte er dabei zum Hause, und welche Felle gerbte er ihr nach indianischer Art, und nähte Moccasins und färbte Decken für sie; aber nicht daheim that er das, sondern im Walde draußen, wie auch das Wetter war, und nur froh konnte sie ihn machen, wenn sie annahm, was er ihr, meist Morgens, brachte.

So rückte endlich der, von Tom Fairfield so lang' und heiß ersehnte Tag der Verbindung zwischen ihm und seiner holden Braut heran, und Tom hatte alle Bekannten und Freunde eingeladen, ihn feiern zu helfen. In festlicher Prozession zogen die Glücklichen nach des Friedensrichters, Mr. Cowley's Haus, und heute schloß sich selbst John nicht aus von der fröhlichen Schaar.

An Tom's Seite, gegen den er in letzter Zeit wieder so freundlich gewesen war, wie in den ersten Wochen ihres Beisammenseins, betrat er das kleine wohnliche Gemach des Richters und war Zeuge der heiligen feierlichen Handlung; als aber die Braut das schüchterne und doch so herzfreudige Ja gesprochen — als der Gatte sie leise, leise an sich zog und sie das in holder Scham übergossene Antlitz an seiner männlichen Brust barg — da glitt er unbemerkt und geräuschlos aus dem Zimmer — aus dem Hause und über die Straße hinüber in sein eigenes kleines Gemach.

Nacht war's, und aus Tom Fairfield's neuer Wohnung brachen lichte Strahlen, und muntere Violintöne schallten die stille Straße herab; in Hornpipes und Quadrillen, in Reels und Jigs und den anderen amerikanischen oder von England herüber gebrachten Tänzen schwangen sich die fröhlichen Paare; munter ging der Becher im Kreise, und herzlich übertönte das Lachen oft die schallenden Geigenklänge.

Draußen aber vorbei, durch den Herbststurm, der jetzt schon recht ingrimmig die laublosen Zweige schüttelte, schritt, die Büchse in der Hand, den Tomahawk im Gürtel und die Deke auf dem Rüken, ein Jäger, und wollte schon rasch vorüber ziehen an dem festlichen Hause, als der silberreine Ton einer lachenden Frauenstimme sein Ohr traf. Er blieb stehen, zögerte einen Augenblik und näherte sich dann dem Hause; an der Fenz schwang er sich hinauf und schaute viele Minuten lang still und ernst durch das kleine offene ausgeschnittene Fenster in den inneren hell erleuchteten Raum, auf die fröhlichen glüklichen Menschen hin, die in dem engen Gemach sich lachend und tanzend hin- und herbewegten. Glük und Freude lag auf allen Gesichtern, auf die sein düsterer Blik fiel, aber von allen ab schweifte er unbefriedigt, das eine allen denen zu erkennen, das —

Ha — da trat Rosy in den Kreis — die frohe Frau an des Gatten Hand, und das Licht der Lam fiel hell und voll auf die lieben Züge des jungen W des.

John's Blik haftete lang und ernst auf der hol Gestalt, aber kein Laut entfloh seinen Lippen, keine B wegung, ein einzelnes fast krampfhaftes Zuken sein Lippen vielleicht ausgenommen, verrieth die Bewegun die in ihm kämpfte.

Endlich nikte er, wie Abschied nehmend, aber au fast seiner unbewußt, dort hinüber, wo er jetzt Alles z rükließ, was ihm noch lieb auf dieser Welt war, und i wohl hätte an ein ruhiges friedliches Leben fesseln könn — dann stieg er langsam wieder nieder und warf d Büchse auf die Schulter.

Als er den Boden wieder betrat, hatte er ganz d alte Ruhe wieder gewonnen — die wollene Deke, d über seine Schultern hing, zog er fest um sich her, u den Pfad verfolgend, der an seiner Mutter Grab vorüb gen Westen führte, verschwamm seine dunkle Gestalt bal in den düsteren Schatten, mit denen der Urwald die eng Lichtung fest und dicht umlagerte.

Und wohin fuhrte sein Weg?

Man hat nie wieder von ihm gehört; aber zu de Konzas war er nicht zurückgekehrt, denn wenige Woche später kam von dorther der kanadische Franzose, de Tom Fairfield früher auf seine Spur gebracht, und wußt nichts von ihm. Ja, Tom besuchte im Frühjahre selb noch einmal den Stamm — doch konnte ihm Niemand Kunde geben vom „weißen Hirsch" — er war und blie spurlos verschwunden.

Anzeigen.

Post-Dampfschifffahrt
der
Hamburg-Brasilischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft
zwischen
Hamburg und Brasilien
vermittelst der eigens für diese Fahrt neu erbauten, prachtvollen
Hamburger Post-Dampfschiffe

Teutonia, zirka **2000** Tons,
Petropolis, „ **2000** „
— — „ **2400** „ im Bau begriffen.

Obige Post-Dampfschiffe werden eine regelmäßige Verbindung Hamburgs mit Brasilien unterhalten, indem solche von Hamburg, Southampton und Lissabon anlaufend, nach Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro wie folgt expedirt werden:

	Von **Hamburg.**	Von **Southampton.**
Petropolis:	20. Februar, 20. Mai.	24. Februar, 24. Mai.
	20. August, 20. Nov.	24. August, 24. November.
Teutonia:	20. März, 20. Juni.	24. März, 20. Juni.
	20. Sept., 20. Dez.	24. September, 20. Dezember.

Das im Bau begriffene dritte Post-Dampfschiff wird ebenfalls im Laufe dieses Jahres in Fahrt gesetzt und wird dann jeden Monat am 20. von Hamburg und am 24. von Southampton eine Expedition stattfinden.

Wenn der Expeditionstag in Southampton auf einen Sonntag fällt, geschieht die Expedition am folgenden Tage.

Es können nunmehr auch nach Lissabon bestimmte Frachtgüter verladen werden.

Nach **Rio de Janeiro,**
Southampton, Lissabon, Fernambuco und Bahia anlaufend, wird am 20. Februar von Hamburg,*) am 24. Februar von Southampton expedirt:

Das neue Hamburger Postdampfschiff:
„PETROPOLIS"
geführt von Kapitän F. Göde.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen
in Hamburg: **Knöhr & Burkhard,** Schiffsmakler,
„ Southampton: **Crosken & Komp.**
„ der Schweiz: **E. de Paravicini,** Unterstraß Nro. 132, Zürich, und dessen Kantonal-Agenten.

*) Wenn die Schifffahrt auf der Elbe durch Eis behindert ist, findet die Expedition nur von Southampton statt.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, da seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien:
1) Vergueiro, Provinz San Paulo,
2) Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,
3) Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Sul
4) Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),

ebenso nach

Chili:
Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe künftigen Monats März vermittelst sorgfältig ausgerüsteten Schiffe beginnen werden und regelmäßig bis Oktober fortdauern.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen, und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**
Reguläre Abfahrten vom ersten kommenden März an.

Nach **Nord- und Süd-Amerika:**
Regelmäßige Dampfschifffahrts-Gelegenheit.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilen auf frankirte Anfragen

E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß Nro. 132, Zürich,
und dessen Bevollmächtigte,

im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

Korrespondenzen.

Herr **F. M.**, s. Z. in **B.**, jetzt in **Paris.** Sie werden höflich ersucht, Ihre im Jahre 1854 dem „Kolonist" aufgegebenen Inserate zu bezahlen.

Tit. Redaktion des „Geschäftsblattes für den obern Theil des Kantons Bern", in Thun. Bitte um gefällige Nachsendung der sieben ersten Nummern Ihres Unterhaltungsblattes.

„Kolonist".

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 10. | Samstag den 7. März. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | **1857.**

Ein Brief aus Brasilien.

(Pilot.)

Vor einigen Tagen brachte der Schultheiß Joh. Nicol. Breternitz aus Böhlscheiben bei Blankenburg in Thüringen einen Brief an seinen Vetter, Kolonisten in Ibicaba, Provinz San Paulo, mit der Bitte in unsere Expedition, für Weiterbeförderung desselben Sorge zu tragen. Es war dieß die Antwort auf einen schon vor 2 Jahren geschriebenen Brief des besagten Vetters, die nur deßhalb so verspätet zu Stande gekommen war, weil der Brasilische Brief seine Zirkulation bei Verwandten und Freunden nicht früher zu vollenden vermochte. Es erhellt hieraus theils die ungemein lebhafte Theilnahme, welche das Wohlbefinden fast aller ordnungsliebenden und fleißigen Halbpart-Kolonisten Brasiliens in der alten Heimat erweckt, theils aber auch die Thatsache, daß keinem der diesseitigen Leser auch nur der leiseste Zweifel an der Echtheit und Unbefangenheit*) des Brasilischen Briefes beigekommen, weil man ihn außerdem gewiß nicht gleichsam verschlungen haben würde. Im Gegentheil, es waren für die Glaubwürdigkeit desselben im Voraus gewisse Kennzeichen verabredet, deren Vorhandensein Adelsat bestätigte. Wir theilen hier diesen Brief im Auszuge mit, und zwar möglichst wortgetreu, nur die auffallendsten Schreibfehler verbessernd.

Ibicaba, Prov. San Paulo, 18. Dec. 1854.

Die Zeit, ehe ihr einen Brief von uns bekommt, wird euch wol lang geworden sein. Gern hätten wir auch schon längst geschrieben (auch hatten wir Zeit dazu), aber wir wußten noch nicht Alles, was wir doch schreiben wollten. Noch länger zu warten, läßt die Sehnsucht nach euch nicht zu. Innig und herzlich wollen wir uns freuen, wenn dieser Brief euch ebenso gesund antrifft, wie wir euch verließen. Trüb und traurig war freilich der Tag, als wir auf ewig Abschied von euch Lieben nahmen; aber die bessere Lage, in welcher wir uns jezt befinden, haben wir, nächst Gottvertrauen, eurer Hülfe zu verdanken. Obgleich wir fast 12 Wochen auf dem Wasser waren, ging doch Alles besser, als wir glaubten. Besonders gut hatten es ich und mein Bruder, da wir, anstatt des Untersteuermanns, alle Tage austheilen mußten, was gekocht wurde, und was die Passagiere außerdem brauchten.

Es war an einem Sonntag Nachmittag 2 Uhr, als wir bei Santos ankamen; wie groß unsere Freude gewesen ist, könnt ihr euch wohl denken. Tags darauf stiegen wir alle ans Land, und blieben 8 Tage lang in Santos, wo wir freundliche Aufnahme fanden und beschenkt wurden. Von da bis herauf in unsere Kolonie brauchten wir 14 Tage; denn man ist das Laufen nicht mehr gewöhnt. Es war am 18. September, wieder ein Sonntag, als wir ankamen. Montag bekamen wir Alles, was wir die ganze Woche brauchten. Weil wir zu spät ankamen und die erste Kaffee-Ernte schon vorüber war, so wurde es in diesem Jahre mit unserm Verdienste nicht viel; bei der zweiten und dritten Ernte konnten wir es nur auf 150 Thlr. bringen, während die von unserer zahlreichen Familie gemachten Schulden 1400 Thlr. betrugen. Wer hätte uns Armen in Deutschland so viel geborgt? oder wo hätten wir in so kurzer Zeit soviel verdienen können? — Im ersten Jahre muß man sich immer auch ein wenig vor Erhitzung hüten; ist aber einmal ein Jahr überstanden, so spürt man von größerer Wärme nichts mehr; es geht fast immer eine kühle, frische Luft. Nur die Mittagshitze suchen wir zu vermeiden, und machen deßhalb 3 — 4 Stunden Mittag. In Brasilien ist keine Sklaverei mehr. In Deutschland hingegen darf man nicht 3 bis 4 Stunden Mittag machen, obgleich es in der Erntezeit ebenso heiße Tage gibt, wo man glaubt verbrennen zu müssen. Gleich nach der heißen Jahreszeit folgt hier die Regenzeit, welche 2 — 3 Monate dauert und nur wenige Arbeiten außer dem Hause gestattet. In diesem Jahre 1854 haben wir 6000 Stük Kafferäume zu bearbeiten bekommen, von denen wir 1400 Alqueiren Kaffee pflükten. Für jede Alqueire erhielten wir 26½ Vintem oder etwa 13½ Sgr., haben also mehr als 700 Thlr. verdient. Wenn uns der liebe Gott noch länger Gesundheit schenkt, so glaube ich, daß wir in ein paar Jahren unsere Schulden abverdient und auch noch Geld übrig haben. Wir haben es sehr gut, brauchen jezt keine Sorge mehr zu tragen um die Nahrung oder um unsere Schulden, wie wir früher haben tragen müssen oder noch mancher bei euch zu tragen hat. Wir verbrauchen hier 8 bis 9 Pfd. Kaffee wöchentlich und ebenso viel Zuker, ein Quantum, welches in Deutschland ein Jahr lang ausreichen mußte. Ich wollte, ihr hättet den Kaffee drüben, der hier in Brasilien unter den Bäumen liegen bleibt und nicht estimirt wird, das wäre für Böhlscheiben gerade auf ein paar Jahre genug. — Wir bauen hier zu Lande viererlei Kartoffeln, wovon man vielerlei Speisen zubereiten kann: Mandiokka, Bataten, Kara-Yam und Aron. Wir haben jeden Tag unser Schweinefleisch; ich schlachte bei vielen Kolonisten, wo ich manchmal die ganze Woche nicht nach Hause komme. Für jedes Schwein zu schlachten bekomme ich 16 Vintem oder 8 Sgr., und mit zweien täglich werde ich fertig. Wir haben eine Kuh, 3 Schweine und auch ein Pferd im Stall; erstere liefert uns Milch, Butter und Käse. — Bis jezt sind 150 Familien auf unserer Kolonie, Thüringer, Schweizer, Rheinländer und Franzosen. Vergnügen machen wir uns auch; die Kegelbahn, wo alle Sonntage gekegelt wird, ist vor unserm Hause. Auch Kartenspiel, Gesang und Tanzmusik fehlt nicht; letztere haben wir alle 14 Tage. Singübungen sind alle Wochen zweimal. Tabak brauchen wir nicht zu kaufen, weil er hier im Ueberfluß wächst; und doch haben wir schlecht rauchen, weil ich auf dem Schiffe schändlich um meine 2 Tabakspfeifen gekommen bin und hier keine zu haben sind. Darum erfüllt ihr wol unsere Bitte und schikt für mich und meinen Bruder zwei recht schöne Pfeifen! Schreibt uns so bald als möglich, ob ihr noch alle gesund seid und wie es in Deutschland aussieht. Euer lieber Vetter

Julius Breternitz.

*) Man sucht nämlich von gewisser Seite dergleichen Briefe als erdichtete oder diktirte zu verdächtigen, obgleich wir Zweifler wiederholt zu einer Rundreise in Thüringen, resp. Untersuchung der angefochtenen Authentität eingeladen haben.

Verschiedenes.

Schweiz. Die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat die Aufmerksamkeit des Bundesrathes auf verschiedene Mißbräuche gelenkt, deren Opfer die Auswanderer zu sein pflegen, und zwar namentlich auf die Betrügereien mit schon in Europa gekauften Inlandspassagebilleten. Der „Kolonist" hat schon vor Jahr und Tag gegen diesen Inlandspassagebilletsverkauf gepredigt; aber der arme „Kolonist" ist leider eben die Stimme eines Rufenden in der Wüste. La gseh, sagt der Berner, ob die nun durch den Bundesrath sämmtlichen Regierungen mitgetheilte Warnung mehr nüzt, als die Predigten des „Kolonist". Es gibt Leute, die glauben, ein gescheiter Agent mit gutem Mundstük möge auch dieser amtlichen Warnung Meister.

Deutschland. Nach dem neuesten eben erschienenen Hefte der Statistik des Großherzogthums Baden, welches die Nachweise über die Auswanderung enthält, war die Zahl der Ausgewanderten in den Jahren 1840—1855 auf 86,410 Köpfe gestiegen. Hievon waren 14,002 Familienhäupter, 47,978 deren Angehörige und die übrigen 24,430 ledige Personen. Dem Akerbaustande gehörten hievon an 42,919, dem Handwerkerstande 23,559 und andern Klassen 19,932. Von der ganzen Zahl gingen 81,701 nach den amerikanischen Freistaaten, 310 nach Texas, 2238 nach Algier, 1500 nach andern überseeischen Ländern und 661 in osteuropäische Staaten. An eigenem Vermögen nahmen diese Ausgewanderten 13,230,297 fl. mit, und die Unterstüzung an Mittellose betrug 1,776,419 fl., zusammen 15,006,716 fl. Die Unterstüzungen wurden zum größten Theile aus den Gemeindekassen bestritten, der Staat zahlte hievon nur 217,783 fl. Die Auswanderungen fanden zur Mehrzahl aus solchen Gegenden statt, wo die Bevölkerung stärker als Gelegen-

heit zu Verdienst war, und beschränkte sich größtentheils auf die ärmere Klasse der Bevölkerung. Die mit ausgeführten Geldsummen erscheinen zwar sehr bedeutend, betragen aber auf den Kopf nur 173/10 fl., zeigen demnach, daß die Auswanderung eine erhebliche Verminderung des Proletariats zur Folge haben mußte. Uebrigens hat sich dieser Ausfall durch Einwanderung von Ausländern wieder sehr ausgeglichen, wie denn z. B. nur im Jahr 1855 90 Personen mit 350,000 fl. einwanderten, ein Verhältniß, das sich in neuester Zeit noch günstiger gestaltet hat.

England. Am 14. v. M. wurde in Westminster ein großes Arbeiter-Meeting gehalten, um über die Mittel zu berathen, wie der Noth der arbeitenden Klassen vorgebeugt werden könne. Einer der Hauptredner, welche alle schlichte Arbeiter waren, sezte die einzige Hoffnung auf Hülfe in eine vom Staate unterstüzte sofortige Auswanderung nach den britischen Kolonien in Australien, Neu-Seeland und Kanada. Diese Ansicht wurde von der Versammlung unterstüzt und auf den Antrag eines Maurers, daß jeder Auswanderer sich verpflichte, nach einer festzustellenden Frist die von der Regierung zur Auswanderung erhaltene Unterstüzung dem Mutterlande wieder zurüzuerstatten, angenommen und entsprechende Petitionen an die Regierung aufgesezt.

— Aus Australien soll ein Auswanderer mit einem Goldklumpen angekommen sein, der 4 Zentner wiege und auf 400,000 Fr. geschäzt sei. Es ist dies der größte Klumpen Gold, der je aufgefunden wurde (und nicht der kleinste Lug, der je erfunden worden ist).

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Lezten Mittwoch, den 4. März, hat Buchanan den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten bestiegen.

— (Witterungsnachrichten.) Aus Philadelphia wird dem Schw. M. unterm 14. Febr. geschrieben: Die grimmige Kälte, die seit einiger Zeit in Amerika herrschte, hat endlich etwas nachgelassen, leider aber hat das schnell eintretende Thauwetter Unglük angerichtet, indem das Eis überall losbrach und das Wasser der Flüsse hemmte, wodurch große Ueberschwemmungen herbeigeführt wurden, die Brüken, Schiffe, Pflanzungen zerstörten, und wobei viele Menschen ihr Leben verloren. Von den Ebenen im fernen Westen wird gemeldet, daß sehr viele Reisende, welche von Utah, Kalifornien und Oregon kamen, auch viele Soldaten, die als Grenzwachen gegen die Indianer aufgestellt waren, durch den furchtbaren Schneesturm, der überall in der Union hauste, umgekommen seien. In Schluchten und Niederungen soll der Schnee 20 Fuß tief liegen, und ein Brief aus Nebraska meldet, daß die diesjährige Kälte die größte war, welche die Ansiedler erlebt, und daß verschiedene Züge von Mormonen, die nach dem Salzsee wanderten, durch die Kälte und Mangel an Lebensmitteln umgekommen seien.

— New-York. (Statistisches.) Nach offiziellen 1855 gemachten Erhebungen betrug die Bevölkerung des Staates 3,466,212 Seelen, während sie am Anfange des Jahrhunderts nur 588,603 betrug. Im Staate New-York geboren sind 2,222,321, in andern Theilen der Union 306,123, in fremden Ländern 920,530, unbekannt ist der Geburtsort von 17,238. Die Zahl der Taubstummen betrug 1422, der Blinden 1736, der Wahnsinnigen 2742, der Blödsinnigen 1812. Das angebaute Land umfaßte etwa 13,574,479 Akres, das unangebaute 13,070,699 Akres. Das Gesammtvermögen an liegenden Gründen, Vieh, Fabriken nebst Zubehör und Fabrikaten wurde geschäzt auf 2,203,010,609 Dollars. Die Zahl der Kirchen betrug 5977 mit 2,141,159 Sizplazen. Es gab 559 Zeitungen und 112 andere Zeitschriften; die Anzahl der im Jahre gedruckten Exemplare aller Zeitungen und Zeitschriften ist auf 241,749,702 geschäzt. Die Stärke der enrollirten Miliz betrug 350,000 Mann, davon waren aber nur 18,300 unifermirt, bewaffnet und vollständig ausgerüstet. Schuldistrikte, in denen durchschnittlich 8 Monate im Jahr Unterricht ertheilt wurde, gab es 17,833 mit 10,117 Lehrern und etwa 14,019 Lehrerinnen. Die Zahl der Kinder von 4 bis 21 Jahren wird auf 1,207,214 angegeben, von denen 876,603 die Gemeindeschulen, 29,967 Akademien besuchten. Die große Anzahl der Lehrer entsteht dadurch, daß die Lehrer häufig ihr Amt wegen mangelnder Besoldung aufgeben, jedoch alle mitgerechnet werden, die eine, wenn auch noch so kurze Zeit als Lehrer gewirkt haben. — Verausgabt wurden zu Schulzweken 3,531,942 Doll. 57 Cts.

— Die Revolution in der Tagespresse, die bereits durch die telegraphischen Depeschen hervorgerufen worden ist, wird im nächsten Jahre mit Vollendung des Newfound-England unterseeischen Telegraphendrahtes Fortschritte machen, die jezt noch kaum zu berechnen sind. Dampfschiffe sind im nächsten Jahre Schneken in Beziehung auf den Austausch der Nachrichten aus den beiden Welttheilen. Der Herald schreibt darüber: „Wenn das englische Parlament in Sizung ist, so werden wir Abends zuvor das Wichtigste der gehaltenen Reden hier lesen, denn die Sizungen darüber endigen um 2 Uhr Nachts, so daß nach New-Yorker Uhr um 10 oder 11 Uhr Abends (Tags zuvor) die Berichte hier sein werden, d. h. spaßhafter Weise, da die New-Yorker Zeit um 5 Stunden gegen die Londoner zurük ist, erhalten wir die Berichte, die in London am Morgen des Dienstag ausgegeben werden, bereits am Spätabend des Montag. Ebenso werden die Börsenberichte täglich zwischen hier und Europa ausgetauscht werden. Die Preise werden, bis ein zweiter, dritter ꝛc. Draht gelegt ist, hoch sein, nämlich 4 Schill. oder 1 Doll. für das Wort, und zwar: von London nach Cork (Irland) 6 Pence, über den Ozean 2 Schill. 6 Pence und von New-Foundland bis New-York 1 Schill. Eine Depesche, die von New-York nach Boston 40 Cents kostet, würde nach London 10 Doll. kosten, eine klein gedrukte Spalte des Herald, die durch den Telegraph von Washington 75 Doll. kostet, würde daher von London 2000 Doll. erfordern, und doch des Preises werth sein, wenn die Depesche wichtig genug ist. Man begreift aus diesem Wenigen, daß das Zeitungswesen nothwendig in immer weniger Hände kommen muß, je größere Kapitalien zur Führung eines Blattes erforderlich werden. New-York wird mit der Eröffnung der ozeanischen Telegraphenlinie unbedingt und noch mehr als jezt an der Spize der Tagespresse stehen. (Schwäb. Merkur.)

— In New-York sind in der lezten Woche fünf Mordthaten verübt worden, darunter eine besonders schreckliche: ein Schneider vergiftete sich und seine ganze Familie durch Arsenik.

— Ohio. Im Hause der Gesezgebung von Ohio wurden am gleichen 21. Januar folgende von Hrn. Hutcheson aus Madison County beantragten Beschlüsse angenommen: „In Anbetracht, daß das gewaltthätige und willkürliche Verfahren des Königs von Preußen in seinen lezten Anmaßungen bezüglich der Unabhängigkeit von Neuenburg abermals den Frieden der Welt erschüttert und einen neuen Kampf zwischen Freiheit und Despotismus über Europa heraufbeschworen hat: So sei es von der Generalversammlung des Staates Ohio, den Repräsentanten eines Volkes von drei Millionen, beschlossen: Daß die Schweizer Konföderation, die durch ihre außerordentliche Festigkeit und durch die Ausdauer inmitten einer sie umringenden Knechtschaft seit 500 Jahren stets ihre freien Institutionen bewahrt hat, dafür der Anerkennung der Geschichte würdig ist; — und daß sie in dem ungleichen Kampfe, der jezt heraufgerufen worden ist, unsere wärmste Sympathie, und wegen ihres glänzenden Patriotismus, womit sie dem aufsteigenden Sturme begegnen will, unsere höchste Bewunderung sich erworben hat. Ferner beschlossen: Daß der König von Preußen durch seine gesezwidrige Anmaßung — gesezwidrig in Grundsaz und Geschichte — der Souveränetät über ein Territorium außerhalb seines Reiches die Fundamentalprinzipien, worauf überall eine freie Regierung basirt ist, verlezt hat, eine Anmaßung über die Munizipal-Freiheit, welche dem Volke von Ohio besonders so theuer ist; und daß wir daher gegen eine solche Anmaßung des Hauses Brandenburg protestiren. Beschlossen: Daß eine Abschrift dieser Beschlüsse vom Gouverneur des Staates dem Staatssekretär Marcy übersandt und durch diesen mittelst der Beihülfe des Konsuls in Genf dem Schweizer Bundesrathe vorgelegt werde." (Der nimmt sein Maul auch recht amerikanisch voll.)

— Texas. (Hexen im 19. Jahrhundert.) Man liest in der Brownsville Flagge folgende Geschichte, die vor etwa einem Monat dort passirt ist: Ein junges Mädchen in Matamoras wurde krank und eine alte Frau, die in der Nachbarschaft wohnte, und dafür bekannt war, daß sie manche Krankheiten durch Kräuter kuriren könne, wurde zu der Kranken gerufen. Die alte Frau kam aber nicht und es wurde alsbald das Gerücht verbreitet, daß sie das Mädchen behext habe. Man wandte sich an die Behörden, sie zu zwingen, zu dem Mädchen zu kommen. Es wurden Beamte abgeschikt, die sie hinbringen sollten und diese erbärmlichen Menschen berichteten, daß sie mehrere Male hingewesen seien, sie aber nie zu Hause, statt deren aber eine verdächtig aussehende schwarze Kaze angetroffen hätten. Endlich fand man sie zu Hause und brachte sie zu dem kranken Mädchen. Da die Kräuter aber nicht helfen wollten und die schwarze Kaze ihrer Eigenthümerin folgte, ja sogar einige Mal statt der Alten vor dem Krankenbette gefunden wurde, so kamen die Nachbarn zu dem Schlusse, daß die alte Frau eine Hexe sei und sich beliebig in die Gestalt einer schwarzen Kaze verwandeln könne und daß sie die Ursache der Krankheit des Mädchens sei. Der Pöbel schleppte sie aus dem Hause, band sie an einen Baum und prügelte sie zu Tode. Die Rädelsführer sind auf der Stelle verhaftet worden.

— Kalifornien. Ein gewisser Limantour hatte auf Grund einer angeblich aus dem Jahr 1843 herrührenden Schenkungsakte der damals mexikanischen Regierung einen großen Theil des Grund und Bodens, auf welchem jezt die Stadt San Francisco steht, beansprucht und die Bundeslandkommission seinen Anspruch als rechtsgültig anerkannt. Der gegenwärtige Werth des Grundstükes, in dessen Besiz er durch diese Entscheidung bestätigt ward, wird auf nicht weniger als 16 Millionen Dollars angegeben. Vor mehreren Monaten kam nun Limantour nach San Francisco, um mit Denjenigen, welche sich, frühere Besizrechte nicht kennend, auf dem bezeichneten Land angebaut hatten, sich zu verständigen. Schon hatte er etwa 100,000 Dollars an Loskaufsgeldern vereinnahmt, als es der Bundesregierung gelang, in Mexiko die Beweise dafür aufzutreiben, daß die Limantour'sche Besizurkunde erst im Jahr 1852 zu Mexiko fabrizirt worden sei, und zwar durch einen jungen französischen Industriellen, Namens Letanneur, der jezt selbst als Belastungszeuge gegen Limantour auftritt. Der lezt ere ward sogleich festgenommen. Zwar wollte der nachsichtige Richter ihn gegen Kaution von 30,000 Dollars auf freien Fuß sezen; doch Limantour zog es vor, im Gefängniß zu bleiben, da er ein Opfer der Volksjustiz zu werden fürchtete.

— In San Francisco gibt es bekanntlich ein chinesisches Theater und man kann sich denken, daß dies zu den Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt zählt. Eine Truppe von ungefähr 30 Schauspielern gibt ihre Vorstellungen im Adelphitheater. Man sagt, daß sich tüchtige Schauspieler unter ihnen befinden. Kürzlich haben sie eine vollständige Auswahl von sehr reichen Originaltostümen erhalten. Atlas, Seide, gemalte indische Zeuge, Alles mit unzähligen Zierrathen und Stikereien, barbarische Figuren darstellend, bedekt, bilden die Grundlage ihrer ungeheuren Garderobe. Es sind nur männliche Schauspieler dabei; die Damen werden auf der chinesischen Szene nicht zugelassen; jeder der Künstler ist expreß für die Ausübung seiner Kunst erzogen worden. Die Frauenrollen, denn man muß nicht glauben, daß sie ganz fehlen, sind Schauspielern anvertraut, welche von Kindheit an darauf ausgehen, eine Sopranstimme, lange zarte Finger und kleine Füße zu erlangen. Es gelingt ihnen so gut, sich ein weibliches Ansehen zu geben, daß der Zuschauer sich kaum überreden kann, daß er Männer vor sich hat. Die chinesischen Stüke behandeln alle einen historischen Gegenstand. Es ist immer die endlose Geschichte irgend einer kaiserlichen Dynastie, mit mehr oder weniger dramatischen Zwischenfällen gespikt, so daß ein Stük sehr häufig mehrere Wochen, ja selbst Monate lang dauern kann. Bisweilen zählt man mehrere hundert Akte auf ein einziges Schauspiel. Hat die Vorstellung einmal angefangen, so hält sie nicht mehr an, der Vorhang fällt nicht wieder. Das Orchester, welches auf der Bühne steht, macht fast ohne Unterbrechung ein schreckliches Gesumme und Gebrumme, welches sich bei den dramatischen Situationen in einen höllischen Lärm verwandelt, dem kein Trommelfell, das nicht an die Schönheiten dieser betäubenden Musik gewöhnt ist, zu widerstehen vermag. Es wäre ein zu gewagtes Unternehmen, diese mißtönenden Instrumente mit Namen zu benennen.

Mexiko. Von Mexiko sind Berichte bis zum 16. Januar eingelaufen. Die Rebellen unter Garza waren in der Stadt Tampico eingerükt und raubten Alles, was ihnen unter die Hände kam. Die Kaufleute der Stadt hatten zu besserer Sicherheit eine halbe Million Dollars in die Wohnung des englischen Konsuls gebracht, allein auch diese Freistätte blieb nicht verschont. Das schöne, fruchtbare Land, wo so viele Millionen ruhig unter dem Feigenbaum sizen könnten, um den Ertrag ihres Fleißes zu genießen, wird jezt von Vagabunden, Dieben und Mördern durchzogen, und Bürger werden gegen Bürger gehezt, so daß Niemand mehr sicher wohnen kann, und so bleibt ein großes herrliches Land in der Kultur zurük. — Die spanische Regierung will nun allen Ernstes sich Genugthuung verschaffen für die an Spaniern in Mexiko begangenen Mordthaten, Mißhandlungen und Räubereien.

Südamerika. Brasilien. (Politisches. Neue Verkehrsanstalten. Unterstüzung des protestantischen Gottesdienstes.) Noch war bis zum Abgang der lezten Post von Rio

rau eine Hexe sei und
er schwarzen Kaze ver-
Ursache der Krankheit
schleppte sie aus dem
um und prügelte sie zu
auf der Stelle verhaftet

ein gewisser Limantour
h aus dem Jahr 1843
r damals merikanischen
des Grund und Bo-
Stadt San Francisco
eslandkommission seinen
annt. Der gegenwär-
dessen Besiz er durch
d, wird auf nicht we-
angegeben. Vor meh-
tour nach San Fran-
che sich, frühere Besiz-
zeichneten Land ange-
gen. Schon hatte er
oskaufsgeldern vereini-
ung gelang, in Meriko
daß die Limantour'sche
2 zu Meriko fabrizirt
en jungen französischen
r, der jezt selbst als
ur auftritt. Der lez-
n. Zwar wollte der
Kaution von 30,000
och Limantour zog es
da er ein Opfer der

bt es bekanntlich ein
nun sich denken, daß
ten der Stadt zählt.
Schauspielern gibt ihre
Man sagt, daß sich
u befinden. Kürzlich
ahl von sehr reichen
as, Seide, gemalte
ligen Zierrathen und
rstellend, bedekt, bil-
uren Garderobe. Es
dabei; die Damen
ene nicht zugelassen;
die Ausübung seiner
neurollen, denn man
fehlen, sind Schau-
Kindheit an darauf
nge zarte Finger und
klingt ihnen so gut,
eben, daß der Zu-
daß er Männer vor
behandeln alle einen
mmer die endlose Ge-
Dynastie, mit mehr
enfällen gespikt, so
e Wochen, ja selbst
isweilen zählt man
einziges Schauspiel.
fangen, so hält sie
nicht wieder. Das
ne steht, macht fast
s Gesumme und Ge-
natischen Situationen
elt, dem kein Trom-
iten dieser betäuben-
stehen vermag. Es
n, diese mißtönenden
nen.

Berichte bis zum 16.
n unter Garza wa-
ükt und raubten Al-
e kam. Die Kauf-
Sicherheit eine halbe
des englischen Kon-
reisstätte blieb nicht
Land, wo so viele
baum sizen könnten,
genießen, wird jezt
Nördern durchzogen,
gehezt, so daß Nie-
nd so bleibt ein gro-
zurük. — Die spa-
Ernstes sich Genug-
paniern in Meriko
dlungen und Räu-

(Politisches.
Unterstüzung
ttesdienstes.)
ezten Post von Rio

de Janeiro (14. Januar) das Gesammtresultat der Wahlen zum Repräsentantenhause nicht vollständig bekannt. Immerhin ließ sich jedoch an der Zahl der bereits bekannt gewordenen Eines konstatiren. Die Wahl hat vorwiegend keinen eigentlichen politischen Charakter gehabt, wenigstens nicht im Sinne der bisherigen beiden Parteien der Konservativen und der Progressisten, und sendet unter Ausschluß eines Theiles gerade der bekanntesten und als parlamentarische Redner ausgezeichnetsten Parteiführer eine Menge homines novi in das Repräsentantenhaus. Allgemein hatte man von den neuen Wahlen namentlich auch ein Votum des Landes über die in der 1855er Session der bisherigen Legislative beschlossene Wahlreform erwartet, und mit einer gewissen Spannung darauf gerichtet, ob dasselbe zu Gunsten oder Ungunsten der damaligen Majorität ausfallen würde. Die Wahlreformfrage hat jedoch bei den von den Wählern geforderten politischen Glaubensbekenntnissen so gut wie keine Rolle gespielt. Von den 56 Deputirten, welche für das neue Wahlgesez votirt hatten, waren 52 von Neuem als Bewerber um den Deputirtensiz aufgetreten und während über das Resultat der Kandidatur von sechs derselben noch keine Meldung eingegangen war, nur 19 wieder erwählt worden. Ingleichen hatten von der damaligen Minorität von 38 Deputirten, die sämmtlich um eine Wiederwahl sich beworben hatten, nur 8 dieselbe durchgesezt, und war nur von vieren das Ergebniß der Bewerbung noch nicht bekannt. Von den 94 Deputirten, welche an dem entscheidenden Beschluß über die Wahlreform in Majorität und Minorität zusammen Theil genommen hatten, waren somit überhaupt nur 27 wiedergewählt und nur von 12 noch das Wahlresultat zweifelhaft. Nimmt man selbst an, daß diese 12 noch zweifelhaften Wahlen zu Gunsten der Bewerber ausgefallen sind, so ist es auch so noch bei Weitem nicht die Hälfte der Mitglieder der bisherigen Legislative, welche in die neue Kammer eintritt, — ein Beweis, wie überwiegend für diesmalige Wahl ein neuer Gedanke maßgebend gewesen ist. Welches dieser neue Gedanke ist? Die oppositionelle Presse giebt ihm ihrer negirenden Haltung entsprechend die negative Definition, daß es der Bruch mit der ganzen bisherigen politischen Zuständlichkeit des Landes und somit vor Allem auch mit dem bisherigen Ministerium sei und fordert den sofortigen Rüktritt dieses. Unzweifelhaft aber wohl mit größerem Fuge nimmt die ministerielle Presse den für die Wahlen leitend gewesenen Gedanken für das Kabinet in Anspruch. Es ist kein anderer Gedanke gewesen, sagt sie, als der, dessen Initiative das Ministerium des verstorbenen Marquis von Parana ergriffen hat, der Gedanke des Absehens von den Fragen der spezifischen Politik und der Konzentrirung der ganzen Energie des Volkes in der Förderung der materiellen Interessen des Reiches. Diesen Gedanken hat das jezt vom Marquis von Caxias präsidirte Kabinet schon lange vor den Neuwahlen und noch unter der Herrschaft einer aus den alten politischen Parteien hervorgegangenen Kammer mit Erfolg an die Spize seines Programms gestellt und die Neuwahlen beweisen, daß die große Mehrheit des Landes ihn adoptirt hat. Von einem Rüktritt des Ministeriums kann daher vorerst keine Rede sein, und um so weniger, als die Bildung eines neuen, bis die neuen Kammern zusammen getreten und ihr Programm formulirt haben, kaum möglich ist. Erheischen Brauch und Sitte gleichwohl, daß das Ministerium Angesichts des Resultats einer neuen Wahl dem Kaiser seinen Rüktritt anbietet, so hat im gegebenen Fall solches Anbieten nur die Bedeutung einer Formalität und ist die Nichtannahme desselben gewiß. Ein Anderes ist es freilich, ob der Zusammentritt der neuen Legislative nicht eine Modifikation des gegenwärtigen Kabinets, was dieses oder jenes Portefeuille betrifft, herbeiführen dürfte. Das Ministerium selbst sieht in dieser Hinsicht seinen Bestand seit dem Tode des Marquis von Parana als einen nur provisorischen an, und hat das von demselben speziell innegehabte Portefeuille der Finanzen noch nicht wieder definitiv besezt. — Neben dem Eisenbahn- und Straßenbau, der fortwährend rüstig gefördert wird, — unter Anderm ist mit dem 1. Januar d. J. die erste, vier Meilen lange, über das Gebirge führende Sektion der macadamisirten Steindamm-Straße von Mangaratiba in der Provinz Rio de Janeiro für den Wagenverkehr eröffnet worden, — hat in Brasilien in jüngster Zeit auch die Errichtung elektrischer Telegraphen die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen begonnen. Nachdem die Regierung schon seit einiger Zeit mit dem Plane beschäftigt gewesen, an die Stelle der bisherigen optischen Telegraphen elektrische zu sezen, und auch bereits die entsprechenden Bestellungen in Europa gemacht hat, handelt es sich gegenwärtig um ein Unternehmen der Privatindustrie. Ein submariner Telegraph soll die großen Handelshäfen der Oststäte zwischen Rio de Janeiro als vorläufig dem einen und Pernambuco als dem andern Endpunkt mit einander in Verbindung sezen. Das dazu erforderliche Kapital ist unter der Voraussezung einer Zinsgarantie von 5 Prozent von Seiten des Staates im Auslande gesichert. Man zweifelt nicht, daß diese Garantie geleistet werden wird. Einstweilen liegt die Sache zur Berathung im Ministerium. — Aus den jüngsten Verfügungen der Generalverwaltung der Reichsländereien heben wir hervor die Bewilligung von 10,000 Milreis, in zehn monatlichen Raten von 1000 Milreis zu zahlen, für den Bau eines protestantischen Bethauses auf der Kolonie Dona Franziska, so wie die Festsezung eines Gehaltes von 800 Milreis jährlich für einen protestantischen Geistlichen der Kolonie S. Isabel in der Provinz Espiritu Santo, und die Ermächtigung des protestantischen Geistlichen Eugen Schmidt in Rio de Janeiro, eine geeignete Persönlichkeit für dieses Amt zu engagiren.

— Die lezte Post aus Brasilien brachte wieder gute Nachrichten aus den südlichen Provinzen Santa Catharina und Rio Grande do Sul, aus Pernambuco wird dagegen berichtet, daß das gelbe Fieber dort wieder stark aufgetreten ist. Die Kaffeepreise waren bedeutend gestiegen, weil die Ernte aus Mangel an Arbeitern nicht bedeutend gewesen. In der Kolonie Blumenau schreiten die Ansiedlungen rasch vor, der Zukerrohrbau hat einen guten Ertrag geliefert. Es mangelt dort besonders an Zimmerleuten und einem guten Töpfer. Aus Porto Allegre in Rio Grande wird über die günstigen Resultate der Bienenzucht berichtet, welche überhaupt als sehr empfehlenswerth in Südbrasilien hingestellt wird.

Feuilleton.

Das Blutbad in Chicago.

Die älteren Zustände in Amerika exteilen und verwandeln sich so rasch, daß man jezt eifrig sammelt, was etwa von Tagebüchern und mündlichen Ueberlieferungen aus der Großvaterzeit sich noch vorfindet. Erzählungen aus dem Unabhängigkeitskrieg und Scenen während des lezten Krieges der Union mit England geben daher einem kürzlich in Amerika und in London erschienenen Werke einer Dame hohes Interesse, welche in der Familie der frühesten Ansiedler heirathete, selbst noch durch die unbezwungene Einöde reisen mußte und dort aus dem Munde ihrer Schwiegermutter und von andern Augenzeugen über die Schiksale der ältern Niederlassung am Michigan-See Nachrichten sammelte. Wir werden etliche Episoden davon abgekürzt wiedergeben, und man wird daran wahrnehmen können, daß die historischen Vorgänge an Schreken, Gefahren und Abenteuerlichkeit nicht hinter den Scenen zurükbleiben, mit denen wir zuerst durch die amerikanischen Romane bekannt geworden sind. Zuvor aber möchten wir nur bemerken, daß die Verfasserin, Mrs. Kinzie, im Jahre 1831 in Begleitung ihres Mannes nach Chicago abreiste, welches damals einen ebenso großen westlichen Abstand von der Zivilisation besaß als heutigen Tages etwa ein Fort im Quellengebiet des Missouri. Die Dame schildert uns sehr weitläufig die Beschwerden einer Reise im Frühjahr oder vielmehr am Ausgange des Winters durch den öden straßenlosen Urwald, die Flußübergänge, die Schneestürme, die einsamen Indianerdörfer, die fernen vereinzelten Niederlassungen und die Mühsal einer solchen Reise für das zartere Geschlecht. Lithographien kommen der Phantasie des Lesers und der Beschreibung der Verfasserin zu Hülfe, um uns von Fort Winnebago und Chicago vor 25 Jahren eine deutliche Vorstellung zu gewähren. Wir können die einzelnen Häuser der ersten Niederlassung noch zählen, wir erfahren auch welche Familie in jedem Hause wohnt, wie viel Köpfe die Garnison damals umfaßte, wie man mit den Rothhäuten umzugehen, wie man ihren Stämmen die von der Union gewährte Appanage oder Rente auszuzahlen, und wie man sie beim Pelzhandel zu betrügen pflegte. So einförmig verstrichen die Tage noch an den Vorposten der Zivilisation, daß man lange noch von dem Ballabenteuer einiger Unionoffiziere sprach, welche so viel Glük unter den Schönen der kleinen Kolonie gemacht hatten, daß sich die ungastlichen Hinterwäldler männlichen Geschlechtes an den Eroberern in Uniform nicht anders zu rächen wußten, als daß sie ihren Pferden im Stall Schwanz und Mähne abschoren, und sie zwangen auf den verstümmelten Thieren ihre Rükreise anzutreten.

Chicago ist eine sechszigjährige Stadt und zählt jezt 100,000 Einwohner, allein noch ist der Streit nicht geschlichtet wie das Kind seinen Namen gefunden hat. Die Stadt führe, heißt es, den indianischen Thiernamen des Illis. Gewiß ist nur, daß früher eine indianische Ortschaft den Namen Chicago nach einem berühmten Häuptling erhielt, und daß dieser Name zuerst von einem französischen Kanadier, der sich in Illinois umhertrieb, im Jahre 1727 gebraucht, aber gegen die heutige Praxis Chicagoux geschrieben worden ist. Die Indianer sagen in ihrer schlichten Weise: „Der erste weiße Mann, der sich in Chicago niederließ, war ein Neger," so daß also die Rothhäute auf diesem Punkte der neuen Welt von der europäischen Zivilisation das Sahlband zuerst zu Gesicht bekamen. Jener schwarze Pionier der westwärts weichenden Weltgeschichte hieß Jean Baptiste Point au Sable, nannte St. Domingo seine Heimath und erschien 1796 unter den Pottowattamies am Michigan. Er suchte den Rothhäuten glaubhaft zu machen, daß er in seinem Vaterland ein großer Häuptling gewesen sei, womit er ihnen zu verstehen geben wollte, daß ihn die Pottowattamies in gleicher Eigenschaft bei sich anerkennen möchten. Da ihnen darüber ein vollständiges Verständniß nicht beizubringen war, verließ sie der michiganmüde Neger, und von seinen ersten rohen Kulturanlagen nahm ein Franzose Le Mai Besiz, der einen Pelzhandel mit den Indianern eröffnete. Sein Anwesen kaufte ihm John Kinzie Esq. ab, ein Edelmann, der im Jahre 1763 in Quebek geboren worden war, und zwanzig Jahre lang neben der Garnison der Vereinigten Staaten der einzige Ansiedler in jenen Gegenden blieb. Er ist der Gründer von Chicago und das Oberhaupt der Familie, der später die Verfasserin angehörte. Seine Eltern hatten sich nach New-York begeben, und er wurde in Williamsburg erzogen. Eines Tages fehlte der eilfjährige John in dem Erziehungsinstitut, und alle Nachforschungen die man anstellte blieben fruchtlos, so daß man endlich sich entschloß den Knaben für ertrunken zu halten, und ihn zu betrauern. Mittlerweile hatte John längst den Weg nach New-York zurükgefunden, und sich als Passagier an Bord eines Schiffes gemeldet, welches nach Albany abgehen sollte. Unterwegs zog er die Aufmerksamkeit eines ältern Herrn auf sich, der sich nach seinem Reiseziel erkundigte. Der Knabe wollte nach Quebek, „wo er einige Freunde habe," gestand aber daß seine Baarschaft wahrscheinlich nicht bis zu dieser Stadt ausreichen werde. Der ältere Herr zahlte nun für ihn bis Quebek, wo sich die beiden Passagiere trennten. Der Knabe spazierte neugierig und müßig ein paar Stunden in der fremden Stadt umher und trat dann zuversichtlich in den Laden eines Silberschmiedes, dessen Physiognomie ihm so viel Zutrauen gegeben hatte, um sich ihm als Lehrling anzubieten. Der Knabe befriedigte seinen Meister drei Jahre lang, bis er endlich seinen Eltern, die nach Detroit gezogen waren, wieder in die Hände gerieth. Kein Wunder, wenn der erwachsene Mann das Leben an der Grenze jedem andern Beruf vorzog und in Chicago 1804 lebhafte Handelsverbindungen mit den Menomenis, den Winnebagoes, den Pottowattamies und den Kikapus begann. Das Leben der sogenannten Voyageurs oder der untergeordneten Agenten der großen Pelzhandelgesellschaften, deren Brennpunkt damals Montreal oder, wie sie es aussprachen, Marialle war, ist bekannt genug, um uns länger dabei aufzuhalten. Nur erwähnen wir gern als Notiz, daß es unter den Voyageurs auch eine Art Aristokratie gab, die sogenannten Hivernants, die sich von dem andern Pöbel, den sogenannten Mangeurs de Lard oder Speksessern, etwa unterschieden wie auf deutschen Universitätsverbindungen die Korpsburschen von den Renoncen. Zu den Hivernants gehörten nämlich nur solche, die bereits einen Winter im Urwald ertragen hatten. Ihr odi profanum vulgus ging so weit, daß der ärgste Trunkenbold aus „Selbstachtung" das Rumglas verschmähte, wenn es ihm ein Speksesser anbot. Von diesen französisch redenden Abenteurern stammen die meisten jener descriptiven und oft genug poetischen Namen der indianischen Stämme und ihrer Häuptlinge. Umgekehrt erhielten auch die Prinzipale der Komptoire ihre Spiznamen, gewöhnlich durch Verstümmelung. Ein Mr. Kercheval wurde ein Bourt-cheval, der Judge of Probate ein Juge Trop-bête. Ein Monsieur Le Chat behielt seinen Thiernamen, seine Frau aber wurde zu einer Madame la Chatte, und die kleine Familie zu den Chatons erhoben. Mr. Kinzie hatte sich einer doppelten Metamorphose zu erfreuen, man nannte ihn entweder Fünfzehn-Nasen (Quinze nez) oder den „Geiffigten", wenn man das Wort Singé übersezen könnte. Dieser John Kinzie war es, welcher eine große Rolle spielte bei einer bekannten Episode der amerikanischen Geschichte, die wir jezt nacherzählen wollen.

Am Abend des 7. April 1812 tanzten die Kinder des Herrn Kinzie vergnügt nach der Violine des Vaters. Der Theetisch war schon gedekt, und alles wartete auf die Rükkehr der Mutter von einem Krankenbesuch. Plözlich wird die Thüre aufgerissen, und Mrs. Kinzie tritt schreckensbleich herein: „Die Indianer! die Indianer!"

— „Wach! Wo?“ rief alles. — „Droben, bei Lee's Hof, mordend und scalpirend!“ Die Dame konnte endlich so viel erzählen, daß ein Mann und ein Knabe einem Nachbar die furchtbare Botschaft überbracht. Kinzie's Besitzung lag auf der andern Seite des Flusses dem Fort gegenüber, und eilig stürzte die Familie nach einem Paar alter Piroguen, die flott gemacht wurden und in denen die Kinzies nach dem andern Ufer flüchteten.

Lee's Place oder, wie es später hieß, Hardscrabble war ein Hof, der am Chicagofluß vier (engl.) Meilen oberhalb der Mündung am westlichen Ufer des südlichen Armes lag. Auf derselben Seite an demselben Arm, nur dicht bei der Mündung in den Michigan-See, standen das Wohnhaus und die Magazine des Herrn Kinzie, gerade dem Fort gegenüber, welches im Jahr 1816 an derselben Stelle, wie damals, wieder aufgebaut wurde. Im Fort kommandirte Kapitän Heald, Lieutenant Helm, Herrn Kinzie's Schwiegersohn, so wie der Fähndrich Ronan. Zu den Offizieren zählte auch noch Dr. van Voorhees, der Wundarzt. Der Posten selbst bestand aus etwa 75 Mann, von denen aber nur wenige effektiv waren. Ein freundlicher Verkehr hatte bisher immer mit den benachbarten Stämmen bestanden. Zwar wußte man recht gut, daß die Pottowattamies, die Winnebagoes, die Ottawas und Shawnies Alliirte der Engländer waren und zum Theil in ihrem Solde standen; allein erst später erinnerte man sich einzelner Umstände, die Verdacht hätten erwekken sollen. So waren im Frühjahr Indianer bei dem Befehlshaber des Forts zum Besuch gewesen, und als sie sich verabschiedeten, traf es sich zufällig, daß sie Mrs. Heald und Mrs. Helm im Freien mit dem Federball spielen sahen. Da äußerte ein Indianer Namens Nan-nou-gi in Gegenwart des Dolmetschers: „Die Weiber der weißen Häuptlinge mögen sich nur belustigen, sie werden nur zu bald in unsern Kornfeldern die Hake führen müssen.“ Was man damals für eine Prahlerei hielt, sollte später bitterer Ernst werden.

Lee's Hof gehörte zu jener Zeit einem Herrn White, welcher das Grundstük mit drei andern Personen bewohnte. Am Nachmittag vor dem verhängnißvollen Abend war eine Bande von zehn bis zwölf Indianern bemalt und bekleidet in das Haus eingetreten und hatte ohne weitere Umstände nach dem Brauch der Wilden Platz genommen. Ein Franzose, der zum Hauswesen gehörte, schöpfte zuerst Argwohn, denn die Gäste trugen weder die Tracht noch die Hautmalerei der Pottowattamies. Wenn das der Fall ist, rieth ein anderer Hausgenosse, ein verabschiedeter Soldat, so laßt auch nichts merken, sondern folgt mir in allem was ich thun werde. Im Lauf des Nachmittags ging der Soldat scheinbar furchtlos nach den Kanoes am Ufer des Flusses. Die Indianer fragten ihn was er thun wolle. Er zeigte auf das Vieh am andern Gestade, welches auf Fütterung an den Heuschobern wartete. Er sprang in das Kanoe und ein Knabe in das andere. Sie begannen nun das Vieh zu füttern, stahlen sich dabei in die Büsche, und schlugen, sobald sie den Indianern aus dem Gesicht waren, den Weg nach dem Fort ein. Kaum hatten sie eine Viertelmeile hinter sich, so hörten sie rasch hinter einander zwei Schüsse. Sie liefen nun und hielten nicht eher an als bis sie sich gegenüber von Burns Hof befanden. Sie riefen hinüber um die Familie vor der Gefahr zu warnen. Diese Ansiedler waren noch immer jenseits, als die Schreckensbotschaft das Fort erreichte. Fähndrich Ronan mit fünf bis sechs Soldaten begab sich hinüber und brachte die Familie in Sicherheit.

Ein anderes Piket Soldaten, ein Korporal und sechs Mann, waren am Nachmittag in Urlaub auf den Fischfang den Fluß hinaufgegangen. Da man besorgte sie möchten den Feinden in die Hände gerathen, so ließ der befehligende Offizier eine Kanone lösen. Die Soldaten waren nur eine Stunde von Lee's Hof entfernt, als sie das Warnungssignal vernahmen, ihre Fakeln auslöschten und so lautlos als möglich nach der Garnison hinabfuhren. Seit dem Indianergefecht bei Tippocanoe im November des vorigen Jahres war nämlich an der Grenze jedermann auf seiner Hut vor den Indianern, und jenes Allarmzeichen konnte daher sogleich richtig verstanden werden. Als die Fischerpartie bei Lee's Hof ankam, beschloß man die Einwohner zu warnen. Alles umher war todtenstill, als aber der Korporal über einen Zaun kletterte, griff er mit der Hand nach einer Leiche, welcher, wie sich ergab, die Kopfhaut fehlte. Es war der Franzose, und neben ihm saß noch sein getreuer Hund, die Leiche des unglüklichen Herrn bewachend. Um 11 Uhr Nachts erreichte das Piket die Garnison, und am andern Morgen begab sich eine Streifpartie nach der Farm, wo man den Franzosen und Mr. White, der zwei Kugeln und ein Dutzend Wunden in die Brust erhalten hatte, beerdigte. Später erfuhr man von reisenden Handelsleuten im Lande der Indianer, daß eine Bande Winnebagoes den Ueberfall verübt hatte. Es war ihre Absicht gewesen alles zu morden und zu scalpiren, was sie außerhalb des Forts antreffen würden, allein sobald sie der Kanonenschuß hörten, dessen Bedeutung ihnen unheimlich war, brachen sie rasch gegen das Innere wieder auf.

Alle Ansiedler zogen sich jezt in das Fort zurük, auch fehlte es nicht an neuen Warnungen. Ein Sergeant und ein Kolonist stießen bei der nächtlichen Runde außerhalb der Esplanade auf einen Trupp Indianer. Der Sergeant gab Feuer, und beide suchten eilig ihren Rükweg. Ein Indianer setzte ihnen nach und warf seinen Tomahawk, welcher an dem Sergeanten vorbei in einen dicht danebenstehenden Wagen fuhr. Die Schildwach hinter der Palissade gab jezt Feuer und mit Erfolg, denn am andern Morgen konnte man die Blutspuren tief in die Prairie verfolgen. Die Runde gelangte übrigens unbeschädigt in das Fort. Ein andermal waren Indianer in einen Stall gebrochen um zu stehlen, da sie aber gegen ihr Vermuthen keine Pferde fanden, so ließen sie aus Grimm alle Schafe los, nachdem sie vorher unter ihnen ein Blutbad angerichtet hatten.

Am Nachmittag des 7. August 1812 erschien Winnemeg, ein Pottowattamie-Häuptling im Fort und überbrachte Depeschen von General Hull. Man erfuhr durch sie, daß England der Union den Krieg erklärt habe, daß General Hull mit der nordwestlichen Armee bei Detroit stehe, und daß die Insel Makinac bereits den Britten in die Hände gefallen sei.

(Schluß folgt.)

Anzeigen.

Post-Dampf- und Paketschifffahrt
der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft.

Von **Hamburg** nach **New-York**
(direkt, ohne einen Zwischenhafen anzulaufen)
mit den A. I. Post-Dampfschiffen **Hammonia** und **Borussia**,
Abgang am **1.** jeden Monats,
und nach Vollendung der jezt im Bau begriffenen Dampfschiffe
Austria und **Saxonia**, jedes zirka 2500 Tons groß,
Abgang am **1.** und **15.** jeden Monats.

Nächster Abgangstag am 1. März:

Post-Dampfschiff **Hammonia**, Kapt. Heystmann.

Fracht für Güter 18 S und 15% Primage per 40 Hamburg. Kubikfuß.
" " Gold, Silber, Juwelen ¾ % in Full.
" " Contanten ½ % in Full.

Passagepreise: Pr. Thlr. 200 für erste Kajüte, Pr. Thlr. 110 für zweite Kajüte, Pr. Thlr. 60 für Zwischendek; überall inklusive Beköstigung.

Ferner mit den rühmlichst bekannten, großen Paketschiffen
Deutschland, Rhein, Nordamerika, Elbe, Oder, Donau und **Main.**

Nach **New-York:**
am **1.** und **15.** eines jeden Monats.

Nach **Quebek:**
am 15. April, 15. Mai und 15. Juni.

Nach **New-Orleans:**
am 15. März.

Nähere Nachricht über Fracht und Passage ertheilen au portofreie Anfragen
in Hamburg: **August Bolten**, Schiffsmakler, W. Millers Nachfolger;
in der Schweiz: **E. de Paravicini**, in Unterstraß Nr. 132 in Zürich, und dessen Kantonalagenten.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, daß seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien:

1) Bergueiro, Provinz San Paulo,
2) Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,
3) Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Sul,
4) Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),

ebenso nach

Chili:

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe des Monats März vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schiffe beginnen werden und regelmäßig bis Oktober fortdauern.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen, und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**
Reguläre Abfahrten vom ersten März an.

Nach **Nord-** und **Süd-Amerika:**
Regelmäßige Dampfschifffahrts-Gelegenheit.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilen auf frankirte Anfragen

E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß Nro. 132, Zürich,

und dessen Bevollmächtigte,

im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

—•••••—



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

—•••••—

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 11. | Samstag den 14. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Saxonia, die Mucurykolonie.

Ueber das Gedeihen der bekanntlich auch von dem schweizerischen Generalkonsul in Rio Janeiro, Herrn David, der selbst an Ort und Stelle war, empfohlenen Mucurykolonie lesen wir in den „Hamburger Nachrichten" folgenden Artikel:

Was die Vereinigten Staaten vor allen andern groß gemacht hat, das ist die Energie ihres Straßenbaues. Allmälig fängt auch Brasilien an, hier und da Aehnliches zu erfahren. Wo dem Verkehr sich ausreichende Kommunikationsmittel darbieten, bevölkert sich der bisdahin öde Urwald und sproßt in ihm ein reges Leben. Vielleicht ein schlagendstes Beispiel dafür liefern die Erfolge der in diesen Blättern bereits wiederholt erwähnten Mucury-Gesellschaft.

Der Zwek dieser Gesellschaft war, an Stelle des mühseligen und kostspieligen Landweges von Rio de Janeiro nach dem gewerbreichen Norden der Provinz Minas Geraes dem Verkehre eine billigere und rascher befördernde Wasserstraße vermittelst des im Norden der Provinz Espiritu Santo in den Ocean mündenden Mucury zu erschließen. Gegenwärtig ist dieser Zwek in soweit erreicht, daß von Rio de Janeiro bis zum obersten, für größere Fahrzeuge zu erreichenden Punkt des Mucury, Sta. Clara, eine regelmäßige Dampfschifffahrtslinie sich im Betriebe befindet und von da auf eine Strekе von 26 Legoas eine für vierrädrige Wagen fahrbare Straße mit Ausnahme von fünf noch nicht völlig vollendeten Legoas bis nach dem neu gegründeten Philadelphia errichtet ist. Bis zur Vollendung dieser fünf Legoas wird der Transport auf dieser Strekе noch durch Maulthiere bewirkt, gleichwohl ist das Resultat der solchergestalt neu gewonnenen Kommunikation für die nördlichen Distrikte von Minas Geraes schon jezt eine Ersparniß von durchschnittlich zwanzig bis dreißig Tagen im Bezug und Versand ihrer Waaren von und nach Rio de Janeiro.

Kaum aber war dieses Resultat erzielt, als auch mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit die Gegend, welche bis Anfang 1853 noch ausschließlich die Stätte eines halbzivilisirten indianischen Stammes, der Nakmenuks, gewesen war, sich mit Ansiedlern zu bevölkern begann. Am 7. September des genannten Jahres ließ die Mucury-Gesellschaft an der jezt den Ort Philadelphia bildenden Stätte die ersten Vermessungen zur künftigen Stadt aufnehmen; ein Zelt zur Beherbergung der vermessenden Ingenieure war Alles, was damals an Wohnstätten sich darbot. Noch im Mai 1855 war, da bis dahin die Straße von Santa Clara nach Philadelphia dem Verkehre noch nicht geöffnet war, Philadelphia mit Ausnahme einiger Gebäude und Magazine der Kompagnie und einiger provisorischen Hütten zur zeitweiligen Benuzung der Wegbauunternehmer nicht mehr als ein auf dem Papier stehender Stadtplan. Schon am Ende des gleichen Jahres waren jedoch daselbst nicht weniger als einige siebenzig Wohnhäuser im Bau begriffen, und seitdem hat diese Zahl bereits 100 überschritten.

Gleichzeitig haben sich längs der Straße von Santa Clara nach Philadelphia Ansiedlungen, die zusammen über 500 Köpfe zählen, gebildet, während rings um Philadelphia auf den der Mucury-Gesellschaft gehörigen Ländereien über 200 deutsche, schweizerische und einige italienische Kolonisten und auf den angrenzenden Gebieten eine nationale Bevölkerung von zirka 400 Köpfen Akerbau-Niederlassungen begründet haben. Dazu kommen die im Wegbau, in den Magazinen und sonst von der Gesellschaft beschäftigten Arbeiter, die Bevölkerung von Philadelphia und der einige Legoas davon entfernten, zum Schuz der Straße gegen die Indianer errichteten Militär-Kolonie Urucu, und ergiebt sich eine Gesammtbevölkerung zwei einhalb bis dreitausend Menschen an Orten, die bis vor kürzester Zeit noch so gut wie völlig öde waren.

Das Hauptverdienst dieses raschen Gedeihens der Mucury-Unternehmung gebührt vor Allem ihrem Direktor, T. B. Ottoni, einem Manne, der als ein voranleuchtender Typus der heranwachsenden neuen industriellen Generation Brasiliens betrachtet werden darf, und keine Mühen des beschwerlichen Aufenthalts im noch unerschlossenen Urwalde gescheut hat, Alles selbst zu inspiziren, selbst zu leisten und selbst anzuordnen. Er war es, der in Verbindung mit dem deutschen Ingenieur Schlobach die Stätte von Philadelphia feststellte, nachdem er vorher mit den Nakmenuks die Verhandlungen über die Abtretung ihrer Ländereien geführt und zum Abschluß gebracht hatte; sein Verdienst ist nicht minder das Inslebenrufen der Kompagnie, und ebenso verdankt dieselbe seinen Bemühungen die entgegenkommende Unterstüzung, die ihr Seitens der Reichsregierung sowohl, als Seitens der Autoritäten der Provinz Minas Geraes zu Theil geworden ist. — Es ist aber nicht blos das Gedeihen der Mucury-Unternehmung als solches, es ist vielmehr zugleich das durch dasselbe dem Lande gegebene Beispiel, welches den Namen Ottoni's verherrlicht. An der Mucury-Kompagnie stellt sich auf das Evidenteste heraus, wie der Straßenbau vorzugsweise die Voraussezung und Bedingung jedes größern Fortschrittes der Landeskultur und jeder gedeihlichen Kolonisation ist und die maßgebende Bedeutung solchen Beispiels für Lösung der großen Lebensfrage Brasiliens, die Erzielung einer umfassenden und naturgemäß sich entwikelnden Kolonisation springt in die Augen.

St. Louis,

im Jahr 1764 von Pierre de Laclede Liguest gegründet, welchem der französische Gouverneur von Louisiana das ausschließliche Privilegium des Handels mit den Indianern ertheilt hatte, blieb lange Zeit stationär. Es ist hier nicht nöthig, auf die übrigens interessante Geschichte dieses kleinen Ortes einzugehen, Anfangs nur von Franzosen, später von Spaniern und Amerikanern gebildet, lauter kampfbereiten Arbeitern, fortwährend genöthigt den Pflug zu verlassen, um die Einfälle der Indianerstämme zurüzzuschlagen, die nach ihren Kämpfen und rauhen Arbeiten während des Tags auf den Buffalo Jagd machten und des Abends unter einer Scheune an der Aufführung einer bürgerlichen Komödie ihre Erholung suchten. Der Buffalo ist verschwunden, der Indianer fast eine Mythe in St. Louis geworden, und die Bürger-Komödie hat der Oper und dem modernen Drama auf großartigen Theatern Plaz gemacht.

Noch vor dreißig Jahren war St. Louis ein Grenzpfahl, von kühnen Reisenden an den Grenzen der Zivilisation aufgestellt, heutzutage hat die stets weitergreifende Zivilisation diesen Pfahl an die Küsten des Pacifischen Ozeans versezt und St. Louis ist die Metropole des Westens geworden, berufen in wenigen Jahren die zweite Stadt der amerikanischen Union zu werden.

Nach Abtretung Louisiana's und des Mississipi-Thales von Frankreich an die Vereinigten Staaten, kamen die Amerikaner in großer Zahl nach St. Louis; die im J. 1821 vollzogene Annexation des Missouri-Territoriums zu den übrigen Staaten gab der Bevölkerung einen neuen Aufschwung und die Auswanderung drängte sich rasch nach dieser Seite. Die außerordentliche Entwikelung dieser Stadt datirt jedoch erst seit den lezten zwanzig Jahren. Innerhalb dieses kurzen Zeitraums hat sich St. Louis alle Eroberungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Industrie und Zivilisation angeeignet und sich zu seinem gegenwärtigen Range unter den Staaten der Union emporgeschwungen.

Seine Bevölkerung belief sich nach dem lezten offiziellen Zensus auf 150,000 Einwohner und wächst jährlich in einem Verhältniß von 15 Prozent. Die Deutschen bilden ein Drittheil dieser Bevölkerung; Amerikaner, Franzosen, Irländer und Engländer die beiden andern Drittheile. Die Katholiken belaufen sich auf 50,000; diese Zahl allein beweist, daß St. Louis die katholischste Stadt der Vereinigten Staaten ist; sie besizt 13 katholische Kirchen, eine Kathedrale, ein Jesuitenkollegium und 45 Gotteshäuser für den protestantischen Kultus. Mehrere dieser Gebäude zeichnen sich durch eine elegante Architektur und kostbare Ausführung aus, und der Fremde ist erstaunt, in den katholischen Kirchen die Messen Mezart's und Haidn's mit vollem Orchester ausgeführt zu hören.

Drei große Theater und mehrere prachtvolle Konzert-Hallen, die sich in den elegantesten Theilen der Stadt erheben, genügen heutzutage kaum mehr dem Bedürfnisse der Unterhaltung, so rasch entfaltet sich unter dem Einflusse der Deutschen und Franzosen der Geschmak für die schönen Künste.

St. Louis besizt 18 Journale, wovon mehrere in deutscher und 1 in französischer Sprache, 2 Universitäten für Mediziner, ein öffentliches Museum, eine Akademie der Wissenschaften mit einer Bibliothek von 16,000 Bänden, 29 Erziehungsinstitute, 11 öffentliche Schulen, 1 Staatsbank, 5 bis 6 Sparkassen, 11 große Märkte für Lebensmittel, 14 große Hotels für Reisende und 120 Privat-Hotels (Boardinghäuser).

Nach einem jährlichen Durchschnitte laufen täglich 9 Dampfschiffe in den Hafen von St. Louis ein, und wenn man bedenkt, daß viele dieser Dampfboote einen Tonnengehalt von 800 bis 1500 Tonnen haben, so kann man sich einen Begriff von dem enormen Handelsverkehr dieses Plazes machen.

Sieben große Eisenbahnlinien sezen St. Louis in direkte Verbindung mit dem Osten und Norden; eine andere direkte Linie mit dem Süden ist in der Ausführung begriffen, und das Projekt einer Eisenbahnverbindung mit dem stillen Ozean wird eifrig verfolgt.

Die leztere Bahn wird von unberechenbaren Resultaten für St. Louis sein. Sie wird von Amerikanern, welche mit einer gewissen Unruhe der ungeheuren Ausdehnung der Vereinigten Staaten zusehen, als das Bedingungsmittel der Union betrachtet, welches jede eventuelle Trennung von dem Westen verhindern soll. Dieses politische Motiv versichert dieser Bahn die Mitwirkung des Vereinigten Staaten Kongresses, — man wird ihre Konstruktion beschleunigen, und das amerikanische Genie, welches sich von keinen Schwierigkeiten abschreken läßt, wird das Uebrige thun.

Nach diesem flüchtigen Umriß und bei einem Blik auf die Karte Nordamerika's, läßt sich die Bedeutung von St. Louis und die ihm durch seine topographische Lage gesicherte noch größere Zukunft leicht ermessen, weßhalb auch die öffentliche Stimmung in Amerika allgemein diese Stadt als das künftige Zentrum der Union bezeichnet. (Cour. v. A.)

Verschiedenes.

(Schweizerische Auswanderung nach Amerika.) Ueber Havre hat die Auswanderung in dem lezten Halbjahr bedeutend abgenommen, sie betrug bloß noch 611, im ersten Halbjahr 1756. Die Auswanderung im Jahr 1856 bezog in Zürich 230, Bern 630, Luzern 36, Uri 22, Glarus 63, Solothurn 141, Basel 55, Schaffhausen 91, Graubünden 349, St. Gallen 141, Aargau 247, Thurgau 33, Tessin 181, Waadt 29, Wallis 44, Neuenburg 18, andere Kantone 57. — Nach der Bevölkerung haben die meisten Auswanderer: Graubünden, nämlich 4 auf 1000 Einwohner; Schaffhausen, mehr als 2½ auf 1000 Einwohner; Glarus, mehr als 2 auf 1000 Einwohner; Solothurn, ungefähr 2 auf 1000 Einwohner.

— Aus einem Berichte des schweizerischen Konsuls in Hamburg vom 28. Februar abhin ergiebt es sich, daß von dort aus in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahres 162 Angehörige der Schweiz ausgewandert sind, in der ersten Hälfte 207, im Ganzen also 369 Personen. Im Jahr 1855 belief sich die Zahl der über Hamburg ausgewanderten Schweizer 1308.

Schweiz. Wallis. Wieder haben 400 Walliser ihre Heimath verlassen, um in der argentinischen Republik ihr Glük zu suchen!!

Deutschland. Hamburg, den 3. März. Am 28. Februar fand in dem großen Saale der Börsenhalle die ordentliche General-Versammlung der Aktionäre der „Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft" statt. Die vertheilte Bilanz weist für das verflossene Jahr einen Gewinn von überhaupt 397,022 Mark Banko 13 ½ Schilling nach, nachdem bereits zirka 37,500 Mark Banko für Reparaturen und neue Metallbeschläge der Schiffe vorweg aus den laufenden Einnahmen gedekt worden sind, so daß als Resultat des Betriebes der Gesellschaft bei einem Stammkapital von 2 Millionen Mark Banko sich ein Nuzen von zirka 40 Prozent herausstellt. Die Direktion hat von dieser Summe den bedeutenden Betrag von 174,100 Mark Banko 14 Schilling, oder fast 9 Prozent für Abnuzung an Schiffen, welche übrigens in dem vorzüglichsten Zustande sind, weggeschrieben und außerdem 62,921 Mark Banko 15½ Schilling oder zirka 3 Prozent dem Reserve-Fonds überwiesen. Die Aktionäre empfangen hiernach eine Dividende von 8 Prozent oder 80 Mark Banko per Aktie zu 1000 Mark Banko. Interessant ist noch zu erfahren, daß die aufgenommene Prioritäts-Anleihe von 2 Millionen Mark Banko wesentlich zur Ausdehnung des Geschäftsbetriebes der Gesellschaft beiträgt. Außer den beiden in Bau begriffenen prachtvollen Dampfschiffen, ist der Bau von zwei neuen Segelschiffen der größesten Gattung kontrahirt, welche im Frühjahr 1858 ebenfalls in Fahrt treten. Ferner hat die Gesellschaft die Genehmigung zur Erbauung einer eigenen Landungsbrüke auf dem von ihr akquirirten Grundstük am Jonas erhalten, was für den Passagierverkehr von großer Wichtigkeit ist. Die Gesellschaft wird daher im nächsten Jahre 4 Dampfschiffe, 9 große Segelschiffe, 7 Leichterschiffe und alle für den Rhederei-Betrieb erforderlichen Vorräthe in ihren Magazinen, so wie in New-York eine Werfte besizen. (Hansa.)

Belgien. Die lezte brasilianische Post brachte Nachrichten von den im Herbste vorigen Jahres in Antwerpen eingeschifften 140 belgischen Kolonisten. Die Leute sprechen sich sehr zufrieden über ihre Lage und die Verhältnisse der Kolonie auf der Hochebene von San Paulo aus, und laden ihre in der Heimath gebliebenen Verwandten ein, ihrem Beispiele zu folgen und bald nachzukommen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Besoldung der Gouverneure in den Vereinigten Staaten weicht in den verschiedenen Staaten bedeutend von einander ab. Das schlechtest bezahlte Staatsoberhaupt ist wohl der Gouverneur von Vermont, der nur 750 Dollars erhält, dabei aber auch das Recht hat, einen beliebigen Beruf neben dem Amte des Gouverneurs zu treiben. Der Gouverneur von New-Hampshire erhält 1000 Dollars per Jahr. Indiana, Illinois und Maine zahlen 1500 Dollars, nur halb so viel als Missouri zahlt. Alabama und Kentuky zahlen 2500 Dollars. Nord-Karolina, Georgia, Texas, Tenessee und Missouri 3000 Dollars. New-York, Mississippi und Louisiana 4000 Dollars, Massachusetts, Pennsylvanien und Süd-Karolina 3500 Dollars, Virginien 5000 und Kalifornien 10,000 Dollars. Zu welcher Höhe sich die mit dem Gouvernementsamte verbundenen Sporteln belaufen, giebt das Wechselblatt, welchem wir obige Aufstellung entnehmen, nicht an.

— (Auktion von Kirchensizen in Amerika.) *) Der Kirchenbesuch ist in den größeren Städten Amerikas ein Gegenstand des Luxus geworden, und liegt ebenso, wie Konzerte und Theater, nur in dem Bereich dessen, der dafür zahlen kann. Die Size in den wohlgeheizten, mit kostbaren Teppichen belegten, Kirchensalons New-Yorks, Philadelphias und anderer größern Städte, werden jährlich im Heiligthum selbst versteigert, ganz so wie man profane Dinge aller Art unter den Hammer bringt. Die Höhe des jährlichen Miethzinses für einen Kirchensiz, der zu jeder Zeit mit einem Gebetbuch und im Sommer mit einem Fächer ausgestattet ist, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zuerst kömmt die Größe der Stadt in Betracht und die Persönlichkeit des geistlichen Vorstandes, und nicht minder die Lage des Bethauses sowie die fashionable oder gewöhnliche Menschheit, die dort ihre Andacht verrichtet. Auch die Mode macht sich hier geltend und erhebt Kirchen, während sie andere fallen läßt. Bei den genannten Auktionen geht es oft sehr lebhaft und eigenthümlich zu. Die Damen erscheinen in gewählter Toilette, die ernsten Reverende, deren Aktien die Nummern der Kirchensize bilden, entwikeln ein herzgewinnendes Lächeln, während die Vermittler, um nicht zu sagen, die Mäkler, flüsternd Rath ertheilen oder Aufträge erhalten, die der Auktionator bald darauf ausschreit. Die Kirchen werden auch für politische Versammlungen wie zu andern Zweken vermiethet, und daher nicht selten auf Spekulation gebaut, was die Existenz vieler von der Andacht wenig beachteten Bethäuser erklärt. Eine derartige Auktion hat viel Aehnliches mit der Börse, nur sieht man hier weniger griesgrämige, verwitterte Bulls und Bärs als liebenswürdige Spekulantinen, die nur eine Devise suchen, nämlich einen Siz, auf dem man mit Himmel und Erde bequem verkehren kann.

— In Washington spreche man ernstlich von der Abberufung des Hrn. Fay, Gesandten in der Schweiz, weil sich derselbe, trotz des nordamerikanischen Grundsazes der Nichtintervention, in die Neuenburger Affaire gemischt habe. Geschwäz!

*) Solche Versteigerungen von Kirchenstühlen sind auch in der Schweiz hie und da Mode.

— Zwischen Kuba und den Vereinigten Staaten wird ein unterseeischer Telegraph gelegt.

— Das Komite zur Untersuchung der Korruption im Kongreß hatte am 19. seinen Bericht abgestattet und auf die Ausstoßung der Mitglieder Gilbert, Edwards, Walch und Matteson und des Reporters Simonton angetragen.

— Wenige Personen haben eine so veränderliche Laufbahn in ihrem Leben durchgemacht, als der gegenwärtige Sprecher des Hauses der Repräsentanten in Washington, Hr. Nathaniel Banks, obgleich er wenig über vierzig Jahre alt ist. Er war nacheinander Laufbursche in einer Fabrik, Schreiner, Maschinist, Tanzlehrer, Schauspieler, Advokat, National-Demokrat, Coalitionist, ein heißer Freund der Irländer, ein Kämpfer für religiöse Freiheit, ein Know-Nothing, ein Republikaner und ist jezt ein Freesoiler. (Amerikan. Bl.)

— New-York. Unter dem Titel: „Die Sicherheit unserer Straßen" liest man im „Courier des Etats-Unis" folgenden Beitrag zur amerikanischen Sittengeschichte. In New-York gab es zu allen Zeiten sogenannte „Nachtschwärmer", dann kamen die „Erwürger", was die Ersteren jedoch keineswegs verhinderte, ihr Gewerbe ruhig weiter zu betreiben. Aber als ob das nicht genug wäre und wahrscheinlich dem Sprichworte: „Alle guten Dinge sind drei" zu liebe, bildet sich nun eine neue Banditenklasse, die sich, aus Galanterie, namentlich mit den Damen befaßt. Diese Herren warten jedoch, um ihre edle Industrie auszuführen, nicht bis der Schleier der Nacht sich über die Stadt ausbreitet, sondern handeln meistens am hellen Tage, so daß man wahrhaft nicht weiß, was man mehr bewundern muß, ihre Frechheit, die Fahrlässigkeit einer hohen Polizei oder die Geduld des verehrten Publikums. Kaum ein Tag vergeht jezt, ohne daß vor den Augen und mit Wissen Aller (natürlich mit Ausnahme der Polizei, die nichts sieht und nichts weiß) eine Dame angehalten und auf's Frechste bestohlen wird. Vor Kurzem ging Nachmittags gegen 4 Uhr eine Dame ruhig über Madison-Square, als zwei Banditen sie ansprechen; der Eine sagt ihr in's Ohr: „Keinen Widerstand, oder Sie sind verloren!" — während der Zweite auf der andern Seite flüstert: „Wir wünschen nur ihren Muff und Ihre Palatine." Und die That dem Worte beifügend, riß er ihr die beiden Gegenstände gewaltsam weg und floh mit seinem Gefährten vor den Augen der vor Schreken erstarrten Dame. In demselben Viertel wurde einer Dame, vielleicht von denselben Spizbuben, das Portemonnaie weggenommen. Von allen Seiten hört man solche Vorfälle erzählen und selbst Broadway ist nicht verschont. Zwei Damen standen vor einem Modemagazine und bewunderten die ausgestellten Gegenstände, als sie von einem Trupp großer Strolche umringt wurden. Ohne alle Umstände langte einer derselben in die Tasche der einen Dame und nahm ihre Börse heraus. Kurz darauf sah eine Dame, die aus einer Buchhandlung herausging, sich eine Hand nach ihrer Tasche herandrüken. Kaum hatte sie Zeit, dies zu bemerken, als sie von der andern Seite gestoßen wurde; sie dreht sich um — und fort waren Geld und Spizbuben. Zu Brooklyn gingen eine Dame und ihre Tochter Montagne-Street hinan, als Beide um den Leib gefaßt wurden und man ihnen bei ihrem Leben untersagte, einen Laut von sich zu geben. Diese Vorsicht war übrigens überflüssig, denn die beiden Damen waren vor Schrek halb todt und ließen sich ruhig alles Geld abnehmen, das sie bei sich hatten. Man versichert, daß viele junge Leute guter Familien sich in diesem Augenblike zu einem Klub vereinigen, lediglich zu dem Zweke, auf die besten Mittel zum Schuz des Lebens in den Straßen von New-York bei eingebrochener Nacht zu sinnen. Alle Mitglieder dieses Defensiv-Klubs tragen Waffen, berathen sich über die Listen, welche die „Erwürger" anwenden können und üben sich in der Vertheidigung selbst mit Revolver und Messer. Wer sich die Waffen nicht zu kaufen vermag, erhält sie aus der Vereinskasse.

— Mit dem von uns gemeldeten großen Schmuggelfall verhält es sich folgendermaßen: Auf dem in New-York eingetroffenen Dampfer „Washington" entdekte ein Beamter des Zollhauses eine Kiste, die in ihrem Doppelboden einen Schaz von Diamanten im Werthe von 40,000 Dollars barg. Die Kiste, an „Henle Brothers" adressirt, wurde sogleich in Beschlag genommen. Nicht zufrieden mit diesem reichen Fang, eilten einige Zollbeamten sofort in den Laden von Henle Brothers und brachten deren sämmtliche Vorräthe an Edelsteinen im Werthe von 150,000 Dollars auf das Zollhaus. Hr. W. C. Henle wurde verhaftet, aber gegen Bürgschaft von 7500 Dollars entlassen. Herr Henle gab vor dem Distrikts-Anwalt der Vereinigten Staaten an, daß die in Beschlag ge-

nommene Kiste nur durch ein Mißverständniß an seine Firma gelangt sei, und daß er im Stande sei, die gegen ihn erhobene Beschuldigung zu entkräften. Die Kiste, sagt er ferner, sei nach Rußland bestimmt gewesen, und wie bei Diamantensendungen gewöhnlich geschehe, mit einem doppelten Boden versehen worden, um den kostbaren Inhalt der Habgier der russischen Zollbeamten zu entziehen.

— (Chinesen vor Gericht.) Kürzlich wurde in New-York ein Chinese im Hause eines Tartaren (?) von einem andern Chinesen überfallen und beraubt. Die Klage kam vor dem niedern Polizeigericht zur Verhandlung und wurde wegen mangelhaften Schuldbeweises niedergeschlagen. Die chinesischen Zeugen leisteten den Eid nach der Vorschrift ihrer Religion. Der Zeuge zeichnete einige chinesische Schriftzüge auf ein gelbes Papier und zündete dieses an, worauf er vor der Flamme niederkniete und die vorgesagten Eidesworte nachsprach.

— Ohio. (Bierbrauereien in Cincinnati.) Cincinnati hat gegenwärtig 29 Bierbrauereien, wovon 7 erster Klasse. Jedes der Etablissements erster Klasse ist an Grundeigenthum, Gebäulichkeiten, Einrichtung und Vorräthen durchschnittlich 150,000 Dollars werth und liefert im Jahre durchschnittlich 4000 Barrels Lagerbier. Die meisten dieser großen Etablissements haben neuerdings ihre Lagerbier-Keller bedeutend erweitert. Die Keller von Gottfried Köhler und Komp., Schaller, Schiff und Derancourt sind jeder 390 bis 400 Fuß lang, 16 Fuß breit und 15 bis 20 Fuß hoch; einige davon sind 54 Fuß unter der Erde. In den gesammten Bierbrauereien sind etwa 150 Brauer und außerdem noch eine Menge anderer Personen beschäftigt.

— Texas. (Weizenbau.) Aus „De Cordovas Immigrant and Travellers Guide Book“ für 1856 entnehmen wir Folgendes: „Es ist jetzt außer Zweifel, daß das nördliche und nordwestliche Texas sich ganz besonders für den Weizenbau eignet. Das Erzielen von großen und immer größern Weizenernten in dem nördlichen Texas ist jetzt eine ausgemachte Thatsache, wofür namentlich die letztjährige Ernte spricht, die mehr als hinreichend für die Einwohner als auch für die vielen neuen Ankömmlinge ist. Letztes Jahr konnte man den Weizen zu Benham in Fannin County zu 60 Cents den Buschel kaufen, und ist jetzt kein Zweifel, daß man von Leuten, die baares Geld nöthig hatten, die ganze Ernte zu 50 Cents den Buschel hätte kaufen können, ein Preis, der niedriger ist, als irgendwo in der ganzen Welt. Und selbst bei diesem niedrigen Preise werden die Farmer reich durch den Weizenbau, weil die Frucht hier so leicht gewonnen und für den Markt bereitet werden kann. Das Einzige, was noch mangelt, um die Weizenkultur in diesen Gegenden zu heben, sind Eisenbahnen, wodurch der Ertrag dieser Frucht noch um das Tausendfache würde vermehrt werden. Als eine Weizen erzeugende Gegend haben wir vor allen andern den Vortheil, daß unsere Ernten früher reif werden und ein schweres Korn liefern. In gewöhnlichen Jahren ist unser Weizen zu Anfang Juni für den Markt bereit, und wenn die Eisenbahn nach Vicksburg, oder die Galveston-, Houston- und Henderson-Eisenbahn vollendet ist, dann kann der Farmer seine Ernte früh in den Markt bringen und einen guten Gewinn machen; denn für frisch gemahlenes süßes Weizenmehl wird man immer einen höheren Preis bekommen, als für altes Missouri- oder Ohio-Mehl, welches in dieser Jahreszeit schon viel von seiner Süßigkeit verloren hat und nur noch benutzt wird, weil man nichts Besseres hat. Was im Lande nicht gebraucht wird von Mehl, das kann leicht nach andern Ländern, nach Europa und Westindien von Galveston aus verschifft werden.

— Kalifornien. (Große Früchte.) Auf der Akerbau-Ausstellung im Herbst vorigen Jahres zu San Francisco war eine Zuker-Rübe, die über 100 Pfund wog, und viele kleinere von 60—90 Pfd. Gewicht; ein gelber Kürbis von 400 Pfund, ein Kohlkopf von 50 Pfund, ein schwarzer Rettig von 20 Zoll Durchmesser, ferner riesige Mohrrüben ꝛc. Auch das Obst zeichnete sich aus: Birnen und Aepfel über 2 Pfund schwer, eine Birne 16 Zoll an Umfang und 11 Zoll lang, Aepfel von 16—18 Zoll Umfang; ähnlich vergrößert sind Quitten und Pfirsiche; aus Los Angelos und San Mater waren Trauben da bis 8 Pfund schwer, Getreide von achtfüßigen Halmen und fußlangen Aehren.

— Das Goldland leidet dieses Jahr ebenso an einem ungewöhnlich harten Winter als die atlantischen Staaten. Im Innern des Staates liegt der Schnee Fuß tief, die Wasserleitungen sind beschädigt, die Verbindungswege an vielen Orten in schlechtem Zustande. Unter diesen Verhältnissen stehen die Arbeiten in den

Als diese aus dem Fort zogen, spielte die Musik den Minen still. Es fehlt jedoch auch nicht an Nachrichten, die besser sind als das Wetter. In Nevada-County, das zu den reichsten Bezirken der Minenregion gehört, kommen Nachrichten, die fabelhaft scheinen, aber nichts desto weniger vollkommen begründet sind. Die dort entdekten Lager von goldhaltigem Quarz sind weit reicher und ausgedehnter, als alle, die bis jezt in Kalifornien gefunden und ausgebeutet wurden. Als eine der reichsten dieser Minen wird „Alison Ranch Lead“ bezeichnet. Hier ward vor 18 Monaten eine Ader goldhaltigen Quarzes entdekt, die in der Dike von 1—4 Fuß wechselt. Die Quarz-Mühle, die im lezten Oktober hier erbaut wurde, liefert durchschnittlich jede Woche Gold im Werthe von 30,000 Dollars, während die Kosten per Woche 1500 Dollars betragen. Sehr günstig lauten auch die Nachrichten über die Fortschritte des Landbaues. Der Reisbau wird immer eifriger betrieben, und die Frucht auf den Mühlen nach der in China üblichen Art gereinigt. Wie rasch sich hier der Landbau entwikelt, bezeugen beifolgende statistische Daten über einige wichtige Produkte der verschiedenen Counties, die wir einer Korrespondenz der New-Yorker Staats-Zeitung entnehmen. Im Jahr 1856 wurden etwa 8,465,240 Buschel Weizen, 3,730,430 Buschel Gerste, 961,870 Buschel Roggen, 165,466 Buschel Mais und 721,018 Buschel Kartoffeln im Lande gewonnen. „Wir werden“, sagt der genannte Korrespondent, „über unsern eigenen Gebrauch 200,000 Fässer Mehl zu exportiren haben, und da kaum der zwanzigste Theil des guten Landes angebaut ist, so ist anzunehmen, daß in wenigen Jahren alle Südseeländer und Inseln von hier aus ihre Lebensmittel beziehen können.“ Unsinn!

— Indianerterritorium. Nach der Botschaft des Präsidenten der Cherokee-Indianer schreitet die Zivilisation unter diesem Stamme rasch voran. Der Präsident empfiehlt die Beschaffung der nöthigen Fonds zur Amortisation der Nationalschuld und zur Vergrößerung der Schulfonds, durch Wiederabtretung der Ländereien.

Südamerika. Guyana. Von Demerara meldet man den Tod des „Engel Gabriel“, unter welchem Beinamen der Straßen-Prediger John Orr in allen größeren Städten der Union bekannt ist. Seine Predigten pflegte er mit einem Trompeten-Solo zu eröffnen und zu schließen. Der doppelten Anstrengung des Schreiens und Blasens scheint seine Lunge endlich erlegen zu sein. Wird sich kein deutscher Komponist finden, diesen himmlischen „Trompeter“ zu verewigen?

Afrika. Algier. Ein Auswanderer schreibt Folgendes aus Staouelli bei Algier unterm 19. Febr.: Sie können sich keinen Begriff von dem Elende machen, das überall unter der arbeitenden Klasse herrscht, weil alle öffentlichen Arbeiten durch die so lange anhaltend gewesene schlechte Witterung eingestellt wurden; man hört öfters von vor Elend und Hunger (in der ehemaligen Kornkammer Rom's!) gestorbenen Personen. Auch wir Schweizer fühlen es und werden von armen und verlassenen Landsleuten mehr als je um Unterstüzung angegangen, da immer noch kein Konsul ernannt ist, an welchen sie sich wenden könnten und würden. Seit einigen Tagen hat sich die Sonne wieder unserer erbarmt und die Temperatur ist auf 15 über 0 gestiegen; Felder und Fluren sind im üppigsten Grün und die Mandelbäume in schönster Blüthe.

Feuilleton.

Das Blutbad in Chicago.

(Fortsezung.)

Der Befehl des Generals lautete dahin, das Fort, wenn es thunlich wäre, zu räumen und alles Staatseigenthum darin unter die benachbarten Indianerstämme zu vertheilen. Winnemeg hat nun gehört zu werden. Er kenne den Inhalt der Depesche und widerrathe den Posten zu verlassen, der reichlich mit Kriegsvorräthen versehen sei. Würde man sich dennoch dazu entschließen, so müßte der Vorsaz rasch ausgeführt werden, ehe die Winnebagoes, durch deren Gebiet der Rükzug gehe, Zeit gewännen sich zu Feindseligkeiten vorzubereiten. Kapitän Healt erklärte offen das Fort zu räumen, zuvor aber wolle er die Nachbarstämme versammeln, um eine billige Vertheilung des Staatseigenthums unter ihnen vorzunehmen. Winnemeg widerrieth diesen Plan, indem gerade die Vertheilung der Beute die Stämme beschäftigen würde, während die Truppen unbelästigt sich zurükziehen könnten. Der Kommandirende beharrte indessen auf seinem Willen, und am andern Tag wurde der Befehl zum Rükzug auf der Parade verlesen.

Die Indianer wurden täglich dreister. Unbekümmert um die Schildwachen, traten sie in das Fort und gingen in die Quartiere der Offiziere. Ein Indianer schoß sogar im Sprechzimmer des Befehlshabers sein Gewehr als Herausforderung ab. Die alten Häuptlinge sprachen mit großer rhetorischer Anstrengung zu den versammelten Gruppen. Wie immer suchten sie zu beschwichtigen, während die jungen Männer nur auf Eröffnung der Feindseligkeiten bestanden und die Weiber in größter Aufregung ab- und zuliefen.

So verging die Zeit bis zum 12. August unter größter Bangigkeit, weil man jeden Augenblik das Schlachtgeschrei der Indianer zu vernehmen fürchtete. Am Nachmittag jenes Tages wurde eine Berathschlagung mit den Indianern gehalten. Der Befehlshaber, Kapitän Heald, begab sich in Begleitung des Herrn Kinzie vor die Esplanade. Da die Offiziere einen verrätherischen Anschlag von Seiten der Rothhäute argwöhnten, besezten sie die Blokhäuser, ließen die Stükpforten öffnen und drohten den Indianern mit dem Mund der Kanonen. Mittlerweile eröffnete der Kapitän der Versammlung, er werde das Staatseigenthum unter sie vertheilen und bitte um eine Eskorte bis zum Fort Wayne, wo er weitere hohe Belohnungen in Aussicht stellte. Mit reichlichen Versicherungen ihrer Freundschaft und ihres guten Willens stimmten die Wilden allen Vorschlägen bei.

Herr Kinzie, der die Indianer durch langen Verkehr kannte und persönlich nichts zu fürchten hatte, da sie ihn wegen seiner Rechtlichkeit im Handel priesen und ihn nie anders als ihren Vater nannten, öffnete jezt dem Befehlshaber die Augen über seine wahre Lage. Er müsse die Indianer als seine Feinde ansehen, und es würde im höchsten Grade unpolitisch sein ihnen Waffen und Munition auszuliefern. Dies sah Kapitän Healt ein, und er ließ am 13. August vorläufig nur Wollen- und Baumwollenwaaren unter die Eingebornen vertheilen. In der folgenden Nacht schlug man die Rumfässer ein und ließ ihren Inhalt in den Fluß laufen. Alle Waffen wurden zerbrochen und mit dem Pulver in den Brunnen des Forts geschüttet. Allein die Indianer waren wachsam gewesen und hatten diese Vorkehrungen in möglichster Nähe überwacht.

Am 14. August erschien ein Succurs. Es war Kapitän Wells, der als Knabe aus Kentuky von einer Bande Miamis gestohlen, später wieder ausgeliefert worden, aber freiwillig zu seinem Adoptivstamm zurükgekehrt war, wo er ein Miamiweib heirathete und zum Häuptling erkoren wurde. Er kam mit 14 Leuten von Fort Wayne, wo er von der beabsichtigten Räumung des Forts Chicago gehört hatte, um den Befehlshaber vor der kriegslustigen Stimmung der Pottowattamies zu warnen. Aber er kam zu spät, denn man hatte bereits die Munition vernichtet und die Mundvorräthe verschenkt, so daß nichts übrig blieb als auf den Rükzug zu denken. Am Nachmittag wurde eine zweite Berathung mit den Indianern gehalten. Sie beschwerten sich heftig darüber, daß man die versprochenen Vorräthe vernichtet habe. Sie hätten alles gehört, und das Wasser des Flusses sei am andern Morgen gewesen „wie starker Grog“. Dabei wurden überall Drohungen laut, und es gelang dem Häuptling nur schlecht, die Wuthausbrüche zu zähmen. Am Abend trat das „Schwarze Feldhuhn“, einer der vornehmsten Häuptlinge, bei dem Befehlshaber ein. „Vater! begann er, ich bin gekommen um die Medaille *) zurükzubringen, die ich besize. Ich habe sie von den Amerikanern erhalten und lange als Zeichen gegenseitiger Freundschaft getragen. Unsere jungen Leute aber sind entschlossen ihre Hände in das Blut der Weißen zu tauchen. Ich kann sie nicht zurükhalten und will deshalb nicht mehr ein Friedenszeichen tragen, wenn ich zu feindseligen Handlungen gezwungen werden möchte.“ Eine deutlichere Kriegserklärung konnte nicht gegeben werden, und die Lage wurde jezt um so bedenklicher, als man von der Munition nur 25 Schüsse für die Kanonen und einen Sak mit Patronen übrig behalten hatte.

Am folgenden Tag, am 15. August um 9 Uhr, begann der Rükzug. Herr Kinzie hatte seine Frau, vier Kinder, die Magd und einen Kommis in Begleitung zweier Indianer in einem Boot abgehen lassen. Sie sollten den Fluß hinabfahren und dann quer über den Michigan-See nach der Mündung des St. Josephs-Flusses segeln, um dort auf die Garnison zu warten. Sie hatten von den Pottowattamies nichts zu fürchten, denn der Häuptling am St. Josephs-Fluß, Namens To-pi-ni-bi, hatte sich für ihre Sicherheit verbürgt. Er ließ auch Herrn Kinzie bitten, seine Familie nicht zu verlassen, da die Eskorte der Pottowattamies einen Anschlag gegen die Garnison beabsichtige. Allein Herr Kinzie genoß ein so großes Ansehen unter den Rothhäuten, daß er glaubte, gerade seine Anwesenheit möchte den Truppen auf dem Rükzug einigen Schuz gewähren.

*) Bekanntlich erhalten die mit der Union befreundeten Häuptlinge eine goldene Medaille mit dem Bildnisse Washington's vom Präsidenten zum Geschenk.

Trauermarsch, und in militärischer Ordnung, mit ernsten Mienen bewegte sich der Zug vorwärts, während Kapitän Wells mit seinen Miamies die Vorhut bildete. Bevor er das Fort verließ, hatte er sein Gesicht schwarz bemalt zum Zeichen, daß er die drohende Gefahr kannte. Man schlug den Weg längs dem Ufer des Sees ein. Als man die Stelle erreichte, wo eine Reihe von Sandhügeln das Gestade von der Prairie trennte, bog die Eskorte der Pottowattamies, die etwa 500 Köpfe zählte, rechts nach der Prairie ab, statt die Truppen zu begleiten, die am Saum des Ufers weiter zogen. Man mochte etwa 1½ (engl.) Meilen zurückgelegt haben, als Kapitän Wells, der eine Strecke mit seinen Miamis voraus war, in Hast herbeigesprengt kam. „Sie sind im Begriff anzugreifen, rief er, forwirt euch augenblicklich und rükt auf sie los."

Die Truppen traten in's Glied und besezten die Hügel. Das Feuern begann. Die Miamis flohen beim Beginn. Ihr Anführer aber ritt auf die Pottowattamies zu: „Ihr habt, rief er ihnen zu, indem er mit dem Tomahawk drohte, die Amerikaner und uns betrogen. Ihr habt eine schlechte That gethan, und ich werde der erste sein, um eine Truppe Amerikaner gegen Euch zu führen, die Euch bestrafen soll." Mit diesen Worten galoppirte er seinen Leuten nach, die quer durch die Prairien streiften. Die Garnison wehrte sich tapfer und war entschlossen ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Mrs. Helm, die Stieftochter des Herrn Kinzie und die Frau des ersten Lieutenants, erzählt uns die weitern Vorgänge. „Unsere Pferde wurden unruhig und ließen sich kaum mehr halten, als sie die Kugeln pfeifen hörten. Ich schaute umher nach meinem Mann und nach meinem Vater. Da kam der Wundarzt Van Voorhees zu mir. Man hatte ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst war schwer verwundet. „Glauben Sie, fragte er ängstlich, daß sie uns das Leben nehmen werden? Vielleicht könnten wir es durch das Versprechen großer Belohnungen erkaufen? Halten Sie noch diesen Ausweg für möglich?" Ich erwiederte, daß unser Schikal unvermeidlich sei, und daß er den Rest der wenigen Augenblike benuzen sollte, um sich als Christ auf den Tod vorzubereiten. „Oh! rief er aus, ich kann nicht sterben, ich bin nicht gefaßt, und der Tod ist entsezlich." Ich deutete auf den Fähndrich Ronan, der schwer verwundet auf einem Knie noch focht. „Schaut! der stirbt wie ein Soldat!" „Ja, erwiederte der Arzt, der kann's! der glaubt an nichts!" In diesem Augenblik erhob ein junger Indianer den Tomahawk gegen mich, aber ich wich der Waffe aus, umfaßte den Leib des Kriegers und suchte mit aller Anstrengung ihm das Skalpirmesser aus der Scheide zu entreißen, als ich von ihm durch einen andern ältern Mann weggerissen wurde. Dieser schleifte mich nach dem See zu, und so rasch dies auch geschah, hatte ich doch noch Zeit den Wundarzt zu erkennen, der an dem Ort, wo wir uns gesprochen, von einem mörderischen Tomahawk niedergestrekt worden war. Man tauchte mich jezt in's Wasser und hielt mich mit unwiderstehlicher Kraft. Doch merkte ich bald, daß der Wilde mich nicht ertränken wollte, und bald erkannte ich trotz der entstellenden Malereien in ihm das „schwarze Feldhuhn." Als das Gewehrfeuer aufhörte, trug mich mein Retter aus dem Wasser die Sandbank hinauf. Es war ein heißer Augustmorgen und der Weg sehr beschwerlich. Als ich aber meine Schuhe auszog, um den Sand herauszuschütten, entriß sie mir eine der Squaws, und ich war nun gezwungen unbeschuht über den glühenden Sand zu gehen. Als wir die Prairie erreichten, traf ich mit meinem Vater zusammen, der mich versicherte, daß mein Mann in Sicherheit und nur leicht verwundet sei. Unterstüzt durch das schwarze Feldhuhn und eine andere Rothhaut Namens Pi-so-tum, der eine Kopfhaut an der Hand schwenkte, welche ich an dem schwarzen Band um den Zopf als die des Kapitäns Wells erkannte, erreichte ich das Pottowattamie-Lager am Chicagofluß und trat erschöpft in einen der Wigwams."

Die Amerikaner hatten sich, nachdem zwei Drittel der Leute gefallen waren, ergeben und durch den Dolmetscher Peresh Leclerc ausbedungen, daß sie und die noch übrigen Frauen und Kinder nicht getödtet, sondern an die nächste brittische Garnison abgeliefert werden sollten, bis Kaufleute in den Indianerländern das Lösegeld zahlen würden. Nach dem ersten Angriff hatte sich nämlich ein Theil der Amerikaner, 28 an der Zahl, unter Lieutenant Helm durchgeschlagen und eine Anhöhe nicht weit von dem Eichenholz gewonnen. Von dort aus hatten sie die Kapitulation geschlossen. Vorher aber sollte sich noch eine grauenhafte Scene zutragen. Ein junger Wilder war in den Gepäkwagen gestiegen, wo zwölf Kinder der europäischen Familien saßen, und hatte sie sämmtlich mit der Streitart erschlagen. Dies war Kapitän Wells noch gewahr geworden. „Wenn Weiber- und Kindermord, rief er, Euer Ziel ist, so kann ich auch tödten. Er war darauf im Gallopp nach dem Lager der Indianer in der Nähe des Forts gesprengt, verfolgt von den Feinden, gegen die er sich zuweilen umwandte, um ihnen eine Kugel zuzusenden. Schließlich aber, nachdem sein Pferd erschossen, fiel er ihnen in die Hände. Eine Zeitlang hatte ihn Winnemeg beschüzt, zulezt aber führte ein anderer Indianer, Pi-so-tum, den tödtlichen Schlag.

Glüklicher war die Frau des Sergeanten Holt, der sterbend seinen Säbel ihr gereicht und sie zu mannhaftem Widerstand ermuntert hatte. Die Frau ritt ein werthvolles Roß, welches die Rothhäute gern lebendig gefangen hätten. Sie griffen daher nur mit den Flintenkolben an. Die Soldatenfrau aber wehrte sich tapfer mit der Waffe, und die Rothhäute riefen lachend: „das tapfere Weib!" thut ihr nichts zu leide! Endlich wurde sie rüklings herabgerissen und gefangen genommen, bis sie später ein Kaufmann am Illinois-River wieder auslöste.

(Schluß folgt.)

Anzeigen.

Post-Dampfschifffahrt
der
Hamburg-Brasilischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft
zwischen
Hamburg und Brasilien
vermittelst der eigens für diese Fahrt neu erbauten, prachtvollen
Hamburger Post-Dampfschiffe

Teutonia, zirka **2000 Tons,**
Petropolis, „ **2000** „
— — „ **2400** „ im Bau begriffen.

Obige Post-Dampfschiffe werden eine regelmäßige Verbindung Hamburgs mit Brasilien unterhalten, indem solche von Hamburg, Southampton und Lissabon anlaufend, nach Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro wie folgt expedirt werden:

	Von **Hamburg.**	Von **Southampton.**
Petropolis:	20. Mai.	24. Mai.
	20. August, 20. Nov.	24. August, 24. November.
Teutonia:	20. März, 20. Juni.	24. März, 24. Juni.
	20. Sept., 20. Dez.	24. September, 24. Dezember.

Das im Bau begriffene dritte Post-Dampfschiff wird ebenfalls im Laufe dieses Jahres in Fahrt gesezt und wird dann jeden Monat am 20. von Hamburg und am 24. von Southampton eine Expedition stattfinden.

Wenn der Expeditionstag in Southampton auf einen Sonntag fällt, geschieht die Expedition am folgenden Tage.

Es können nunmehr auch nach Lissabon bestimmte Frachtgüter verladen werden.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen
in Hamburg: **Knöhr & Burkhard,** Schiffsmakler,
„ Southampton: **Croskey & Komp.**
„ der Schweiz: **E. de Paravicini,** Unterstraß Nro. 132, Zürich, und dessen Kantonal-Agenten.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, daß seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien:

1) Bergueiro, Provinz San Páulo,
2) Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,
3) Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Su
4) Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),

ebenso nach

Chili:

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe des Monats März vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schiffe beginnen werden und regelmäßig bis Oktober fortdauern.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen, und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**
Reguläre Abfahrten vom ersten März an.

Nach **Nord- und Süd-Amerika:**
Regelmäßige Dampfschifffahrts-Gelegenheit.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilen auf frankirte Anfragen

E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß Nro. 132, Zürich,
und dessen Bevollmächtigte,
im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 12. | Samstag den 21. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

„Der Kolonist"

ladet hiemit freundlich zum Abonnement auf das zweite Quartal laufenden Jahres ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Ueberssiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" erscheint wöchentlich ein Mal in großem Format. und kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz.

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux, so wie

Die Expedition des „Kolonist" in Lichtensteig.

Einige Rathschläge für Auswanderer nach Brasilien.

Wer zur Auswanderung nach Brasilien entschlossen ist, der muß genau mit sich ausgemacht haben, welche Kolonie oder Stadt sein Ziel ist, bevor er sich an einen Agenten zum Abschlusse des Reiseakkordes wendet, und um sicher zu sein, daß er den rechten errathen hat, lasse er sich dessen Vollmachten vorweisen, wenn er nämlich auf eine der nachbenannten Kolonien reisen will: Mucury, Rio Novo (der Landungsplaz für diese beiden ist die Hauptstadt Rio de Janeiro), die Halbpachtansiedelungen in San Paulo (Seehafen Santos), Dona Francisca (Seehafen San Francisco), Blumenau (seit diesem Jahre direkte Expedition nach der Mündung des Itajahyflusses), Santa Maria da Soledade (Seehafen Rio Grande do Sul). Alle diese Kolonien haben eigens bestellte Agenten in Deutschland und der Schweiz. Es ist schon vorgekommen, daß auch andere nicht bevollmächtigte Agenten Auswanderer nach einer derselben annahmen und sie bloß nach Rio Janeiro veraklordirten, indem sie ihnen vorspiegelten, es sei ein Leichtes von dieser großen Handelsstadt dahin zu gelangen, ja die Reise komme noch billiger zu stehen. Wir erinnern uns sogar einer noch viel grellern Schwindelei eines Agenten, welcher eine nach San Paulo zu ihren Verwandten bestimmte Familie nach Santa Fé spedirte unter der Angabe, das Schiff komme an Santos vorbei, wo die Auswanderer aussteigen könnten, woran kein wahres Wort war. Von Santa Fé nach Santos ist aber die Fahrt ebenso theuer, wie von einem europäischen Hafen nach Santos; und auch von Rio Janeiro aus ist sie mit bedeutenden Unkosten verbunden, abgesehen von dem kostspieligen Aufenthalt daselbst, der durch das Warten auf Schiffsgelegenheit ungebührlich verlängert werden kann. Hiezu kommt noch, daß dem Auswanderer, der so auf's Gerathewohl nach einer der genannten Kolonien reist, manche Vortheile entgehen, welche ihm ein mit dem bevollmächtigten Agenten derselben geschlossener Vertrag zusichert. Als Beispiel führen wir die unentgeldliche Beförderung der Personen und des Gepäkes vom Ausschiffungshafen nach den Kolonien an, welche mehrere Unternehmer ihren Kolonisten gewähren, z. B. die Gesellschaften von Mucury und Rio Novo. — Nach den übrigen, oben nicht aufgezählten südbrasilianischen Kolonien sind die Reisepläne zu machen wie folgt: Für die Kolonien in der Provinz Rio de Janeiro ist natürlich die Hauptstadt der Ausschiffungshafen. Nach Parana gelangt man entweder über Rio de Janeiro (von direkten Fahrten nach Paranagua haben wir noch nichts gehört) oder die Seereise geht bis Dona Francisca, wo die Landreise beginnt. — Auswanderer nach den ältern Kolonien von Santa Katharina benuzen entweder die Schiffe, welche die Passagiere für Blumenau im Hafen Itajahy an's Land sezen und von da weiter nach Desterro segeln oder solche, die unmittelbar nach dieser Provinzialhauptstadt bestimmt sind. Reisende nach der Provinz Rio Grande do Sul landen in der gleichnamigen Hafenstadt. Die Einwanderer genießen in dieser Provinz von der Regierung die Begünstigung einer kostenfreien Beförderung von Rio Grande auf die verschiedenen Kolonien mit Ausnahme derjenigen des Grafen von Montravel, welche von den Kolonisten bezahlt werden muß. Die Auswanderung nach der Provinz Rio Grande hat, was sich sonst von der brasilianischen im Allgemeinen nicht sagen läßt, insofern Aehnlichkeit mit der nordamerikanischen, als man auch, ohne sich zum Voraus für die eine oder andere Kolonie entschieden zu haben, nach der Ankunft mit geringen Kosten und Zeitverlust sich erst unter den nahe bei einander liegenden deutschen Ansiedlungen und den ausgedehnten noch unbesezten, aber in Vermessung begriffenen Staatsländereien umsehen und dann seinen Wohnort wählen kann. Zu bemerken ist, daß Auswanderer nach Rio Grande mit Geldmitteln versehen sein müssen.

Man hört bisweilen den, für die meisten Fälle ganz unverständigen Rath, die Landreise von der Heimath bis zum Einschiffungshafen ohne Vermittlung eines Agenten auf eigene Faust zu unternehmen, nachdem man sich durch brieflichen Verkehr mit dem Schiffsbefrachter einen Plaz auf dem Schiffe gesichert habe. Dieses Verfahren mag allenfalls für Auswanderer angehen, welche den Seehafen bequem, ohne unterwegs übernachten und das Gepäk umladen zu müssen, in einem Tage erreichen können. Wer aber eine längere Landreise zu machen hat, den wird sie unbedingt höher zu stehen kommen, als wenn er sich von dem Agenten befördern läßt und er ist, besonders wenn er mit Familie reist, einer Masse von Verlegenheiten ausgesezt, die den nicht anfechten, der von Hause aus akkordirt.

Von Ausweisschriften hat der Auswanderer folgende mitzunehmen: 1) Paß, 2) Leumundszeugniß, 3) Zeugnisse über seinen Beruf, 4) Taufschein für jedes Mitglied der Familie.

Zu diesen Schriften kommen noch der mit dem Agenten abgeschlossene Reiseakkord und allfällige besondere Kolonieverträge. Alle zusammen sind wohl aufzubewahren; der Paß jedoch so, daß man ihn immer gleich bei der Hand hat.

Die Auswanderungspässe werden von den brasilianischen Konsuln an den Seehäfen gratis visirt, das Visum aber der Schuldscheine und Verträge der Kolonisten werden jedes mit 1 Piaster (5 Fr. 30 Rp.) bezahlt.

Wer den Reisevertrag nach einer der Eingangs erwähnten Kolonien mit dem bevollmächtigten Agenten abgeschlossen hat, der kann sich natürlich den Einschiffungshafen nicht selbst wählen. Die meisten dieser Auswanderer werden gegenwärtig über Hamburg befördert. Ueber Hamburg gehen überhaupt wohl zwei Drittheile der gesammten deutschen und schweizerischen Auswanderung nach Brasilien, der übrige Drittheil über Bremen und Antwerpen; andere Hafen kommen sozusagen gar nicht in Betracht. Von diesen drei Hafenplätzen verdienen die beiden deutschen unbedingt den Vorzug; die Gesezgebung dieser Städte sorgt trefflich für die Auswanderer. Antwerpen betreffend sind im Laufe des lezten Jahres häufige Klagen über schlechte Behandlung und mangelhafte Verpflegung der Auswanderer auf den betreffenden Schiffen aus Rio Grande do Sul vernommen worden.

Wer sein Geld nicht zu sparen braucht und eine schnelle Fahrt machen muß, der bedient sich einer der verschiedenen Dampfschifflinien. Von Hamburg nach

Rio de Janeiro kommt die Reise im Dampfschiff nicht theurer zu stehen, als per Segelschiff; die Dämpferlinien von Havre und Marseille aber sind theurer.

Die Zeit der Abreise betreffend richte sich der Auswanderer nach folgender Regel: In den südlichen Provinzen Brasiliens ist der Sommer (Dezember, Januar und Februar) nicht so heiß, daß er den um diese Zeit dort ankommenden Einwanderern sehr unangenehm wäre, zumal sich dieselben beim Durchschiffen der heißen Zone schon an eine höhere Temperatur gewöhnt haben. Es sind daher die Monate September bis Dezember noch geeignet für die Abfahrt nach Südbrasilien. Angenehmer ist es freilich, wenn man im März bis Juni von hier abreist, weil man dann in Südbrasilien im dortigen Winter (Juni, Juli, August) ankommt, der sich gewöhnlich durch ein sehr angenehmes Wetter auszeichnet. Die Monate Juli und August sind die am wenigsten für die Abfahrt nach Südbrasilien zu empfehlenden, weil dann die Ankunft in die Regenzeit, September und Oktober, fällt. In Bezug auf den Landbau sind unsere Winter- und Sommermonate Dezember, Januar, Februar, Mai, Juni, Juli, August fast gleich empfehlenswerth zur Ankunft in Südbrasilien und die nöthigeren Handwerker und Arbeiter finden auf den deutschen Kolonien dort zu jeder Jahreszeit einen guten Dienst.

Anleitung und Rath für Auswanderer nach Texas.

(Vom Nachweisungs-Bureau für Auswanderer in Bremen empfohlen.)

1) Die beste Zeit zum Auswandern nach Texas ist: möglichst spät im Herbst, von Mitte September an, und möglichst früh im Frühjahr, d. h. sobald der Winter die Expedition der Schiffe erlaubt; wer vor dem 15. September oder nach dem 15. März nach Texas reis't, läuft Gefahr, dort angekommen, zu erkranken, oder hat doch wenigstens durch Hize und Mosquitos zu leiden.

2) Es ist häufig der Fall, daß Auswanderer eine Menge alter unnüzer Gegenstände mit in die neue Welt hinaus nehmen; es sollte aber bedacht werden, daß Raum oder Gewicht auf dem einen oder dem andern Theile des Weges bei der Weiterreise in's Innere theuer bezahlt werden müssen, und daß fast alle Haus- und Feldgeräthe in Texas, wie überhaupt in den Vereinigten Staaten, besser und dabei nicht viel theurer sind, als in Deutschland.

3) Die Effekten sind den allgemeinen Zollgesezen unterworfen, nach welchen nur Gegenstände, die zum persönlichen Gebrauch bestimmt und schon gebraucht sind, von der Bezahlung des Zolls eine Ausnahme machen. Die Revision der Effekten durch die Zollbeamten geschieht an Bord.

4) Der erste Gang, den der Auswanderer, besonders der weiterreisende, nach seiner Ankunft in Galveston macht, sollte nach dem Consignateur oder Adressat des Schiffes sein, mit welchem er gekommen, damit dieser im Stande sei, wenn es gewünscht wird, die nöthige Auskunft über alles Wissenswerthe, als Zeit, Gelegenheit und Preis der Weiterreise u. s. w. zu geben, und unnöthige Kosten, durch Aufenthalt in dem Hafenorte, vermieden werden. Entstehen Mißhelligkeiten, so wende man sich sofort an den Konsul seines Landes oder, wenn ein solcher fehlt, an einen andern deutschen Konsul.

5) Die nach derselben Gegend im Innern bestimmten Auswanderer sollten schon unterwegs an Bord eine Liste mit Anzahl, Namen und Alter aller in derselben Richtung Weiterreisenden, anfertigen, zur sofortigen Abgabe an den Consignateur des Schiffes in dem Hafenorte.

6) Um von Galveston westlich in's Innere von Texas zu reisen, giebt es zwei Wege:

a) via Houston, die Galveston-Bay und den Buffalo-Bayou hinauf, 50 engl. Meilen, per Dampfboot. Transitzeit: 7 bis 8 Stunden. Gelegenheit: täglich. Deckpassage: 1½ Doll. Cajüte: 3 Doll., exclusive Beköstigung, für welche Deck-Passagiere selbst zu sorgen haben;

b) via Matagorda Bay (Indianola) per Seedampfschiff, 120 Meilen. Transitzeit: 12 bis 14 Stunden. Gelegenheit: zweimal wöchentlich. Deckpassage: 2 bis 4 Doll. für Erwachsene, 1 Doll. für Kinder. Cajüte: 5 Doll., ohne Beköstigung.

Sowohl in Houston, als in Indianola findet man in der Regel sofortige Frachtfuhr-Gelegenheit für's Innere des Landes, ebenso gehen gute Personenposten regelmäßig von Indianola, wie von Houston, nach New-Braunfels und San Antonio.

Auch nach anderen Küstenpunkten von Texas, wie nach Sabine-Paß, Corpus Christi und nach Point Isabel, am Rio Grande, findet man in Galveston gute Schiffsgelegenheit.

In allen Fällen, sei es am Bord von Schiffen oder auf Landtransporten, thut der Auswanderer wohl, auf sein Gepäk selbst zu achten.

7) Ueberall im Lande ist die Beobachtung einer geregelten Lebensweise, namentlich der Diät, nothwendig. Man poche nicht auf die bisherige gute Gesundheit, sondern suche dieselbe an das ungewohnte Klima zu gewöhnen. Man vermeide Anfangs hauptsächlich den übermäßigen Genuß frischen Obstes und hüte sich vor allem vor Melonen, welcher Art sie auch sein mögen.

Verschiedenes.

Schweizerische Auswanderung über Hamburg. Die in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahres über Hamburg ausgewanderten 162 Schweizer vertheilen sich folgendermaßen: 94 nach Rio Novo, 55 nach Dona Francisca, 1 nach La Guayra, 4 nach New-York, 8 nach Sidney. In der ersten Hälfte des vorigen Jahres sind 207 Angehörige der Schweiz über Hamburg ausgewandert; im Ganzen also 369 Personen. Von diesen 369 Personen spedirte die Agentur Paravicini in Zürich 308.

— (Wirkungen der Kometenfurcht.) Bekanntlich haben die Astronomen für den 13. Juni 1857 einen Komet angekündigt, der auf seiner Bahn mit unserm armen Erdball zusammenstoßen, und dem Glük alles irdischen Daseins plözlich ein Ende machen soll. Der Glaube an diese Katastrophe ist verbreiteter und erregt mehr Herzklopfen, als es den Anschein hat. Man will nur nicht davon sprechen, aus Furcht, ausgelacht zu werden, aber im Stillen hat schon Mancher an sein Testament gedacht, und den Vorsaz gefaßt, zur Sühne seiner Sünden Hab und Gut der Kirche zu vermachen, ohne sich die Frage aufzuwerfen, ob bei der allgemeinen Auflösung auch Jemand übrig bleibe, dem sein Vermächtniß frommen könnte. Eine Dame in Brüssel, welche von einem Pariser Gelehrten einen Brief erhalten, worin er ihr ankündigte, daß am 13. Juni die ganze Oberfläche von Europa mit dem Komet in Berührung käme, hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihr Eigenthum zu verkaufen und nach den Vereinigten Staaten sich einzuschiffen. Aber das rührendste Beispiel dieses Glaubens an das bevorstehende Weltende liefert uns ein Abonnent dieses Blattes in C...., welcher schreibt: Im Hinblike auf das Ereigniß am 13. Juni halte ich es für Pflicht, mit dem Zeitlichen in's Reine zu kommen, und überzeugt, daß es jenseits keine Sünde gibt, die schwerer Vergebung findet, als die, aus der Welt zu gehen, ohne seine Zeitung bezahlt zu haben, übermache ich Ihnen den Abonnementsbetrag für ein halbes Jahr. Sollten die Gelehrten für dieses Mal sich geirrt haben, und die liebe Erde nach dem 13. Juni noch ihren gewohnten Kreis laufen, so verspreche ich, Abonnent Ihres Blattes zu bleiben so lange es bestehen wird, und das Abonnement regelmäßig ein halbes Jahr im Voraus zu bezahlen." Unser geschäzter Abonnent mag sich versichert halten, daß wir auch ohne diesen Sporn, was von uns abhängt, thun werden, um den Erdball in seinem alten Gleise zu erhalten, können aber nicht umhin, dessen zarte Gewissenhaftigkeit allen Zeitungsabonnenten zu empfehlen.

(Courier v. Antw.)

Schweiz. Bern. Man erinnert sich noch der grauenhaften Brandstiftung des Grimselwirthes Zybach. Bekanntlich wurde dieser zum Tode verurtheilt und vom Großen Rathe zu 20 Jahren Ketten begnadigt. Noch sind keine 4 Jahre seither, und nun hat der Regierungsrath dem Zybach und seinen drei Knechten den Rest ihrer Strafzeit erlassen, resp. dieselbe in Landesverweisung umgewandelt, unter der Bedingung, daß Zybach seine Knechte in die Möglichkeit versezе, mit ihren Familien nach Santa Fé in Südamerika auszuwandern. Man ist allgemein empört über diese „Gnade." Wir aber notiren diese Thatsache überließ mit der Bemerkung, daß es demnach scheint, als ob die Berner Regierung Santa Fé nicht bloß zur Anlage einer Armenkolonie, sondern auch als Deportationsort erwählt habe. Der König von Neapel schikt bekanntlich auch Sträflinge nach der argentinischen Republik.

— Aargau. Da schon der Fall vorgekommen, daß Hausväter und Hausmütter von der mindern Sorte ihre Familien verließen und mit wildebe lichen Gesponsen feldflüchtig den Weg nach Amerik nahmen; so hat der Regierungsrath laut dem „Schwei zerboten" die Direktion des Innern beauftragt, Be richt und Antrag vorzulegen, wie solcher Pflichtver gessenheit der Riegel gestoßen werden könne. Die mindern Hausväter und Hausmütter anbinden, wär ein Hauptmittel.

— Solothurn. Am lezten Lichtmeßtag ha die Gemeinde Zuchwil für eine Familie mit 10 Kin dern, sämmtliche unerzogen, eine Unterstüzung zur Auswanderung von 4500 Fr. beschlossen.

— Thurgau. Lezten Sonntag haben laut der Thurgauer Zeitung sechs Mädchen von 16—18 Jahren von Weinfelden ihre Heimat verlassen, um zu den Mormonen nach dem Salzsee auszuwandern. Die hätten näher gehabt an die Oberstraß bei Zürich.

Deutschland. Hamburg. Das der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrts-Compagnie zugehörige neue große Schrauben-Dampfschiff „Petropolis", Kapt. Göde, ist von den Herren Caird und Co. in Greenock für 51,000 Pfd. St. erbaut und es werden daselbst noch zwei andere auf dieselbe Rechnung, jedes für 53,000 Pfd. St. gebaut. Es ist ein Barkschiff von 2500 Tons Gehalt, hat drei Verdeke, wovon das obere 320 Fuß, der Kiel 285 Fuß lang ist. Kapitän ist Herr Göde, Steuermann Herr Diederichson, der die Besucher auf's Höflichste empfängt und ihnen Alles freundlich erörtert. Die Mannschaft beträgt 80 Köpfe. Es ist besonders für die Auswanderung berechnet und hat etwa 500 Schlafstellen, wovon 396 im Zwischendek, die jederzeit weggeräumt werden können, um Platz für Frachtgut zu machen. Ueberaus prachtvoll ist der große Salon, die Kajüte für Damen und die Schlafgemächer für dieselben. Thüren und Scheidewände sind von Rosen- und Atlas-Holz und mit den schönsten Malereien verziert. Auch der zweite Salon so wie die Kojen sind gut ausgestattet. Im Unterdeke ist für Ventilation und Komfort gesorgt. Auch die Möblirung ist prachtvoll: in der ersten Kajüte sind die Polster mit grünem Sammt überzogen, die Schlafstellen mit grünem und golddurchwirktem Damast versehen, die Fußböden mit türkischen und Brüsseler Teppichen belegt. Auch in der zweiten Klasse fehlt es nicht an Eleganz. Die Beamten-Gemächer ꝛc. liegen auf dem Oberdek in einer Länge von etwa 150 Fuß, mit freier Passage nach beiden Seiten. Hier sind auch Niederlagen für nautische Karten und Instrumente, zwei Küchen, ein Friscurladen, ein Badezimmer, ein Kuhstall und Behälter für Geflügel. Das Steuerrad ist in einem gläsernen Behälter befindlich. Die Mundvorräthe, Weine ꝛc. sind auf's Sorgfältigste verwahrt. Für die Kranken ist ein eigenes Hospital angelegt, ferner ein Eisbehälter und zwei mächtige Reservoirs, eins mit Salzwasser für die Klosets, das andere mit süßem Wasser für sonstigen Gebrauch. Die Maschinerie ist überaus wohl geordnet und von dem Kapitänstand nach dem Maschinenzimmer läuft ein Telegraph, um die Befehle so schnell als möglich zu bringen. Die Takelage ist von eisernem Wierdraht. Am Bord befinden sich zwei Reserveschrauben welche in zwei der Zwischenstationen für Nothfälle aufbewahrt werden sollen. Mit Erlaubniß der Direktion ist der Zutritt am Bord des Schiffes gestattet.

Oesterreich. Aus Innsbruk, 21. Febr., wird der Augsb. „Allg. Zeitung" geschrieben: „Die Schüz'sche Auswanderungs-Spekulation ist für Tirol als brendet anzusehen, da außer den bereits kontraktlich gebundenen 152 Individuen sich in Folge der begründeten, und wiederholt in der Landeszeitung Tirols veröffentlichten Warnungen sich kaum mehr eine zweite Gruppe von Tirolern zur Uebersiedlung nach Peru entschließen dürfte. Das Auswanderungsbedürfniß ist aber leider dennoch vorhanden, und da Ihre geschäzte Zeitung dieosfalls auf die Zwekmäßigkeit deutscher Ansiedelungen auf Valdivia in Chili hingewiesen hat, so würden Ihnen meine auf diese Existenzverbesserung angewiesenen Landsleute gewiß zu Dank verpflichtet sein, wollte die Allg. Ztg. über diese Gegenden Südamerika's und die Einwanderung daselbst nähere und zuverlässige Data's veröffentlichen."

England. (Spedition.) Man schreibt von Liverpool: Der prachtvolle Schraubendampfer „City of Washington", welcher Mittags am 1. Februar New-York verließ, ist Dienstag am 12. Februar vor Mitternacht nach einer Fahrt von 11 Tagen und einigen Stunden in der Mersay angekommen. Freitag Morgens um 5 Uhr ging er in Huskisson Dok, und Samstags um 10 Uhr Morgens war die von New-York mitgebrachte Ladung bereits gelöscht, eine neue Ladung von 1200 Tonnen Gütern und 900 Tonnen Kohlen eingenommen, und um 2 Uhr Nachmittags

ging er wieder in die See. Er hatte auf diese Weise in weniger als 13 Tagen die Reise von New-York nach Liverpool zurückgelegt, gelöscht, eingeladen und von Neuem seine Rükreise nach New-York begonnen. Das Aus- und Einladen geschah in dem beispiellosen Zeitverhältniß von 1½ Tonne per Minute, und von den Zoll- und Emigrationsbeamten, sowie den Marinebehörden des Hafens auf's Eifrigste unterstützt, war es dem Dampfer möglich, sogleich wieder in die See zu gehen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die lezten Berichten aus New-York melden die Wiedereröffnung der Flußschiffahrt auf dem Hudson, Ohio und allen andern westlichen Flüssen, sowie die Wiederherstellung der Kommunikation auf der Erie-, New-York-, Zentral- und Hudson-River-Eisenbahn, welche durch die plözliche Lösung des Eises, begleitet von großen Ueberschwemmungen, mehrere Tage gänzlich unterbrochen war.

— Die Ministerliste des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten wird folgendermaßen angegeben: Präsidium und Aeußeres: General Caß (Michigan); Finanzen: Cobb (Georgien); Krieg: Floyd (Virginien); Marine: Brown (Tennessee); Justiz: Toucey (Connecticut); Inneres: Thompson (Mississippi); Postwesen: Jones (Pennsylvanien).

— Dem General Steuben, einem Deutschen, welcher im Unabhängigkeitskriege den Vereinigten Staaten so große Dienste leistete, soll ein Denkmal gesezt werden. Um das dazu nöthige Geld zusammen zu bringen, haben die Deutschen Sammlungen veranstaltet und geben auch an verschiedenen Orten Konzerte und Theatervorstellungen zum Besten des Steubendenkmals.

— Wie gewöhnlich nach einem strengen Winter haben Ueberschwemmungen der Flüsse bei eintretendem Thauwetter großen Schaden, besonders im Westen angerichtet; der Mississippi z. B. stieg in St. Louis 18 Fuß; und war nach den lezten Nachrichten noch im Steigen begriffen, indem er ungeheure Massen Treibeis führte. In Chicago wird der angerichtete Schaden als ungewöhnlich bedeutend angegeben; an den dortigen Eisenbahnen soll derselbe 100,000 Dollars betragen. Ein Theil der Stadt war überschwemmt.

— Washington. Beide Häuser des Kongresses haben 300,000 Dollars bewilligt zur Anlage einer Landstraße nach Californien, deren Sicherheit durch Militär-Stationen gedekt werden soll. Sie wird sich vom Fort Kearney in Nebraska bis zum Honey Lake Valley an den Gränzen Kaliforniens erstreken.

— Ohio. Die Stadt Cincinnati braucht täglich 100,000 Bushel Kohlen. In diesem Winter, wo das Eis die Passage auf dem Ohio hemmte, war die Noth darum so groß, daß sich Komites bildeten, um im Verein mit dem Stadtrath Brennmaterialien für Hülfsbedürftige herbeizuschaffen. Selbst die Eisenbahn-Kompagnien sahen sich veranlaßt, Holz und Kohlen billiger oder ganz umsonst zu bringen, und doch wurde der Bedarf nur schwach befriedigt.

— Illinois. Die Cabet'sche Kommunisten-Kolonie in Nauvoo ist ihrer Auflösung nahe; der Legislatur des Staates Illinois liegt bereits eine Petition vor, welche um eine Rüknahme des im Jahre 1849 erlassenen Gesezes, die Organisation der Kolonie betreffend, bittet, und die Erlaubniß nachsucht, die Ländereien und den Viehstand unter die Mitglieder zu vertheilen. Nach langen Reibungen ist es seit Anfang dieses Jahres zu ernstlichen Streitigkeiten unter den Mitgliedern gekommen, die Gesezе werden nicht mehr befolgt und die Beamten sind machtlos.

— Texas. Von Houston schreibt man: Die Harrisburgh-Eisenbahngesellschaft hat Anstalten getroffen, um die Harrisburger Bahn von Richmond bis nach Columbus fortzusezen, wodurch diese Bahn sich bis auf 90 Meilen Austin nähern würde. Im nächsten Jahre werden dann 3 Eisenbahnen im Gange sein, die Austin um 90—110 Meilen nahe kommen.

— Missouri. (Bevölkerung.) Der St. Louis „Morning Herald" veröffentlicht eine Tabelle, wornach die Gesammtbevölkerung von Missouri im Jahre 1855 auf 906,044 Seelen sich belief, eine Zunahme im Laufe der lezten 5 Jahre von 224,300. Hievon sind Farbige 100,817, worunter nur 2685 freie Neger. Die Mehrzahl der Lezteren wohnt in der Stadt St. Louis. Es ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, daß der Staat Missouri immerhin bedeutend an Bevölkerung gewachsen ist, wenn er auch mit den freien westlichen Staaten, die von der Natur zum Theil weit weniger begünstigt sind, nicht Schritt halten konnte. — Das Gleichgewicht zwischen beiden Geschlechtern hat sich in diesem Staat, wie im Westen überhaupt, noch immer nicht hergestellt, da immer noch ein Ueberschuß von 25,000 Wesen männlichen Geschlechts vorhanden ist. Dasselbe Mißverhältniß zeigt sich auch in der heranwachsenden Generation, da von Kindern unter 18 Jahren, 135,472 Knaben und nur 130,025 Mädchen sind.

— Kalifornien. (Die Kultur des Maulbeerbaumes und der Seidenbau in Kalifornien.) Als uns im Frühling des vergangenen Jahres ein Päkchen Maulbeerſamen geschenkt wurde, suchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den Seidenbau zu lenken, und dies wegen der Vortheile, die den Einwohnern dieses Staates daraus erwachsen müssen. Es freut uns, nun mittheilen zu können, daß unser Aufruf beherzigt worden ist. Mehrere Landleute in Napa, Sonoma, Sakramento, Marysville und Graß Valley haben sich darauf eingelassen. Sogar in dieser Stadt (San Franzisko) befindet sich ein Grundstük, welches einem Franzosen gehört, worauf sechshundert Maulbeerbäume in schönem Wachsthum stehen. Aber Niemand hat die Anpflanzung ernstlicher betrieben, als Herr L. Prevost in San José, einer unserer geschiktesten Baumzüchter, denn er besizt gegenwärtig über 26,000 Bäume. Von ihm wird man in wenigen Tagen, wenn der Boden hinreichend feucht sein wird, Einkäufe machen können. Wir wiederholen hier, was wir früher gesagt haben: es giebt kein Klima und keinen Boden der ganzen Welt, der so, wie Kalifornien, zum Anbau des Maulbeerbaumes und zur Seidenzucht geeignet ist. Der Preis der Seide muß nothwendigerweise fortwährend steigen, da der Verbrauch davon ebenfalls zunimmt. Alles deutet darauf hin, daß ein Geschäft, welches beinahe gar kein Anlage-Kapital erfordert, mit der Zeit eine der Hauptquellen Kaliforniens sein wird. Herr H. Heutsch hat die Ehre, den Maulbeerbaum in Kalifornien eingeführt und seinen Anbau verbreitet zu haben. Es war eine glükliche Idee, Kalifornien mit einem Baume zu beschenken, dessen Blätter sich so leicht in Gold verwandeln lassen.

(Aus dem „Echo du Pacifique".)

Kanada. (Religionssekten.) Die englische Kirche brauspruht in Kanada etliche 250 Kirchen, welche Zahl von denen der römisch-katholischen Kirche um etwa 150 übersteigen wird. Die Methodisten haben 570, die Presbyterianer 210, die Baptisten 270, die Lutheraner 470 Kirchen. In Unter-Kanada giebt es 23 Kongrationalistenkirchen, eine Judensynagogge, zwei Quäkerversammlungshäuser und eine Universalistenkirche. Die römisch-katholische Kirche zählt in beiden Kanada's eine Million Kommunikanten, die englische Kirche hat kaum ein Drittel dieser Zahl; die Methodisten haben etwa 230,000 Mitglieder, die Presbyterianer gegen 24,000, die Baptisten beanspruchen etliche 50,000 Mitglieder, die Lutheraner mit ihren 470 Kirchen haben nicht mehr als 63,000 Mitglieder. Dem Zensus gemäß hat Ober-Kanada für jede 612 Personen seiner Bevölkerung ein Gotteshaus; Unter-Kanada ein solches für jede 1550 Personen.

Mexiko. Berichten aus Mexiko zufolge war daselbst am 31. Januar ein Vertrag mit den Vereinigten Staaten unterzeichnet worden, in dem sich diese verpflichten, 15,000,000 Dollars der mexikanischen Regierung zu borgen. Davon werden 3,000,000 Dollars zur Befriedigung der schwebenden amerikanischen Forderung verwendet, und erhalten diese als Bürgschaft für das Anleihekapital 15 Prozent der Zolleinnahmen. Außerdem sollen Maßregeln für einen freieren Geschäftsverkehr zwischen den beiden Staaten getroffen werden. Die Aufständischen sind, wie es heißt, geschlagen und zersprengt worden. Der mexikanische Kongreß hatte sich am 28. Januar in Permanenz erklärt, bis die Schlußabstimmung über die neue Verfassung abgegeben sei. — Nach in Cadix angelangten Nachrichten soll wegen des obgenannten Vertrages mit den Vereinigten Staaten ein neuer Aufstand ausgebrochen sein, weil die Feinde des Präsidenten ausstreuten, es sei damit auf eine Vereinigung Mexikos mit den Vereinigten Staaten abgesehen.

Zentralamerika. Die Berichte aus Nicaragua lauten immer noch widersprechend und unzuverlässig, doch scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß Walker sich in einer verzweifelten Lage befindet. Er war zu zwei wiederholten Malen zurückgeschlagen worden, und ein großer Theil seiner Mannschaften war in Folge davon desertirt.

Südamerika. Brasilien. Die kommerziellen Geschäfte in Rio Janeiro sind sehr lebendig; die Hafen-Zolleinnahmen betrugen im Monat Januar 5,150,000 Fr. für den Import und 800,000 Fr. für den Export.

Peru ist in vollem Aufruhr. Der Präsident Castilla, welcher den General Echenique gestürzt hat, ist ernstlich durch den General Vivanko bedroht, für welchen die Armee sich ausgesprochen hat. Man erwartet stündlich, daß auch die Hauptstadt Perus sich für ihn erklären werde. Zu Lima herrscht große Aufregung und Besorgniß. Das peruvianische Geschwader, welches auf der Rhede von Callao liegt, hält noch zu Castilla, doch wird es sich endlich dem Sieger anschließen müssen.

Australien. Sidney, im Okt. 1856. Die lezte Woche war in Betreff stattgefundener Engagements von Arbeitern nur eine gewöhnliche zu nennen, trozdem haben wir noch immer über Mangel an Ackerbau-Arbeitern, besonders Viehhütern und Schäfern zu berichten. Einzelne Fälle, wo Miethskontrakte unter den weiter unten angegebenen Löhnen abgeschlossen wurden, fanden zwar statt, doch können diese Ausnahmen die Löhne, welche in der folgenden Liste statirt sind, keineswegs beeinflussen. — Kommis und Ladendiener, Fuhrleute oder sonst nicht professionirte Arbeiter, Gärtner u. dgl. sind zur Genüge hier. — Der Lohn ist augenblicklich: per Tag: Maurer (acht Stunden) 13 Sh. (ein Sh. gleich 1 Fr. 16 Rp.), Steinhauer 12—15 Sh., Pflasterer 14—16 Sh., Tischler, Schreiner und Zimmerleute 11—14 Sh., Grobschmiede und Schlosser 8—13 Sh., Mechaniker und Ingenieure 10—15 Sh., Schiffszimmerleute 16 bis 18 Sh., Klempner 10—14 Sh., Schneider 7 Sh. (der niedrigste Lohn), Wagner 8—12 Sh., Maler und Lakirer 10—11 Sh.; per Woche: Bäker und Schlächter 2 Pfd. St. (ein Pfund Sterling gleich 24 Franken 50 Rp.) 10 Sh. bis 3 Pfd. St. 10 Sh., Schuhmacher 3—4 Pfd. St., Uhrenmacher 3 Pfd. St. bis 4 Pfd. St. 10 Sh., Drukер 3 Pfd. St. bis 3 Pfd. St. 12 Sh., Konditoren 2 Pfd. St. 10 Sh. bis 4 Pfd. St., Köche (mit Beköstigung) 1 Pfd. St. bis 1 Pfd. St. 10 Sh., Möbel-Arbeiter 3 Pfd. St. 6 bis 12 Sh., Seitensieder 3 Pfd. St. bis 3 Pfd. St. 10 Sh., Ladendiener, Fuhrleute und sonstige Arbeitsleute, Hausknechte 2 Pfd. St. bis 2 Pfd. St. 10 Sh. — Löhne auf dem flachen Lande. Mit Beköstigung. Pflüger 35—40 Pfd. St. jährlich, Wirthschaftsgesind 30 bis 40 Pfd. St., Ochsentreiber 35—40 Pfd. St., Schäfer (englische) 30—35 Pfd. St., Forstaufseher 35—45 Pfd. St., Milchmaier 40—50 Pfd. Sterl., Viehhüter und Züchter 40—45 Pfd. St., Schafscheerer 4 Sh. 6 D. für 20 Schafe, Schafwäscher 35 bis 40 Pfd. St., Haideaufseher 25—28 Pfd. St., Ziegelarbeiter 1 Pfd. St. 15 Sh. bis 2 Pfd. St. per 1000 Stük Ziegel, Gärtner per Woche 1 Pfd. St. bis 1 Pfd. St. 5 Sh. (zu haben), ebenso Gartenarbeiter für 15 Sh. bis 1 Pfd. St., auch Zimmerer für 1 Pfd. St. bis 1 Pfd. St. 5 Sh., Brettschneider per 100 14—16 Sh. nicht zu bekommen. — Stadt-Löhne. Mit Wohnung und Beköstigung. Köchinnen 25—30 Pfd. St., Wäscherinnen 26—30 Pfd. St., Mädchen für Alles 20—26 Pfd. St., Stuben- und Hausmädchen 22 Pfd. St. 10 Sh. bis 26 Pfd. St., Kindermädchen 18—26 Pfd. St., Tagearbeiter 6 bis 9 Sh. per Tag, männliche Dienstboten 35—40 Pfd. Sterl. jährlich. (Arbeitsgeber.)

Feuilleton.

Das Blutbad in Chicago.

(Schluß.)

Inzwischen war die Familie des Herrn Kinzie im Boot an der Mündung des Chicago angekommen und sorgfältig von Ki-po-tah und einem andern Indianer überwacht worden. Sie hatten das Gefecht aus der Ferne mit angehört. Endlich erschien ein Indianer aus der Gegend des Schlachtfeldes und führte ein Pferd am Zügel, auf dem eine schwer verwundete Dame saß. Mrs. Kinzie erkannte sie als die Frau des Befehlshabers Mr. Heald. Sie befahl dem Kommis eilig, ein Maulthier aus dem Boot dem Indianer als Lösegeld zu bieten. Dieser war bereits beschäftigt der Dame den Hut vom Kopf zu binden, um sie zu scalpiren. Der Kommis bot das Lösegeld und zehn Flaschen Branntwein. Die Versuchung war stark genug. Aber, sagte der Indianer zögernd, die Frau ist schwer verwundet, soll der Handel gelten, auch wenn sie stirbt? Der Kommis bejahte, und der Vertrag war geschlossen. Der Wilde setzte nun den Frauenhut sich selbst als Trophäe auf, und Mrs. Heald

wurde in das Boot gebracht. Als man abermals einen jungen, wildblikenden Indianer kommen sah, hieß man sie platt sich niederzulegen, bedekte sie mit einer Büffelhaut und schärfte ihr ein, jeden Schmerzenslaut zu unterdrüken, wenn sie ihr Leben retten wollte. Wirklich blieb auch die heroische Frau völlig stumm, während der Krieger mit den Augen das Boot durchmusterte. Einer der Bedienten ergriff eine Axt und sagte dem Wilden, der eine Pistole drohend in der Hand hielt, daß ihm der erste Schuß den Schädel kosten würde, und daß in dem Fahrzeuge sich nur die Familie des Mr. Kinzie befände, worauf sich der Krieger wieder entfernte. Die Kinzies wurden nun in ihre alte Wohnung gebracht, wo sich alle Angehörigen bald zusammenfanden und von ihren indianischen Freunden bewacht wurden, die sie sicher nach Detroit bringen wollten, während die übrigen Kriegsgefangenen in den Wigwams ihrer Sieger ihr Schikksal abwarteten. Am andern Morgen als es nichts mehr zu plündern gab, steken die Indianer das Fort in Brand.

Obgleich das schwarze Feldhuhn, Wan-ban-si und Ki-po-tah, als Schildwachen mit zwei andern Gefährten vor dem Hause der Kinzies geblieben waren, so befanden diese sich doch nicht außer Gefahr. Kurze Zeit später erschien eine Bande Rothhäute vom Wabash-Fluß, die zu dem feindseligsten und unversöhnlichsten Stamm der Pottowattamies zählten. Die Kunde vom Ausbruch des Krieges hatte ihre entfernten Wohnsize sehr spät erreicht, und unterwegs begegneten ihnen bereits die rükkehrenden Sieger, welche ihnen meldeten, daß alles vorbei und die Kopfhäute schon erbeutet seine. Als sie sich Chicago näherten, schwärzten sie ihre Gesichter und schlichen in die Besizungen des Herrn Kinzie, für den sie keine besondere Achtung empfanden, da sie nicht, wie ihre näher wohnenden Brüder, Verkehr mit ihm gehabt hatten. Das schwarze Feldhuhn äußerte sich sehr besorgt bei ihrer Annäherung, namentlich in Bezug auf Mrs. Helm, die Stieftochter des Herrn Kinzie, die erst kürzlich nach Chicago gekommen, also den entfernten Indianern persönlich völlig unbekannt war. Diese wurde im Hause eines französischen Nachbarn in einer Bettstatt unter den Betten verborgen. Da es ein heißer Augusttag war so, bat die Unglükliche nach einer Weile, lieber den Rothhäuten ausgeliefert zu werden, als den Qualen des Verstekes länger ausgesezt zu bleiben. Man bedeutete ihr aber, daß sie das Leben sämmtlicher Europäer auf das Spiel seze. Das schwarze Feldhuhn habe geschworen seinen nächsten Verwandten zu tödten, wenn ein Tropfen Blut der Kinzies vergossen werde, und wenn einmal das Morden begonnen habe, sei an keinen Einhalt mehr zu denken. Die Streifpartie erschien, durchmusterte das Haus und entfernte sich, ohne Mrs. Helm entdekt zu haben.

Sie traten hierauf bei den Kinzies in das Zimmer des Erdgeschosses ein, wo die Familie und ihre Beschüzer versammelt. Das schwarze Feldhuhn schloß aus ihren blutdürstigen Bliken das Schlimmste, und sagte leise zu Wan-ban-si: „alles ist vergeblich! unsere Freunde sind nicht mehr zu retten.“ Allein in dem nämlichen Augenblik ließ sich ein Ruf von neuen Ankömmlingen vernehmen. Das schwarze Feldhuhn sprang hinaus, und er sah etliche Indianer hastig in einem Kanoe nach dem Hause rudern: „Wer seid Ihr?“ rief er den Häuptling an. — „Ein Mann — wer Ihr?“ — „Ein Mann, wie ein Sau-ga-nash!“ Wörtlich hieß dies, ich bin ein Engländer oder ein Europäer; hier aber hieß es so viel, als dert: ich bin ein Pottowattamie, so würde es bedeutet haben, ich stehe auf Seiten der Leute meiner Nation. Der Ankömmling hieß Billy Caldwell, war ein Halbblutindianer und Pottowattamie-Häuptling. Da ihn das schwarze Feldhuhn über die Gefahr seiner Freunde unterrichtet hatte, ging er ruhig auf das Haus zu, ließ sein Gewehr vor der Thüre stehen und trat ein. Nachdem er die feindliche Streifpartie gegrüßt hatte, sprach er zu ihnen: „Guten Tag, meine Freunde! Man sagte mir, es sollten sich hier Feinde finden, aber ich freue mich nur Freunde zu sehen. Doch warum habt Ihr das Gesicht geschwärzt? Trauert Ihr um Eure erschlagenen Freunde oder leidet Ihr Mangel? Dann bittet unsern Freund hier, er wird Euch zu essen geben. Er ist der Wohlthäter der Indianer, und hat ihnen nie etwas verweigert, wenn sie etwas bedurften.“ Die Indianer waren beschämt und suchten ihre blutigen Vorsäze zu verläugnen, indem sie nur etwas Baumwollenzeug erbaten, um ihre Todten vor der Beerdigung darin einzuhüllen, was sie erhielten und worauf sie abzogen.

Am dritten Tage nach der Schlacht wurden die Kinzies sämmtlich, von ihren rothen Freunden begleitet, zu Wasser über den See nach St. Joseph gebracht und bald darauf als Kriegsgefangene in Detroit dem Obrist Makee übergeben. Die weitern Schiksale der Gefangenen sind nicht besonders merkwürdig, und es genügt zu sagen, daß sie gegen Ende des Krieges ihre Freiheit wieder erhielten.

Unter den Opfern, welche am 15. August 1812 gefallen waren, befand sich auch Herr Lee und sein Sohn, der Besizer der ausgewanderten Farm Lee's Plance; nur seine Frau und ein kleines Kind befanden sich unter den Gefangenen und wurden vom schwarzen Feldhuhn als Beuteantheil angesprochen. Er brachte sie nach seinem Dorfe Au Sable. Mrs. Lee besaß auch noch ein Mädchen von 12 Jahren, für welches das schwarze Feldhuhn eine ganz absonderliche Vorliebe gezeigt hatte. Man hatte dieses Mädchen beim Antritt des Rükzuges mit Striken fest an den Sattel des Pferdes gebunden, damit es nicht herabstürzen könne. Unglüklicherweise gerieth das Kind beim Beginn des Gefechtes zwischen das Gewehrfeuer und wurde schwer verwundet. Das Pferd ging im Galopp davon und brachte das Mädchen aus dem Siz, so daß es nur noch mit den Striken am Sattel hing. In diesem qualvollen Zustande fing das schwarze Feldhuhn das Pferd ein. Da er das Kind hoffnungslos verwundet sah, gab er ihr ohne Zaudern mit seinem Tomahawk den lezten Streich. Später aber gestand er, daß ihm keine That so hart angekommen wäre, und daß er es nur gethan habe, weil er den Anblik des leidenden Kindes nicht zu ertragen vermochte. Die Mutter und das jüngere Kind nahm er zu sich in seine Hütte, und bald darauf näherte er sich Mrs. Lee mit einem Heirathsantrag. Die Dame lehnte natürlich ab, dies verdroß aber den Häuptling so wenig, daß er sie nach wie vor mit der größten Achtung behandelte. Er beeilte sich auch nicht um ein Lösegeld, denn er hoffte noch immer auf die Zeit und eine erwachende Zuneigung der Europäerin. Im Laufe des Winters aber wurde das Kind krank, und da keine Heilmittel der Eingebornen helfen wollten, erbot sich das schwarze Feldhuhn das Kleine nach Chicago zu bringen, um dort bei einem französischen Kaufmann, der seinen Wohnsiz in Kinzie's Hause aufgeschlagen hatte, europäische Arzneien zu holen. Wohleingehüllt brachte er das Kind zu Herrn Du Pin, der sich über die Krankheit des Patienten unterrichten ließ und ihm dann eine Arznei verordnete. Das schwarze Feldhuhn hatte dem Franzosen das Schiksal des Kindes mitgetheilt, auch über Mrs. Lee und seine Neigung nicht geschwiegen. Der Kaufmann besorgte, daß der gute Vorsaz des Indianers, die Heirath gänzlich von dem freien Entschluß der Europäerin abhängig zu machen, vielleicht nicht alle Prüfungen überstehen möchte, und er begann Auslösungsanträge zu stellen. Es gelang ihm auch auf das gute Herz des Häuptlings so mächtig zu wirken, daß er endlich einwilligte und seine schöne Beute nach Chicago ablieferte. Ob der Franzose nur seine Schuldigkeit gethan oder selbstsüchtige Pläne verfolgte, darüber schweigt die Chronik von Chicago, gewiß ist nur, daß Mrs. Lee bald nachher Madame Du Pin wurde.

(Ausl.)

Anzeigen.

Post-Dampfschifffahrt

der

Hamburg-Brasilischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft

zwischen

Hamburg und Brasilien

vermittelst der eigens für diese Fahrt neu erbauten, prachtvollen Hamburger Post-Dampfschiffe:

Teutonia zirka **2000 Tons,**
Petropolis „ **2000** „
— „ **2400** „ **im Bau begriffen,** bis zu dessen Vollendung der **Golden Fleece** die regelmäßige monatliche Verbindung Hamburgs mit Brasilien mit unterhalten wird.

Es wird jeden Monat am 20. von Hamburg und am 24. von Southampton aus Lissabon anlaufend, nach Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro expedirt werden.

Nach **Rio de Janeiro,**
Southampton, Lissabon, Pernambuco und Bahia anlaufend, geht von Hamburg am 20. April, von Southampton am 24. April ab:

Das Hamburger Post-Dampfschiff
Golden Fleece.

In Hamburg werden die zu verladenden Güter bis zum 19. April Mittags entgegengenommen.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

in Hamburg: **Knöhr & Burchard;**
„ Southampton: **Croskey & Komp.;**
„ der Schweiz: **E. de Paravicini,** Unterstraß Nro. 132, Zürich, und dessen Kantonal-Agenten.

Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, daß seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien:

1) Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),
2) Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Sul,
3) Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,
4) Bergueiro, Provinz San Paulo,

ebenso nach

Chili:

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe künftigen Monats vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schiffe beginnen werden.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen, und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**

alle Monate reguläre Abfahrten.

Nach **Nord- und Süd-Amerika:**

Regelmäßige Dampfschifffahrten.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilt auf frankirte Anfragen:

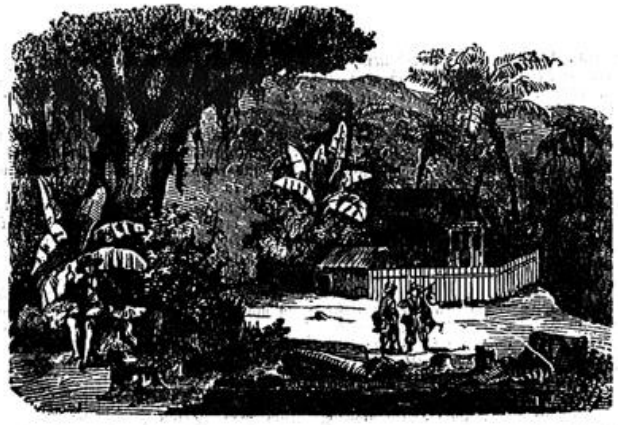
E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß Nro. 132, Zürich,
und dessen Bevollmächtigte,
im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 13. | Samstag den 28. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

„Der Kolonist"

ladet hiemit freundlich zum Abonnement auf das zweite Quartal laufenden Jahres ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" erscheint wöchentlich ein Mal in großem Format und kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz.

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux, so wie

Die Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die amtliche Warnung vor den Inlandspassagebilleten.

Von den amerikanischen Behörden und dem New-Yorker Auswanderungsverein wird eindringlich auf den Betrug mit Inlandspassagebilleten aufmerksam gemacht. Der Präsident des genannten Vereines schreibt u. A. an den Staatssekretär Marcy:

„In der letzten Sizung der Kommissioners of Emigration des Staates New-York wurde mir der Auftrag, Ihnen deren Bitte mitzutheilen, nochmals bei den Regierungen derjenigen europäischen Länder, aus denen größtentheils die Auswanderung nach diesem Hafen zieht, hinzuwirken, daß sowohl das sogenannte Buchen der Passagegelder für Weiterbeförderung der Passagiere vom amerikanischen Landungshafen nach einem Bestimmungsorte im Innern, als der Verkauf solcher Reisebillets (passage-tickets) und die Schließung von Kontrakten für Reisebillets, welche diesseits des atlantischen Ozeans benuzt werden sollen, untersagt werde. Die in dem Schreiben des Komite ausgedrükten Befürchtungen, daß der Siz der Ausplünderung des Auswanderers von diesem Hafenplaze nach den Einschiffungshäfen verlegt werden würde, haben sich mehr als verwirklicht. Die Haupträdelsführer dieses Betrugssystems haben nicht nur in den verschiedenen Seehäfen, wo Emigranten sich gewöhnlich nach hier einschiffen, Bureaux errichtet, sondern auch in den Städten im Innern solcher Länder und selbst in den Dörfern, aus welchen Familien auszuwandern gedenken, Agenturen errichtet. Diese Agenturen liefen alle die Uebelstände von Neuem und sogar in vergrößertem Maße zur Erscheinung gelangen, welchen durch das Etablissement eines ausschließlichen Landungsplazes für Emigranten zu Castle Garden Schranken gesezt wurde. Je entfernter der Ort, wo der Auswanderer veranlaßt wird, ein Billet für die Reise in's Innere zu kaufen, desto größer ist die Gelegenheit zur Hintergehung und zum Betruge, und diese wird selten unbenuzt gelassen. Manchen wird für wirklich gültige Billets viel zu viel angerechnet, aber eben so oft werden Leute durch falsche Billete betrogen, und hier in New-York und andern Orten der Vereinigten Staaten weiteren Betrügereien durch andere Bundesgenossen zugeführt. Dieß sind Thatsachen, die täglich vorkommen, die unsere amtliche Stellung zwar fortwährend zu unserer Kunde gelangen läßt, trozdem aber zu verhüten, oder wieder gut zu machen uns nur sehr selten in den Stand sezt. Zwischen den von Hamburg und Bremen und den von anderen europäischen Plätzen kommenden Passagieren herrscht ein auffallender Kontrast. Es ereignet sich selten, daß von Hamburg oder Bremen hier ankommende Passagiere unfähig sind, ihre Reise in's Innere zu bezahlen, oder sich alle nöthigen Bequemlichkeiten auf der Reise zu sichern. Sehr viele von andern Häfen Kommende werden dagegen vorab ihrer Mittel dadurch beraubt, daß sie beredet werden, Karten für die Reise auf Eisenbahnen oder zu Wasser in diesem Lande zu einem hohen Preise zu kaufen, welche, wenn sie hier vorgezeigt werden, entweder als werthlos sich erweisen, oder mittelst welcher die Inhaber nur nach einem Plaze im Innern befördert werden können, der noch weit von dem Bestimmungsorte entfernt liegt, woselbst sie alsdann verlassen dastehen. Andere Karten sind freilich echt, für dieselben jedoch Preise bezahlt, welche die wirklichen Preise in den Büreaux weit übersteigen. Es scheint uns, daß die Ansprüche der Humanität und Gerechtigkeit, sowie die einer internationalen Rüksichtnahme es erheischen und unsere Regierung berechtigen, die Hülfe anderer Regierungen zum Schuze ihrer eigenen Unterthanen während deren Wanderung aus einer übervölkerten Heimath nach einem Lande anzurufen, wo noch ungebaute Aeker fleißige Hände einladen und belohnen."

Die Eingangs dieses Briefes erwähnte Bitte wurde von der Staatsregierung erfüllt und die offizielle Warnung, welche der Bundesrath jüngst den Kantonsregierungen mittheilte, ist wohl die Folge der betreffenden Schritte.

Die Regierung von Zürich hat den Auswanderungsagenten dieses Kantons den Inlandspassagebilleterkauf mit nachfolgendem Schreiben untersagt:

„Nachstehender Auszug aus einem Schreiben des Bundesrathes wird den sämmtlichen Auswanderungsagenten zur Kenntniß gebracht, und dabei die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß keiner solche Billets an Auswanderer verkaufe. Sollte dieses dennoch geschehen, so würde die Polizei einschreiten, was jedenfalls höchst nachtheilige Folgen für den Betreffenden herbeiführen könnte.

Zürich, den 12. März 1857.

Der Direktor der Polizei:
Benz."

„Wir waren schon wiederholt im Falle, die schweizerischen Auswanderer theils durch die löblichen Kantonsregierungen, theils durch das Bundesblatt auf die Art und Weise, wie sie ihre Reise vom Ausschiffungshafen in's Innere der Vereinigten Staaten am vortheilhaftesten bewerkstelligen können, aufmerksam zu machen und sie insbesondere davor zu warnen, bereits in Europa auf Anerbietung oder Zusicherung darauf bezüglicher Fahrbillets zur Benuzung amerikanischer Eisenbahnen oder Dampfschiffe sich einzulassen. (Kreisschreiben vom 18. August 1852 und Bundesblatt: Jahrgang 1852, III. 107; 1853, II. 723 und 1854, I. 638.)

„Den erwähnten, hauptsächlich von den schweizerischen Konsulaten in New-York und Havre herrührenden Warnungen hat sich nun auch die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten Nordamerika's angeschlossen, indem sie meldet, daß die auf Prellerei der Einwanderer bedachten Mäkler in New-York, seit ihnen die dortige Anstalt „Castle Garden" am Orte selbst den Absaz von Fahrbillets unmöglich gemacht habe, ihre Anstrengungen verdoppeln, um solche Billets zur Weiterreise schon in den Einschiffungshäfen oder gar im Heimatlande des Auswanderers auf irgend eine Weise anzubringen, was bei gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse der Prellerei um so leichter gelingt. Aus diesem Grunde haben denn auch dem Vernehmen nach die freien Städte Hamburg und Bremen auf ihrem Gebiete den Verkauf nordamerikanischer Fahrbillets bereits verboten.

„Es wird namentlich bemerkt, daß jene Billets entweder ungültig oder zu theuer seien, und daß sie den Inhaber theils vom Reiseziel ab-, theils nur ungenügend dahin führen."

Nicht überflüssig scheint es uns beizufügen, daß die Auswanderer sich ganz besonders in den Seestädten vor dem Ankauf solcher Titels in Acht zu nehmen haben, da dort der größte Schwindel damit getrieben wird.

Aus der deutschen Kolonie Blumenau.

(Der Hamb. Ztg. f. d. A. u. K. eingesandt von Hrn. Justiz-Rath und Amtmann Hering in Jena.)

In der Weimarer Zeitung sind sowohl 1855 als 1856 die von mir über die Kolonie Blumenau aus den Briefen meines dort sei dem Juli 1854 als Kolonist ansässigen Sohnes gegebenen Nachrichten aufgenommen worden und weiter in andere Zeitungsblätter übergegangen. Dies hat zur Folge gehabt, daß ich von Auswanderungslustigen im In- und Auslande brieflich mit Bitten um nähere Auskunft überhäuft worden bin, obwohl Jeder sich selbst sagen kann, daß ich von der Kolonie nichts mehr weiß, als was ich in den Worten des Herrn Dr. Blumenau gelesen und von meinem Sohne in Beziehung auf seine individuellen Verhältnisse mitgetheilt erhalten habe.

Meine Amtsgeschäfte lassen mir die Zeit nicht übrig, in Korrespondenzen mit Auswanderungslustigen zu treten; ich bitte daher Jeglichen, mich fürohin mit Anfragen zu verschonen. Ohnehin kein Freund von Anonymitäten habe ich mich offen benannt, damit der Leser eine Bürgschaft für die speziellen Mittheilungen meines Sohnes und deren Wahrheit finden möge.

Es liegen mir drei Briefe desselben, vom 19. Juli, 1. August und 7. November v. J. vor, aus denen ich Nachstehendes wörtlich mittheile und nur zum bessern Verständniß bemerke, daß auch einer meiner Enkel (den wir Georg nennen wollen), und der die Gärtnerkunst erlernt, nach Blumenau überzusiedeln Willens ist. Nachdem mein Sohn in den ersten beiden Briefen die immer zunehmende Steigerung seines Wohlstandes und die Zufriedenheit mit seinem Schicksale freudig geschildert und namentlich bemerkt hatte, daß ihm und den Seinigen sein Besitzthum so vorkomme, als ob sie da geboren und erzogen wären, schreibt er in dem letzten Briefe:

„Darüber, daß Georg zu uns kommen will, freuen wir uns königlich; doch halte ich es für meine Pflicht, die Sachen zu schildern, wie sie eben sind. Eine besonders erlernte Gartenkunst ist nicht nöthig; ein mildes Klima ersetzt Kunst und Gewächshaus; was er aber mitbringen muß, das ist der feste Wille, Alles zu arbeiten, was sich eben nöthig macht. Axt, Hake und Beil sind die Werkzeuge, die man abwechselnd braucht; der Pflug ist noch nicht anwendbar. Wir haben durch Fleiß und den immer höher steigenden Preis der Ländereien jetzt wenigstens den Werth von 1400 Milreis in unserm für 210 Milreis angekauften Lande. Der Hauptbau auf dem Lande ist Zuckerrohr, Mandioca, Bohnen und Mais nur Zwischenpflanzung. Kaffeebäume werden auf dem schon halb abgenutzten Lande gepflanzt, Jnfama — das heißt Schweinefutter — an den Fluß- und Bachufern; Cuppy und Cája, welche die Kartoffeln ersetzen und eben so schmecken, auf besserem Lande, Bananen an dem Flußufer. Die Orangen (Apfelsinen) und Mamonsbäume stehen auf dem Weideplatze, geben uns Früchte und dem Viehe Schatten. Wir haben reife Pfirsiche und als Nachessen stets Mamons; auch die Bananen hängen voller Trauben; mit einem Worte: es ist hier gut sein! Doch muß man sich das Alles erst schaffen; denn man findet Urwald. Das darf man nicht verzessen, und ein verwöhntes Söhnchen aus Deutschland findet nie, was er gesucht. Umgekehrt sind die deutschen Genüsse ungeheuer theuer. So kostet z. B. ein Sak Weizenmehl 20 bis 30 Milreis. Die Kost hier besteht aus Schweinefleisch, getrocknetem Rindfleisch (carne jacca) und Fischen, Wildpret, schwarzen Bohnen, weißen Bohnen, grünem Gemüse, Maismehl und Farinha, Cuppy und Cája. Zuckerrohr und Tabak pflanzt man selbst. Bier giebt es nicht; in den Wirthshäusern giebt es nur Cahas (Schnapps), Wein und Kaffee. Ueberhaupt spielt der Kaffee eine große Rolle.

„Georg soll sich mitbringen ein bis zwei Aexte, nicht zu schwer, aber gut und mit starken Staken, ein Beil, eine Kartoffelhake und eine schwere Hake zum Rasenausreden, Handsäge und Hobel und ein großes schweres Messer, Gewehr, Pulver und Blei, an Kleidungsstücken: Tuchhosen, die er eben hat, übrigens aber Sommerzeuge, an Wäsche ein halb Dutzend ganz feine Hemden (Vorhemden und Kragen ꝛc. muß an den Hemden sein), sonst Arbeitshemden von blau und weiß gestreiftem baumwollenem Zeuge; nicht zu vergessen: Federbetten, die hier sehr angenehm sind. Schuhwerk muß genagelt sein, denn genähtes hält hier nicht, übrigens weit genug, ja nicht enge, denn die Füße werden hier größer.

„Die Reise hierher ist nicht gefährlich, und meines Erachtens nach mag Georg im Zwischendeck fahren. Er soll nicht gutwillig sein und seine etwa übrigen Lebensmittel verschenken, sondern was er nicht braucht, vorzüglich das Schiffsbrod, in seinem Kasten verschließen, es wird ihm das bei der Landung sehr zu Statten kommen. Auch soll er stets alles verschlossen haben und Geld gar nicht sehen lassen, was ohnehin auf dem Schiffe keinen Zwek haben würde. Auf seines Körpers Reinlichkeit bei so großem Zusammendrang von Menschen sehen zu müssen, versteht sich von selbst. In Hamburg soll er in einem Logirhause wohnen; ich würde ihm Karl Beker, Altst. Fuhlentwiete Nro. 21, empfehlen, wo ich gewohnt und täglich per Mann für ein Mark Banko gut gelebt habe. Matraze und Blechzeug kann er sich in Hamburg kaufen, auch Holzpantoffeln. Auch mag er sich einen Leibgurt sowie einen feinen Strohhut mitbringen.

Unsere Pflanzung stehet gut. Gegen 30 Stük Kaffeebäume blühen ziemlich voll; sie sind so groß wie ein Johannesbeerbusch; die Pfirsichbäume sind zum Brechen voll. In vierzehn Tagen werden wir junge Schweine haben. Vor vier Wochen haben wir ein Schwein von zirka 100 Pfund geschlachtet. Davon haben wir 13 Pfund verkauft, was uns mehr eintrug, als uns das ganze Paar gekostet hatte. Das Pfund Fleisch kostet nämlich 14 Ventin (7 Sgr.). Eine Gluke mit 13 Küchlein läuft vor dem Hause herum. Ihr seht also, daß wir so ziemlich eingerichtet sind, und Georg kommt nicht in ein leeres Haus. Schikt ihn nur, und zwar schon nächstes Frühjahr! Er mag auch Wichse, Lampendochte, Papier und Federn, Siegellak und Oblaten mitbringen. Alle diese Sachen sind hier sehr theuer und selten zu haben. Jezt ist alles hier noch zu sehr in der Kindheit, nimmt aber die Einwanderung so zu, wie in der lezten Zeit, so wird die größere Konkurrenz auch ihren Einfluß haben. In diesem Jahre sind drei Schiffe angekommen und ein viertes wird noch erwartet, das einen Geistlichen aus Braunschweig mitbringen soll. Das Land steigt sehr im Preise und wer zuerst kommt und kauft, kauft am billigsten. Wenn daher Georg zu uns kommen soll, so mag er bald kommen, er kann bei mir sich an die hiesige Arbeit gewöhnen und das wird er gewiß bald. Man gewöhnt sich überhaupt leicht an unsere Lebensweise, wo das Zusammenleben der Familie und die häuslichen Freuden mehr Werth haben, als in Deutschland. Hier Zerstreuungen aufzusuchen, ist viel zu umständlich. Höchstens Sonntags Nachmittags fährt man einmal zu dem oder jenem Nachbar, trinkt da eine Tasse Kaffee und kommt gegen Abend wieder nach Hause."

Aus diesen vom Briefsteller nur den Eltern und Geschwistern mitgetheilten, nicht aber für das Publikum bestimmten Nachrichten, mag nun der Auswanderungslustige selbst abnehmen, ob er sich zur Ansiedelung in Blumenau wirklich eigne oder nicht.

Wenn es meinem Sohne möglich geworden ist, lediglich mit Beihülfe seiner Frau in einem Zeitraum von 2½ Jahren von 70 Morgen angekauftem Urwald 10 Morgen zu kultiviren, sich eine Wohnung zu bauen, Vieh anzuschaffen und sonst einen ihm zusagenden Hausstand zu gründen, so ist es doch gewiß klar genug, daß die Verhältnisse in der Kolonie Blumenau sehr günstig und lohnend sind. Die Gegend am Itajahy kann mein Sohn nicht reizend genug schildern. Die Vorurtheile, daß man dort vor Hize umkommen möchte, sind unzegründet; im Gegentheile, das Klima ist mild, die Luft immer aber abgekühlt und gesund.

Jena, den 28. Febr. 1857.

Hering, Justiz-Rath.

Verschiedenes.

Hr. Dr. Heusser (der von mehreren Zeitungen immer noch zu einem Abgeordneten des Bundesrathes gestempelt wird) ist am 20. Januar glücklich und mit seiner Reise sehr wohl zufrieden in Rio Janeiro angelangt. Er beabsichtigte nach kurzem Aufenthalt an lezterem Orte seine Inspektionsreise nach San Paulo, auf welcher er vom Sekretär des schweizerischen Konsulates begleitet wird, anzutreten, so daß wir also kaum lange auf seine Berichte über die Verhältnisse unserer Schweizerkolonisten in San Paulo werden warten müssen.

Schweiz. (Ein baselandschaftlicher Pechvogel.) Ein Landschäftler, Namens Karl Schneider von Sissach, bekam das Auswanderungsfieber und trug sich Jahre lang mit dem Gedanken, die alte Heimath, in der es ihm zwar leidentlich ging, mit einer neuen jenseits des Ozeans zu vertauschen, in der, wie er hoffte, das Glük ihm mit Scheffeln zugemessen werde. Sein braves Weib hat und beschwor ihn hundertmal unter Thränen, davon abzustehen; allein da endlich ein Brief von einem in Texas angesiedelten Bruder erschien, er solle nur kommen, sein Geschäft werde in dortiger Gegend eines der besten sein, da war kein Haltens mehr. Haus und was er sonst besaß, wurde verkauft und im Oktober 1852 reiste er mit Weib und Kind von einem Auswanderungsagenten gefördert nach Bremen. Die Seereise geschah unter schrecklichen Widerwärtigkeiten; im Kanal wurden sie fast drei Wochen vom Sturme zurükgehalten; in dem von Menschen überfüllten Zwischendeke war es kaum auszuhalten; die Nahrungsmittel waren schlecht; zwei seiner Kinder erkrankten und starben; die jammernden Eltern mußten zusehen, wie man ihre Leichen in ein Stük Segeltuch gewikelt in's Meer warf, den Fischen zur Speise. Endlich nach 72 Tagen erreichten sie Galveston, den Haupthafen von Texas; dann zogen sie auf schlechten Fuhrwerken in's Innere des Landes. Hier beim Bruder angekommen, erwartete sie Täuschung über Täuschung. Für sein Handwerk war keine Aussicht; Schneider mußte eine Maismühle übernehmen, obwohl er vom Müllern nichts verstand. 66 Landleute, die ein halbes Jahr vorher angekommen, waren fast alle schon weggestorben. Der Bruder selbst zeigte sich in hohem Grade unfreundlich gegen ihn; er gehörte zu der in dieser Gegend stark grassirenden Sekte der Methodisten, ja er war sogar einer ihrer Prediger. Als Schneider sich nicht zu seinem Glaubensfanatismus bekehren lassen wollte, erklärte ihn jener als ein Kind der Hölle und zwischen den Beiden war nun wenig Gemeinschaft mehr. Aber auch in den ökonomischen Verhältnissen des Ausgewanderten wollte es nach Jahr und Tag nicht grüner werden. Mißgeschik und Elend verfolgten ihn und, damit das Maaß der Prüfung voll werde, erkrankte am Ende noch seine Frau nach einer Niederkunft an der Ruhr. Das Kind, das sie geboren, starb bald und sie selbst, die Mutter, erlag nach vier Monate langen Leiden jener durch das Klima herbeigeführten Krankheit. Man kann sich den Jammer des hart Heimgesuchten denken, der nun seine ganze Familie bis auf ein Kind verloren hatte! Er machte dann noch einige Versuche, sich anderwärts eine bessere Existenz zu verschaffen; aber als Alles fehlschlug, übermannte ihn zulezt das Heimweh nach der schweizerischen Heimath. Von Neu-Orleans aus segelte er nach zweijährigem Aufenthalte in Amerika mit seinem ihm noch übrig gebliebenen Söhnlein wieder über den Ozean zurük und langte im Mai 1854 ohne weitere Unfälle in Europa an. Er hat seine Fata in einem (bei Lubin und Walser in Liestal gedrukten) Büchlein, das den Titel führt: „Der bekehrte Europamüde," recht ansprechend geschildert. Es ist darin manches Belehrende enthalten und auch manche Warnung für Solche, die etwa so unbedacht wie er ihr Vaterland verlassen wollen, in der Meinung, die neue Welt sei das irdische Paradies! Er hatte viel Pech, war aber offenbar auch nicht zum Auswandern geboren.

Deutschland. Hamburg. Das Hamburger Postdampfschiff Teutonia, Kapitän Malchin, dessen Ankunft von Brasilien auf der Elbe gestern gemeldet, ist bereits gestern gegen Abend hier an die Stadt gekommen. Folgendes ist ein Auszug aus dem Journal des Schiffes: Am 1. Februar beim Abgang von Rio Janeiro sahen am Einlauf den Hamburger Schooner Colibri, so eben von Hamburg in 41 Tagen angekommen (Colibri, Tewes, am 16. Dez. von Curhaven in See gegangen). Am 5. kamen in Bahia an und gingen am 7. weiter. Ließen dort das englische Schraubendampfschiff Baltic zurük. Am 9. langten in Pernambuco an und gingen am 10. wieder ab. Am 13. passirten die Linie in 28° W. Länge und ließen am 20. St. Vincent (Cap Verd) an, um noch mehr Kohlen einzunehmen, von wo wir am 21. weiter gingen. Hatten auf der ganzen Fahrt vom 2° N. Br. bis 36° N. Br. gegen starke konträre Winde und hohe Gegensee zu kämpfen und langten am 2. März in Lissabon an, von wo wir am 4. die Reise fortsezten. Am 8. Morgens 8 Uhr waren bei Lizard und Abends 10 Uhr bei den Needles, wo wir beidrehten, um einen Lootsen zu erwarten. Am 9., Morgens 7 Uhr, passirten die Needles und trafen um 9 Uhr Morgens auf dem Revier von Southampton ein, von wo die Reise am 10. fortgesezt wurde und das Schiff am 12. auf der Elbe eintraf. Es hat die Tour bis Southampton, Aufenthalt ungerechnet, in 28 Tagen zurükgelegt. (Hamb. Nachr.)

Belgien. (Lebhafte Auswanderung über Antwerpen.) Antwerpen, den 18. März. Unser Ha-

ndschaftlicher Pech-
amens Karl Schneider
derungsfieber und trug
n, die alte Heimath,
ging, mit einer neuen
, in der, wie er hoffte,
gemessen werde. Sein
ihn hundertmal unter
n da endlich ein Brief
Bruder erschien, er
werde in dortiger Ge-
war kein Haltens mehr.
wurde verkauft und im
und Kind von einem
nach Bremen. Die
Widerwärtigkeiten; im
vom Sturme zurükge-
berfüllten Zwischendeke
Nahrungsmittel waren
nkten und starben; die
, wie man ihre Leichen
n's Meer warf, den
72 Tagen erreichten
n Texas; dann zogen
Innere des Landes.
wartete sie Täuschung
erk war keine Aus-
iömühle übernehmen,
stand. 66 Landsleute,
nnen, waren fast alle
selbst zeigte sich in
n; er gehörte zu der
en Sekte der Metho-
Prediger. Als Schnei-
ßfanatismus bekehren
ein Kind der Hölle
wenig Gemeinschaft
en Verhältnissen des
Jahr und Tag nicht
Elend verfolgten ihn
voll werde, erkrankte
r Niederkunft an der
, starb bald und sie
Monate langen Lei-
igeführten Krankheit.
t Heimgesuchten den-
s auf ein Kind ver-
och einige Versuche,
zu verschaffen; aber
zulezt das Heim-
ath. Von Neu-Or-
igem Aufenthalte in
gebliebenen Söhnlein
angte im Mai 1854
Er hat seine Fata
in Liestal gedrukten)
r bekehrte Cu-
ildert. Es ist darin
auch manche War-
acht wie er ihr Va-
Reinung, die neue
Er hatte viel Pech,
uswandern geboren.
Das Hamburger
n Malchin, dessen
Elbe gestern ge-
Abend hier an die
ein Auszug aus
Februar beim Ab-
Einlauf den Ham-
von Hamburg in
ewes, am 16. Dez.
Am 5. kamen in
. Liefen dort das
tie zurük. Am 9.
ngen am 10. wie-
in 28° W. Länge
ap Verd) an, um
n wo wir am 21.
anzen Fahrt vom
en starke konträre
pfen und langten
wo wir am 4. die
8 Uhr waren bei
Needles, wo wir
rwarten. Am 9.,
les und trafen um
von Southampton
gesezt wurde und
traf. Es hat die
t ungerechnet, in
Hamb. Nachr.)
nderung über
März. Unser Ha-

en zeigte während der lezten 8 Tage eine außerordentliche Regsamkeit. Täglich liefen aus den entfernsten überseeischen Ländern Schiffe ein oder gingen dahin ab. Die Schaaren von wohlgemuthen deutschen Auswanderern, welche sich täglich im Hafen einschiffen, werden ebenso rasch wieder durch zahlreiche Züge von neuen Ankömmlingen ersezt. Glüklicherweise haben unsere Schiffsrheder sich bei Zeiten auf diesen Andrang vorbereitet, so daß die Passagiere ebenso rasch wie sie ankommen, befördert werden können. Der belgische Dampfer Constitution, Kapitän Pougin, ging am 12. d. mit über 500 Auswanderern nach New-York ab und ist nach den lezten Nachrichten glüklich in Southampton, wo er noch mehrere Passagiere einnehmen sollte, angekommen. Der Bremer Dreimaster Easton, Kapitän Hollerbek, verließ Sonntags den 15. März mit einer vollen Ladung von 250 Passagieren den innern Hafen. Montags am frühesten Morgen machte die Marine-Kommission in der Person unseres energischen zweiten Kommissärs, Herrn Jos. Coubeau, eines Mannes von klarem Blik und unbestechlichem Freiheil, die amtliche Visite am Bord, und unmittelbar nach gehaltener Revision ging das Schiff unter Segel. Selten sahen wir ein Schiff mit Auswanderern unter glüklichern Auspizien abgesegelt, selten waren Passagiere, Kapitän und Schiffsmannschaft von einem bessern Geiste beseelt, und alle Umstände schienen sich zu vereinigen, um diese Ueberfahrt zu einer der angenehmsten für Passagiere zu machen. An demselben Tage verließ auch der englische Dreimaster Elisa Mary, Kapitän Blak, mit 150 Passagieren den Hafen zur Fahrt nach Quebek und Montreal. Die Abfahrt des amerikanischen Klipperschiffes Charles Cooper, Kapitän Lamb, nach New-York ist definitiv auf den 1. April festgesezt, ebenso geht wenige Tage später ein anderer amerikanischer Schnellsegler Albert Gallatin, Kapitän Storer, nach demselben Ziele ab. Auch die Hergraue Concordia hat von Neuem ihre Lenden gegürtet und rüstet sich binnen Kurzem mit einer Anzahl Passagiere nach New-York zu segeln. Der Lübecker Dreimaster Redlichkeit, Kapitän Karstedt, ist gestern Mittag mit einer vollen Ladung nach Buenos-Ayres und Montevideo abgegangen. Auf dem Verdek dieses Schiffes befanden sich auch ein Paar Pferde, eine Kuh und ein Stier, sowie mehrere andere Hausthiere, mit denen man wahrscheinlich Akklimationsversuche in jenen Gegenden anstellen will. *)

(Cour. v. Antwerpen.)

Frankreich. Die französische Regierung, im wohlverstandenen Interesse der Auswanderer, hat sich zu der Verfügung veranlaßt gesehen, daß vom nächsten Monat an es Niemanden mehr in Frankreich erlaubt sei, Passagebillete nach dem Innern Amerika's zu verkaufen, der nicht nachzuweisen im Stande ist, daß er von einer Eisenbahngesellschaft oder der Dampfschiffahrtsgesellschaft Amerikan Union direkt als Repräsentant bevollmächtigt ist. Die Erie-Eisenbahngesellschaft hat dieser Verordnung auch bereits Folge geleistet und sich erklärt, für alle von ihrem Haupt-Agenten in Havre oder dessen Unteragenten in Frankreich ausgestellten Passagebillete die Garantie zu übernehmen.

England. Um die Auswanderung beschäftigungsloser Arbeiter zu fördern, hat sich in London ein Verein einflußreicher Männer gebildet, an deren Spize der Herzog von Wellington (er hat 1000 Pfd. gezeichnet) steht. Den Auswanderern werden die Mittel zur Ueberfahrt verschafft, und zugleich Gelegenheit geboten, die Vorschüsse mit der Zeit wieder zurük zu bezahlen. Sollte es später an auswanderungslustigen Männern fehlen, so beabsichtigt der Verein seine Gelder zur Förderung der Frauen-Emigration zu verwenden. Der Strom der Auswanderer soll vor Allem nach jenen Kolonien gerichtet werden, die namhafte Beiträge an den Verein senden.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Bankschwindel.) In den westlichen Staaten, namentlich in Illinois und Indiana, ist die öffentliche Stimme wieder einmal recht laut gegen die „Banken" geworden. Eine Chicagoer Zeitung enthüllte neulich sarkastisch, wie gewisse Schwindelbanken gegründet werden. Die Herren A. B. und Co., smarte Geschäftsleute, gehen nach New-York und leihen sich dort für die zu gründende Bank die nöthigen Depositen an Stok. Sie weisen die dem Staatsauditor vor, geben ihm die Namen beliebiger Personen als Direktoren des Instituts und irgend eines beliebigen Orts als Sig desselben, und so erhalten sie die Genehmigung vom Auditor, die gesezliche Anzahl Noten auszugeben. Sobald die Ausgabe ihrer Noten den Belauf der nöthigen Depositen erreicht, d. h. das Publikum ihnen eben so viel Geld geliehen hat, zahlen sie jenes erste Anleihen zurük, und so ist die Bank in der That ohne Fonds bloß auf Kredit gegründet. Werden die vom Publikum geliehenen Gelder erschöpft, bei einem plözlichen Anlaufe auf die Bank, so machen sich die eigentlichen Unternehmer aus dem Staube und es bleiben zur Dekung des Restes nur unbekannte Namendarleiher an einem ebenfalls unfindbaren Orte. — Man sieht hieraus, wie mangelhaft, ja gefährlich die Bankgesezе von Illinois sind, und daß der Schuz des Publikums vor Betrug nur in der Schwierigkeit, die ersten Depositen für solche Schwindelbanken zu erhalten, und in der andern, ihren Noten Eingang beim Publikum zu verschaffen, besteht. Diese Schwierigkeiten werden aber leider zu oft von geschikten Gaunern überwunden. Dieses hat sich eben jezt wieder in Indiana und Illinois gezeigt. (D. A. Z.)

— (Eisenbahnen.) Die erste Eisenbahn, welche in den Vereinigten Staaten entstand, die Quincy-Railway, wurde in 63 Tagen gebaut und kostete 27,000 Dollars; die erste größere Bahn war die Baltimore-Ohio-Bahn, die 1830 eröffnet wurde, 15 englische Meilen lang, aber noch Pferdebahn war; die Mohawk-Hudson-Bahn folgte 1831; 1832 wurde die 62 englische Meilen lange Bahn von Süd-Carolina eröffnet. Im Jahre 1831 wurde die erste Lokomotive auf der Mohawk-Hudson-Bahn gebraucht. Die ersten in West-Point gebauten Lokomotiven machten 20 englische Meilen in der Stunde. Im Jahre 1834 machte in England eine Lokomotive 6 englische Meilen in der Stunde, 1829 schon 15, 1834 dann 20, 1839 schon 37 und seit 1853 in Nordamerika 100 englische Meilen Maximum, obwohl als Durchschnitts-Schnelligkeit im Jahre 1856 nur 23½ üblich waren. Die Ver. Staaten haben jezt im Ganzen in runder Summe 24,000 englische Meilen Eisenbahnen; 21,440 kommen auf die Staaten östlich vom Mississippi, 7699 auf die nordwestlichen, 3923 auf die nordöstlichen, 739 auf die westlichen, 5463 auf die südlichen und 5044 auf die mittleren Staaten, der Staat New-York allein hat 2115 englische Meilen.

— Auf dem Mississippi hat ein Zusammenstoß zwischen den Dampfern „Belfast" und „Humboldt" stattgefunden. Der „Humboldt" ward in den Grund gebohrt und zwanzig Mann des Schiffsvolkes, meistens Neger, kamen um's Leben.

— Im Repräsentantenhause ist es wiederum zu einer echt amerikanischen Szene zwischen den Abgeordneten Whrigt aus Tennesse und dem Abgeordneten Sherman aus Ohio gekommen. Während Whrigt sich mit einem neben Sherman sizenden Kongreßmitgliede unterhielt, warf Sherman ihm eine Hand voll Oblaten in's Gesicht, worauf Whrigt auf seinen Angreifer losstürzte, um ihn durchzuprügeln, woran er jedoch durch das Einschreiten anderer Repräsentanten verhindert wurde. Man glaubt, daß ein Zweikampf die Folge sein wird. Sherman behauptete zur Rechtfertigung seines Benehmens, Whrigt habe ihn unverschämt angesehen, während dieser jede Absicht, zu beleidigen, in Abrede stellt.

— Buchanans Eröffnungsbotschaft an die beiden Häuser der Union empfiehlt eine friedliche Politik, Nichtintervention, außer in Fällen, wo es sich um Erhaltung der amerikanischen Existenz handle, Verminderung des Zolltarifs und der Staatsschuld, Vermehrung der Flotte, eine Militärstraße nach dem stillen Ozean, keine Agitation in der Sklavenfrage, Sparsamkeit in Ländervertheilung.

— Der neue Präsident Buchanan spricht sich in seiner Antrittsrede über die Einwanderung und die Neubürger günstiger und freundlicher aus, als die Volksstimmung seit Jahren war. Er sagt: „Wir werden auf diese Weise nicht nur das Gedeihen der neuen Staaten und Territorien, denen wir eine kräftige und unabhängige Race ehrenhafter und betriebsamer Bürger verschaffen, befördern, sondern auch unseren Kindern und Kindeskindern und jenen Erlirten Heimstätten sichern, die von fremden Küsten in dieß Land kamen, um ihre Lage zu verbessern und sich der Segnungen religiöser und bürgerlicher Freiheit zu erfreuen. Solche Einwanderer haben viel dazu beigetragen, das Wachsthum und das Gedeihen des Landes zu befördern. Sie haben sich in Krieg und Frieden stets treu bewiesen, und werden, nachdem sie Bürger geworden sind, nach der Konstitution und den Gesezen, auf völlig gleichen Fuß mit den im Lande geborenen Bürgern gestellt. In dieser Stellung sollten sie stets bereitwilligst anerkannt werden."

— Washington. Die Inauguration Buchanan's am 4. März war sehr feierlich, alle Diplomaten in Costüm, die Gallerien des Senatssaales mit Damen angefüllt. Das Gerüst, von welchem der Präsident sprach, faßte mehrere Tausende von Personen. Oberrichter Taney nahm ihm den Amtseid ab. Beim Zug nach dem „weißen Hause" bildeten der Großmarschall und 15 bis 20 Milizkompagnien den Vortrab, dann kam ein prächtiger Wagen mit der Göttin der Freiheit, und diesem folgte der Wagen des Präsidenten und Vizepräsidenten nebst dem vorigen Präsidenten Pierce und verschiedenen Würdenträgern. Ein von den Arbeitern der nationalen Schiffswerfte angefertigtes Modell eines Kriegsschiffes mit vollen Segeln dekte dem Präsidenten den Rüken, und nach diesem kamen zahllose Gouverneure, Gesezgeber, Offiziere der Armee und Flotte, Veteranen und zulezt, wie sich's in einer demokratischen Prozession gebührt, das gemeine Volk. Nachdem der Festmarschall Herrn Buchanan in seiner Wohnung installirt hatte, wurden die neugierigen Tausende hereingelassen, um die neue Einrichtung des weißen Hauses zu besehen und die Hand des neuen Präsidenten zu schütteln. Zwei große Bälle und eine glänzende Beleuchtung beschlossen das Fest, dessen Kosten auf 15,000 bis 16,000 Dollars veranschlagt werden. Der Zusammenfluß von Fremden war größer, als man ihn je bei einer frühern Feierlichkeit dieser Art erlebt hat.

— Bei einem der jüngsten Empfangstage des Präsidenten nahm Oberst Lee plözlich einen Nebenstehenden beim Kragen und beschuldigte ihn, daß er ihm sein Portefeuille habe stehlen wollen. Der Arretirte erwies sich als ein respektabler Kaufmann, Namens David Hume. Tags darauf ging dieser mit einem der Sekretäre der Kammer zu Lee, um ihn zu überzeugen, daß er im Irrthum gewesen sei. Lee blieb aber dabei; da gab Hume dem Ankläger einen Schlag mit dem Stok, erhielt aber sofort einen Schuß, durch den er todt zu Boden gestrekt wurde.

— New-York. Der reichste Mann in New-York ist jezt Mr. Astor, der sein Vermögen ererbt hat. Nach ihm kommt Stephen Whitney, der sich durch Güterankäufe und im Baumwollhandel ein Vermögen von fünf Millionen Dollars erworben haben soll. W. H. Aspinwall, der von einer reichen Familie abstammt, wird auf vier Mill., James Lennox auf drei Mill., Peter Harmony, der als armer Schiffsjunge nach Amerika kam, auf zwei Mill., Lollirards, der früher ein kleines Tabakgeschäft hatte, und G. Phelps, früher Klempner, ebenfalls auf zwei Mill. Dollar geschäzt. Von denen, die anderthalb Mill. Dollar reich sein sollen, war George Law früher Arbeiter auf einer Pachtung, C. Vanderbildt Bootsmann und John Lafarge Bedienter bei Jos. Bonaparte. S. Chesterman, früher Schneidergesell, und Peter Cooper, ehmals Leimsieder, sind jezt Millionäre; das Wunderbarste aber bleibt, daß eine Lehrerin, Mrs. Okill, blos durch Schulunterricht ein Vermögen von 250,000 Dollar (625,000 fl.) erworben hat. (Charlest. Cour.)

— Illinois. (Ein neuer Prairiepflug.) Auf den Prairien von Illinois hat man neuerdings mit einem von Josse Frye erfundenen Pfluge Versuche gemacht und nach den Berichten westlicher Blätter sind diese Versuche vollständig gelungen. Der neue Pflug unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von dem gewöhnlichen, daß er nicht durch die Hand des Pflügers geleitet wird, sondern an einem vierrädergen Gestell, einer Art Wagen, so befestigt wird, daß die Pflugschar die Erde bis zu der gewünschten Tiefe aufreißt. Das ganze Gewicht des Pfluges ruht somit auf den Rädern. Dadurch wird die bedeutende Reibung fast ganz vermieden, welche die Last des Pfluges verursacht, und die Pflugschar kann, da sie unbeweglich am Gestell befestigt ist, sich nicht gegen die Furchenseite pressen. Der Pflüger hat weiter nichts zu thun, nachdem er die Pflugschar einmal richtig gestellt hat, als sich auf einen oben am Gestell angebrachten Siz zu sezen und die Pferde anzutreiben. Man versichert, daß man mit einem solchen mit zwei Pferden bespannten Pfluge eine fünf Zoll tiefe und zwanzig Zoll breite Furche ziehen kann, eine Arbeit, wozu beim gewöhnlichen Prairiepfluge ohne Räder vier Pferde erforderlich sein würden. Die neue Erfindung ist natürlich nur für ebenen Prairieboden berechnet, aber wir glauben, daß sie für diesen Zwek sich als praktisch bewähren und dem Farmer namentlich die mühsame Arbeit des Aufbrechens neuen Prairiebodens wesentlich erleichtern wird.

— Indiana. Thomas Magruder, der Neger, der als Uncle Tom im Roman der Mrs. Beecher Stowe verewigt wurde, ist vor Kurzem im Alter von 110 Jahren gestorben. Sein Haus war seit Jahren in Indianopolis, wo er lebte, als Uncle Toms Cabin bekannt. Dort hatte Mrs. Stowe und ihr Bruder den alten Mann, der von seinen Nachbarn sehr geachtet wurde, mehrmals besucht, und somit ist es sehr wahrscheinlich, daß er die Veranlassung zu dem Roman war, der in allen Theilen der Erde so großes Aufsehen gemacht hat.

*) Pferde und Rindvieh sind in den Laplatastaaten allerwenigstens so gut akklimatisirt, als in Belgien. A. d. A.

Anzeigen.



Post-Dampfschifffahrt

der

Hamburg-Brasilischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft

zwischen

Hamburg und Brasilien

vermittelst der eigens für diese Fahrt neu erbauten, prachtvollen Hamburger Post-Dampfschiffe:

Teutonia zirka **2000** Tons,
Petropolis „ **2000** „
— „ **2400** „ **im Bau begriffen**, bis zu dessen Vollendung der **Golden Fleece** die regelmäßige monatliche Verbindung Hamburgs mit Brasilien mit unterhalten wird.

Es wird jeden Monat am 20. von Hamburg und am 24. von Southampton aus Lissabon anlaufend, nach Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro expedirt werden.

Nach **Rio de Janeiro,**
Southampton, Lissabon, Pernambuco und **Bahia** anlaufend, geht von **Hamburg** am 20. April, von **Southampton** 24. April ab:

Das Hamburger Post-Dampfschiff
Golden Fleece.

In Hamburg werden die zu verladenden Güter bis zum 19. April Mittags entgegengenommen.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

in Hamburg: **Knöhr & Burchard;**
„ Southampton: **Croskey & Komp.;**
„ der Schweiz: **E. de Pravicini,** Unterstraß Nro. 132, Zürich, und dessen Kantonal-Agenten.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, d seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien:

1) Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),
2) Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do S
3) Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,
4) Bergueiro, Provinz San Paulo,

ebenso nach

Chili:

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe künftigen Monats vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schif beginnen werden.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer u Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen, und wird an die Reisekoste ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**
alle Monate reguläre Abfahrten.

Nach **Nord-** und **Süd-Amerika:**
Regelmäßige Dampfschifffahrten.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheil auf frankirte Anfragen:

E. de Pravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß Nro. 132, Zürich,

und dessen Bevollmächtigte,

im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

☞ Mit der Anfertigung des bekannten, bis dahin als unübertrefflich erfundenen

Fliegentodpapiers

wird nächster Tage begonnen. Preis per Ries — bei rechtzeitiger Bestellung mit beliebiger Firma — 16 Fr. gegen baar oder Nachnahme. Zu zahlreichen Aufträgen empfiehlt sich

Rudolf Jenni in Bern.

Danksagung.

(Auszug aus dem „Correio Mercantil" in Rio de Janeiro.)

Die unterzeichneten Passagiere des Hamburger Postdampfschiffes **„Teutonia"**, Kapitän **Malchin**, auf seiner ersten Reise hier glücklich angelangt, können es sich nicht versagen, die nachstehende Erklärung abzugeben und darin ihre volle Anerkennung der trefflichen Eigenschaften des Schiffes und des Benehmens der Mannschaft auszusprechen, unbekümmert darum, daß solche in Form von Danksagungen ergehende Veröffentlichungen Seitens der Passagiere eines Schiffes, vom Publikum entweder als einfache Höflichkeitsform angesehen wird, oder gar als absichtliche Lobrednerei verdächtigt werden kann, in welcher letzteren Beziehung sie durch ihren Charakter von jedem Verdachte solcher Schmeichelei geschützt sein werden.

Da die Unterzeichneten nicht bei dem Gedeihen der Hamburg-Brasilischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft betheiligt sind und ihr also nur im Interesse des allgemeinen menschlichen Fortschrittes einen günstigen Erfolg wünschen, so gestehen sie gern, daß ihre Beziehungen zu dem Kapitän und den Offizieren der **Teutonia** ununterbrochen und ohne Aenderung der Art gewesen sind, daß ihnen der Abschied von diesen Herren leid gethan hat, ein Beweis, wie angenehm sie die Gesellschaft und das Benehmen derselben fanden.

Das Schiff selbst ist ein Dampfer von großen Proportionen und geräumigen Einrichtungen, welche alles Nothwendige mit dem Angenehmen in sich vereinigen. Hierbei ist auch die treffliche Besazung zu erwähnen, deren Freundlichkeit und Gefälligkeit wir noch nirgends in gleichem Grade antrafen.

Für uns Passagiere der Kajüte, wie überhaupt der ersten und zweiten Klasse, war übrigens außer diesem und außer der trefflichen Bewirthung und allen Bequemlichkeiten das Angenehmste, daß sowohl der Befehlshaber der **Teutonia**, als der erste Offizier und die übrigen Offiziere am Bord, weit verschieden von den Seeleuten früherer Zeiten, sich stets durch ein ebenso gebildetes als joviales Benehmen auszeichneten, so daß wir keinen Augenblik uns unangenehm berührt gefunden haben.

Ueber die Schnelligkeit des Schiffes verdient erwähnt zu werden, daß die **Teutonia**, am 24. Dezember von Southampton abgegangen und am 29. in Lissabon angelangt, von wo sie am 30. Dezember Abends 6 Uhr weiter ging, bereits am 12. Januar Nachts in Pernambuco eintraf, ungeachtet sie während der lezten drei Tage, wegen einer kleinen Reparatur und aus Vorsicht des umsichtigen Befehlshabers nur mit halber Kraft gegangen war. Nachdem diese Kleinigkeit an Reparatur beschafft, lichteten wir am 14. Januar Morgens 6 Uhr die Anker und ankerten bereits am 15. Januar Abends 5 Uhr zu Bahia, wo ein großer Theil der Ladung gelandet wurde, und zwar mit einer Aktivität, welche sowohl der Direktion der Gesellschaft, als dem Kapitän Ehre macht. Von hier aus gingen wir am 16. Januar Abends 5 Uhr nach Rio de Janeiro weiter, wo wir heute (19. Jan.) ankerten.

Am Schlusse dieser Fahrt also, die, wie jede größere Seereise, genügend Zeit hat, sich gegenseitig kennen zu lernen, können die Unterzeichneten sich das Vergnügen nicht versagen, dem stets sich gleich bleibenden Benehmen des geschäzten Befehlshabers der **Teutonia**, Kapitän **Malchin**, wie auch seines ersten Offiziers, des Herrn **Huwald**, und des Arztes, Herrn Dr. **Heller**, öffentlich ihre Anerkennung auszusprechen und ihre herzlichen Sympathien auszudrüken, wie auch den Herren **Hartung**, **Holst** und **Fucher** (zweiter, dritter und vierter Offizier am Bord), welche ebenfalls durch ihr stets höfliches Benehmen sich die Achtung und Anerkennung aller Anwesenden erwarben.

Wir erklären schließlich, daß wir auf der **Teutonia** alles Wünschenswerthe gefunden haben, nämlich Fortschritt, gute Einrichtungen und Eintracht und rechnen es uns zur Ehre an, dem den Ruhm zuzuerkennen, dem er gebührt.

Passagiere für **Pernambuco:**

José Henriques Ferreira, portugiesischer Konsul in Pernambuco.
Joao Ozorio de Castro Monteire.
Matheus L. Coelho de Magalhaes.
José Maria de Mello.

Passagiere für **Bahia:**

Frederico Aschenfeldt, M. D.
Pedro Rodriguez Vieira Dutra.
John May und Frau.

Passagiere für **Rio Janeiro:**

Henry Barker.
Dr. J. Ch. Heusser.
L. A. Mac Gee.
José Alves Ferreira da Silva.
Antonio Borges da Fonseca und Nichte.
Hannibal José Pereira Borges.
Pedro Pellofo Rebello und Frau.
Nuno Perestrello da Camara.
Antonio Francisco Gomes.
José Pinto da Silva.
M. M. A. Obyme.

Wir unterzeichneten Passagiere dritter Klasse schließen uns dem Obengesagten in jeder Hinsicht an und bestätigen dasselbe als wahrheitsgetreu:

B. Bickelmann.	C. Giovanni.
Sparduk.	F. Giovanni.
August Reif.	F. Francesco.
Aldosi Ulise Aleſſandre.	Salina Luiga.
Massa Angelo.	P. Giovanni.
Favisello Oreste.	C. B. Bikelmann.
Favechi Gastano.	C. Lewches.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika

№ 14. | Samstag den 4. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

„Der Kolonist"

ladet hiemit freundlich zum Abonnement auf das zweite Quartal laufenden Jahres ein.

Der „Kolonist" ist jezt die einzige schweizerische Auswanderungszeitung und bespricht als solche sowohl die allgemeinen Verhältnisse der Auswanderung, als er namentlich Mittheilungen über die sämmtlichen Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" erscheint wöchentlich ein Mal in großem Format, und kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz.

Bestellungen **bis Ende dieses Monats** nehmen alle Postbüreaux an, so wie

Die Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Schweizerische Gesezе über das Auswanderungswesen.

Wir druken in dieser und den nächsten Nummern des „Kolonist" sämmtliche in den lezten Jahren von den obersten Kantonsbehörden erlassenen das Auswanderungswesen betreffende Gesezе und Verordnungen ab und lassen denselben zum Schlusse einen motivirten Entwurf folgen, der wohl anstatt der vielen, zum Theil widersinnigen Kantonalgesezе für die ganze Schweiz genügen dürfte.

1. Bern.

Dekret, betreffend die Auswanderungsagenten.

Der Große Rath des Kantons Bern,
in der Absicht,
die aus dem Kanton Bern nach andern Welttheilen auswandernden Personen vor Betrügereien und sonstigen für sie nachtheiligen Handlungen der Spediteurs und Auswanderungsagenten möglichst sicher zu stellen, und Vergehen gegen die Auswanderer angemessen zu ahnden,

beschließt:

§. 1. Jeder, der als Spediteur oder Agent oder als Bevollmächtigter eines solchen mit Personen, die aus dem Kanton Bern nach fremden Ländern auswandern wollen, Verträge über deren Transportirung und Reiseunterhalt abschließen wollen, hat hiefür eine Bewilligung (Patent) bei der Justiz- und Polizeidirektion einzuholen, für welche eine Staatsgebühr von 25 Fr. zu bezahlen ist.

§. 2. Dieses Patent wird sowohl an Fremde als an Kantonsbürger nur auf Bescheinigung der kompetenten Behörde, daß der Betreffende im Zustande des eigenen Rechts und der bürgerlichen Ehrenfähigkeit stehe und einen guten Leumund genieße, so wie auf Leistung einer zu 3 Prozent verzinslichen Sicherheit von 5000 Fr. in Geld für die Dauer von 2 Jahren ertheilt.

§. 3. Der Inhaber eines solchen Patents hat ein bestimmtes Domizil im Kanton zu verzeigen, bei welchem er gerichtlich belangt werden kann.

§. 4. Das Patent wird, vorbehältlich der in einzelnen Ausnahmsfällen von der Justiz und Polizeidirektion allfällig zu gestattenden Modifikationen, nur unter folgenden Bedingungen ertheilt:

1) Die Unternehmer oder Agenten oder deren Bevollmächtigte dürfen keine Spedirung von Auswanderern übernehmen, ohne hier über mitdenselben einen schriftlichen Vertrag zu schließen.
2) Dieselben haben eine gebundene und paginirte Kontrolle zu führen, die ein fortlaufendes Verzeichniß der Auswanderer enthält, mit denen sie Verträge abgeschlossen haben.

   Dieses Verzeichniß muß den Tauf- und Familiennamen der Auswanderer, deren bisherigen Wohn- und Heimathort, den Tag des abgeschlossenen Vertrages, die Route und den Bestimmungsort der Reise, den Tag der Abfahrt von dem Seeplaze, wo die Einschiffung stattfinden soll, so wie die Vertragssumme enthalten.
3) Alle Verträge müssen schriftlich in deutscher oder französischer Sprache auf hiesigem Stempelpapier doppelt ausgefertigt, und die Unterschriften derselben notarialisch beglaubigt sein. Jedes Doppel ist mit der entsprechenden Zahl der in Ziffer 2 aufgestellten Kontrolle zu versehen, von dem betreffenden kontrahirenden Unternehmer oder Agenten sorgfältig in geordneten Fächern im Original oder in beglaubigter Abschrift aufzubewahren und den Behörden sammt der Kontrolle auf Verlangen jederzeit vorzuweisen.
4) Die von den Unternehmern oder Agenten oder deren Bevollmächtigten abzuschließenden Verträge mit Auswanderern sollen stets Folgendes enthalten:
   a. die Bestimmung des Tages, an welchem die Einschiffung in dem Seehafen erfolgen soll, so wie die genaue Bezeichnung der Schiffsgelegenheit (Name und Art des Schiffes, Kapitän u. s. w.), des für den Auswanderer auf dem Schiffe bestimmten Platzes und die Angabe dessen, was er in Folge Vertrages auf dem Schiffe für sich und seine Familie verlangen kann;
   b. die Verpflichtung des Unternehmers zu gehöriger unentgeltlicher Beherbergung, Beköstigung und Verpflegung, oder aber entsprechender, im Voraus festgesezter, Geldentschädigung für jeden Tag, um welchen die vertragsgemäß bestimmte Abfahrt ohne Schuld des Auswanderers verzögert wird, und zwar ohne Vorbehalt, mag die Verzögerung durch die Schuld des Unternehmers, des Agenten, der Schiffsherrn, oder durch Zufall oder höhere Gewalt herbeigeführt worden sein;
   c. die Verbindlichkeit des Unternehmers, den Auswanderer und seine Fahrniß, um den bedungenen im Vertrag ausgesezten Preis an den vertragsgemäß bestimmten Ort auch in dem Falle zu bringen, wenn das betreffende Schiff vor der Reise oder auf derselben durch irgend einen Unfall oder aus einem sonstigen Grunde an deren Fortsezung gehindert wird;
   d. die Verbindlichkeit des Unternehmers zu Versicherung der Fahrhabe des Auswanderers während der Seereise in dem vertragsgemäß festgesezten Werthe derselben, oder aber die bestimmte Erklärung des Auswanderers, daß er auf die Versicherung verzichte;
   e. die Zusicherung hinreichender und gesunder Verköstigung und Verpflegung während der Reise, oder die bestimmte Erklärung des Auswanderers, daß er hiefür selbst sorge;
   f. in der Vertragssumme sollen auch das sogenannte Kommutations- oder Hospitalgeld, sowie allfällig andere Gebühren inbegriffen sein;
   g. die Verpflichtung des Unternehmers oder Agenten in allen auf den Vertrag bezüglichen Streitigkeiten nach der Auswahl des Auswanderers entweder vor den bernischen Gerichten oder vor dem nächsten schweizerischen Konsul oder vor den zuständigen Gerichten des zeitigen auswärtigen Aufenthaltsortes Recht zu nehmen, und zwar unter Verzichtleistung auf alle Einreden, die auf allfällige später im In- oder Auslande

abgeschlossene, den vorstehenden Bestimmungen zuwiderlaufende, Verträge gegründet werden sollten;

h. die Bescheinigung, daß der Auswanderer mit einem gehörigen Passe der Zentralpolizeidirektion des Kantons Bern für sich und seine allfällige Familie versehen sei, dessen Datum anzuführen ist.

§. 5. Diese Bestimmungen beziehen sich auch auf die im Kanton Bern patentirten Agenten, welche mit Bernern außerhalb des Kantons Auswanderungsververträge abschließen, und zwar so, daß für solche Verträge das im Kanton Bern deponirte Geld gleichfalls haftet.

§. 6. Alle Kolonisations-, Auswanderungs- und daherigen größern Transportunternehmungen stehen unter spezieller Kontrolle der Direktion der Justiz und Polizei, und es dürfen ohne deren ausdrükliche Genehmigung keine öffentlichen Einladungen von Privaten oder Gesellschaften zum Anschluß an solche Unternehmungen ergehen.

§. 7. Widerhandlungen gegen dieses Gesez sind mit Entziehung des Patents auf sechs Monate bis auf ein Jahr und einer Buße von 200 bis 300 Franken, sofern erschwerende Gründe vorliegen auch mit Zukung des Patents, im Wiederholungsfall aber mit gänzlicher Entziehung des Patents, einer Buße von 400 bis 600 Franken und, falls der Agent kantonsfremd ist, überdieß mit Fortweisung aus dem Kanton Bern zu bestrafen.

Jede Verurtheilung zu einer Strafe bedingt auch die Verurtheilung zum Schadenersaz.

§. 8. Dieses Dekret tritt vom 1. Jänner 1853 hinweg in Kraft. Der Regierungsrath ist mit dessen Vollziehung beauftragt.

Gegeben in Bern, den 7. Dez. 1852.

Namens des Großen Rathes,
Der Präsident:
Kurz.

Der Staatsschreiber:
M. v. Stürler.

Ansprache der Deutschen Gesellschaft in St. Louis an die deutschen Einwanderer.

(Vom Nachweisungs-Büreau für Auswanderer in Bremen empfohlen.)

In St. Louis gründeten die Bürger, denen das Wohl ihrer Landsleute am Herzen lag, und die der vielen Hindernisse und Mühseligkeiten, welchen ein Einwanderer ausgesezt ist, eingedenk sind, ein Institut unter dem Namen „Deutsche Gesellschaft."

Die Grundlage dieses Vereins ist eine rein menschenfreundliche, fern von allen eigennüzigen Zweken; seine Aufgabe ist es, Euch vor Unbilden jeglicher Art zu schüzen, Euch vor Betrug zu wahren und zu warnen, kurz, Euch nüzlich zu sein wo immer es möglich und nöthig ist, ohne alle Vergütung oder Belohnung.

Landsleute! Aus Vorstehendem werdet Ihr die Reinheit und das Uneigennüzige unserer Absicht kennen gelernt haben, an Euch ist es nun, Nuzen davon zu ziehen.

Es ist recht, wenn Ihr der Euch in Europa zu Theil gewordenen Lehre: „Seid mißtrauisch!" Folge leistet, so lange es thunlich ist; dann aber seid auf der andern Seite wieder aufmerksam, nicht durch übertriebenes Mißtrauen gerade dem Betrug in die Hände zu fallen. Bedient Euch deßhalb der Dienste unseres Agenten, Herrn Georg Reichard. Seine Pflicht ist es, alles unentgeltlich zu thun, was für Euer Fortkommen ersprießlich ist. Unser Geschäftslokal ist № **19** Chesnutstraße Ecke der Zweiten, der Postoffize gegenüber.

Die auf der Reise nöthigen Vorsichtsmaßregeln lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen. Die Grundbedingungen sind Mäßigkeit und Reinlichkeit. Hauptsächlich hüte man sich vor dem Genusse fremder ungewohnter Früchte, ebenso vor dem zu häufigen Genuß von Wasser. Am statthaftesten ist es jedenfalls, sich nur nach und nach der Schiffskost zu entwöhnen und solche für die Dauer der Flußreise beizubehalten.

Durch ein möglichst zurükhaltendes, jedoch nicht unfreundliches Betragen gegen die Mannschaft der Boote werden Mißhelligkeiten am besten vermieden.

In Fällen von Unwohlsein oder irgend einer Unannehmlichkeit wende man sich nur an die unmittelbare Vermittelung und Hülfe des Kapitäns.

Einwanderer, welche weiter reisen, werden wohl thun, gleich bei Ankunft hier unseren Agenten aufzusuchen.

Adressen von Angehörigen und Freunden können in den meisten Fällen bei eben demselben in Erfahrung gebracht werden, so wie für nachfolgende Freunde die eigene Adresse in ein eigends dazu aufgelegtes Buch eingetragen werden kann.

Der Verwaltungsrath
der Deutschen Gesellschaft in St. Louis.

Verschiedenes.

„Nach Australien! Briefe eines Ausgewanderten von J. J. Locher von Speicher" ist der Titel eines neulich in St. Gallen im Verlage von J. U. Locher, dem Bruder des Ausgewanderten, erschienenen Büchleins von 45 Seiten. Es gewährt ein bei seiner Kürze recht anschauliches Bild der Erlebnisse des Verfassers in Hobarttown auf Vandiemensland, in den Goldwäschereien der Kolonie Viktoria und der Hauptstadt dieser Kolonie: Melbourne. Acht hübsche Bilder australischer Landschaften und Goldwäscherszenen sind ein weiterer Vorzug des Büchleins. Das Gleiche kann nicht von dem beigegebenen undeutlichen Kärtchen der Goldminen von Viktoria gesagt werden. Eine ergözliche Bemerkung des Verfassers müssen wir hier erwähnen. Er sagt, die Muttersprache der australischen Eingebornen höre sich nicht gut an, sie klinge beinahe wie der Appenzellerdialekt; soll, schäz' wohl, heißen: sie wird halb singend, halb weinend und wesentlich durch die Nase gesprochen.

— Die „Petropolis" von der Hamburg-Brasilianischen Linie, die am 27. Februar von Southampton abgefahren war, mußte am 16. März, nachdem ihre Schraube gebrochen war, wieder nach Lissabon umkehren, um daselbst eine neue Schraube aus England abzuwarten. Der genannte Dampfer hat außer einer werthvollen Ladung noch 68,000 Pfd. St. für die Rio-Bank an Bord.

Schweiz. Aargau. Der Regierungsrath hat beschlossen, es sei den Auswanderungsspediteuren und ihren Agenten, bei einer Ordnungsbuße bis auf 100 Fr. nebst der Verantwortlichkeit für allen aus der Uebertretung erwachsenden Schaden, untersagt, aargauische Auswanderer zu spediren, oder Auswanderungsverträge abzuschließen, wenn die Auswanderer nicht mit einem von der aargauischen Polizeidirektion auf Bescheinigung der Ortsbehörde hin ausgestellten legalen Reisepaß versehen sind.

— **Solothurn.** (Ein christlicher Auswanderer.) Im „Baselbieter" verkündet ein Solothurner, Urs Locher aus Wiesen, seinen „inhaltsschweren Entschluß", nach Amerika auszuwandern, nimmt von seinen Freunden salbungsvoll Abschied und erfleht für seine Feinde von oben den „wohlverdienten Lohn ihrer Thaten, der da bestehen wird in zeitlichem Fluch und ewiger Verdammniß."

Deutschland. (Auswanderung.) Aus Kehl wird geschrieben: „In neuester Zeit nimmt die Lust zur Auswanderung nach den überseeischen Ländern wieder bedeutend zu. Während noch vor wenigen Monaten nur einzelne diesen Weg machten, durchziehen jezt wieder ganze Karawanen unser Städtchen, um ihr Glük im fernen Land zu suchen; es sind in der Regel junge Leute beiderlei Geschlechts von 18 bis 30 Jahren, von denen die meisten schon Familienangehörige in Amerika haben. Die Zahl der im Monat Februar dieses Jahres über hier Weggezogenen beträgt 447."

— (Kuriosum) Aus dem preußischen Regierungsbezirk Trier wandern einige Familien nach Aegypten aus.

— Eine Anzahl der von Damian v. Schüz für Peru geworbenen Tyroler Auswanderer, die in Antwerpen eingeschifft werden sollen, ist in Köln von der preußischen Polizei wegen mangelhafter Ausweisschriften zurükgehalten worden.

— **Bremen.** Zu der Expedition per 15. März hatten sich zirka 3000 Auswanderer hier eingefunden, die in 15 Schiffen nach den verschiedenen Häfen der Vereinigten Staaten befördert wurden. Allen Anzeichen nach scheint die diesjährige Auswanderung wieder bedeutend werden zu wollen. Wie immer zu den Frühjahrs-Expeditionen der wohlhabendste Theil der alljährlichen Auswanderung eintrifft, so war es auch in diesem Jahr bis jezt; die Leute machten alle einen äußerst angenehmen Eindruk. Zumeist dem Bauernstande angehörend, waren sie gut gekleidet und von kräftigem Körperbau. Bei hellem Sonnenschein, wie wir ihn in den ersten Tagen der vorigen Woche so erquiklich genossen, zogen sie Alle fröhlich und wohlgemuth von dannen. Wenn die munteren Burschen, mit bunten Sträußen von gemachten Blumen an Müzen und Hüten, in blauen Blousen und mit ihren „Mädels" Arm in Arm singend durch unsere Straßen zogen, dachten wir mehr als ein Mal: „Die Staaten der Union, wohin solche Kräfte ziehen, können sich glüklich preisen, denn mit ihnen müssen sie gedeihen!"

(D. Ausw.-Ztg.)

Norwegen. In der Gegend von Drontheim nimmt die Auswanderung nach Kanada sehr zu.

Türkei. Die türkische Regierung hat ein Dekret erlassen, demzufolge sie bemüht ist, auch das Reich des Sultans des Segens der Auswanderung theilhaft zu machen. Folgendes sind die wichtigsten Bedingungen dieses Dekretes: Die beiden ersten Artikel besagen, daß die Kolonisten dem Sultan den Unterthaneneid leisten müssen und allen Gesezen des Staates unterworfen sind. Im dritten Artikel wird die Religionsfreiheit garantirt und den Kolonisten an jenen Orten, wo die christlichen Gotteshäuser entweder nicht zureichen, oder noch gar nicht vorhanden sind, das Erbauen von Kirchen gegen eine einzuholende Bewilligung gestattet. In den Artikeln 4, 5, 6 und 7 wird den Kolonisten guter fruchtbarer Boden unentgeldlich zugesagt und den in Rumelien sich Ansiedelnden auf 6, den nach Asien Wandernden auf 12 Jahre jede Entrichtung von Abgaben, so wie die Militärpflichtigkeit und die Zahlung des Militärquivalents erlassen; nach Verlauf dieser Zeit aber haben sie alle Leistungen wie die andern Einwohner des Staates zu tragen. Die Artikel 8 und 9 besagen, daß die verliehenen Gründe 20 Jahre unveräußerlich sind und daß im Falle einer vor Ablauf von 20 Jahren stattfindenden Abreise des Kolonisten dieselben nebst den erbauten Baulichkeiten an die Regierung zurükfallen. Nach Artikel 12 sollen Kolonisten, welche sich Verbrechen oder schlechtes Betragen zu Schulden kommen lassen, aus dem Reiche fortgewiesen werden. Artikel 13 bestimmt, daß, da den Kolonisten ein ihren Mitteln, ihrer Familie und ihrem Geschäfte entsprechender Grundantheil verliehen werden soll, zuvor Register über alle diese Verhältnisse an die im Auslande befindlichen ottomanischen Gesandtschaften und Konsulate eingereicht werden sollen, und es wird einstweilen festgesezt, daß jede Familie ein Kapital von 60 Medjidis in Gold (zirka 1350 Franken) haben müsse. Der lezte, 14. Artikel sezt fest, daß 2 Monate vor der Abreise der betreffenden Familie dieselbe durch den Kanal der im Auslande befindlichen türkischen Konsulate angemeldet werden muß, damit der nöthige Grund angewiesen werden könne und alles bereit sei, den Einwandernden die Mittel zur Reise in's Innere des Landes zu geben. (Nun, das wäre Alles recht schön; aber die türkische Regierung wird erst einige Jahre lang zu beweisen haben, daß sie im Stande ist, christliche Einwanderer zu beschüzen und ihnen ihre Versprechungen zu halten.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Als der Senat in Washington beschloß, daß Minnesota als Staat in die Union aufgenommen werden solle, strich er eine Klausel in der bisherigen Territorialverfassung, wonach man Einwanderer in Ausübung des Stimmrechtes beschränken wollte.

— Im Süden und Westen der Vereinigten Staaten erwartet man hohe Zuker- und Salzpreise. Die Zukerernte ist schlecht ausgefallen und die Salzminen Englands sind ebenfalls im vorigen Jahre nicht ergiebig gewesen.

— Die New-Yorker Staatszeitung ist vom New-Yorker Postamte ersucht worden, darauf aufmerksam zu machen, daß die Hauptursache, warum so viele von Deutschland kommende Briefe nicht an ihre Adresse gelangen, der Umstand ist, daß die meisten deutschen Briefe mit Siegellak versiegelt sind. Wenn die Briefe zusammengepakt sind und auf der Reise durch irgend einen Umstand der Lak erweicht wird, so können die Briefe nicht von einander genommen werden, ohne daß Gefahr vorhanden ist, daß die Adresse des einen oder andern Briefes der Art verlezt wird, daß sie unkenntlich bleibt. Erst kürzlich war auf einer Menge von Briefen, die ohne Zweifel nach Milwaukie bestimmt waren, von der Adresse nichts weiter zu lesen als das „kie."

— (Brüken in Amerika.) Amerika zeichnet sich durch seine großartigen Brükenbauten aus. Die Hängebrüke unterhalb der Niagara-Fälle, von einem Deutschen, Röbling, ausgeführt, gehört zu den Wundern der Welt. Röbling wird auch die großartige Brüke über den Ohio bei Cincinnati ausführen. Bei Davenport ist der Mississippi durch eine ungeheure Brüke überbaut. Die Brüke der Grand-Trunk- und Montreal-Eisenbahn wird die längste und die kostspieligste in der Welt. In St. Paul (Minnesota)

soll eine 1300 Fuß lange Brüke über den Mississippi gebaut werden, die auf 9 Pfeilern ruhen wird. Der höchste dieser Pfeiler wird 45 Fuß über hohen Wasserstand sein, so daß auch die größten Boote ohne Schwierigkeit unter der Brüke passiren können. Die größte der Entfernungen zwischen den verschiedenen Pfeilern wird 220 Fuß betragen, hinreichend, um die größten Holzflöße mit Leichtigkeit hindurch zu lassen. — Das großartigste Projekt aber ist die Ueberbrükung des Eastrivers zwischen New-York und Brooklyn, wofür sich bereits eine Gesellschaft gebildet und um dessen Genehmigung bei der Gesezgebung petitionirt hat. Weitere Projekte sind die Brüke über den Niagara bei Buffalo und bei Detroit über den Detroit-Fluß.

— (Telegraphisches.) Eine telegraphische Depesche, von St. Johns, Newfoundland, nach Washington, also über 2000 Meilen weit, abgesandt am 26. Januar, 11 Uhr Vormittags, kam in Washington desselben Tages um 10 Uhr 56 Minuten, also scheinbar 4 Minuten vor der Abgangszeit an.

— Washington. Buchanan wäre jüngst beinahe vergiftet worden. Er und 30 andere Personen hatten im Nationalhotel Wasser aus einem Behälter bekommen, in das sich durch Hausgift vergiftete Ratzen gestürzt hatten.

— New-York. (Einwanderung.) Nach dem lezten Monatsberichte des Agenten der deutschen Gesellschaft in New-York landeten daselbst im Monat Januar im Ganzen 5850 Personen, worunter 2351 Deutsche, 1618 Irländer, 1092 Engländer, 242 Franzosen, 53 Schweizer ꝛc. — Von den Deutschen waren 790 Personen über Bremen gereist; 972 kamen von Havre, 260 von Liverpool, 235 von Hamburg, 193 von London, 14 von Antwerpen.

Im Januar 1852 landeten in New-York 3426 Deutsche.
" " 1853 " " " 1917 "
" " 1854 " " " 8275 "
" " 1855 " " " 3411 "
" " 1856 " " " 548 "

— Ohio. Im „Deutschen von Holmes" steht, daß in Cincinnati ein Schweizer-Ansiedlungsverein gegründet wird, welcher bezweckt, im Nordwesten der Vereinigten Staaten gutes und günstiges Land zu erwerben, um es dann nach den Bestimmungen des Ansiedlungsplans zu verloosen und zu verkaufen. Wer Mitglied werden will, hat wenigstens eine Aktie zu kaufen, die bis zum 1. Mai 1857 um 15 Dollars erhältlich ist, von da bis zum 1. Juli 10 und von da bis zum Abschlusse des Landankaufs 25 Dollars kostet. Eine Aktie berechtigt den Inhaber zu je zwei Stadtlotten, oder zu einem dem Werthe derselben gleichkommenden Stüke Pflanzland außerhalb der Stadtgrenze. Will ein Aktionär mehr Farmland haben, so erhält er solches vom Verein zum Kostenpreise, jedoch nicht mehr als 160 Aker. Mehr als zwei Aktien kann kein Mitglied besizen. Erbrecht vorbehalten. Die Aktionäre erwählen eine weitere und engere Verwaltung, die zum Theil Bürgschaften zu leisten haben.

— Die Zürcher Freitagszeitung enthält ein im Namen der Schweizer von Sauk-City (Wiskonsin) von J. J. Gujer unterzeichnetes Schreiben, welches vor dem Schweizer Ansiedelungsverein in Cincinnati warnt. Es heißt darin: Auf die durch den Vorsizer der Verwaltung des Ansiedlungsvereins J. C. Christin und den Sekretär desselben Felix Schelling an sie ergangene Einladung, sich zu einem Zweigverein zusammen zu thun, antworteten die in Sauk-City entschieden ablehnend, indem sie sich mit dem Zwek für völlig einverstanden erklären, aber Zweifel ausdrüken, daß er nach dem vorliegenden Plane erreicht werde. Der ganze Plan sei wohl angeblich nur provisorisch, doch seinem Hauptinhalt nach schon als ein definitiver zu betrachten, an dem zu ändern sehr erschwert werde. Schweizerisch sei ja das Unternehmen gar nicht mehr, da auch allen Andern der Zutritt freigestellt werde. Von den Einzahlungen der Aktien wird bemerkt, es sei dabei Alles in ägyptischer Finsterniß gelassen, sowohl was die Größe als die Art und die Zeit der Einzahlungen betreffe; nur das erfahre man, daß man schon bei der Anmeldung 5 Dollars einzahlen müsse, und daß wer nicht vollständig einzahle, alles Eingezahlte verliere. Aus den Bestimmungen über die Landeserwerbungen der einzelnen Aktionäre ersehe man ferner, daß die ärmern Mitglieder den reichern zu wohlfeilem Land verhelfen müssen. Der Rüktritt von der Gesellschaft ist natürlich mit Verlust bedroht, dagegen der Ausschluß ganz in die Hände der Verwaltung gestellt mit einer Scheinappellation an die Konvention sämmtlicher Aktionäre. Die Verwaltung ergänzt sich auch selber, und man erfährt nicht recht, wer sie gewählt hat; und da sie schon bei der Gründung des Vereins definitiv und als selbst sich ergänzendes Organ gewählt worden zu sein scheint, so kommt dies uns auch gar zu spekulativ vor. Die Männer der Verwaltung sind außer dem genannten Präsidenten Christin und Sekretär Schelling: J. C. Appenzeller, zweiter Vorsizer; C. Steinauer, erster protokollirender Sekretär; P. Ludwig, zweiter protokollirender Sekretär; Richard Lüthi, zweiter korrespondirender Sekretär; Joh. Goldenberger (!), Schazmeister; Christian Tuffli, Vertrauensmann; Salomon Bänninger, Vertrauensmann, und Felix Rieder, Vertrauensmann."

— Illinois. Das neue Bankgesez von Illinois ist geeignet, dem Bankschwindel etwas vorzubeugen. Es bestimmt, daß jede neue Bank ein Baarkapital von 50,000 Dollars haben soll, daß alle zur Dekung hinterlegten Bonds nur 10 Prozent unter ihrem Werthe auf dem New-Yorker Geld-Markte zu berechnen sind, daß keine Bank an einem Orte unter 500 Einwohnern zu gründen ist; daß die Banken Geschäfte machen sollen an dem Orte, wo sie bestehen; daß ihnen 10 Prozent Zinsen erlaubt sind; daß sie für ihre Noten, wenn präsentirt, augenblicklich Gold geben müssen; daß, wenn dies verweigert wird, nicht bloß jede einzelne Note, sondern die ganze Summe protestirt werden kann.

— Missouri. Die Gesammtbevölkerung des Staates Missouri soll sich im Jahre 1856 auf etwa 906,044 Seelen belaufen haben, und wird die Zunahme in den lezten fünf Jahren auf 224,300 Seelen geschäzt. Die Zahl der Farbigen wird auf etwa 100,817 geschäzt, darunter 2685 freie Neger.

— Michigan. Im Staate Michigan ist die Fabrikation, der Verkauf und Genuß von Wein, Bier und Cider (Aepfelwein) wieder erlaubt worden, was so viel heißt, als: man hat auch dort eingesehen, daß das vor einigen Jahren erlassene Temperence- (Mäßigkeits-) Gesez unpraktisch und in seinen Folgen verderblich ist, und hat es im Allgemeinen wieder aufgehoben.

— Texas. Der Staat Texas entwikelt sich immer mehr, was namentlich aus der Ausdehnung seiner Schienenwege hervorgeht. So wird jezt die Harrisburgh Eisenbahngesellschaft ihre Bahn von Richmond bis nach Kolumbus fortsezen, wodurch sie Austin bis auf 90 Meilen näher kommt. Es werden dann im nächsten Jahr drei Eisenbahnen im Gange sein, die Austin von 90—110 Meilen nahe kommen.

— (Wilde Aepfel und Trauben.) Nach der „Texas Staatszeitung" sind durch Herrn Corson in Comfort wilde Aepfelbäume entdekt worden, von welchen man sich viel verspricht. Schon vor zwei Jahren sind ganze Wagenladungen solcher Aepfelbäume von Herrn Holekamp, HH. Landa und Andersen von Cureye Creek nach Braunfels gebracht worden. Edle Pfropfenreiser, die auf dieselben gesezt wurden, trieben sehr gut, gingen aber im zweiten Jahre wieder ein. Vor zwei Jahren pflanzte Hr. Benner die Kerne von einem ganzen Buschel solcher Aepfel mit Sorgfalt, theils die reinen Kerne, theils ganze Aepfel-Kerne mit Stüken von Aepfeln. Nichts davon ging auf. Viel mögen an diesem Mißlingen die trokenen Sommer jener Jahre Schuld sein. Viel gerathener scheint es zu sein, die Kerne von gewöhnlichen kultivirten Aepfeln zu pflanzen, mit welchen man seither mehr Glük gehabt hat. Der fragliche wilde Aepfelbaum ist die sogenannte Crab der Amerikaner (pirus coronaris), der fast durch die ganzen Vereinigten Staaten von den nördlichen Seen bis nach Süd-Carolina, Louisiana und durch Texas wild wächst. Es ist ein kleiner Baum von etwa 10—12 Fuß Höhe und mit grünlich gelben, etwas durchscheinenden Früchten, die sehr sauer sind, aber einen lieblichen Geruch haben. Noch wichtiger als Aepfelbäume wäre das Auffinden einer einheimischen edlen Rebe, wie Herr Corulon sie in der „Texas Staatszeitung" beschreibt, hellgrün, beinahe weiß von Farbe, von einem äußerst süßen Geschmak und seinen Aroma, und die an Süssigkeit selbst die Trauben vom Rheine übertreffen. Von einer einheimischen, hellgrünen Traube, die auf der Sonnenseite etwas röthlich gefärbte Beeren bekommt, hat Herr Bennet schon vor vier Jahren Samen gesäet, und wird dieses Jahr wohl die ersten Früchte erhalten. Schnittlinge einheimischer Reben schlagen hier selten an. Vor zwei Jahren hat ein zuverlässiger Weinbauer vom Rhein an der Santa Clara eine Traube gefunden, die nicht, wie die meisten hiesigen Arten, dikschaalige Beeren hat, hellgrün von Farbe ist und erträglich von Geschmak sein soll. Auch er hat von dieser Traube Sämlinge gezogen. Die beste der hiesigen wilden Trauben ist die kleinbeerige schwarze Mountain Grape (Vitus ruplastris). Nach zuverlässigen Zeugen soll die beste einheimische Traube am Tivoli River wachsen.

— (Deutsche Einwanderung.) Im Laufe des verflossenen Jahres sind 999 Personen direkt von Deutschland im Hafen von Galveston eingetroffen, nämlich 516 männliche und 483 weibliche. Von den Männern waren 101 Farmer, 18 Zimmerleute, 11 Schmiede, 15 Schuhmacher, 11 Schneider, 8 Weber und 7 Müller.

— Kalifornien. Ueber das Gefängnißwesen macht der San Francisco „Demokrat" folgende Bemerkungen: „Mittellose Verbrecher werden im Gefängniß mit der Reitpeitsche gepräugelt und müssen auf einem Fußboden schlafen, der einige Zoll unter Wasser steht (!); sie erhalten weder ausreichende Nahrung noch Obdach und Kleidung; die Schließer halten sie lange nach dem Ablauf ihrer gesezlichen Strafzeit im Kerker zurük und üben das veraltete System der Tortur an ihnen aus. Der Doktor, der die Kranken besucht, hat kein Mitgefühl für ihre Leiden; er sezt die Behörden nicht in Kenntniß von ihrer Lage, sondern theilt den Gewinn mit den Gefängnißwärtern, und so wird die Stimme der Menschlichkeit verhindert, sich Gehör zu schaffen. Dieselben Kerkermeister, die den dürftigen Gefangenen, der vielleicht für ein unbedeutendes Vergehen dort ist, so mißhandeln, gewähren dem verhärteten Verbrecher, welchem Mittel zu Gebot stehen, die größtmögliche Freiheit. Sie öffnen ihm des Nachts die Gefängnißthüre, und so ergießt sich ein Verbrecherstrom in unsere Gassen. Haudeinbruch, Diebstahl und Mord sind an der Tagesordnung, und das Gefängniß wird zum Asyl des Verbrechens. Wer kann gegen die Verbrecher im Gefängniß Prozeß anfangen? Was läßt sich gegen sie beweisen, wenn die Kerkerhüter jeden Augenblik zu beschwören bereit sind, daß sie die Nacht unter Schloß und Riegel gelegen haben? ꝛc."

— In Oregon thun die Heuschrecken und Indianer den Ansiedlern großen Schaden.

Kanada. Auf der Torronto-Eisenbahn kamen jüngst durch einen Unglüksfall 70 Personen um's Leben.

Zentralamerika. Walker ist verrathen worden und befindet sich in der bedenklichsten Lage. Er ist zwar noch Herr über Rivas, allein seine Verbindung mit den Vereinigten Staaten ist abgeschnitten. Der Präsident von Costa-Rica verspricht in einer Proklamation Allen, welche die Waffen streken und sich freiwillig ergeben, nicht nur Freiheit, sondern auch noch unentgeltliche Beförderung von Greytown nach den Vereinigten Staaten. Die Ruhe in San Salvador ist wieder hergestellt.

Südamerika. Argentinische Republik. Aus einem Zirkular des argentinischen Konsuls und Auswandererspediteurs Vanderest in Dünkirchen ergiebt sich, daß die argentinische Regierung fürderhin den Einwanderern keinerlei Vorschüsse mehr gewährt. Das hat doch schnell wieder aufgehört!

Australien. Die seit Mitte Novembers 1856 in Melbourne erscheinende deutsche Zeitung schildert die gesellschaftlichen Zustände der Kolonie Victoria folgendermaßen: „Das, was den Ankömmling von London, New-York, Paris oder Hamburg am meisten überrascht, ist das vollkommen zivilisirte Aussehen unserer Hauptstadt. Die regelmäßigen vortrefflichen Straßen sind von meist wohlgebauten Häusern gebildet, viele öffentliche und Privatgebäude haben Anspruch auf architektonische Schönheit, großartige Wasserleitungen und Gaswerke sind angelegt, Equipagen, Cabriolette, Omnibus, Fahr- und Frachtwagen aller Art, Reiter auf schmuken Pferden füllen die Straßen, und die wohlgepflasterten breiten Seitenwege sind von Schwärmen von Fußgängern belebt und geben ein Bild des großstädtischen Lebens irgend einer Metropolis Europa's. Kaufläden aller Art, auf's Eleganteste ausgestattet, mit kostbaren Spiegelgläsern und Dekorationen geschmükt, bieten Alles aus, was der Kunstfleiß beider Welten produzirt. Damen, nach den lezten Pariser oder Londoner Moden gekleidet, spaziren in den Nachmittagsstunden durch die Collins Street und verkändeln in den Läden der Seiden- und Bandhändler, Juweliere und Kuchenbäker, Musikalien- und Buchhändler Geld und Zeit ganz in europäischem Style. Die Herren der Schöpfung gehen indessen den Geschäften mit Eifer und Thätigkeit nach, und die Jagd nach Gewinn wird mit größerer Ausdauer und vermehrterer Anstrengung unternommen als irgendwo in Europa. — Unsere Gesellschaft hat nur wenige Müssiggänger; Jeder hat sein Tagewerk vor sich, und

„„wer essen will, muß arbeiten.““ Die Reichen und Mäßigen sind nicht zahlreich, aber desto häufiger die Reichen und Thätigen. Die Geschäftswuth ist allerdings etwas zu stark entwikelt, aber die Bevölkerung genießt eben so gern, als sie arbeitet. Unsere Bevölkerung hat einen lebendigen Wohlthätigkeitssinn, Hospitäler für Kranke, Asyle für's Alter und Hülfslosigkeit sind reich dotirt, und alle Klassen zeigen stets einen erhebenden Wetteifer, der Armuth und der Noth, die überall und auch in unserm Geldlande ihre Opfer zu finden weiß, abzuhelfen. Großes Lob verdienen besonders unsere Frauen, die durch Bazars und Wohlthätigkeitsvereine unermüdlich thätig sind im Dienste der leidenden Menschheit. Verbrechen sind verhältnißmäßig selten, die Polizei ist vortrefflich organisirt, und die Entdekung und Verhaftung folgt dem Uebelthäter fast immer auf der That. Der hohe Grad von Sicherheit des Lebens und Eigenthums nicht blos in der Stadt, sondern selbst in den Goldfeldern, ist eine erstaunenswerthe Thatsache. — Die öffentlichen Vergnügungen sind zahlreich und wohl unterstüzt. Im Theater Royal, einem schönen neuen Gebäude, dem nur die besten Hoftheater Deutschlands in architektonischer Hinsicht zur Seite gestellt werden können, hat Miß Catherine Hayes und Madame Anna Bishop, Prima Donnen von europäischem Ruf, einer tüchtigen englischen Operngesellschaft Plaz gemacht, und der dramatische Schauspieler G. V. Brooke von London mit einer ebenfalls vortrefflichen Gesellschaft gibt uns Shakespeare's Dramen in vollendeter Form. In Cremorne Gardens unterhalten sich alle Abende Hunderte von Besuchern, und die Arrangements geben dem gleichnamigen englischen Belustigungsorte nichts nach. Die Wissenschaft ist durch eine kürzlich gegründete, reich ausgestattete Universität und durch das philosophische Institut von Victoria vertreten. Die Sizungen des Institutes finden monatlich statt und die Verhandlungen desselben werden auch in Europa Interesse erregen. Auch ein Kunstverein ist soeben gegründet.

Inserate und Anzeigen.

☞ **Abonnements-Einladung.**

Für das mit dem 1. April beginnende zweite Quartal kann auf den

Solothurner Landboten

bei allen Postämtern mit 2 Fr. und in Solothurn bei der Expedition selbst mit 1 Fr. 50 Rp. abonnirt werden. **Die Expedition des „Solothurner Landboten.“**

So eben hat die Presse verlassen und ist bei **C. J. Meisel** in Herisau und **J. M. Wälle** in Lichtensteig, so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Brasilien,

für den deutschen und schweizerischen Auswanderer beschrieben

von

Dr. Ad. Steger.

8. geh. Preis 2 Fr.

Dieses 226 Seiten starke Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste Brasilien im Allgemeinen behandelt und von der Geschichte, Geographie, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen und vorzüglich über die Kolonisation des Landes in gedrängter Darstellung dasjenige bringt, was der Auswanderer von seiner neugewählten Heimath wissen muß, wenn er dieselbe nicht unvorbereitet betreten will. Die zweite Abtheilung beschreibt einläßlicher die südbrasilianischen Provinzen und die dort bestehenden deutschen und schweizerischen Kolonien und wird daher besonders dem Auswanderungslustigen, der sich nicht schon für die eine oder andere Kolonie entschlossen hat, zur Lösung der Frage behülflich sein, welche derselben er zu seinem künftigen Wohnort wählen soll. Aber nicht nur dem Auswanderer empfehlen wir dieses Schriftchen, sondern wir wünschen ihm einen ausgebreiteteren Leserkreis. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß es das Seinige dazu beitragen wird, manches grundlose Vorurtheil und ungerechtes Mißtrauen, das immer noch, wenn auch nicht in dem Grade wie früher, gegen die Auswanderung nach Brasilien kämpft, durch Belehrung zum Schweigen zu bringen.

Feuilleton.

Oakatibbe.

(Aus „Wigwam und Hütte“. Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

Erstes Kapitel.

Es war im Jahre 182., daß ich zuerst die großen südwestlichen Thäler bereis'te, und Umstände sowohl wie mein eigenes Verlangen veranlaßten mich die Nation der Choktaws zu besuchen, die in jener Zeit den größten Theil des Raumes einnahm, der unter der Grenze von Tenessee zwischen den Flüssen Tombigbee und Mississippi und ziemlich so weit unten als die Stadt Jalson lag, damals wie jezt die Hauptstadt des Staats. Mehrere Wochen hielt ich mich in jener Gegend auf und die Tage entflohen mir schnell genug; der Leser darf aber ja nicht glauben, daß Reisen in jener Zeit eine Kleinigkeit war, im Gegentheil, mir kam es immer mehr wie Arbeit als Vergnügen vor, und dabei waren die Straßen schlecht oder existirten eigentlich gar nicht, denn den einen breiten Militärweg ausgenommen, den General Jakson von Tennessee nach dem See Ponchartrain hatte durch den Wald schlagen lassen, war gar Nichts, was ein Weg genannt werden konnte, sondern höchstens nur indianische Fußpfade und zwar, wie ich zu meinem Schaden erfahren mußte, bloß scheinbar dazu angelegt den Reisenden irre zu führen.

Manchmal liefen diese unvermeidlichen „traeks“ in Sümpfe, dann konnte Eure künftige Bahn auf der Erde nur durch eine sehr sorgfältige Beobachtung des Firmaments oben gefunden werden, und es läßt sich denken, daß diese Art Fortrüken so wenig erbaulich als zwekmäßig war. Dennoch hatte auch dieß sein Anziehendes.

Dem jungen elastischen Geist gewähren gerade die ihm in den Weg geworfenen Hindernisse neuen Reiz. Katzenartig über einen Stamm zu klettern, einen Fluß zu durchschwimmen, sich mit einem Indianer auf seine eigene Art zu unterhalten, die Bedenklichkeiten bei jeder neuen Kreuzbahn sind Alles Sachen, die man in zivilisirten Ländern nicht kennt und die deshalb gerade Manchen anspornen sie aufzusuchen.

Gegen Abend, an einem rauhen und unfreundlichen Novembertag, kam ich denn an die noch neuen, aber noch sehr roh aufgerichteten Plantagengebäude des Colonel Harris. Dieser hatte sich erst kürzlich aus einem der mütterlichen dreizehn Staaten hier nach Mississippi hergezogen, und sein Land dicht neben dem Choktaws-Stamm genommen. Statt des prachtvollen Wohngebäudes, das jezt seine Pflanzung ziert, stand aber damals nur ein sehr roh aufgerichtetes Blothaus dort, das ihm, da er seine Familie noch nicht hatte nachkommen lassen, zum temporären Aufenthalt diente.

Die Bäume waren, um seiner ersten Ernte Raum zu geben, nur im vorigen Winter getödtet worden, und es giebt nichts Traurigeres auf der Welt, als eine solche neue Ansiedelung, inmitten der düstern Waldung, an einem kalten, unfreundlichen Novembertag zu betreten. Die frische ausgespaltene Fenz an sich ist ein trauriges Schauspiel, und die hohen ringsum eingehauenen Bäume, noch stolz aufgerichtet, aber todt, bringen bei dem Wanderer fast dieselbe Wirkung hervor, die er empfinden würde, wenn er über ein Schlachtfeld ginge und sähe dort die noch unbegrabenen Leiber von Mann und Pferd.

Colonel Harris Fenzen waren niedrig, aber von großem Umfang, und kaum genügend die Heerde aus den Feldern zu halten. Von den Gebäuden war das anständigste die Maikrippe, und die Negerhütten bestanden wie sein eignes Wohnhaus nur aus schnell aufgerichteten und mit Rinde und Fichtennadeln bedekten Stämmen. Es kam hier wirklich Alles zusammen, bei dem Wanderer auch das geringste Gefühl von Behaglichkeit zu vernichten; auf das Angenehmste ward ich aber überrascht, als mich der freundliche Wirth selbst empfing. Bald übersah und vergaß ich alle Mängel und Unbequemlichkeiten, und fühlte mich ganz wie zu Hause. Ich hatte dem Colonel Harris Briefe gebracht und in kaum zehn Minuten waren wir in unserer freundschaftlichen Unterhaltung vollständig unter Segel.

Unser Gespräch lenkte sich bald, wie das bei dem westlichen Ansiedler stets der Fall ist, auf Landeserzeugnisse und Ernte. Hierzu kam aber noch ein anderer Umstand, denn als ich mich seiner Plantage näherte, hatte etwas, über das ich mir seine Aufklärung erbat, meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Ich hatte nämlich mitten unter seinen Negern, als Arbeiter im Baumwollenfeld, eine große Anzahl meist noch junger Indianer beiderlei Geschlechts gesehen, die emsig beschäftigt waren die Baumwolle einzusammeln.

Die Ernte war eine sehr günstige gewesen und der Colonel hatte, wie das in dem fruchtbaren Lande des Westens nicht selten der Fall ist, nicht Arbeiter genug gehabt sie einzusammeln. Der Pflanzer dort weiß sich aber in diesem Falle gewöhnlich zu helfen; denn er kauft dafür aus dem nördlichen weniger gesegneten Staaten neue Neger, die er nachher, wenn die Ernte vorüber ist, frisches Land urbar machen läßt; glaubt er sie das nächste und die folgenden Jahre gleich fruchtbar, so wird das Spiel wiederholt und der Pflanzer erweitert dabei mit jedem Jahre seine Pflanzung bedeutend. Das aber ist auch die Ursache, daß jene südlichen Spekulanten dadurch so oft ihrem eigenen Verderben entgegen gehen; sie kaufen auf Kredit und zu ungeheuren Preisen jene Sklaven und sind nachher nicht im Stande ihren Verpflichtungen nachzukommen; ein leichtsinniger Bankerott ist die gewöhnliche Folge. Colonel Harris Ernte war dieser Art gewesen. Anstatt aber neue Neger zu kaufen, hatte er den Versuch gemacht die benachbarten faulen Choktaws für sich zu gewinnen, und ihnen angeboten, sie mit allwöchentlicher Zahlung ihres Lohnes zu miethen. Die Aussicht auf Gewinn veranlaßte die hungernden Abkömmlinge jener edlen Race bald seinem Wunsche zu genügen, und etwa 45 von ihnen hatten sich gleich darauf eingefunden sich der leichten Arbeit des Baumwolleneinsammelns zu unterziehen. Abends brachten sie das Gesammelte zum Haus, wo es der Eigenthümer in Empfang nahm und wog, und der Abend, an welchem ich kam, ein Sonnabend, war dazu bestimmt die ganze wöchentliche Arbeit aufzusummiren und zu belohnen.

Dieß natürlich ließ sie sich Alle sehr pünktlich einfinden, und höchst belustigend war es das Interesse zu beobachten, mit dem all diese dunkeln Augen den Colonel Harris betrachteten, als dieser sein Notizbuch herausnahm und seine Rechnungen begann. Ein alter Indianer besonders, der, wenn er auch selbst nicht mehr arbeiten konnte, doch die Interessen seines Weibes und zweier Töchter vertrat, pflanzte sich gerade hinter den Gentleman und beobachtete mit immer wachsender Aufmerksamkeit die für ihn allerdings hieroglyphischen Zeichen des kleinen Buches.

Indessen standen die Squaws mit ihren Körben gleich aufmerksam und gespannt, dennoch aber in höchst lobenswerther Gemüthsruhe, und den Hintergrund bildeten die breiten grinsenden Gesichter der Neger. Viele Indianer waren gegenwärtig, die nicht gearbeitet hatten, noch Arbeit suchten, diese gehörten aber nicht zu der Gesellschaft, sondern krochen nur vorsichtig darum herum und beobachteten mit ähnlichem Interesse ihre Weiber und Kinder, als ungefähr der Adler fühlt, wenn er den nach Beute suchenden Fischfalken bewacht und nur den Augenblik abwartet, wo dieser seinen Raub wirklich erlangt hat, um ihm denselben schnell wieder abzujagen.

Gegen diesen Familienraub gab es keine Hülfe; den Geiern gleich warfen sich diese gierigen Söhne der Wildniß auf ihre Angehörigen, ihnen den sauer verdienten Lohn zu entreißen, um ihn dann in eine gewisse Quantität Whiskey, Tabak und Pulver und Blei zu verwandeln.

Gestattete ihnen aber ihr Brotherr, wie dieß der Fall mit Colonel Harris war, keinen Whiskey, so ließen sie sich das baare Geld dafür geben und eilten damit in eine dieser Pesthöhlen, einen Grogladen, welche englische Zivilisation stets bereit ist als ihre Flagge und Attribut in neuen Ansiedlungen jeder Kolonie zu pflanzen.

Man kann sich denken, wie dieser Versuch, den indianischen Karakter und seine Angewöhnungen zu ändern, mich interessirte, denn als ein bloßer Versuch mußte es noch angesehen werden, da dieß die erste Woche war, welche sie gearbeitet. Konnte es möglicherweise gelingen, daß eine stolze in sich verschlossene wanderlustige Race je, und sei es auch allmälig überredet werde, ihrem wilden und ungeregelten Leben durch Aufsicht auf Lohn zu entsagen, konnte sie für eine ganze Jahreszeit durch regelmäßige, wenn auch leichte, Arbeit an ein und dieselbe Stelle gefesselt werden, die ihrem nomadenartigen Jagdleben doch so entsezlich monoton und ermüdend vorkommen mußte? Das waren Alles Fragen, die mich interessirten und die ich beantwortet zu haben wünschte.

Hierin war aber Colonel Harris noch eben so in Unwissenheit, als ich selbst. Dennoch hatte er die besten Hoffnungen und schien fast überzeugt zu sein, die indianische Race durch eben diesen Einfluß, den eine leichte und regelmäßige Arbeit auf sie übte, der Zivilisation gewinnen zu können. Daß Arbeit der erste Schritt dazu war, gab ich zu, wie sie aber dazu zu bringen, war die Frage.

„Sie können überredet werden“, war seine Meinung. „Geld, der Gott der Weißen, ist auch der ihrige; sie thun Alles für Geld. Sehen Sie jene dort im Feld? Dort sind sie seit dem Montag Morgen gewesen, und das so geschäftig wie heute.“

„Wie lange wird das aber anhalten?“

„So lange ich sie bezahle.“

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 15. | Samstag den 11. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

„Der Kolonist"

ladet hiemit freundlich zum Abonnement auf das zweite Quartal laufenden Jahres ein.

Der „Kolonist" ist jezt die einzige schweizerische Auswanderungszeitung und bespricht als solche sowohl die allgemeinen Verhältnisse der Auswanderung, als er namentlich Mittheilungen über die sämmtlichen Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" erscheint wöchentlich ein Mal in großem Format, und kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz.

Bestellungen **bis Ende dieses Monats** nehmen alle Postbüreaux an, so wie

Die Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Schweizerische Gesezе über das Auswanderungswesen.

II. Basselstadt.

Gesez über Auswanderungs-Agenturen.

(Vom 2. Oktober 1854.)

Der Große Rath des Kantons Basel-Stadt hat in Betracht, daß es erforderlich sei, in Betreff der Auswanderungs-Agenturen gesezliche Bestimmungen zu erlassen, angemessen erachtet, zu beschließen wie folgt:

§. 1. Ohne Bewilligung der Regierung ist Niemand gestattet, im Kanton Basel-Stadt auf eigene Rechnung oder im Namen eines Andern Auswanderungsgeschäfte zu betreiben.

§. 2. Diese Bewilligung soll nur an Solche ertheilt werden, die in bürgerlichen Rechten und Ehren stehen, eines unbescholtenen Leumdens genießen und eine Real- oder Baarkaution von 8000 Fr. geleistet haben.

§. 3. Ein solcher Auswanderungs-Agent ist dem verletzten Auswanderer, seiner Familie oder Gemeinde auf alle Klagen, die aus der Nichterfüllung des Vertrags herrühren, vor dem hiesigen Richter verantwortlich.

§. 4. Die ertheilte Bewilligung kann jeweilen vom Kleinen Rath zurükgezogen werden.

§. 5. Der Kleine Rath ist mit der Ausführung dieses Gesezes beauftragt und wird zu diesem Behufe die nähern Bestimmungen in einer Verordnung erlassen.

Gegeben Basel den 2. Oktober 1854.

Im Namen des Großen Raths,
Der Präsident:
Dan. Heußler-Iselin.
Der Rathsschreiber:
Em. Schneider.

Verordnung über Auswanderungs-Agenturen.

(Vom 27. Januar 1855.)

Wir Bürgermeister und Rath des Kantons Basel-Stadt haben in Ausführung des §. 5 des Gesezes vom 2. Oktober 1854 über Auswanderungs-Agenturen angemessen erachtet folgendes zu verordnen:

Allgemeine Bestimmung.

§. 1. Vom 1. März 1855 an ist Niemand gestattet in dem hiesigen Kanton auf eigene Rechnung oder im Namen eines Andern Auswanderungsgeschäfte zu betreiben, ohne hiezu eine Bewilligung des Kleinen Rathes erhalten zu haben.

§. 2. Unter Betreibung von Geschäften ist nicht nur verstanden der Abschluß von Transports- und Ueberfahrtsverträgen im hiesigen Kanton selbst, sondern auch das Halten von Unteragenten in demselben, um Auswanderungstransporte zu sammeln oder einzelne Auswanderer von hier aus weiters zu befördern u. s. w.

Solche Agenten, die bloß mit Auswanderungstransporten hier durchpassiren, ohne ein Domizil für sich und ohne einen Unteragenten hier zu halten, sind zwar an keine Bewilligung gebunden; sie haben sich aber hier bei vorkommenden Streitigkeiten dem hiesigen Richter zu unterwerfen, wo dann ihr gewöhnliches Absteigquartier als ihr Domizil angesehen wird.

Bewerbung um die Bewilligung.

§. 3. Wer sich um eine Bewilligung bewerben will, hat sich bei der Polizeidirektion anzumelden und daselbst darzuthun, daß er den in §. 2 des Gesezes enthaltenen Erfordernissen genügen könne.

Ferner muß derselbe einen bestimmten Wohnsiz (Domizil) innerhalb des Kantons angeben sowie die Absteigquartiere benennen, in welchen er die von ihm weiter zu befördernden Auswanderer in der Regel unterbringen will.

Will eine Auswanderungs-Agentur ihre Geschäfte durch einen oder mehrere Unteragenten, Transportführer und andere Angestellte in dem hiesigen Kanton betreiben, so müssen solche ebenfalls der Polizei namhaft gemacht und über den Leumden derselben Ausweise gegeben werden.

Dasselbe ist bei jedem Wechsel dieser Angestellten und bei jeder Aenderung des Domizils und der gewöhnlichen Absteigquartiere zu beobachten.

§. 4. Die Polizeidirektion wird über die Begehren um Betreibung von Auswanderungsgeschäften an den Kleinen Rath Bericht erstatten, worauf derselbe nach Erwägung der Umstände die Bewilligung ertheilt oder das Ansuchen von der Hand weist.

§. 5. Jede derartige Bewilligung ist durch das Kantonsblatt bekannt zu machen, und es hat sich der Betreffende jedenfalls in das Ragionenbuch einzuschreiben. Dieser Bekanntmachung sind die Namen derjenigen Unteragenten beizufügen, welche von der Auswanderungs-Agentur Vollmacht zur Abschließung von Verträgen erhalten haben. Ein jeder dieser Agenten und Unteragenten hat für die Bewilligung eine Kanzleigebühr von 10 Fr. zu entrichten.

Jede nach §. 4 des Gesezes erfolgte Entziehung der Bewilligung und jedes freiwillige Aufhören einer Agentur ist ebenfalls durch das Kantonsblatt bekannt zu machen.

Kaution.

§. 6. Bevor die Bewilligung dem Petenten ausgehändigt und publizirt wird, muß die laut §. 2 des Gesezes geforderte Baar- oder Real-Kaution von 8000 Fr. bei der Staats-Kassa-Verwaltung hinterlegt werden.

Für Real-Kaution werden nur hiesige Staatsobligationen oder andere der Staats-Kassa-Verwaltung genehme hiesige Titel angenommen.

Baar-Kautionen werden jährlich mit 3% verzinst.

§. 7. Diese Kaution haftet für Entschädigungsansprüche, welche hier eingeklagt werden, so wie auch für alle Strafen und Kosten, die der Agentur durch Nichtbeobachtung derjenigen Vorschriften erwachsen könnten, welche in gegenwärtiger Verordnung enthalten sind.

Beim Aufhören einer Agentur soll bei der Bekanntmachung im Kantonsblatt (siehe §. 5 Schluß) zugleich ein Termin von neun Monaten zur Meldung für allfällige Ansprüche festgesezt werden. Nur wenn binnen dieser Zeit keine Meldung erfolgt, so ist die Kaution herauszugeben.

Kontrole.

§. 8. Alle hier konzessionirten Auswanderungs-Agenten müssen (soweit die Verträge hier abgeschlossen

worden) auf jeweiliges Begehren, der Polizei oder dem allfällig hier aufzustellenden eidgenössischen Kommissär oder dem kompetenten Gerichte Folgendes vorweisen können:

1) einen schriftlichen Vertrag mit dem betreffenden Auswanderer (§. 8.);
2) ein gebundenes mit fortlaufenden Seitenzahlen versehenes Buch, worin ein genaues Verzeichniß (Kontrole) aller von ihnen beförderten Auswanderer, deren Tauf- und Familiennamen, ihr bisheriger Wohn- und Heimathort, Tag, Ort und Summe des abgeschlossenen Vertrags, Route und Bestimmungsort der Reise, Tag der Abfahrt vom Seeplaz enthalten sein muß.

Vertrag.

Ein Vertrag mit einem jeden Auswanderer soll außer den in dem erwähnten Verzeichnisse (siehe §. 8) enthaltenen Rubriken noch in sich fassen:

a. Die nähere Uebereinkunft über die Verköstigung und Verpflegung während der Land- und Seereise, sowie über die Beförderung und Versicherung des Gepäks.
b. Die Benennung eines bestimmten Seehafens, die Angabe der Abfahrtszeit, die nähere Bezeichnung der Schiffsgelegenheit, des bedungenen Raumes u. s. w.
c. Bestimmungen von Schadenersazpflicht in Fällen verzögerter Abfahrt; eben so die Verpflichtung der Agenten, sich bei entstehendem Streite dem schiedsrichterlichen Spruche des nächsten schweizerischen Konsuls unbedingt zu unterwerfen, wenn nicht der Auswanderer vorzieht, sich an die ordentlichen Gerichte zu wenden.

Die Verträge müssen doppelt und gleichlautend ausgefertigt sein und es soll ein Exemplar dem Auswanderer eingehändigt weden. Das andere Exemplar ist von der Auswanderungs-Agentur sorgfältig aufzubewahren.

Strafbare Handlungen.

§. 10. Wenn der Polizei oder einer andern kompetenten Behörde zur Kenntniß gelangt, daß bei diesen Verträgen betrügerische Handlungen vorkommen oder daß von Auswanderungs-Agenten oder ihren Angestellten wissentlich flüchtige Verbrecher, Ausreißer, betrügerische Schuldner oder Personen, welche ihre Familien hilflos verlassen (§. 48 des korrekt. Gesezes), weiter befördert werden, so sollen die Fehlbaren dem kompetenten Strafrichter verzeigt werden.

Polizeiübertretungsstrafen gegen konzessionirte Agenten.

§. 11. Wenn Agenturen, welche mit gehöriger Bewilligung versehen sind, Auswanderer ohne Verträge weiters befördern oder wenn sie die Führung des vorgeschriebenen Verzeichnisses unterlassen, so sind sie von dem Polizeigerichte mit 20 — 100 Fr., und wenn sie sich gegen die übrigen Bestimmungen dieser Verordnung verfehlen, mit einer solchen von 5 — 50 Fr. zu belegen. Es kann bei erschwerenden Umständen auch auf Entziehung der Bewilligung erkannt werden.

Strafe gegen Winkelagenten.

§. 12. Wer ohne erhaltene Bewilligung sich im hiesigen Kanton mit Auswanderungsgeschäften im Sinne des §. 1 gegenwärtiger Verordnung befaßt, soll mit einer Buße von 20 — 100 Fr. für jede von ihm beförderte Person belegt werden, womit Gefängnißstrafe bis 8 Tage und Wegweisung bis auf 3 Jahre verbunden werden kann. Allfällige Büreaux, die für diese Zwecke errichtet worden, sind sofort polizeilich zu schließen.

Bekanntmachung.

§. 13. Sowohl das Gesez vom 2. Oktober 1854 als die gegenwärtige Ausführungs-Verordnung sollen in jedem hiesigen Auswanderungsbüreau an deutlich sichtbarer Stelle angeschlagen werden.

Also gegeben in Basel den 27. Januar 1855.

Bürgermeister und Rath des Kantons Basel-Stadt.

Der Amtsbürgermeister:
Sarasin.

Der Staatsschreiber:
G. Felber.

Der Zeitungslärm über die Kolonie Vergueiro.

Unsere Leser werden wohl begierig sein zu vernehmen, was wir über die gegenwärtig zirkulirenden trübseligen Gerüchte aus den Parcerialkolonien in San Paulo sagen werden, um derentwillen sogar der schweizerische Hauptagent dieser Auswanderungsgelegenheit sich veranlaßt gesehen hat, die betreffende Spedition für einstweilen einzustellen. Nun wir wollen darüber berichten, was wir aus zuverlässigen Quellen wissen; das Endurtheil mögen aber unsere Leser verschieden, bis einmal Dr. Heußers Berichte angelangt sind.

Seit einiger Zeit hat die Jahrelang bestandene Einigkeit zwischen Herrn Vergueiro und seinen Kolonisten eine ziemliche Störung erlitten. Die Unzufriedenheit war gegenseitig und es wird wohl auch die Schuld nicht bloß auf der einen Seite liegen. Die Hauptklage der Kolonisten betrift die Rükzahlung der Vorschüsse an Vergueiro und an die Heimathgemeinden, wozu sie sich doch in ihren Verträgen ausdrüklich verpflichtet haben. Dagegen lehnen sie sich nun auf, seit Lehrer D. auf der Kolonie angekommen ist und nicht alle seine überspannten Erwartungen befriedigt gefunden hat. (Wie das so chimärischen, in Lüften schwebenden Schulmeistern zu geben pflegt. Unser Kopfschütteln bei der seiner Zeit mit Jubel begrüßten Acquisition dieses Führers in's gelobte Land hat sich sehr bewahrheitet.) Aber nicht nur der unzufriedene getäuschte Lehrer D. stiftete die Leute auf, sondern es fanden sogar von der Schweiz aus Hezereien statt, wie die angehobene gerichtliche Untersuchung ergeben hat. Thatsache ist, daß es den früher so zufriedenen Paceriakolonisten Vergueiros nie eingefallen wäre zu revoltiren, wenn sie nicht aufgewiegelt worden wären. Es ist auch klar, vier Fünftheile davon hatten zu Hause nichts zu beißen und zu brechen und in San Paulo leben sie im Ueberfluß, treiben sogar Luxus. An ihre Schulden werden sie nicht gemahnt; es liegt auch gar nicht im Interesse der Herren, daß die Kolonisten sich schuldenfrei machen und dann ihnen den Dienst aufkünden können. Nun die Leute werden auch wieder zur Vernunft kommen und den Hezern wird man das Handwerk legen.

Deßwegen, weil in den Parcerialkolonien vorübergehende Unruhen stattgefunden haben, kann man nur allenfalls zeitweilig die Auswanderung nach denselben abrathen, mit nichten aber vor der Auswanderung nach Brasilien im Allgemeinen warnen; denn aus den freien Kolonien Südbrasiliens kommen fortwährend die besten Berichte.

Mormonen in Zürich.

Das neueste Heft der zu Berlin erscheinenden „protestantischen Kirchenzeitung" rühmt sehr ein Referat über das Sektenwesen in der Schweiz, das Hr. Helfer Heß beim Großmünster in Zürich in der Pastoralgesellschaft gehalten hat. In derselben sind auch die Mormonen erwähnt:

Der Hauptsiz der Mormonen in der Schweiz ist Genf. Dort erscheint auch das Organ der Sekte: „Der Darsteller der Heiligen der lezten Tage", bis dahin in einem Jahrgang von 11 Nummern vorhanden, zu dessen Forterhaltung der „Präsident" und Redaktor J. L. Smith in bestem Buchhändlerstyl auffordert: „Die Geschäftsträger möchten jede Anstrengung machen, die Zahl der Abonnenten zu vermehren, damit ein zweiter Band erscheinen könne." — In Zürich halten die Mormonen seit Kirchweih 1855 ihre Zusammenkünfte in einem Saale zum „Großen Erker". Sie versammeln sich häufiger als jede andere Sekte: Sonntag Vormittags von 8, Nachmittags von 2 Uhr an, also in den hier gewöhnlichen Gottesdienststunden der Landeskirche, dann aber auch Donnerstag Abends und, was noch bedenklicher scheint, Nachts von halb 9 Uhr an. Doch auch dabei hat die still zusehende Polizei und Sittenbehörde noch keinen Unfug gefunden. Wer zu der Sekte tritt, wird besonders getauft, und diese Taufe geschieht Sonntag Nachts zwischen 8 und 9 in der Werdmühle in einem Arm der Sihl. Aber auch dabei wird der hier einmal absolut unumgängliche Anstand gewahrt, wie man hört mittelst einer Art von Saf. Sie haben einen Vorstand, den sie „Kirchenrath" nennen, bestehend aus einem Präsidenten (hier ist es ein Kantonsbürger, Säger in der Werdmühle), einem Priester und einem Aeltesten. Dieser Vorstand hat die Gewalt zu exkommuniziren, die sie hier schon mehrmals angewendet haben. Ihre Prediger sind zwei junge Leute, die Brüder Bonelli aus dem Thurgau, von denen einer ein Jacquardweber, der andere Flachmaler ist. — Der Herr Referent hat mehrere dieser Leute persönlich kennen zu lernen gesucht und kann Gieseler's Urtheil über die Mormonen in Europa vollkommen bestätigen. „Die Meisten hoffen ihre traurige Lage zu Hause mit Ueberfluß und Glük im gelobten Lande zu vertauschen." Dieß gelobte Land liegt dießmal am Salzsee, woher das neue Evangelium in Form einer Zeitung „The Deseret (Honigbiene) News. Great Salt Lake City" namentlich durch Versprechen von Mitteln zur Auswanderung lokt. Auch hier ist der Verlokten Sinn wenig auf himmlische Dinge, vielmehr auf recht irdische gerichtet; diese stehen mindestens in erster Linie. Sie haben daher auch viel Streit unter einander, freilich nicht in der Versammlung, wo es auch sofern anständig zugeht, aber nach und selbst neben der Versammlung, und Manche haben sich schon bitter gegen Andere beklagt, daß sie seit ihrem Beitritt in ihrer Oekonomie mehr rükwärts wie vorwärts gekommen seien, worauf doch vor Allem spekulirt war.

Ihr Bekenntniß enthält zwar den Saz: „Wir glauben, daß die Bibel das Wort Gottes ist," aber mit der Modifikation, „so weit deren Uebersezung getreu ist," dann aber auch noch den überraschenden Zusaz: „wir glauben aber auch, daß das Buch Mormon das Wort Gottes ist." Das Glauben an das zweite Wort wird jedoch am schwierigsten sein, denn die Geschichte des Buches Mormon ist so abgeschmakt, daß es viel Unverstand braucht, um ihr irgendwo in Europa den mindesten Glauben ernstlich beizumessen. Auch machen sie, hier wenigstens, von demselben bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen nur einen sehr untergeordneten Gebrauch.

Dasselbe Bekenntniß sagt in einem „Anhange": „Wir glauben an eine patriarchalische Ordnung der Ehe." Ohne Frage schimmert hier die Vielweiberei als prinzipiell gelehrt oder doch mindestens als erlaubt durch. Aber, wie der Herr Referent von Verschiedenen zuverlässig vernommen hat, wird dieß nicht einmal theoretisch vorgetragen, noch weniger praktisch gemacht, wobei denn auch die Polizei schon längst und sehr nachdrüklich belehrend eingeschritten wäre. Können die Mormonen überhaupt nur einfach in zwei Klassen abgetheilt werden, in Betrogene und Betrüger, so gehören die hiesigen, wie wohl die meisten Festländischen, zu der ersten Klasse. Und schon von diesem Gesichtspunkte aus wird wohl die Zeit nicht allzuferne sein, daß die Staatsbehörde das immerhin proklamirte „patriarchalische Ehesystem" ernster nimmt, als die Leute selbst, um abwehrend einzuschreiten.

Im Allgemeinen zeigt sich das Volk der Schweiz, besonders von Zürich, so sehr es von allen Seiten gleichsam bombardirt wird, wenig empfänglich für Sektirerei, und als im Jahre 1843 die damals fast allein stehende Gemeinschaft der ältern, hier wie es scheint, seit der Reformation gebliebenen Neutäufer beim Großen Rathe mehr als bloße Tolerirung, förmliche Anerkennung suchte, waren aus 24 verschiedenen Gemeinden des Kantons nur 132 dazu aufzutreiben. Und wie gering ist jezt, selbst bei Zürich die Zahl, troz so großer Freiheit — oder ob ihrer!

Verschiedenes.

Deutschland. (Korrespondenz des Couriers von Antwerpen.) Vom Rhein, 28. März. Die Auswanderung scheint in diesem Jahre etwas lebhafter als im Jahre 1856 zu werden, namentlich nach Südbrasilien, von wo durch Vorhergegangene die günstigsten Berichte einlaufen. Es ist nicht gerade das Proletariat, welches den Wanderstab in die Hände nimmt, sondern es sind kräftige tüchtige Akerleute, welche sich drüben, wenn auch mit Mühe, für sich selbst und ihre Nachkommen eine bessere Zukunft zu gründen beabsichtigen. Die ländliche Bevölkerung nimmt hier zu und dadurch natürlich auch die Zerstükelung des Grund und Bodens in unendlich kleine Parzellen; während drüben in einem vortrefflichen Klima dem Akermanne große Ländereien zur Verfügung gestellt werden, wodurch er sich und den Seinigen durch Fleiß und Ausdauer eine unabhängige Existenz verschaffen kann. — Von dem Hause Leroy in Koblenz allein sind durch die Herren Steinmann und Komp. in Antwerpen drei Schiffe für Rio Grande und ein nach Santos für dieses Frühjahr angenommen worden.

Oesterreich. (Schweizerkolonie in Kroatien.) In Steinbrük an der Save hat sich in der lezten Zeit eine Gesellschaft von Schweizern niedergelassen und Grundstüke angekauft, um in Voraussicht der Wichtigkeit des dereinstigen Verkehrs daselbst große Magazine

und Schuppen zur Unterbringung von Waaren und Rohprodukten anzulegen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (New-York.) Die in New-York befindlichen Konsuln für Preußen, Baden, Oldenburg, Belgien, Großbritannien, Württemberg, die Niederlande und Frankreich haben sich in einem Schreiben vom 2. Februar auch gegen den Tikethandel in Europa ausgesprochen und dabei Castle-Garden lobend erwähnt. Und doch liest man auch so viele Klagen über dieses Castle-Garden. Es ist nun einmal leider so. Jeder Einwanderer muß darauf gefaßt sein, in New-York — Castle-Garden oder nicht Castle-Garden — beschummelt zu werden. Iliacos intra muros peccatur et extra. —

— (Illinois.) In der Nähe von Joliet wollte eine Lokomotive nebst Tender und 7 mit Pferden angefüllten Waggons eine Brüke über den Page-Fluß passiren. Das vom Regen angeschwollene Wasser war in die Brüke eingedrungen, was der Zugführer zu spät bemerkte. Das mächtige Element hemmte den Zug, und hob ihn mit allem darauf Lebenden in den reißenden Strom. Was die Scene noch schauerlicher machte, war das fortwährende Läuten der großen Lokomotivglokе aus ihrem nassen Grab — ein feierliches Requiem, wie amerikanische Blätter schreiben. Glüklicherweise ging dieser Waarenzug einem großen Personenzug von Chicago um eine Stunde voran, sonst würde noch manches hundert Menschenleben eine Beute des Todes geworden sein.

— (Zuker.) Ein Korrespondent des in Grayville, Illinois, erscheinenden Herald schreibt, er sei überzeugt, daß im Jahre 1860 die südlichen Pflanzer ihren Zuker im Staate Illinois nicht würden verkaufen können. Nach gegenwärtigen Anzeichen würden im nächsten Jahre im Wabash County 100 Aker mit chinesischem Zukerrohr bepflanzt werden, was dem County 10,000 Dollars ersparen würde.

— Pennsylvanien. Auf der pennsylvanischen Eisenbahn, bei der Station Altona, wurden durch einen Zusammenstoß 6 Personen getödtet und 10—12 verstümmelt; lauter Auswanderer.

— Kalifornien. Dr. Bates, der Staatskassier, hat 124,000 Dollars veruntreut.

Kanada. Der von uns gemeldete furchtbare Unfall begab sich am 12. auf der kanadischen Great-Western Eisenbahn zwischen Toronto und Hamilton. Vor der Brüke über den des Jardins Kanal gerieth der Zug aus dem Geleise, zerstörte das Holzwerk der Brüke und stürzte, Sak und Pak, 70 Fuß tief hinab und in's Wasser. Von 97 Passagieren wurden 70 auf der Stelle zermalmt oder ertränkt. 60 Leichen hatte man am 15. Abends herausgeholt, darunter die Mr. Zimmermanns, des reichen Banquiers aus Niagara. Das Parlament in Toronto vertagte sich, als es die Hiobspost erhielt.

Mexiko. Am 22. Februar hatte die spanische Fregatte „Ferrolana" eine sehr lebhafte Kanonade mit einem der Forts von Veracruz angefangen; lezteres hatte zum dritten Mal auf die spanischen Boote geschossen, im Augenblik, wo sie an's Land gingen, um Wasser einzunehmen. Die Lage der Dinge in Mexiko war noch immer sehr ernster Natur. Im Osten hatten neue Demonstrationen gegen spanische Unterthanen stattgefunden, und die Behörden hatten nichts gethan, um die Exzesse zu vermindern.

— Die Vereinigten Staaten schließen mit Mexiko einen neuen Vertrag, wodurch jene gegen Entrichtung einer Geldsumme Sonora und Sinaloa nebst der Herrschaft über den kalifornischen Meerbusen erwerben.

Südamerika. Brasilien. In Rio de Janeiro feierte man die Fastnacht trotz des gelben Fiebers mit einem großartigen Zug über blumenbestreute Straßen. Das gelbe Fieber ist übrigens diesmal nicht heftig aufgetreten.

Australien. Die Expedition zur Untersuchung Nord-Australiens hat die Erwartungen nicht befriedigt und keinen bessern Erfolg gehabt, als mehrere frühere. Der Theil des nördlichen Landes, dessen Kenntniß man vorzugsweise erstrebte, bleibt noch unerforscht. Wassermangel und Wüsten waren dem Vordringen hinderlich. Das ganze Innere scheint ein großes dürres, beinahe ebenes Beken zu sein, welches durch einen Grath hochliegenden Landes umringt vom Ozean geschieden ist. Die Resultate der Expedition lauten nicht günstig für den Plan, eine Verbrecherkolonie am Golf von Carpentaria zu gründen. Wie es scheint, ist nur ein heißer Küstenstreifen benuzbar, auf dem bekanntlich schon vor Jahren zwei nicht recht gedeihen wollende englische Niederlassungen, Viktoria und Essington, angelegt wurden.

In Südaustralien wohnen jezt 10,000 Deutsche neben 80,000 Engländern und Irländern, von den Deutschen sind zwei Drittheil aus Preußen und davon die Mehrzahl aus Schlesien, die übrigen sind meistens Hannoveraner, Mekkenburger, Hamburger und Bremer.

Afrika. (Bürgerkrieg unter den Kaffern.) Der Postdampfer England bringt aus Port Natal die Nachricht, daß unter den Zulu-Kaffern blutige Kämpfe ausgebrochen sind. Hervorgerufen sind diese durch einen Streit zwischen Ketchwya und Umbulazi, zwei Söhnen des Oberhäuptlings Panda. Am 2. Dezember soll Umbulazi auf's Haupt geschlagen worden sein, worauf Ketchwya, ein Bursche von 19 Jahren, seine Armee in drei Haufen theilte, das Land nach allen Richtungen durchstreifte und nicht nur alle Feinde, sondern auch alle zweifelhaften oder neutralen Zulus, die ihm in den Weg kamen, ermorden ließ. Den Umbulazi soll er lebendig geschunden haben. Sein Vater Panda, heißt es, sammelte inzwischen eine Armee, um seinen Thron zu vertheidigen. Die Zahl der Erschlagenen wurde auf 30,000 Mann geschäzt. Der Natal Mercury giebt sie mit Weibern und Kindern auf 100,000 Seelen an. Von der Zulugränze, 14. Dez., schrieb man, daß auch Panda ermordet sei (dieser Nachricht wurde jedoch am 15. widersprochen) und daß die Mörder seiner Lieblingsfrau die Augen ausgestochen hätten. Einem Bruder Umbulazis wurden die Hände abgehakt. Nur zwei Weiße seien um's Leben gekommen. Im Lager des Ketchwya befinde sich ein holländischer Boer, unter dessen Einfluß Ketchwya selbst stehe.

Nach den neuesten Berichten von der Capkolonie ist der General v. Stutterheim mit der ersten Abtheilung der deutsch-englischen Legion in Capstadt angekommen. — Der berühmte deutsche Reisende und Naturforscher J. A. Walberg ist auf einer Elephanten-Jagd um's Leben gekommen.

Anekdote. (Der Schuß nach dem Monde.) An der Ekе der dritten und Walnutstraße sammelte sich an einem Abend eine Menge Menschen um ein riesiges Teleskop, welches nach dem Monde gerichtet war. Ein Sohn der grünen Insel, so grün, wie diese selbst, sah der Richtung mit aufgesperrtem Munde zu und fragte endlich schüchtern: „Schießt das Ding?" Ein nebenstehender Spaßvogel antwortete augenblicklich mit ernster Miene: „Yes, Sir, sie versuchen den Mond herunterzuschießen, die Hälfte ist schon gefallen." Der Mund Paddy's vergrößerte sich wesentlich, aber kein Wort kam über seine Lippen. „Ja, ja, mein Freund", fuhr der Andere fort, „die Gaskompagnie braucht Licht für die Laternen, und deßhalb pulverisiren sie den Mond und brennen Mondschein." „Oh, Lord, what a great country!" rief Paddy, und machte sich nachdenkend aus dem Staube, gefolgt von dem Gelächter der Menge. (Deutsche in Holmes.)

* * *

(Rettung Schiffbrüchiger durch einen Hund.) Die Barke „Caspian" wurde auf der Fahrt von New-Orleans nach Boston durch einen Sturm auf Klippen bei Bahia Honda getrieben und der Kapitän Trousant über Bord gespült. Man fand ihn am folgenden Morgen in den Mangrovebüschen auf der Küste, wo er wenige Minuten nachher, von den Anstrengungen erschöpft, seinen lezten Athemzug that. An Bord des Schiffes waren seine Schwester, seine Frau und zwei Kinder nebst der 21 Personen starken Schiffsmannschaft zurükgeblieben. An einen Versuch, mittelst eines Bootes die Küste zu erreichen, war nicht zu denken, und der Untergang Aller Angesichts des Landes und der Personen darauf schien unvermeidlich, als der Anblik eines an Bord befindlichen Hündchens den rettenden Gedanken eingab. Ein Knäuel Schnur wurde ihm um den Hals gewunden und es mit einem Ende daran über Bord gelassen. Groß war die Spannung, mit der sein Plätschern verfolgt wurde, und um so größer die Freude, da der Hund die Küste erreichte. Hierauf ward eine dünne Leine an die Schnur befestigt und mit ihrer Hülfe ein starkes Tau an die Küste geworfen. Dieses wurde mit einer Winde an Bord aufgezogen, ein Stuhl daran aufgehängt und auf ihm die Frauen und Kinder hintereinander glüklich durch die brandenden Wogen an's Land gebracht. Das Hündlein aber erfreute sich von Stunde an einer wohlverdienten Fürsorge und Aufmerksamkeit.

Feuilleton.

Oakatibbe.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

„Unmöglich! Sie müssen bald ermüden. Die Männer werden das, was die Frauen und Kinder verdienen, verschlemmen und das Mittel, welches sie zur Arbeit brachte, wird auch wieder dazu dienen, sie davon zurükzuschreken. Ich bin überzeugt, daß ein wildes Volk, dem die Regeln moralischer Klugheit noch jezt fremd sind, zu regelmäßiger Arbeit nur durch ein zwekmäßiges Zwangssystem gebracht werden könne."

„Wir werden bald sehen. Noch findet sie kein Zwang und trotz dem arbeiten sie mit ungemeiner Regelmäßigkeit."

In der ersten Woche; aber Indianer sind in jeder, nur nicht in physischer, Hinsicht Kinder; man kann Alles mit ihnen thun, aber vorher muß man ihnen begreiflich machen und sie wissen lassen, daß sie nichts wissen, und ihren Vorgesezten gehorchen müssen; das aber werden sie nie lernen, so lange es in ihrer eigenen Macht steht, die Arbeit wieder aufzugeben."

„Sie können sie aber doch nicht ewig unter diesem Zwang halten; wann wollen Sie ihnen ihre Freiheit geben?"

„Wenn sie zur Freiheit reif sind."

„Aber wer soll das bestimmen, wer über ihre Fähigkeiten entscheiden?"

„Sie selbst. Wie damals die Kinder Israels, als sie fähig geworden waren ihre Selbstständigkeit durchzuführen und von einem wakern Häuptling geleitet die Sklaverei verließen. Lassen sie nur die Indianer auf diesen Punkt kommen, und einen solchen Mann, der sich an ihre Spize stellt, finden, dann wird auch die Zeit sein, die sie zu einem freien Volke und es ihnen möglich macht, sich selbst zu regieren; aber noch einen andern Grund giebt es, der in diesem Augenblike gegen die Erfüllung ihrer Hoffnungen hinarbeitet, es ist die Gegenwart dieser alten Indianer, die nicht arbeiten und doch, wie Sie selber sagen, fortwährend darauf lauern, den Fleißigen ihren Lohn zu entreißen; die natürliche Folge hiervon wird sein, daß diese zulezt ermüden; denn wenn ein Arbeiter nicht wenigstens einen Theil dessen ernten soll, was er säet, so ist es eine moralische Unmöglichkeit, daß er aushält."

Unsere Unterhaltung ward durch die Arbeiter selbst, Indianer und Neger, unterbrochen, welche die Baumwolle herbeischleppten, die sie seit dem frühen Morgen gesammelt. Diese wurde in dem Hofraum vor dem Hause aufgeschichtet, und jeder Indianer, Mann oder Frau, blieb neben dem Sak oder Korb stehen, welcher die Beweise seines Fleißes enthielt.

Durch das vorige Gespräch war aber mein Interesse noch mehr gewekt worden, und ich beschloß die ganzen Verhandlungen genau zu beobachten.

Die Anzahl von Indianern, Männern und Frauen, die an diesem Tage beschäftigt gewesen waren, belief sich auf 39, von diesen waren 26 Frauen, 3 konnten nur zu den Männern gerechnet werden, und 10 waren Knaben, keiner über sechszehn Jahr. Bei den Frauen war die Anzahl der alten und jungen ziemlich gleich vertheilt, von den Männern war einer sehr alt und schwach, der andere blödsinnig, der dritte aber, gerade der, den ich mit der meisten Aufmerksamkeit, mit dem größten Interesse beobachtete, weil er sich eben so in Allem von seinen übrigen Kameraden unterschied, war eine der edelsten männlichen Gestalten, die ich je gesehen, voll sechs Fuß und drei Zoll hoch, mit freien, offenen und doch keken Zügen, so ungleich dem sonstigen heimlich verstekten indianischen Ausdruk, wie man es sich nur denken kann. Er lachte und scherzte dabei, was bei einem Indianer in Gegenwart von Fremden etwas sehr Ungewöhnliches ist, ungezwungen und frei, und ich konnte wirklich nicht begreifen, wie ein so edler junger Mann allein unter dieser Heerde von Weibern und Kindern und zu einer Arbeit kam, die doch sonst von den Kriegern und Häuptlingen jener Nation verachtet wurde.

„Er muß entweder ein sehr vernünftiger, oder ein

sehr gesunkener Bursche sein," war meine augenblickliche Folgerung.

„Er ist ein sehr vernünftiger Bursche," antwortete der Colonel Harris schnell, „und einer der besten Choktaws, die ich kenne."

„Ein Mann, der dann verdient, der Führer seines Volkes zu sein, denn das ist ein Beweis großer geistiger Gewalt, wenn ein Indianer Muth genug hat, eine Arbeit zu verrichten, die von den Jägern als entehrend angesehen wird. Ich möchte mich, wenn Sie fertig sind, mit dem Manne unterhalten. Wie heißt er?„

„Sein Indianischer Name ist Oakatibbe, der aber, den ihm die Europäer gegeben haben, ist: der schlanke Simson, ein Beiname, den er seiner schlanken Gestalt und großen Körperstärke zu verdanken hat. Dieser lezt-tere Name ist auch fast ganz von seinem Stamme angenommen worden, und es mag als ein anderes Beispiel schweigender Anerkennung unserer Ueberlegenheit betrachtet werden, daß fast alle Indianer die Namen den ihrigen vorziehen, wenn sie auch manchmal nicht besonders schmeichelhaft sind; sie lassen nicht wieder ab von ihnen."

Diese wenigen Worte flüsterten wir während der Zeit, in welcher sich die Indianer sammelten, und wir wurden jezt unterbrochen. Die übrigen Choktaws zeichneten sich durch nichts Besonderes aus; etwa acht oder zehn Frauen und auch eben so viele Männer mochten dabei sein, welche die Arbeit mit den Ihrigen nicht getheilt hatten, obgleich sie sich kaum weniger als diese für das Resultat zu interessiren schienen. Diese waren, wie ich bemerkte, meist ältliche Leute, einer sogar volle achtzig Jahr alt und, sonderbar zu sagen, der größte Trunkenbold des Stammes.

Als sich die Baumwollensammler mit ihren Körben näherten, drängte sich das müßige Volk ebenfalls herbei, und schien schon mit gierigen Blikken den Lohn zu erwarten, den sie nicht hatten verdienen helfen. Der Lohn fiel jedoch mäßig aus; wo eine Negerin von 100 bis 200 Pfund den Tag gesammelt, brachte eine Indianerin nur 60 und das selten; das durchschnittliche Gewicht überstieg nicht 45. Des schlanken Simsons Korb wog 86 Pfund, bedeutend mehr als einer der andern hatte, und Colonel Harris versicherte mich, daß er fast jeden Tag in der Woche so viel gebracht habe.

Die Sache hatte indessen etwa eine halbe Stunde lang ihren ununterbrochenen Fortgang; der Colonel wog selbst jeden Korb auf das Gewissenhafteste, und trug das Gesammelte dem Namen des Sammlers gegenüber in sein Memorandum ein. Besonders komisch war dabei die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher die Indianer, Männer und Frauen, den Zügen der Feder folgten, die ihre verschiedenen Thaten aufzeichnete. Der Sonnabend Abend hatte natürlich Fleißige sowohl als Raubgierige versammelt.

Unter diesen Lezteren war auch ein etwa in den mittleren Jahren stehender Indianer, ein finsterer, verdrossener Bursche von nicht unbeträchtlicher Größe und Körperstärke, aber ein unverbesserlicher Trunkenbold, was ihn nicht selten höchst lästig machte. Selbst in diesem Augenblik schien er viel des starken Getränkes zu sich genommen zu haben, und hatte sich schon mehrmals zum Verdruß des Colonels in die Verhandlungen Dieses und seiner Arbeiter gemischt. Der englische Name dieses Indianers war Loblolly Jak.

Loblolly Jak hatte aber einen dreifachen Beweggrund hier anwesend zu sein. Unter den Arbeitern befanden sich eine Frau und zwei Töchter von ihm. Als die Körbe dieser endlich an die Reihe kamen, konnte er nicht länger zurükgehalten werden, sondern drängte sich ganz entschlossen vor, und untersuchte abwechselnd Körbe, Buch und Waage, äußerte fortwährend seinen Verdacht übervortheilt zu werden, und wollte jede Bewegung des Eigenthümers erklärt haben, so daß sich nicht Colonel Harris allein, sondern auch die Indianer über ein solches Betrag ärgerten. Seine eigene Squaw widersezte sich ihm zwar in stärkeren Ausdrüken, als ein indianisches Weib sonst gegen ihren Herrn und Gebieter sich zu äußern wa

Endlich nahm sich der schlanke Simson der Sa an, und nach einigen vorwurfsvollen Worten in der Ch tawsprache schloß er damit, daß er ihm in gutem Er lisch sagte, er sei ein schuftiger Hund. Oakatibbe sch der Einzige zu sein, der den Frechen nicht fürchte Loblolly Jak antwortete mit ähnlichen Ausdrüken u Simson, mit einem Saze über die Körbe hinwegspri gend, stellte sich dem Wüthenden in trotziger Kampfbeg entgegen, was diesem ebenfalls nicht ungewünscht zu kom men schien. Er sprang nur einen Schritt zurük, z sein Messer, was Simson veranlaßte sein eigenes Bereitschaft zu halten, und so standen sich die beid Männer mit Wuth und Ingrimm in den finstern Züg drohend einander gegenüber. Noch ein Augenblik, no ein Wort von der einen oder andern Seite und das Resul wäre augenscheinlich Kampf gewesen; dahin aber woll es Colonel Harris nicht kommen lassen. Auf seinen Wi brachte ihm einer der Neger das Doppelrohr und er tro nun schnell entschlossen zwischen die Streitenden.

„Nun meine braven Burschen," sagte er, „jezt se Euch vor; den Ersten, der die Hand erhebt, schieße ic nieder; also habt Acht. Simson geh zu Deinem Kor zurük. Glaubst Du nicht, daß ich Mann genug bin Loblolly Jak in Ordnung zu halten? Du wirst sehen."

Ein entschlossener Weißer wird stets das Ueberge wicht über den Indianer behalten, so lange Beide no nüchtern sind, so war es auch hier. Wenige Wort überzeugten Loblolly Jak, dessen Klugheit der Whisk noch nicht ganz vernichtet hatte, das Gescheidteste, wa er thun könne, sei, sich ruhig zu unterwerfen.

(Fortsezung folgt.)

Anzeigen.



Post-Dampfschifffahrt
der
Hamburg-Brasilischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft
zwischen
Hamburg und Brasilien

vermittelst der eigens für diese Fahrt neu erbauten, prachtvollen Hamburger Post-Dampfschiffe:

Teutonia zirka **2000** Tons,
Petropolis „ **2000** „
— „ **2400** „ **im Bau begriffen,** bis zu dessen

Vollendung der **Golden Fleece** die regelmäßige monatliche Verbindung Hamburgs mit Brasilien mit unterhalten wird.

Es wird jeden Monat am 20. von Hamburg und am 24. von Southampton aus Lissabon anlaufend, nach Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro expedirt werden.

Nach **Rio de Janeiro,**
Southampton, Lissabon, Pernambuco und Bahia anlaufend, geht von Hamburg am 20. April, von Southampton 24. April ab:

Das Hamburger Post-Dampfschiff
Golden Fleece.

In Hamburg werden die zu verladenden Güter bis zum 19. April Mittags entgegengenommen.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

in Hamburg: **Knohr & Burchard;**
„ Southampton: **Croskey & Komp.;**
„ der Schweiz: **E. de Paravicini,** Unterstraß Nro. 132, Zürich, und dessen Kantonal-Agenten.

In der Brodtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen ist erschienen:

Allgemeiner Volks-Briefsteller,
oder:
praktische Anleitung zu Abfassung von Briefen, Kontrakten, Vergleichen, Testamenten, Vollmachten, Cessionen, Revers en, Obligationen, Wechseln und überhaupt von allen schriftlichen Aufsäzen, wie sie nur irgend das Leben und die verschiedenen bürgerlichen Verhältnisse fordern,
nebst einem
Titulatur-Buche
und einer
kurzen Anweisung zur einfachen Buchhaltung, so wie einer Verdeutschung und Erklärung vieler im Geschäfts- und geselligen Verkehre vorkommenden Fremdwörter.

31 Bogen. Preis 1 Fr. 90 Rp.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, daß seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien: *)

1) Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),
2) Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Sul,
3) Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,

ebenso nach

Chili:

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe künftigen Monats vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schiffe beginnen werden.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen, und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**
alle Monate reguläre Abfahrten.

Nach **Nord- und Süd-Amerika:**
Regelmäßige Dampfschifffahrten.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilt auf frankirte Anfragen:

E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß Nro. 132, Zürich,

und dessen Bevollmächtigte,

im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

*) **Erklärung.** Der Unterzeichnete hat zwar seine Spedition nach den Parceriakolonien in San Paulo eingestellt, bis er darüber im Gewissen ist, ob die Klagen der Kolonisten gegründet sind und, wenn dieß der Fall sein sollte, bis ihnen gänzlich abgeholfen ist.

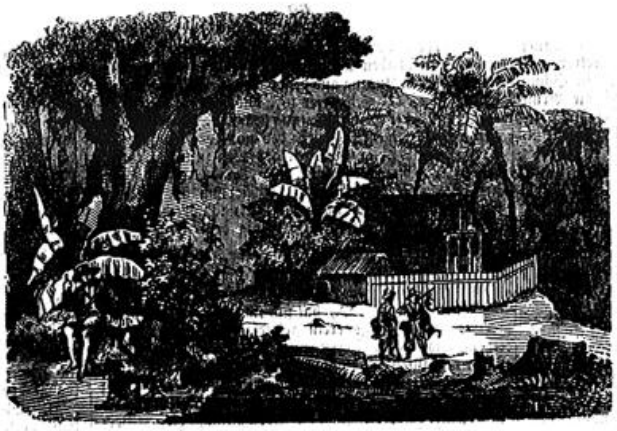
Allein dieß berührt meine Spedition nach den übrigen Kolonien Brasiliens keineswegs. Diese bin ich gesonnen fortzubetreiben, da die Nachrichten sehr günstig lauten. So viel zur Berichtigung mehrerer Blätter, die eine fachbezügliche Notiz im „Bund" irrig aufgefaßt haben.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 16. | Samstag den 18. April. | Lichtensteig, Druk und Expedit on von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Kolonie Vergueiro.

Im Laufe dieser Woche sind wir zur Kenntniß zweier Aktenstüke gelangt, welche die von uns vor acht Tagen über die Mißhelligkeiten zwischen den Kolonisten auf der Kolonie Vergueiro und dem Gutsbesizer gegebenen Andeutungen bestätigen und weiter aufklären. Das Eine derselben ist der unten folgenden Brief, das andere die Beschwerdeschrift, welche die Glarner Kolonisten an ihre Landsbehörden richteten. Aus lezterer heben wir nachstehende Punkte hervor:

1) Beklagen sich einige über die sehr große Sterblichkeit. Es sind dieß wahrscheinlich solche, die bei Ubatuba und Sao Sebastiao, also im Küstenstrich, den wir immer selbst als ungesund bezeichnet haben, angesiedelt wurden; andere hingegen, die auf der Hochebene wohnen, sagen, das Klima sei gesund und der Kaffee einträglich.

2) Vergueiro habe jeden Kolonisten ein Kopfgeld zahlen lassen. Eine solche Steuer besteht aber gesezlich in Brasilien nicht; es handelt sich vielleicht um eine andere Leistung, der dieser Name irrig beigelegt worden ist; oder es war eine willkürliche Erhebung von Vergueiro, die nicht zu billigen wäre.

3) Vergueiro lasse sie auch von demjenigen Gelde, das die Gemeinden ihnen vorgeschossen haben, 6% Zinsen bezahlen. Diese Zinsen sind die Kolonisten nicht schuldig, da die Verträge nichts davon enthalten.

Indessen ist es sehr auffallend, daß die früheren Ansiedler von den Punkten 2) und 3) nie etwas gesagt haben und nur die Glarner jezt darüber klagen.

4) Beschwerde der Kolonisten gegen den Gemeindevorstand, daß er sie betrogen habe, indem er ihnen mehr berechnete als die Ueberfahrt kostete. Sie bezieht sich auf Art. 2 des Pachtvertrages, den Nachtragsartikel, betreffend Rükzahlung an die Gemeinden, aber ganz außer Acht lassend. Im Art. 2 ist jedenfalls die Summe kleiner, weil sie nur die Seereise betrifft, im Nachtragsartikel dagegen die Reise von Hause weg bis nach Hamburg sammt Unterhalt während dieser Zeit bis zur Einschiffung, ferner das Schiffsmobiliar und sonstige Ausrüstung, mitgerechnet ist. *)

Dieser Saz würde schon genügen, wenn man von Einem auf das Andere schließen wollte, zu zeigen, daß wahrscheinlich die andern Klagen eben so wenig begründet sind, wie diese betreffend die angebliche Uebervortheilung. Was uns aber besonders aufgefallen ist und uns das Ganze als das Machwerk einiger Weniger erscheinen läßt, ist der Umstand, daß die Beschwerden in zwei Briefen von einer in der Gemeinde Matt ganz unbekannten Hand und die Unterschriften (etwa 30 Namen) alle von der nämlichen Hand geschrieben sind. Unter diesen Namen befinden sich auch einige von Leuten, die schon im Jahre 1852 ausgewandert sind und bis jezt immer sehr günstig über ihre Verhältnisse berichtet haben, so daß sie Veranlassung zu der lezten großen Expedition wurden. Ein Brief ist von einem Joseph Blumer unterschrieben und enthält außer diesem Namen noch vier andere, aber alle zeigen die gleiche Handschrift. Man wird zugeben müssen, daß dieser Mangel eigenhändiger Unterschriften die Briefe wenigstens sehr verdächtig macht.

Die leitende Absicht der Beschwerdeführer scheint uns die zu sein, von den Heimathgemeinden einen Nachlaß der Schuld zu erbetteln oder zu erpressen. Nun, die Gemeinden werden ihre Leute gut genug kennen, um zu wissen, was sie zu thun haben.

Der Eingangs erwähnte Brief rührt von einem schon im Jahre 1851 ausgewanderten Zürcher her, der sich in sehr guten Verhältnissen befindet. Er lautet:

Ibicaba, den 25. Dezember 1856.

..... Sie fragen mich um Bericht über Davaz. Ich habe den Kerl in Santos abgeholt, habe ihm um ein Haus, Pflanzland, guten Kaffee gesorgt; kurz Alles, was man für ihn thun konnte, hatte man gethan, denn Jedermann glaubte, in ihm einen tüchtigen Lehrer für die hiesige Kolonie zu erblikten. In den ersten Tagen seines Hierseins sah man sich schon ziemlich getäuscht; sein Verlangen war nur, von einer Kolonie auf die andere zu reisen, um wo möglich die Kolonisten gegen ihre Herren aufzuhezen. Er grübelte über alles nach, um ja etwas zu aufrührerischen Zweken zu finden, pflegte Korrespondenzen mit den Herren feindlichen Männern (wie Oswald *) und bereitete alles zu einem Aufruhr vor. Vor etwa einem halben Jahr hatte man sich auf der Kolonie versammelt, um eine Schule zu errichten, und wählte den Davaz als Lehrer, Pastor bei Begräbnissen sowie auch der Christenlehre; für dieses hatte jeder Kolonist einen gewissen Beitrag zu bezahlen, selbst Senator Vergueiro gab ihm aus freiem Willen 130 Milreis, so daß er jährlich auf 350 Milreis (zirka 1020 Franken) zu stehen kam, und man glaubte, den Mann befriedigt zu haben, und daß er sich dafür still und ordentlich betrage. O wie täuschte man sich! Während er Schule oder Gottesdienst hielt, waren seine Gesinnungen immer aufrührerisch. Schon früher hatte Herr Vergueiro ihn aus der Kolonie verwiesen; man erbarmte sich aber seiner Frau und Kinder, dennoch unterhielt er fortwährend die Gährung unter den Kolonisten; man glaubte aber doch nicht, daß es so weit komme. Lezten Samstag, den 21. Dezember, war der Geburtstag des Herrn Senator Vergueiro, welcher selbst die Musik und den Chor auf seine Fazenda eingeladen hatte, um mit ihnen eine vergnügte Stunde zuzubringen. Die Einladung hatte ich allen Mitgliedern angezeigt, und die Sänger aus Thurgi waren bereit, hingegen von den Andern wurde Trotz geboten: sie gingen nicht und stießen beschimpfende Worte gegen ihren Herrn aus, so daß man befürchten mußte, es geschehe augenblicklich Unheil. Am 23. Dezember ließ Davaz plözlich eine Versammlung ansagen, ohne daß der Herr Direktor oder ich etwas davon wußten, und es wurde von allen ein Beschluß gefaßt und unterzeichnet, daß der Herr mehrere Artikel streichen solle, welche doch jeder in seinem Kontrakte hat.*) Alles geschah unter der Leitung des Davaz, welcher den Vorsiz führte. Sie wollen sich mit diesen Artikeln nicht zuerst an den Herrn wenden, sondern gerade an eine andere Behörde. Als dieß Herr Vergueiro erfuhr, ersuchte er den Direktor mit Davaz auf die Fazenda zu kommen, um das Nöthige zu erläutern, und Davaz zeigte sich auch bereitwillig. Kaum waren sie auf der Fazenda, so wurde

---

*) Zur Erläuterung lezen wir hier den §. 2 des Parcerialkontraktes eines C. B. mit Frau und sechs Kindern und den bezüglichen ersten Nachtragsartikel her.

Art. 2. Herr M. Valentin in Hamburg übernimmt die Beförderung der erwähnten Kolonisten von Hamburg nach Santos, mit Inbegriff der Verpflegung zu folgenden Preisen:

a) Für jede erwachsene Person, männlichen oder weiblichen Geschlechts, über zehn Jahre achtundvierzig Piaster gleich 259 Fr. 20 Rp.
b) Für jede erwachsene Person, männlichen oder weiblichen Geschlechts, unter zehn Jahren vierunddreißig Piaster gleich 183 Fr. 60 Rp.
c) Kinder unter einem Jahr sind frei.

Nachtragsartikel 1. C. B. bekennt, von seiner Gemeinde C. erhalten zu haben zu seiner Ausrüstung, zur Reise nach Hamburg und zu seiner Seereise 1939 Fr. 60 Rp. mit Worten Franken eintausendneunhundertneununddreißig, sechzig Rappen gleich dreihundertneunundsiebzig ½ Piaster.

*) Oswald ist aus dem Kanton Thurgau gebürtig, verließ jung die Schweiz, kehrte vor zirka 10 Jahren dahin zurük, verließ sie aber wegen ehebrecherischen Umgangs mit der Frau seines Bruders, der sich scheiden ließ und aus Gram bald starb. Oswald ging alsdann nach Livorno, trieb Handel, wurde banquerot, machte sich aus dem Staube, ging nach Aigler, etablirte sich in Eberthel, machte abermals Banquerot und flüchtete mit Hinterlassung seiner Schulden nach Brasilien, wo er sich im Anfang auf den Kolonien Vergueiros herumtrieb und jezt mit seinem frühern Associe in Eberthel, welcher ihm bald folgte, in Rio lebt. Anmerk. d. Red.

*) Die Kolonisten haben gar kein Recht Streichung von Säzen aus den Verträgen zu fordern; denn sie kannten diese genau, ehe sie sich entschlossen, auszuwandern. Auch ihre Gemeindsvorstände kannten alle Bedingungen; denn die Verträge sind sämmtlich von den Kolonisten und den betreffenden Gemeindspräsidenten unterzeichnet, und in Hamburg von dem schweizerischen und brasilianischen Konsul legalisirt worden. Also sind es die Kolonisten und nicht Vergueiro, welche die Verträge nicht halten wollen, und wenn lezterer auch in einigen Punkten Unrecht hat, so liegt jedenfalls die Hauptschuld an den Streitigkeiten auf Seite der Kolonisten. Anmerk. d. Red.

aufgerufen zum Revolutioniren, so daß alles bewaffnet auf die Fazenda ging. Als der Herr Direktor mit Davaz zurükkam, wurde ersterer umringt, ein Schuß nach ihm gethan und Bajonnete ihm auf die Brust gesezt, auch ich war auf der Kolonie in Gefahr. Meines Rechtes, sowie dessen des Herrn Direktors bewußt, wankten wir nicht. Dieser Tumult konnte endlich geschlichtet werden, ohne daß mehr Unglük daraus entstund. Von Seite des Herrn wird ihnen keine Gewalt entgegengesezt, und er will seine gute Sache vor Gericht verfechten. Was nun weiters geschieht, wird die Zukunft lehren, jedenfalls hält Davaz die Leute immer in Gährung. Das ist nun der Dank für den Herrn Bergueiro, daß er diesen Kerl nicht schon längst von der Kolonie entfernt hat. Er wurde von dem Herrn Direktor schon früher unter polizeiliche Aufsicht gestellt, man erbarmte sich aber, nicht um seinetwillen, sondern um seiner Familie willen. Jedenfalls wird sich Herr Bergueiro besinnen, mehr Schweizer auf seine Kolonie zu nehmen, sonderheitlich solche Subjekte, wie sie manchmal von Gemeinden aus spedirt werden, die dort nicht arbeiten wollten, und hier nichts thun als essen und trinken, Lebensmittel und Geld fassen, sich auf die faule Haut legen, über den Herrn schimpfen, wenn er sie an ihre Arbeit erinnert. Sie können sich leicht denken, bei solchen findet ein Davazisches System leicht Beifall, wo es heißt: gut essen und trinken und dem Herrn nichts bezahlen. Dieses, verehrtester Herr, ist nun der Bericht, den ich Ihnen über ihn mittheilen kann; ich glaube, er war draußen schon ein Hehler und Schleicher, und wird es auch hier so machen wollen. Wir erwarten mit Vergnügen die Ankunft der Kommission, die wird ihn noch in ein anderes Licht stellen. Davaz hat sogar meine Leute aus Thurgi theils mit Gewalt, theils durch Zureden Anderer, dahin gebracht, daß sie eine Schrift unterzeichneten, von der schon Viele wieder gerne zurüktreten wären, da sie einsehen, daß es nicht so gehen kann, wie Davaz glaubt, und ihnen nur Kosten verursacht. Im Uebrigen, werthester Herr, werden Sie schon aus dem vorangegangenen Briefe ersehen haben, daß die Familien aus Thurgi glüklich und gesund hier angelangt und mit ihrer Lage zufrieden sind. Später, wenn Sie es erlauben, will ich Ihnen die Sache mehr erläutern.

Heinrich Schmid
aus Hombrechtikon, Kanton Zürich.

Nach diesem Berichte ist der Hergang der Revolution auf der Kolonie Bergueiro ziemlich klar und wir wundern uns um so weniger darüber, als wir wissen, daß die Leute nicht nur an Ort und Stelle bearbeitet, sondern auch von der Schweiz aus gehezt worden sind (von diesen Intriguen nächstens mehr); und als uns ferner bekannt ist, was für unreine Bestandtheile einige Gemeinden zur Bevölkerung dieser Kolonien geliefert haben. Es sind Zuchthäusler mit guten Zeugnissen ausgestattet worden; andere hat man hingesandt, denen man die Wahl zwischen dem Zwangsarbeitshaus und der Auswanderung nach Brasilien ließ; eine Gemeinde ließ sogar dem Agenten sagen, er solle den N. N. nur annehmen; man wolle ihn unter jeder Bedingung los sein; er könne ihn drüben verkaufen; an Stoksreiche sei er schon gewöhnt u. s. w., eine Zumuthung, die aber mit gerechter Entrüstung zurükgewiesen wurde. Konnten und können diese Gemeinden wirklich im Ernst glauben, daß die abgeschobenen Halunken drüben auf einmal solide, arbeitsame Leute abgeben und freiwillig ihre Schulden bezahlen würden?

Die Schweizer in Cincinnati.

Wie man sich doch so leicht täuschen kann! In Cincinnati sizen etliche spekulirende Schweizer zusammen, geben eine Zeitung heraus und gründen einen sehr nach Humbug schmekenden Kolonisationsverein. Und nun begrüßt der „Bund", der feine, kluge „Bund", diese „zwei Erscheinungen" (die aber eigentlich nur Eine sind) als eine „erfreuliche Frucht" der Neuenburger Affaire. Sie sind ihm ein Beweis dafür, „daß die Rükwirkung der Erhebung der Schweiz für Neuenburg auf deren Landsleute in den Vereinigten Staaten Nordamerikas keine bloß vorübergehende zu sein scheint." Wir denken, der Verein in Cincinnati hätte auf die Gelder seiner Landsleute spekulirt, ob man sich hier für Neuenburg erhoben habe oder nicht, und die Zeitung „Helvetia", die der Sekretär des Vereines, Felix Schelling, redigirt, wird auch nicht lediglich patriotische Zweke verfolgen. Nein, das was den „Bund" als Patriotismus freut, ist nichts anderes als Schwindelei unter vaterländischer und gemeinnüziger Larve, vor der nicht genug gewarnt werden kann. Dieß haben wir schon in Nro. 14 gethan, indem wir einen Auszug aus dem dieses Geschäft verurtheilenden Briefe der Schweizer in Sauk-City an die Redaktion der Zürcher Freitagszeitung brachten. Es wird aber gut sein, den ganzen Brief, der uns indessen im Original mitgetheilt wurde, hier abdruken zu lassen, wenn Leute, wie die Redaktoren des „Bund" und anderer Zeitungen, die diesem seine Begeisterung über die patriotischen Schweizer in Cincinnati nachschreiben, diese handgreiflich Schwindelei so wenig begreifen.

Sauk-City, Wiskonsin, 20. Febr. 1857.

Herr Zeitungs-Redaktor.
Geehrter Herr!

In Cincinnati, O., hat sich ein sogenannter schweizerischer Ansiedlungsverein gebildet, welcher in irgend einem Staat oder Territorium ein beträchtliches Stük Land zu kaufen beabsichtigt; um aber zu diesem Zwek zu gelangen, werden in ganz Amerika und der Schweiz Pläne herumgeboten, um eine große Anzahl Aktionäre zu erhalten. Weil sich die Verwaltung dieses Vereines auf schweizerischen Boden begibt, folgen wir ihnen nach, und legen den Plan und das Begleitschreiben*), sowie unsere Antwort an die Verwaltung vor. Wir können zwar dadurch kein Interesse befördern, aber vor Schaden bewahren. Ersuchen Sie gefälligst um ein Plätzchen in Ihrem resp. Blatt.

Wir bieten Ihnen unsern schweizerischen Gruß
Im Namen hiesiger Schweizer:
J. J. Gujer.

Die wörtliche Abschrift lautet wie folgt:

Sauk-City, Wiskonsin, 20. Febr. 1857.

Geehrte Herren!

In Beantwortung einer von der Swiss Colonisation Society, Cincinnati, O., mitgetheilten provisorischen Konstitution des schweizerischen Ansiedlungsvereins nebst dem Ansiedlungsplan mit Begleitschreiben vom 31. Januar 1857, unterzeichnet: der Vorsizer J. C. Christian, Korrespondirender Sekretär Felix Schelling, nach welchem die Unterstützung dieses Unternehmens durch Aktien gewünscht wird, melden Ihnen, daß wir die Konstitution nebst dem Plan und nebst früheren ähnlichen Bestrebungen erwogen. Nehmen hiermit die Freiheit, die Resultate unserer Untersuchung mitzutheilen: Jedem Schweizer soll und muß das Wohl oder Weh seiner Landsleute am Herzen liegen. Es ist achtungswerth, wenn einsichtige und einflußreiche Männer sich bemühen, durch Kummer und Sorgen niedergedrükte Landsleute zu heben. Allein wir zweifeln daran, daß dieses Unternehmen nach dem vorliegenden Plane gedeihe. Dieser Plan ist zwar nur als ein provisorischer bezeichnet und nach §. 10 Ansichten zur Revidirung gestellt, aber nach dem Anhang der Konstitution nur auf Verhältnisse hingewiesen, die noch nicht bestehen. Wenn eine Lokalität vorhanden, können Beschlüsse über dieses Verhältniß gefaßt werden. Nach dieser Ansicht ist der Plan nicht provisorisch, sondern definitiv, der folgende Gedanke in Verbindung mit diesem, betreffend die Interessen des Vereins, bestätigen dieses „seiner Zeit", also in einer fernen Zukunft, gegenwärtig nicht, können Abänderungsbeschlüsse gemacht werden, somit ist die Aussicht einer Revision nach §. 10 ein todter Buchstabe, bis er „seiner Zeit" zum Leben erwacht. Wenn auch der Ausdruk „doch werden es nur solche sein" nur das Gepräge einer Vermuthung an sich trägt, so ligt doch die Bestimmtheit darin, daß keine andere gedacht werden. Dieser Ansiedlungsverein führt den Namen eines Schweizervereins, und im Begleitschreiben werden Schweizer „so wie auch alle Andern, die geneigt sein mögen diesem Unternehmen beizutreten, zu berufen" gewünscht. Wir haben nichts dagegen. Nur sollte es dann einfach Ansiedlungsverein heißen. In der Konstitution §. 3 ist die Bedingung ausgesprochen, unter welchen Jemand Aktie-Antheilhaber werden könne. Wer sich als zulässig betrachten kann, kann sich durch ein Mitglied vorschlagen lassen, oder sich an die Verwaltung wenden. Im §. 4 heißt es, bei Anmeldung vor dem 1. Mai ist eine Einzahlung von 5 Dollars zu machen, dann entscheidet die Verwaltung §. 3 über Aufnahme oder Nichtaufnahme. §. 4. Was der Gesammtbetrag einer Aktie betragen soll, ist in ein tiefes Dunkel gehüllt, man weiß nicht ob 15 und 20 und 25 gleich 60, oder 15 und 5 ist 20 und 5 ist 25 Dollars, dieses erklärt sich nirgends. Ferner heißt es: „der ganze Betrag muß aber bis 1. Mai einbezahlt werden"; wollte man annehmen, dieser Theil beziehe sich nur auf den, der sich vor dem 1. Mai gemeldet und 5 Dollars bezahlt hat, so müßte er bis 1. Mai die zweite Zahlung in 10 Dollars bezahlen, weil es nicht steht, daß 5 und 5 und wieder 5 gleich 15 sind, bezahlt werden können. Allein nach der Bestimmung „der ganze Betrag muß bis den 1. Mai einbezahlt werden, widrigenfalls die bereits gemachten Einzahlungen dem Verein zufallen", ist somit nicht nur die Rede von einer Zahlung von 5 Dollars, die er verlieren kann, sondern von Zahlungen, wenn er bis 1. Mai nicht das Ganze erlegt. Aegyptische Finsterniß. §. 5 läßt jedem Aktie-Inhaber zwei Stadtlotten, oder ein dem Werth entsprechendes Stük Land zukommen. Wer aber mehr will, kann 40, 80, 120, 180 Aker haben gegen Bezahlung des Kostenpreises, und natürlich gegen baar, weil keine Abschlagszahlungen angegeben als die einer Aktie oder Aktien. Wir müssen annehmen, daß nur unvermögende Leute sich einem Verein anschließen (ausgenommen die Führer), wer sich selbstständig bewegen kann, will es auch sein, so kommt der arme Mann zu spät zu einer schönen Farm. §. 8. Wenn ein Aktionär vor Aktienlistenschluß zurüktritt, verliert er ½, wie viel dieser ist, ruht im Schooß §. 4. §. 9. Wer sich Vergehen, oder entehrender Handlungen gegen den Verein schuldig macht, kann nach Untersuchung der Verwaltung, durch diese ausgeschlossen (aber nicht bestraft) werden, das heißt zur Hinterthür hinaus fliehen. Die Appellation, zu der dieser berechtigt ist, an die „Konventualen", würde wohl unterbleiben. §. 10. Die Progression des Stimmrechtes entspricht weder Amerika noch der Schweiz. In Monarchien kann dieß seinen Plaz finden. Der Ansiedlungsplan erinnert unwillkürlich an den Thurmbau Babel, und die Folge wird sein, Verwirrung.

Empfangen Sie unsern schweizerischen Gruß.
In deren Namen:
J. J. Gujer.

*) Wir unterlassen es, diese zwei Aktenstüke hier auch abzudruken, da deren wesentlicher Inhalt in der Antwort der Schweizer von Sauk-City wiederholt ist.
Anmerk. d. Red.

Verschiedenes.

Herr Berger, gewesenes Mitglied des Erziehungsrathes von Waadt, hat sich auf der Ueberfahrt von Marseille nach Algier in's Meer gestürzt. Berger, ein durch Talent, Kenntnisse und Patriotismus ausgezeichneter Mann, wollte nach Setif reisen, um sich dort persönlich von der Lage der schweizerischin Kolonisten zu überzeugen.

Schweiz. Bern. (Korrespondenz.*) Hr. Sommer-Geiser, der Abgeordnete der Berner Regierung nach der argentinischen Republik, ist jüngst zurükgekehrt und hält sich diesen Augenblik in Bern auf, um seinen Bericht über die ihm aufgetragene Mission abzufassen. Vorläufig hat er dem Direktor des Armenwesens einen mündlichen Rapport erstattet, der für die Auswanderung nach jenem Lande günstig sein soll. In diesem Sinne spricht sich Herr Sommer auch privatim gegenüber seinen Bekannten und Freunden aus. — Es ist zu wünschen, die Berner Regierung möchte mit der Veröffentlichung der Sommer'schen Berichterstattung nicht zögern, damit das Publikum wisse, was es bei der Auswanderung in jenes Land Böses oder Gutes zu gewärtigen hat. — Die vor einem Jahre nach der argentinischen Republik emigrirten Tessenberger Familien (vom Jura im bernischen Amt Neuenstadt) berichten an ihre Verwandten so, daß wieder mehrere Familien dorthin auswandern.

Anmerkung der Redaktion. Die Schweizerkolonie in Santa Fé scheint also bis jezt manchen Schwierigkeiten glüklich entronnen zu sein; allein sie wird noch schwere Proben zu bestehen haben, deren Grund in den immer noch unsichern politischen Zuständen der Laplatastaaten ligt. Hält sich der Friede noch einige Jahre, so kann sie erstarken; bricht der Bürgerkrieg, der stets unter der Asche glimmt, wieder aus, so wird sie vergehen, wie die Butter an der Sonne. — Es wird gegenwärtig in der Schweiz auch für eine Kolonie Adler in der argentinischen Provinz Corrientes geworben. Sie ist französischen Ursprungs und auf sozialistische Grundsäze gebaut, deren Hauptwiz aber darauf hinausläuft, daß der Arme für den Reichen arbeiten muß und zwar ein gut Theil billiger, als wenn kein Sozialismus getrieben würde. Die Kolonie Adler wird daher nur wenig schweizerischen Auswanderern zu empfehlen sein.

*) Notiz für den Herrn Korrespondenten. Derartige Einsendungen für den Text des Blattes müssen an die Redaktion, nicht an die Expedition adressirt werden. Die Nichtbefolgung dieser Vorschrift ist Schuld, daß Ihre Korrespondenz nicht schon in der vorletzten Nummer stand. A. d. R.

— Der brasilianische Generalkonsul, Herr von Guimaraens, ist abberufen worden und kehrt nach Rio Janeiro zurük, er wird durch einen Geschäftsträger, Hrn. v. Laureiro, gegenwärtig Sekretär bei der Gesandtschaft in Paris, ersezt.

Neapel. In Neapel werden die Kriegsschiffe „Parthenope" und „Regina", sowie einige Mercantilschiffe dieser Tage den Transport der nach der argentinischen Republik zu deportirenden Verhafteten besorgen.

Türkei. Die europäische Kolonisation kam bereits in Anwendung. Ein Convoi von 130 Polen hat sich nach Thessalien eingeschifft, um den Betrieb der Besizungen Reschid-Pascha's zu übernehmen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Außer dem Kauf von Sonora und Sinaloa werden gegenwärtig zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko auch Unterhandlungen gepflogen über die Einführung einer Linie von Postdampfern, die unter der amerikanischen Flagge zwischen New-Orleans und Vera Cruz fahren sollen. In gewöhnlichen Zeiten und unter gewöhnlichen Umständen wäre dieß eine Geschäftssache, die ausschließlich New-Orleans und Vera Cruz angehen würde, allein bei der jezigen Gestaltung in den spanisch-mexikanischen Beziehungen erhält die vorgebliche Dampferlinie eine hohe politische Bedeutung für die ganze zivilisirte Welt. Spanien bedroht Vera Cruz mit einem Flottenangriff. Jene Dampferlinie wird den Mexikanern nicht nur Mannschaft und Munition zur erfolgreichsten Vertheidigung liefern können, sondern auch den amerikanischen Freibeutern gelegentlich ein Mittel an die Hand geben, unter dem Schuz der merikanischen Flagge und des Kriegsrechts eine Landung auf Cuba zu versuchen.

— (Unbestellbare Briefe.) Der General-Postmeister Campbell berichtete neulich, daß die Zahl der sogenannten todten Briefe und solcher, die nicht abgeholt würden, wahrscheinlich 3 Millionen betragen, und daß es durchaus nothwendig sei, Maßregeln zu treffen, durch die eine bessere Ablieferung von Briefen ermöglicht würde. 120,000 Dollars geben auf diese Weise bei den Postoffizen ein, ohne daß sie die dafür übernommene Verpflichtung erfüllen.

— Illinois. (Gezähmte Wölfe.) Am 5. März ließ sich ein Mann mit einem eigenthümlichen Fahrzeug in den Straßen von Chicago sehen. Ein kleiner Wagen, der mehr zum Liegen als zum Sizen eingerichtet war, diente dem Herrn des Gespannes, der ein Krüppel ist, zum Size. Zwei schöne starke Wölfe, mit Maulkörben versehen, waren an die Deichsel gespannt und zwei Paar Hunde vorn davor. Der Mann kutschirte mit dieser „happi Familie" ziemlich gut herum und die Wölfe zogen am meisten und schienen mit ihrer Beschäftigung zufrieden.

— Massachusetts. Das Repräsentantenhaus in Massachusetts hat den 14. März mit 150 gegen 100 Stimmen die abgeschaffte Todesstrafe wieder eingeführt. Zwölf Stunden nach Bekanntwerden dieses Beschlusses wurde in einer der belebtesten Straßen von Boston und nur fünf Minuten Wegs vom Staatshause entfernt einer der brutalsten und frechsten Morde verübt. Ein harmloser Mann, der unmöglich irgend einen persönlichen Feind gehabt haben konnte, wurde nämlich am Sonntag Morgen buchstäblich abgeschlachtet. Das Verbrechen scheint im Geist bloßer Ausgelassenheit und trunklichen Uebermuths verübt worden zu sein.

— (Kalifornien.) Der oberste Gerichtshof von Kalifornien wiederholte seinen frühern Ausspruch hinsichtlich der Verfassungswidrigkeit aller Staatsschuld über 300,000 Dollars und erklärte des Ferneren, daß die gesezgebende Gewalt nicht berechtigt sei, zur Zahlung der Zinsen Steuern aufzulegen. Indessen ist die Bevölkerung sowie die Legislative gegen diese Ansicht der Gerichte, und die Legislative hat auch fast einstimmig einen Beschluß gefaßt, daß die Staatsschuld ehrlich zurüthezahlt und hiezu alle Vorsorge getroffen werden soll.

Kanada. (Einwanderung nach und durch Kanada in 1856.) Es landeten im Hafen von Quebek während des lezten Jahres aus den Häfen folgender Länder:

England	10,000
Irland	1,790
Deutschland	4,500
Schottischen Häfen	3,120
Norwegen	2,800
New-Brunswik	300

Diese 22,100 Personen gehörten folgenden Nationalitäten an:

Engländer	5,500
Irländer	4,400
Schottländer	3,800
Norweger	2,800
Deutsche	4,500
Belgier	800
Schweizer	500
Italiener	100
Franzosen	20

Die meisten Einwanderer waren Farmer, Handwerker und Arbeiter. Man kann annehmen, daß etwa 14,000 davon sich in Kanada ansiedelten. So kamen spät im Herbst 3—400 feuer kleinen schottischen Farmer in Montreal an, die durch ihre Grundherren vertrieben waren, welche das Großgutssystem der Bewirthschaftung versuchen wollten. Manche von ihnen, die das nöthige Kapital besizen, etwa 125—250 Dollar, um sich auf den durch den Minister des Akerbaues angebotenen Landstrichen anzusiedeln, bleiben in Kanada, die Mehrzahl jedoch, durch das billigere (?) und bessere (?) Land der Vereinigten Staaten und durch die Leichtigkeit der Reise über die Seen oder die Great Western Bahn angezogen, kommen schließlich den Empire Staat des Westens, Illinois, Jowa u. s. w., zu gute.

(Ill. Staats-Ztg.)

Mexiko. Die Fahrstraße über den Isthmus von Tehuantepek ist fertig und während wir dieses schreiben, wahrscheinlich schon im Betrieb. Diese Straße für Wagen ist jedoch nur das Vorspiel zu der künftigen Eisenstraße, zu welcher die Vorarbeiten fertig sind. Bis dahin fährt man die 150 engl. Meilen von Minatitlan zum stillen Meere auf soliden Wagen in anderthalb Tag. Der Anfang der Fahrt findet zu Wasser Statt, indem man vom atlantischen Ozean zunächst auf dem Coatzacoalcos bis Suchil, 100 engl. Meilen vom Meere, den Wanderungen des Flusses folgt, dort den Wagen besteigt und der Straße folgt, die in Ventosa am stillen Meere endet. Die Entfernung in gerader Linie zwischen beiden Meeren beträgt 135 engl. Meilen. Minatitlan liegt 20 engl. Meilen von der Mündung des Coatzacoalcos entfernt, doch ist der Fluß bis dahin so tief, daß er für große Schiffe brauchbar ist. Von hier geht die Fahrt bis Suchil auf kleinen Fluß-Dampfern weiter. Die Straße von Suchil bis Ventosa führt durch Bergland, und man hat mehrere Bergbäche überbrüken müssen. Der Hafen Ventosa am stillen Meere ist tief, bietet aber den Seeschiffen erst genügende Sicherheit, wenn ein Wellenbrecher gebaut ist.

Zentralamerika. Walker's Armee ist durch massenhafte Desertion auf 400 Mann reduzirt; diese sind von 5000 Alliirteneingeschlossen. — Das Gebiet von Nikaragua soll, wie man sagte, zwischen den Staaten von Costa Rika und Honduras getheilt werden.

Südamerika. Brasilien. (Statistisches über die Kolonie Dona Franzisca.) Ende Dezember 1856 stellte sich die Kopfzahl der Kolonie auf 1428, wovon 793 männlichen und 635 weiblichen Geschlechts; der Religion nach gehören 142 der katholischen und 1386 der protestantischen und andern Konfessionen an. — Es fanden im Jahre 1856 auf der Kolonie 54 Geburten, 41 Todesfälle und 18 eheliche Verbindungen statt.

Afrika. Algier. Der Moniteur veröffentlicht ein Dekret, welches die Herstellung eines Eisenbahnnezes in Algerien befiehlt. Hiernach soll das zu erbauende Nez folgende Linien umfassen: 1) Eine dem Meere parallel laufende Linie, von Algier nach Constantine über Aumale und Setif, und von Algier nach Oran über Blidah, Amurah, Orleansville, St. Denis-du-Sig und Sainte-Barbe. 2) Linien, die von den wichtigsten Häfen nach der Hauptlinie führen, nämlich von Philippeville oder Stora nach Konstantine, von Bugie nach Setif, von Bona nach Konstantine über Guelma, von Tenes nach Orleansville, von Arzew und Mostaganem nach Relizane und von Oran nach Tlemcen über St. Barbe und Sidi-bel-Abbès. Diesem Dekrete ist ein Bericht des Kriegsministers beigefügt, welcher zum Schluß bemerkt: „Die verschiedenen Theile werden nach und nach, so wie die Bedürfnisse der Kolonisirung es zwekmäßig erscheinen lassen, ausgeführt werden. Nach sorgfältigen statistischen Forschungen scheint es, daß unter den Straßen Algeriens sich drei besonders wichtige, eine in jeder Provinz befinden, auf welcher die Transporte von Waaren und Reisenden schon jezt ausreichen, den guten Ertrag der Eisenbahnen zu sichern... Diese drei Linien könnten besondern Gesellschaften unter später zu regelnden Bedingungen übertragen werden. Ausser diesen drei ersten Linien würde ein Theil der Armee, so bald der Generalgouverneur glaubt, ihr diese Verwendung geben zu können, dazu verwandt werden, die Erdarbeiten an den größern Zweigbahnen auszuführen und so die spätere Ausführung eines allgemeinen Eisenbahnnezes vorzubereiten. Ein solches Werk, von der Armee in Friedenszeiten ausgeführt und an die Arbeiten der römischen Legion in Algerien erinnernd, würde den Ruhm unserer Soldaten vermehren, das Feld der europäischen Kolonisirung erweitern und den Zeitpunkt herbeiführen, da die eingeborene Bevölkerung endlich die Macht der Zivilisation anerkennen, ihre Wohlthaten annehmen und ihre landwirthschaftlichen und kommerziellen Interessen mit denen Frankreichs verschmelzen würde.

Inserate und Anzeigen.

Geschäftsauflösung.

Die Unterzeichneten beehren sich hiermit die Anzeige zu machen, daß in Folge gegenseitiger Uebereinkunft die Sozietät Paravicini und Roth in Zürich mit heute zu bestehen aufgehört hat und jeder der beiden Asocies das Auswanderungsgeschäft in der Folge auf eigene Rechnung fortsezen wird.

Zürich, den 8. April 1857.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Lebens- und

Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versicherude beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Aussteuerkapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in den Fälle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versichert n Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurükerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald lezterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsäzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
E. de Paravicini
und dessen Agenten.

Feuilleton.

Oakatibbe.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

Der Sturm legte sich so schnell fast als er entstanden war und Colonel Harris ging wieder an seine Beschäftigung,

Der Indianer übrigens, der sich bis jezt so lästig gezeigt, ließ auch jezt nicht nach, wenn er auch etwas weniger kühn in seinem Vordrängen geworden. Das Lezte, was er that, war, daß er sich so nahe als möglich zu dem Korbe seiner Frau drängte, der eben gewogen wurde, und mit einem Stok, den er in der Hand hielt, auf höchst schlaue und von Niemandem gesehene Weise die Waagschale herunterdrükte, so daß seine Frau schon die Palme des Sieges als beste Arbeiterin davonzutragen schien.

Niemand hatte es gesehen, Niemand schöpfte den mindesten Verdacht und hätte sich der Bursche gemäßigt, so würde er den Lohn seiner List geerntet haben, so aber wurde er durch den glüklichen Erfolg derselben dreister gemacht, drükte mehr, und mehr, und während sich Jeder wunderte, daß ein so kleiner Korb ein so großes Gewicht enthalten konnte, entdekte Simson den gespielten Streich und machte den Colonel darauf aufmerksam. Dieser sprang hinzu, riß den Stok weg und wollte den Indianer eben damit über den Kopf schlagen, dies aber verhinderte ich noch glüklicherweise und die Verhandlungen endeten so ziemlich friedlich. Den Lohn zahlte er einestheils in Stoffen, in Deken und Kattunen aus, die er zu diesem Zwek hatte kommen lassen, oder auch und an bei weitem die größte Anzahl in baarem Gelde, was natürlich wieder den Whiskeyhändlern zu gute kam.

Zweites Kapitel.

Es mochte ungefähr zehn Uhr an demselben Abend sein und Colonel Harris und ich hatten, nachdem wir unser Abendessen beendet, dasselbe Gespräch als am Nachmittag wieder aufgenommen; es war aber kein rechter Ernst mehr in der Sache und wir näherten uns Beide dem Zustande, in welchem der Eine aus der Gesellschaft gewöhnlich gähnend sagt: „Es muß schon spät sein!" als wir plözlich durch einen so wilden entsezlichen Schrei aufgestört wurden, daß wir Beide zum Tode erschrekt von unsern Sizen emporsprangen. Wir wußten, es war in diesem Augenblike etwas Gräßliches geschehen. Schnell riß Harris die Thür auf und lauter und gellender drang der Schrei in unsere Ohren. Es lag Furcht, Wuth und Tod in diesen Tönen. Weiberstimmen aber waren es, die zulezt wild und klagend die andern überdauerten.

„Die Laute kommen von jenem Whiskeyladen herüber," rief Colonel Harris. „Diese verwünschten Choktaws haben sich betrunken und Streit angefangen, und meinen Hals wollt' ich verwetten, daß Einer von ihnen erschlagen ist. Ich kenne dieses Geschrei, habe es mehr als einmal gehört, es kündet Mord und ist ein eigenthümliches Zeichen, welches die Indianer haben, wenn ein Verbrechen begangen, wenn Blut vergossen ist."

Die Worte waren kaum geäußert, als Simson auf der Straße und dicht vor unserer Thür erschien, und Colonel Harris bat ihn augenblicklich herein zu kommen, was er auch that. Als er sich aber dem Kaminfeuer näherte, erkannten wir deutlich, daß er getrunken hatte; seine Augen bewiesen das klar genug, wenn auch jezt die Trunkenheit mehr einer Art Betäubung Plaz gemacht. Er sagte nichts, glitt aber zu dem Kamin hin und ließ sich dort an der einen Ekе nieder. Ich bemerkte jezt, daß seine Hände und sein Jagdhemd mit Blut bedekt waren, was er augenscheinlich erst in demselben Augenblik ebenfalls entdekte und diese nun, sie am Feuer hin und her drehend, aufmerksam betrachtete.

„Curnel," sagte er in gebrochenem Englisch, „ich bin verdammter Narr."

„Wie so Simson?"

„Ich trinke, ich fechte, ich bringe Loblolly Jak um. Seht hier, dies ist Blut auf meiner Hand — Loblolly Jak's Blut — er todt — ich steche ihn mit Messer."

„Unmöglich! . . . Aber weshalb?"

„Ich trinke, ich verdammter Narr — trinke Whiskey im Laden drüben — habe Geld — kaufe Whiskey — kommt betrunken — und Loblolly Jak todt."

Das war der Inhalt seiner Erzählung, die einige Augenblike später durch mehrere andere Indianer, die Freunde beider Parteien, bestätigt wurde. Von diesen erfuhren wir nun, daß sie Alle im Laden Lykon's des weißen Mannes, getrunken und dort Loblolly Jak und Simson, von dem Feuertrank erhizt und fast zu gleicher Zeit, den früher beigelegten Streit wieder erneut hatten. Aus Worten waren Schläge geworden und Loblolly fiel durch einen einzigen Schlag von Oakatibbe's Hand und Messer.

Das indianische Gesez ist wie das der Hebräer, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben. Das Schiksal des schlanken Simson war bestimmt, morgen früh sollte er sterben. Dies wußte er so gut wie die Uebrigen, denn Loblolly's Wunde war tödtlich gewesen und der wilde Mann schon eine Leiche. Die Parteien vereinigten sich nun dahin, daß Simson die Nacht, wenn es der Colonel erlaubte, in dessen Hause zubringen und dann mit Tagesanbruch auf dem Exekutionsplaze erscheinen solle. Colonel Harris gab gern seine Einwilligung, erklärte jedoch zu derselben Zeit, daß er keinesfalls für das Erscheinen des Gefangenen verantwortlich sein wolle, und versicherte den alten Häuptling, der „aufsteigende Rauch" mit Namen, er würde ihn nicht bewachen.

„Er läuft nicht," sagte dieser gleichgültig.

„Ich kann aber nur Einen beherbergen, Ihr dürft ihm keine Wache beigeben."

Der alte Häuptling versicherte auf's Neue, daß der schlanke Simson keinen Versuch zur Flucht machen würde und deshalb auch keine Wache nöthig sei; er würde schon zu seiner Hinrichtung kommen.

„Er muß sterben," sagte der „aufsteigende Rauch", „er kennt Gesez. Er wird kommen und sterben wie Mann; Oakatibbe hat großes Herz."

Jedes Wort, das der alte Krieger sprach, drang mir wie ein Pfeil in's Herz. Welch ein Lob war dies auf indianische Treue, welches Vertrauen in die unverbrüchliche Wahrheit des Kriegers. Nach kurzer weiterer Unterhaltung trennten sich die Parteien, Freunde und Feinde, und der unglükliche Gefangene wurde mit uns allein gelassen. Dieser behielt aber seinen Siz am Feuer bei; seine Züge waren ernst und nachdenkend und sein Geist, wie es schien, eben so beschäftigt, denn von Zeit zu Zeit schüttelte er leise den Kopf und wiegte ihn hin und her. Ich betrachtete ihn mit ungemeinem Interesse, während sich Colonel Harris näher mit ihm über das verübte Verbrechen unterhielt.

In der That war ja auch seinetwegen das ganze Unglük geschehen, und wenn er es auch allerdings nicht zu verantworten hatte, so linderte das doch nur wenig den Schmerz, den er darüber empfand, selbst die unschuldige Ursache eines solchen Unglüks zu sein. Er sprach mit dem Indianer so herzlich wie mit einem Freund, und bot ihm an, wenn die Sache mit Geld abzumachen sei, die Verwandten des Erschlagenen vollkommen für das vergossene Blut zu entschädigen. Der arme Bursche dankte ihm innig dafür, versicherte aber zur selben Zeit, daß jeder solcher Versuch nuzlos sei. Der Stamm hatte noch nie ein solches Abkaufen gestattet und die Freunde des Ermordeten waren zu sehr seine eigenen Feinde, um das je zuzugeben.

Colonel Harris begnügte sich damit jedoch noch nicht und beschloß wenigstens den Versuch zu machen. Nicht mit Unrecht schlossen wir, daß wir die Indianer wieder im Whiskeyladen treffen würden und eilten zu dem kaum eine Viertelmeile entfernten Plaz.

Dort aber trafen wir die rothen Söhne der Wälder in der schlimmsten Laune, in der sie nur getroffen werden können; sie waren fast Alle im höchsten Grade betrunken und die Leiche des Ermordeten lag, halb mit einem Bärenfell bedekt, in der Piazza der Hütte. Die Brust war enthlößt, eine breite männliche Brust, und die Wunde, ein tiefer schmaler Stich, zeigte sich schwarz und unheimlich von dikem geronnenen Blut umgeben. Die nächsten Verwandten des Verstorbenen waren aber auch die Trunkensten, denn als die am größten Leidtragenden waren sie auch zu dem größten Trost, also zu dem meisten Whiskey, berechtigt gewesen.

Gerade von dieser Gier nun für das feurige Getränk, hoffen wir die Erfüllung unserer Wünsche, wenn wir die Gelegenheit gäben, jene zu befriedigen, fanden uns aber bald getäuscht. Jedes Anerbieten, jeder Versuch bewies sich als fruchtlos, und der alte „aufsteigende Rauch" zog uns endlich auf die Seite und erklärte, daß die Sache unmöglich sei.

„Oakatibbe muß sterben — nicht nöthig zu sprechen. Gesez ist gemacht für Oakatibbe und Loblolly Jak und „aufsteigenden Rauch" und Alle — Oakatibbe muß todt morgen."

Mit trauerndem Herzen verließen wir die wilde wüste Gesellschaft und fanden, als wir zurükkehrten, den jungen Indianer eifrig damit beschäftigt, den Stiel seines Tomahawks mit seinem Messer auszuschneiden. In den also frei gearbeiteten Raum paßte er ein Stükchen flach geschlagenes Silber hinein, das, wie es schien, schon bei früheren Gelegenheiten als einfache Verzierung an Büchse oder Messer gedient hatte.

Mitleidig heftete ich meine Blike auf den Unglüklichen. Was aber hätte ein mit den Vorgängen Unbekannter in diesen Zügen entdeken können? Wahrlich nichts von dem Schiksal, das ihn erwartete, nichts von dem Tod, der ihm drohte; er verrieth auch nicht das mindeste Interesse für unsere Botschaft. Sein Blik und sein ganzes Wesen bewiesen, wie vollkommen er von ihrer Nuzlosigkeit überzeugt gewesen sei, und als wir ihm erzählt, was vorgefallen, antwortete er weder, noch sah er zu uns empor.

Es möchte schwer sein das zu beschreiben, was der Colonel und ich in diesem Augenblike fühlten. Je mehr wir über diesen Vorfall nachdachten, desto schmerzlicher wurden unsern Gedanken. Nicht Angst mehr, nein wirkliches Entsezen füllte mir das Herz, und ich mußte zulezt das Zimmer verlassen, um im Freien wieder meine Gefühle zu bemeistern.

Der Indianer blieb am Feuer zurük. Ehe wir aber hinaus gingen, hörten wir, daß er ein leises Lied in seiner eigenen Sprache angestimmt hatte, das eine Erzählung seiner von ihm vollbrachten That enthalten sollte. Es war der Todtengesang und er schien sich durch die Erinnerung an das, was er vollbracht, für den kommenden Tag stärken und abhärten zu wollen. Er sammelte die Vergangenheit, um besser in ihr das Bild seiner Zukunft aufnehmen zu können.

Wir mochten ihn nicht gern in dieser Beschäftigung stören und zogen uns in unsere Schlafzimmer zurük. Harris aber, der schon den einen Stiefel ausgezogen hatte, rief plözlich:

„Nein wahrlich, Simms, wir dürfen den Mann nicht so sterben lassen. Wir müssen noch einen Versuch machen ihn zu retten; ja wir müssen ihn retten."

„Aber wie?"

„Kommt, laßt uns zurükgehen und ihn zur Flucht zu bewegen suchen; er könnte jezt, da alle jene Burschen betrunken sind, mit leichter Mühe entfliehen. Mein bestes Pferd gebe ich ihm, wenn er es thun will."

Wir kehrten in das Zimmer zurük.

„Simson!"

„Curnel," war die ruhige Antwort.

„Das ist Unsinn, daß Du hier bleibst, um erschossen zu werden."

„Ugh!" war das Einzige, was er mit einem stummen Kopfniken erwiederte.

„Du bist kein böser Mennsch, Du wolltest Loblolly Jak auch ja gar nicht umbringen und es ist hart, daß Du für etwas sterben sollst, was Du nicht thun wolltest. Du bist noch zu jung zum Sterben, Du hast noch viele Jahre zum Leben . . . Du solltest leben, ein alter Mann werden und Söhne haben wie Du selbst bist! Es ist viel Glükseligkeit in der Welt, wenn man sie nur zu erhalten weiß; aber ein Todter ist weder für sich noch für seine Freunde und Feinde etwas Nuze. Warum solltest Du sterben, warum erschossen werden?"

„Eh?"

„Höre mich: alle die Deinigen liegen betrunken bei jenem Krämer; blind und taub betrunken, sie können weder hören noch sehen. Vor morgen früh werden sie nicht nüchtern, vielleicht nicht einmal dann. Du bist doch schon einmal über dem Mississippi drüben gewesen; kennst Du den Weg?"

Oakatibbe bejahete es.

„Viele Choktaws wohnen jezt über dem Mississippi drüben an dem rothen Flusse und viel weiter drüben an den rothem Hügel. Geh zu denen; sie werden Dich bei der Hand nehmen . . . sie werden Dir eine von ihren Töchtern zum Weibe geben, sie werden Dich lieben, sie werden Dich zu einem Häuptling machen; fliehe, Simson, fliehe zu denen; Du sollst eins von meinen Pferden haben, das beste, was Du Dir aussuchen willst, und vor Tagesanbruch wirst Du weit im Lande drinnen bei den Weißen und fern von Deinen Feinden sein. Geh, mein guter Bursche, es wäre ein Jammer, wenn solch ein Mann sterben sollte."

Dies war etwa der Inhalt von meines Freundes Zureden, und jede Leidenschaft, die in eines Menschen Busen schlummert, suchte er zu erweken. In der Brust des Indianers fand auch ein heftiger Kampf statt.

Er sprang von seinem Size auf, ging schnell im Zimmer auf und ab und sein Auze glühte voll eigner wilder Begeisterung. Ehe noch Harris ganz geendet hatte, blieb er aber vor ihm stehen, sah uns mit festem ruhigem Blike an und sagte:

„Ich liebe die Weißen — ich war stets Freund der Weißen — ich glaube, ich habe ihre Gesez lieber als die unsern — Loblolly Jak lachte mich aus, weil ich die Weißen liebte und weil ich wollte, daß unser Volk leben sollte wie sie. Das kann doch jezt nichts mehr helfen. Ich kann sie nicht mehr lieben — mein Volk sagt, daß ich sterben muß — wie kann ich leben?"

Das war der Inhalt seiner Antwort. Die Meinung derselben war einfach genug; er hätte gern den Vorschlag meines Freundes, zu fliehen und zu leben, angenommen, aber er konnte die ihm angeborne Scheu vor den Gesezen seines Volkes nicht abschütteln; Gewohnheit ist der Tyrann aller wilden Nationen.

(Schluß folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 17. | Samstag den 25. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Brief der Familie Grob von Schönenberg, Gemeinde Wattwil, aus der brasilianischen Provinz San Paulo.

Kolonie Angelika, den 23. Nov. 1856.

Liebe Verwandten, Freunde und Bekannten!

Das Dahineilen der Zeit, das baldige Nahen des neuen Jahres, mahnt mich daran, Euch einige Kunde von unserem Befinden und unsern Verhältnissen in Brasilien zukommen zu lassen. Von Santos habe ich Euch geschrieben und ich zweifle nicht daran, daß Ihr den Brief erhalten habet, und enthebe mich einer nochmaligen Schilderung der Seereise. Am St. Johannestag reisten wir von Santos weg. Kisten und Gepäke wurden auf Maulthiere geladen, ebenso Kinder, welche zu 4 in zwei Kisten auf ein Maulthier kamen. Von den Erwachsenen traten die meisten die Reise zu Fuß an, denn ein Maulthier mit Sattel kostet bis nach den Kolonien 25 Milreis oder 76 Fr. Von unserer Familie gingen Alle die ganze Reise, welche 20 Tage, mit Inbegriff von 5 Rasttagen, dauerte, zu Fuß. Die Stationen sind nicht groß, 4—5 Stunden per Tag. Unsere Nachtquartiere befanden sich entweder unter freiem Himmel oder unter einem Dache, das auf vier Säulen ohne Wände ruhte. Die Nächte waren, da es Winter war, empfindlich kühl. Lebensmittel, welche in Reis, Bohnen, Spek, Zuker, Kaffee und Zwiebak bestanden, wurden roh verabreicht und jede Familie kochte ihr Betreffniß selbst. Die brasilianischen Landreisen bieten wenig Interessantes dar.*) Die Wege und Straßen selbst sind schlecht und führen durch öde unfruchtbare Gegenden hin, welche zu nichts als zu Weiden benüzt werden. Nichts unterbricht die Eintönigkeit, als etwa von 2 zu 2 Stunden an die Straße gebaute Hütten, in welchen Kaffee und Schnaps verkauft wird und wo die Truppen von Maulthieren übernachten. Ortschaften trifft man sehr wenige, alle 2 bis 3 und 4 Tage eine. St. Paul ist eine bedeutende Stadt, bewohnt von vielen Deutschen, liegt aber in einer unfruchtbaren Gegend. Es wird dem Einwanderer bald bange, in dem hochgepriesenen Brasilien sich auf diese Art enttäuschen zu müssen. Doch, wenn man noch weiter in die Nähe von Campinas, einer ziemlich großen Stadt, kommt, verbessert sich das Land; man trifft Kaffeepflanzungen an und begegnet hin und wieder sogenannten Fazenden, welche der Sitz von größtern und kleinern Pflanzern sind. Von Campinas kamen wir nach Limeira, etwa 2 Stunden von Ibicaba. — In Limeira wurden wir vom Unterdirektor Schmid von Ibicaba empfangen und mußten auch zugleich erfahren, daß Johannes**) nicht in Ibicaba, sondern auf der Kolonie Angelika sei, welche noch 8 Stunden von Ibicaba entfernt ist, und wohin vor einem Jahre die ersten Kolonisten gekommen seien. In Ibicaba wurden wir von den Kolonisten freundlich empfangen und gastlich bewirthet. Von unserem Transport konnte nur eine Familie in Ibicaba bleiben, welche ihren Sohn dort hatte, 7 andere Familien blieben auf der Kolonie Tapera bei Campinas und 11 Familien mußten mit uns nach Angelika. Bis nach San Joao (sprich St. Schwung oder zu deutsch St. Johann) kam uns Johannes entgegen, er hatte vom Direktor erfahren, daß eine Familie Grob aus St. Gallen ankomme; er hatte vermuthet, wir seien es. St. Johann ist ein kleines Städtchen in der Mitte von Ibicaba und Angelika. Sonntags den 13. Juli kamen wir an, und an diesem Tage wurden noch die Wohnungen vertheilt. Fast beschlich einen das Heimweh, wenn man an die verlassenen Wohnungen**) dachte und sie mit den jezigen verglich: 4 kahle Wände und ein Dach darüber, der Boden des lieben Gottes Erdboden. Die ersten Tage waren zum Einrichten, Bettstellen, Tische und Stühle machen, eine Kocheinrichtung herzustellen, bestimmt, dann wurde Kaffee zu pflüken angewiesen. Nachdem der angewiesene Kaffee gepflükt war, wurde Pflanzland ausgetheilt. Wie erhielten ein gewaltig großes Stük. Um Euch einen Begriff von brasilianischem Pflanzland zu geben, will ich es Euch näher beleuchten. Es wird ein Stük Urwald geschlagen, dann gebrannt und nachher bepflanzt. Auf den Kolonien, wo Neger sind, wird 2 und 3 Jahre für den Herrn gepflanzt, und vor jeder Pflanzung das vom ersten Brennen überbliebene Holz nachgebrannt, dann wird Kaffee gepflanzt und nachher bekommen die Kolonisten dieses Land zum Anbauen. Die Kolonisten erhalten von 100 Kaffeebäumen 3 Franken Haferlohn. Da stehen noch ungeheuer große Stöke von geschlagenem Holz und liegen noch Stämme Holz, die nicht verbrannt sind, umher, wie man sie bei Euch nicht sieht. Auch wachsen in einem Jahre Stauden und Unkraut, wenn es nicht fleißig gehalt wird, daß es aussieht, wie bei Euch in vier Jahren ein Stük Holzschlag. Ein solches Stük Land erhielten wir und schwizten manchen Tropfen, bis es gereinigt war, denn das Unkraut verbrennen konnten wir der Kaffeebäume wegen nicht. Wir pflanzten nun unsere Mandioca, Kara und Türken in das dürr gewordene Unkraut hinein; zu Reis muß man das Land ganz rein machen. Unsere Saaten stehen nun prächtig. Mandioca und Kara vertreten hier die Stelle der Kartoffeln. Die ersteren haben Wurzeln, ähnlich den Dahliewurzeln, aber länger und diker, und werden vom März bis Oktober gegessen; sie sind sehr mehlhaltig und gut. Wer viel pflanzt, kann sie auch über ein Jahr aufbewahren und man wird an deren Schwere und Größe noch gewinnen. Kara sind knollige Schlingpflanzen. Wenn man sie pflanzt, so zieht man die gute Erde zusammen und macht Haufen in der Größe von mittlern Heuschochen. Auf diese Haufen pflanzt man sie. Wenn die Erde recht gut ist, so wachsen sie in einem Jahre so stark, daß eine einzige Wurzel oder Knolle die Schwere von 6 bis 8 Pfund erreicht, und solche Knollen gibt es in einem Haufen 3—4 nebst mehreren kleinern; auch kann man sie 2 bis 3 Jahre im Boden lassen, wodurch sie die Schwere von 20 bis 30 Pfund erreichen, wenn sie genug Raum zur Ausdehnung haben. — Das Wetter ist in den Monaten vom Mai bis November meistens gut. In den Monaten Juli und August sind starke Reifen, der aussieht, als wäre Schnee gefallen, keine Seltenheit. Im Oktober fängt es an hin und wieder alle Wochen ein Mal zu regnen; der Frühling beginnt; das Leben der Natur fängt an sich zu regen; die Pflanzung beginnt, und öfterer und stärkerer Regen im November verleiten starkes Wachsthum. — Auf den Kolonien steht der Kolonist nicht so gut, als man zu Hause denkt, besonders auf so jungen wie die unserige ist. Die Kaffeebäume sind noch klein und gewähren daher noch wenig Ertrag. — Wer kein eigenes Geld hat, um sich die Lebensmittel anderswo kaufen zu können, bis er eigene Lebensmittel gepflanzt hat, muß sich alles zu den höchsten Preisen einschreiben lassen, so z. B. kostet eine Arrobe (32 Pfund) Schweinefleisch 20 Fr. Man dachte zu Hause, wenn arme Leute in 5 Jahren ihre Reisekosten zurükzahlen können, so sei es so schlimm nicht, aber daran dachte man nicht, daß die Gesellschaft Vergneiro den Leuten die Reisekosten zurükzahlen, wenn sie u. s. f. so viel Schulden zu den Reisekosten gemacht haben.*) Kolonisten, welche 800, 1000 bis 1500 und 2000 Milreis Schulden haben, sind keine Seltenheit. Das ist schon wahr, fordern thun ihnen das ganze Jahr Niemand nichts, sie können sich alle Wochen Lebensmittel fassen, so viel sie bedurfen, können alle Monate Geld fassen, auch bekommt jede Familie eine Kuh, aber nicht umsonst, denn Alles wird eingeschrieben. Wem es gleich um die Schulden ist, der führt freilich ein sorgenfreies Leben.**) Arbeiten muß man, sonst bekommt man nichts zu fassen. Die Kinder bleiben haftbar für die Schulden der Eltern, sie

*) Nämlich in jener Gegend, über die unfruchtbaren Vorberge der Hochebene von San Paulo.
Anmerk. d. Red.

*) Der ein Jahr früher ausgewanderte Bruder des Briefschreibers. A. d. R.

**) Die mit einem ziemlichen Vermögen ausgewanderte Familie Grob besaß zu Hause eines der schönsten Bauerngüter der Gegend. Der Abstand zwischen ihren Häusern im Schönenberg und den Hütten auf einer neuen brasilianischen Kolonie mag allerdings ziemlich groß gewesen sein. A. d. R.

*) Diese Stelle verstehen wir nicht. A. d. R.

**) Früher, bevor die Leute ausgehezt wurden, war es ihnen wirklich auch gleich um die Schulden, die ihnen ein art forderte; sie waren ganz zufrieden mit ihrem sorgenfreien Leben. A. d. R.

müssen entgelten der Väter Missethat. — Wir für uns stehen ziemlich gut. Wir schlachten alle 14 Tage ein Stük Vieh und verkaufen das Fleisch an die Kolonisten; ebenso kaufen und verkaufen wir auch Mandiocamehl, und verdienen dabei, wenn auch nicht gerade viel, doch etwas nebenbei. — Bis man sich in die neuen Verhältnisse gewöhnt hat, kommt manches schwierig vor, besonders das erste Jahr ist ein schweres. Wie sich die Zukunft stellt, muß man gewärtig sein. Wir haben uns entschlossen, vor der Hand wenigstens kein Land zu kaufen, sondern auf der Kolonie zu bleiben, denn mit Thätigkeit ist immer noch etwas zu verdienen. Das ist jedenfalls richtig, die Reisekosten stehen nicht im Verhältniß zum Erwerbe auf den Kolonien. Wir mußten für unsere Landreise mit Inbegriff von Allem 550 Fr. zahlen. Eine wahrlich schöne Summe, bei der sich auch 120 Fr. Kopf- oder Kommissionsgeld befindet. Ich will Niemanden zur Auswanderung nach Brasilien veranlassen und auch Niemanden davon abhalten. Denjenigen, die kommen wollen, möchte ich anrathen, jedenfalls den frühen Frühling zu wählen, denn man kommt dann zur rechten Zeit nach Brasilien, in welcher man pflanzen kann, also zu Ende des hiesigen Winters und Anfangs Frühling, und man ist daher nicht genöthigt, sich die Lebensmittel für fast 1½ Jahre zu kaufen, wie dieß der Fall ist, wenn man im August oder Spätherbst von Hause weggeht. Auch hüte man sich vor dem Anschließen an andere Familien oder dem Anschluß anderer an sich. Dieser Anschluß giebt bereits immer Anlaß zu Zwiespalt. Wir waren auch sehr froh, daß Schweizer von Kappel zurüktrat. Dann möchte ich auch Jedem rathen, der nicht Vorschuß nimmt, auch keinen Pachtvertrag zu nehmen, denn ohne einen solchen ist er in Brasilien nicht gebunden und muß sich nicht stellen lassen, wo man ihn hinstellen will. Die Gesellschaft Bergueiro besteht aus mehreren Gutsbesitzern und da muß man sich dann gefallen lassen, zu welchem man kommt. Es sind z. B. einige Kolonien, die sehr im Verrufe stehen,*) so St. Sebastiao und Ubatuba an der Küste zwischen Santos und Rio, welche beide eine sehr ungesunde Lage haben, und dann noch die Kolonie von Dr. Elias, auf welcher die Kolonisten schlecht gehalten werden, und andere mehr. Die besseren Kolonien sind immer die, welche Eigenthum von Hrn. Bergueiro sind. Brasilien selbst ist ein gutes Land und würde viele Vortheile bieten. Große Fruchtbarkeit des Bodens an den Hügelreihen; die Ebenen sind, wenigstens in unserer Umgebung, zu sandig. Was auch wichtig ist, so finden sich überall gute Quellen mit reichlichem Wasser. Aber überall**) befindet sich der bessere Boden schon in den Händen der Reichen. Dem Bruder sein Kind ist auf dem Meere gestorben. Der Jakob ist seit acht Tagen am Durchfall gelegen, befindet sich aber auf der Besserung. Wir befinden uns alle gesund und wohl. Empfanget von uns allen die herzlichsten Grüße.

(Den Schluß des Briefes bilden eine Menge Grüße an namentlich aufgeführte Freunde und Bekannte. Wir veröffentlichen diesen Brief wörtlich und, mit Ausnahme des nichts von allgemeinem Interesse enthaltenden Schlusses, vollständig, damit das Publikum selbst urtheilen mag, ob derselbe wirklich als Beweis des von einem toggenburgischen Blatt aufgestellten einfältigen Sazes „die Auswanderung nach Brasilien führt in's Elend" gelten kann, wie besagtes Blatt glaubt.)

*) Vor diesen Kolonien (Getuba bei S. Sebastiao und Belda bei Ubatuba) hat der „Kolonist" wegen ihres ungesunden Klima's und des übeln Rufes des einen Gutsbesitzers (Castro in Belda) mehrmals gewarnt. Die schweizerischen Kolonisten kamen durch einen unglüklichen Zufall dorthin. Als sie nämlich im Herbst 1855 in Santos landeten, herrschte daselbst die Cholera, weswegen dieser Hafen gegen das Innere gesperrt war. Daher mußten die Auswanderer an der Küste untergebracht werden. A. d. R.

**) Nämlich in jener Gegend, wo er aber von den Eigenthümern billig zu kaufen ist. Sonst gibt es bekanntlich in Südbrasilien noch ungeheure Streken fruchtbaren Landes, die Staatseigenthum sind. A. d. R.

Verschiedenes.

Schweiz. Zürich. Lezten Montag sind von Richtersweil 38 nach Norwegen angeworbene Schweizerfennen unter einem Führer abgereist; es befanden sich darunter St. Galler, Glarner, Schwizer und Züricher, und in Zürich stießen noch einige Zuger zu ihnen.

Preußen. Aus dem vorherrschend von Mennoniten bewohnten Werder zwischen Elbing und Marienburg finden in lezterer Zeit zahlreiche Auswanderungen statt, nicht nach Amerika und Australien, sondern — nach Rußland und Polen. Da diese Auswanderer, sämmtlich begüterte Grundbesizer, ihre Dienstleute in die neue Heimath mitnehmen, so macht sich an einzelnen Punkten dieses Landstriches bereits ein Mangel an Arbeitskräften fühlbar.

— Arme Auswanderer werden oft unter Vorwänden und Versprechungen an Bord amerikanischer Schiffe gelokt und durch List oder Gewalt zu Matrosen gepreßt. Wie die „Zeit" hört, hat die preußische Regierung auf die ihr zugegangene Mittheilung, daß viele ihrer Landsleute von jenem Mißbrauch betroffen werden, im diplomatischen Wege bei dem Gouvernement der Vereinigten Staaten auf die dem Interesse der Menschlichkeit entsprechende Abhülfe hingewirkt.

— Die „Trierer Zeitung" vom 27. März enthält eine amtliche Bekanntmachung der Königl. Preussischen Polizei-Direktion zu Trier, worin aus Anlaß einer höhern Orts angebrachten Beschwerde vor allen nicht konzessionirten Auswanderungs-Agenten, namentlich vor den Emissären eines Antwerpner Expediteurs Str...s gewarnt wird, „an dessen Reellität und Zuverlässigkeit zu zweifeln, gegründeter Anlaß vorliege." Str...s war Vollmachtgeber des aus Zürich verschwundenen Agenten G., vor dem der Kolonist schon vor zwei Jahren warnte.

Skandinavien. Aus Norwegen wollen im Laufe des Sommers über 10,000 Personen nach Quebek auswandern. Mehrere davon wollen sich in Kanada, die meisten aber in den nordwestlichen Staaten der amerikanischen Union Niederlassungen gründen.

England. Die Auswanderungs-Kommission der Regierung hat, nach offiziellen Ausweisen, im verflossenen Jahre 20,653, und seit 1846 im Ganzen 211,236 Auswanderer nach Australien befördert, die eine Ausgabe von 3,109,700 Pfd. Sterl. nöthig machten. Jeder Auswanderer kostete der Regierung im vorigen Jahre 15 Pfd. Sterl. 19 Sh. 6 P., 1855 über 17 und 1854 über 21 Pfd. Sterl. Am 2. April waren bereits 8415 Erwachsene zur Auswanderung vorgemerkt, die bis zum 13. April befördert sein müssen, wenn die Regierung die Gesuche derselben um freie Ueberfahrt bewilligt.

— Ausgewandert sind im Jahre 1856 aus dem Vereinigten Königreich im Ganzen 176,554 Personen, gegen 176,805 Personen in 1855, 323,429 in 1854, 329,937 Personen in 1853, 368,764 Personen in 1852, 335,966 Personen in 1851 und 2:0,849 Personen in 1850.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** Binnen zwölf Jahren sind der großen nordamerikanischen Union zehn neue Staaten oder Gebiete hinzugefügt worden: Texas, Jowa, Wiskonsin, Kalifornien und die Territorien Neu-Mexiko, Nebraska, Kansas, Washington, Oregon und Minnesota. Die beiden lezteren treten im Laufe dieses Jahres als Staaten in den Bund ein, welcher fortan deren dreiunddreißig zählt; ein neues Gebiet, das zum größten Theil im Westen des oberen Mississippi liegt, wird in den nächsten Monaten organisirt und den Namen Dakota führen.

— In den Vereinigten Staaten existiren bereits fünf Neu-Genf. Eines im Staate New-York, das andere in Illinois, das dritte im Staate Indiana, das vierte in Ohio und das fünfte in Wiskonsin.

— New-York. (Ein Bizebarnum.) Nach dem Verschwinden des berüchtigten Schwindlers Barnum nimmt gegenwärtig in New-York ein Mr. Perham dessen Stelle ein und wird ihn bald im amerikanischen Humbug übertreffen. Derselbe hat nämlich in dem sogenannten „Chinese Assembly Room" zu New-York am Montag den 23. Februar dieses Jahres ein großes bewegliches Panorama eröffnet, zu dem jeder Besuchende für den Eintrittspreis von einem Dollar ein Loos zu einer bisher ungewöhnlichen Ausspielung erhält, deren Hauptgewinn nicht weniger als eine junge und schöne heirathsfähige Dame mit 25,000 Dollars in der Hand und ein bekannter heirathsfähiger Gentleman mit 50,000 Dollars sind. Am Eröffnungstage wurde diese junge Dame der zahlreich versammelten Gesellschaft, die aus den ersten Kreisen der Stadt gebildet war, vorgestellt. Ein Mitglied des zur Ueberwachung des Unternehmens und zur Sicherstellung des Publikums aus bekannten Personen der Stadt gebildeten Komite's führte die Dame vor. In dem jugendlichen Glanze ihrer Schönheit trug dieselbe einen weißen, fashionablen Opernmantel mit zartem Rosa gefüttert und besezt, ließ einen Theil ihrer schön gefärbten weißen Schultern sehen, strekte unter dem eleganten seidenen Kleide ein nur handgroßes Füßchen hervor, kokettirte mit ihren schönen schwarzen Loken, verneigte sich mit erröthendem Gesichte und verschwand vor den vollständig bezauberten, in großer Zahl versammelten Herren, von denen natürlich viele nichts Eiligeres zu thun hatten, als mehrere Loose zu kaufen. Gleichzeitig wurde den Anwesenden eröffnet, daß, wer einen von diesen Kapitalpreisen gewinne und nicht gebrauchen könne, wie verheirathete Leute, oder wenn Preis und Gewinner sich nicht gefielen, die Summe von 5000 Dollars als Ersaz gezahlt werden solle. Die Verloosung soll alsbald vor sich gehen, wenn durch die Besucher des Panoramas und die eingezahlten Dollars die Summe voll ist, die der ehrenwerthe Mr. Perham zur Dekung seiner Kosten für nöthig erachtet.

— In Albany machte man die Entdekung, daß eine große Menge von dem bei der lezten Ueberschwemmung ertrunkenen Vieh in einem Schlachthause eingesalzen und verpakt worden war. Man fand das Schlachthaus in einem „nicht zu beschreibenden ekelhaften Zustande"; dasselbe wurde auf Befehl der Polizei zerstört.

— Georgia. Im Murray-County, an den Wassern des Holly Creek, lebt ein Mann, Namens John Hames, der das hohe Alter von 134 Jahren erreicht hat. Im Unabhängigkeitskriege machte er 13 bedeutende Gefechte mit. Er war schon ein Junge von Jahren, als der große, längst gestorbene Georg Washington noch in der Wiege lag.

— Minnesota. Dem Beispiele der zivilisirten Rothhäute im Indianerterritorium (Cherokees, Choctaws, Chikasaws u. s. w.) folgend haben neulich eine Menge Indianerfamilien vom Dakotastamm (Sioux oder Nadowessier) ihre bisherige indianische Lebensweise aufgegeben, nordamerikanische Kleidertracht angelegt und eine Republik gegründet mit geschriebener Verfassung, gewähltem Präsidenten, Vizepräsidenten u. s. w.

Zentralamerika. Die Berichte aus New-York, 4. dieß, melden einen neuen, unerwarteten Aufschwung des Unternehmens des Flibustiers Walker. Walker — so heißt es — sei aus den Quartieren von Rivas mit 400 Mann ausgerükt, habe das von 2000 Costa-Ricanern vertheidigte Saint-Georges mit stürmender Hand genommen und angezündet. Währenddem seien 1200 Chamorristen auf Rivas gerükt; Walker habe nun gegen diese, welche anderseits vom General Hemmingsen verfolgt wurden, seine Leute in Kampf geführt, und die zwischen zwei Feuer Eingeschlossenen auf's Haupt geschlagen. Dabei habe Walker nur 2 Todte und 21 Verwundete gehabt, während den Alliirten 600 Mann getödtet, 500 verwundet oder gefangen wurden. Die Folge dieses Sieges sei gewesen, daß die Alliirten Massaya räumten und nach Granada zurükzogen. Man thut gut, die Bestätigung abzuwarten.

Südamerika. **Brasilien.** Von allen Provinzen des Kaiserreichs ist die Provinz Rio de Janeiro diejenige gewesen, welche zuerst einer ordentlichen, europäischen Begriffen entsprechenden Kunststraße, der nach Petropolis, sich erfreute. Später hatte sie den Ruhm, die Stätte auch der ersten brasilianischen Eisenbahn, der kleinen Mana-Bahn, zu sein. Seitdem ist eine zweite hinzugekommen, und wird, wie man weiß, bereits im Sommer des laufenden Jahres eine große Strekе des Dom Pedro II. Schienenweges, sich in dieser Provinz dem Verkehre eröffnen. Und nicht genug damit, ist ihr auch schon eine dritte Eisenbahn gesichert. Zwischen der Provinz und einem Privaten, dem Visconde de Barbacena, ist nämlich neuerdings unter Modification eines bereits im Jahre 1856 getroffenen Uebereinkommens ein Vertrag über den Bau einer Straßenlinie von dem Hafenplaz Porto das Cairas über Neu-Freiburg nach Cantagallo, von welcher Linie die erste Sektion von der Küste bis zum Fuß der Serra eine Lokomotiv-Eisenbahn, der übrige Theil eine für vierräderige Wagen fahrbare Landstraße sein wird, zum Abschluß gekommen. Der Bau hat binnen 30 Tagen vom Abschluß des Vertrages zu beginnen und muß der Schienenweg der ersten Sektion von da an in 3½ Jahren vollendet sein. Zugleich nimmt der Vertrag auf die spätere Weiterführung der Eisenbahn längs der Küste bis nach der Rio de Janeiro gegenüberliegenden Hauptstadt der Provinz Nitheroy Rüksicht,

so zwar, daß Visconde de Barbacena die Verpflichtung eingeht, nach Vollendung der Straßenlinie nach Cantagallo, falls die Provinz dann noch geneigt ist, die gleichen Zugeständnisse, wie im gegenwärtigen Vertrag einzuräumen, dem Bau sich zu unterziehen. Die betreffenden Zugeständnisse sind vor Allem die Garantie eines Zinses von 7% für das Bankapital.

Ein anderes, in der Vorbereitung befindliches Unternehmen verdient nicht minder als ein Zeugniß des immer energischer sich entfaltenden industriellen Geistes zu Brasilien hervorgehoben zu werden. Es gilt der Schöpfung eines großen nationalen Rhederei-Instituts, ähnlich dem des österreichischen Lloyd in Triest. Die Inkorporation der betreffenden Aktiengesellschaft wurde bei Abgang der lezten Post vom 24. Februar von Rio de Janeiro bereits in den nächsten Tagen erwartet. Die Gesellschaft will Segel- und Dampfschifffahrtslinien theils zur Verbindung der heimischen Häfen unter einander, theils zwischen diesen und dem Auslande und namentlich auch den europäischen Ländern unter nationaler Flagge in Betrieb sezen.

Gleichzeitig sind auch wieder mehrere neue, die Kolonisation des Landes betreffende Verträge zwischen der Reichsregierung und einzelnen Gesellschaften oder Privaten zu Stande gekommen. So ein Vertrag mit der Mucury-Kompagnie zur Besiedlung der dieser Gesellschaft abgetretenen Ländereien längs der von ihr erschlossenen großen Handelsstraße nach dem gewerbreichen Minas Geraes. Die Regierung bewilligt ihr zu diesem Zwek auf 6 Jahre ein zinsloses Darlehen von 300,000 Milreis, wogegen andererseits die Gesellschaft verpflichtet ist, 3000 Kolonisten einzuführen und ihnen bestimmte, ihre Ansiedlung erleichternde Bedingungen zu gewähren. Hauptvorschrift ist, daß die Kolonisten nur als freie Grundeigenthümer oder Pächter angesiedelt werden dürfen. Außerdem mag noch bemerkt werden, daß außer der Leistung jenes Darlehns die Regierung auch die Kosten des Baues eines protestantischen Bethauses für die etwaigen protestantischen Ansiedler übernimmt. Ein anderer Vertrag des Kolonisationsamtes betrifft die Ansiedlung von 2000 europäischen Kolonisten auf den Ländereien eines Privaten, Dr. Nikolao Rodriguez dos Santos Franca Leite, am Rio Doce in der Provinz Espiritu Santo. In einem dritten Vertrage ist der Kolonisations-Unternehmer ein Deutscher der Provinz Rio Grande do Sul, Jakob Rheinganz, welcher von den unbesezten Reichsländereien dieser Provinz zwei am Tapes-Gebirge gelegene Territorien zum Zweke der Besiedlung durch Landsleute angekauft hat. Endlich war das Anerbieten eines S. M. Croger in Christiansand zum Ankauf von unbesezten Reichsländereien auf der Hochebene der Provinz Bahia und zur Begründung einer Kolonie von Norwegern daselbst im Kolonisationsamt angenommen worden. Auch in allen diesen Verträgen ist es gleichmäßig Bedingung, daß die Kolonisten als freie Grundeigenthümer angesiedelt werden müssen, so wie daß die Regierung sich das Recht vorbehält, jeder Zeit den Zustand der Kolonien untersuchen zu lassen, wogegen sie den Unternehmern mit pekuniären Unterstüzungen zur Hand geht. Ebenso sind überall die Bedürfnisse der nichtkatholischen Einwanderer berüksichtigt.

(Hamb. Nachr.)

Australien. In den australischen Kolonien scheint sich das deutsche Element mit aller Kraft politisch geltend machen zu wollen. So findet sich in einer zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung, welche den bezeichnenden Titel „Kosmopolis" trägt, folgender Aufruf an die Deutschen in Viktoria: „Deutsche! Der Augenblik ist gekommen, wo wir unsere Rechte zu wahren haben. Die zweite Klausel der Wahlverbesserungsbill, die Wahlfähigkeit und bürgerlichen Rechte betreffend, schließt uns auf 3 Jahre von sämmtlichen Wahlrechten eines englischen Bürgers aus. Verliert keine Zeit und sendet Petitionen mit zahlreichen Unterschriften an das Parlament, ehe die dritte Lesung der Bill stattfindet. Wir wahren unsere Rechte in Ballaarat, thut das Eurige. Ballaarat, den 24. Dezember 1856. Das Komite: Friedrich Courtin. Cyr. P. Fassert. Chr. Wiesenhauer. Max Bövermann. Emil Pohl.

Neu-Caledonien. Ungefähr sieben Meilen von der französischen Niederlassung Port de France entfernt hatte ein ehemaliger französischer Marine-Offizier, Bernard, eine Zukerplantage angelegt, auf welcher er außer 12 Franzosen ebensoviel Eingeborne von den Sandwichinseln beschäftigte. Bernard und seine Leute hatten sich gegen die Inselbewohner immer sehr freundlich bezeigt, das Verhältniß schien gegenseitig ein sehr wohlwollendes, und mehrere eingeborne Häuptlinge gehörten zu den täglichen Gästen der Kolonie. Es zeigt sich nun, daß die Wilden sich nur so freundlich gestellt, um die Kolonisten sicher zu machen und dann zu vertilgen. Am 19. Januar wurde Hrn. Bernard angezeigt, einer seiner Arbeiter von den Sandwichinseln sei von zwei Eingebornen erschlagen worden. Als Bernard hierauf sich an Ort und Stelle begeben wollte, begegnete ihm einer der eingebornen Häuptlinge, der täglich an seinem Tische saß, und strekte ihn mit einem Schusse todt nieder. Hierauf fielen die Wilden über die wehr- und waffenlosen Kolonisten her und machten sie nieder. Ein einziger Franzose, der zufällig nach dem Hafen gegangen war, entging der Mezelei. Auf die Anzeige in der Nähe befindlicher französischer Missionäre traf eine französische Fregatte von Morari, dem nächsten bewohnten Orte bei der Pflanzung Bernard's, ein und sezte eine Anzahl Truppen an's Land; es wird jedoch schwer halten, auf der sehr bergigen, mit dichten Wäldern besezten Insel den Urhebern jener schändlichen Mezelei beizukommen. Man begreift nicht, was dieselben zu dieser That angetrieben, und muß doch, da sie, obgleich Menschenfresser, die Leichname der Getödteten nicht verzehrt haben, auf einen Akt persönlicher Feindschaft schließen. Möglich wäre es, daß die Anstellung von Eingebornen der Sandwichinseln die Eifersucht der Kannibalen rege gemacht hätte.

Feuilleton.

Oakatibbe.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Schluß.)

Kein Beispiel ließen wir jezt unerwähnt, kein Zureden ließen wir unversucht, ihn zu bewegen den gemachten Vorschlag anzunehmen, wobei uns das noch besonders zu statten kam, daß sich der Indianer dem weißen Mann, vorzüglich was geistige Fähigkeiten anbetrifft, für sehr überlegen hält. Endlich gab er unsern dringenden Bitten nach, nahm das Pferd an, das er freiwillig versprach bei erster Gelegenheit zurükzusenden, und erklärte seine Bereitwilligkeit, freilich mit einem tiefen Seufzer, dem ersten Zeichen, daß er seine Meinung geändert, sich augenblicklich auf den Weg zu machen.

„Geht zu Bett, Curnel," sagte er; „Euer Pferd wird wiederkommen."

Wir zogen uns zurük und hörten, wie er nach einigen Minuten das Haus verließ. Beiden von uns war es aber, als ob eine Zentnerlast unsern Herzen entrükt wäre, und es wurde schon Tag, ehe ich in einen unruhigen Schlummer fiel, der mit wilden Traumgebilden von kämpfenden Indianern, der grimmigen Leiche des Erschlagenen und dem jungen, zum Tode bereiten Oakatibbe erfüllt war.

Drittes Kapitel.

Weder Colonel Harris noch ich erwachten am andern Morgen zu früher Stunde und seine ersten Gefühle dann, waren Freude und Genugthuung, das Mittel gewesen zu sein, das einen Nebenmenschen von einem schmachvollen Tode rettete. Nicht wenig freute uns dabei der Gedanke an die Feinde des jungen Mannes, die sich jezt auf so unerwartete Art getäuscht finden sollten, und wir lachten herzlich zusammen, als wir uns über die Sache unterhielten und unsere Kleider dabei anlegten.

Als wir an das Fenster traten, sahen wir den freien Plaz vor dem Hause mit Indianern bedekt. Sie saßen, standen oder lagerten um das Gebäude herum, denn die Stunde, in der ihnen Simson überliefert werden sollte, war schon verflossen. Dennoch bewiesen sie keine Ungeduld. Nur glaubten wir deutlich genug die Feinde von den Freunden des Entflohenen unterscheiden zu können, denn die ersteren gingen mit triumphirenden stolzen Blikken umher, während die Anderen still und niedergeschlagen dasaßen und dumpfes Schweigen beobachteten.

Als wir aber endlich zu ihnen hinuntergingen und sie erfuhren, daß der Mörder geflohen sei, und sogar des Colonels bestes Pferd mitgenommen habe, da stieg ein wilder Racheschrei von den Freunden Loblolly Jak's zum Himmel empor, während die Freunde des schlanken Simson zurückspringen, die Waffen herausreißen und auf ihre Vertheidigung bedacht waren.

Wir hatten aber die Folgen unsers Rathes nicht bedacht oder gekannt, denn die nächsten Verwandten eines Verbrechers mußten, wenn dieser entfloh, an dessen Statt büßen. Dies war auch eine Hauptursache, daß sie am vorigen Abend nicht geglaubt hatten, er würde entfliehen. Die Sache schien jezt ein höchst feindliches Ende nehmen zu wollen. Bogen waren gespannt, Tomahawks geschwungen und die Parteien hatten sich schon getrennt, um gegen einander losbrechen zu können, während die Weiber schnell in den Hintergrund zurükkraten und ebenfalls nach keulenartigen Stüken Holz suchten, wobei selbst Knaben und Kinder, zehn und zwölf Jahr alt, ihren Schlachtschrei ausstießen und dabei Speer und Bogen schwangen, die kaum dem Heher und Sperling gefährlich werden konnten. Ein entscheidender Schlag mußte bald geschehen. Die gewandteren Häuptlinge hatten sich schon hinter ihre Verstekte zurükgezogen, jede Art indianischer List und Schlauheit in Anwendung zu bringen. Alles galt einen plözlichen und wilden Kampf, und Colonel Harris und ich hatten uns, als wir ihre unverkennbaren Zeichen nahender Unversöhnlichkeit erblikten, augenblicklich ebenfalls bewaffnet, denn wir erwarteten das Schlimmste und nahmen jezt unsere Stellung zwischen den beiden feindlichen Parteien ein. Sehr wahrscheinlich würde aber unser Dazwischentreten die zum Kampf Entschlossenen nicht zurükgehalten haben, denn das Meiste, was wir erzielen mochten, wäre vielleicht eine Verlegung des Kampfplazes zu einem etwas weiter entfernten Orte gewesen.

Da ereignete sich ein Umstand, der freilich den Streit für immer beilegte, uns aber auch mit Schrek und bitterem Schmerz erfüllte.

Während das Getümmel am stärksten war und wir schon daran verzweifelten, Blutvergießen verhindern zu können, ließen sich die Hustritte eines schnell dahergalopirenden Pferdes aus dem Walde her vernehmen, und im nächsten Augenblik erschien Colonel Harris' Roß mit Schaum bedekt und Oakatibbe auf seinem Rüken, zwischen den Wilthenden. Das Pferd that schon sein Aeußerstes; aber immer noch trieb es Hasen und Peitsche des Reiters an, und zitternd und schnaubend stand es jezt inmitten der wild aufjubelnden Schaar.

Die Züge des edeln Burschen erzählten seine ganze Geschichte. Sein Herz hatte ihn durch fortwährende Vorwürfe gequält. Schande und Schmach schienen sein Loos zu sein, wenn er feige dem Tode, ein unerhörtes Beispiel in seinem Stamme, entflöhe. Dann gedachte er auch der Strafen, welche die, die ihm lieb waren, seinetwegen erdulden mußten. Das Leben war ihm süß, sehr süß; noch lange glükliche Jahre vor seiner Seele, sein Geist war von kühnen Ideen und Plänen für das Glük seines Volkes erfüllt, wenn er aber auch, wie wir im Anfange gezeigt haben, einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hatte, durch sein eigenes Beispiel die Vorurtheile seines Volkes zu besiegen und dieses der Zivilisation näher zu bringen, so fühlte er sich doch nicht stark genug den Vorwürfen seines eigenen Gewissens zu widerstehen. Demüthigend und peinlich mußten während seiner Flucht seine Gedanken gewesen sein, jezt glühte nur Stolz aus seinen Mienen, und in entschlossener Resignation blikte er nieder auf die, nach seinem Blute dürstenden Feinde. In der That hatte er durch seine Flucht und Wiederkehr mehr moralische Festigkeit bewiesen, als geschehen wäre, wenn er ruhig und unterwürfig zurükblieb. Er schien dies aber auch zu fühlen, sein Auge glühte, seine Gestalt hob sich, als er aus dem Sattel sprang, höher und kräftiger und er rief, die offene Hand auf seine Brust legend:

„Oakatibbe hörte die Stimme eines Häuptlings, der da sagte: Du mußt sterben. Laß den Häuptling sich hieher wenden, Oakatibbe ist gekommen."

Ein Jubelgeschrei tönte von den Lippen beider Parteien. Alle Zeichen des Kampfes verschwanden; weder Zorn noch Drohworte wurden mehr gehört. Man hatte verstanden, daß sich der Verurtheilte freiwillig dem Ausspruche fügen würde, und Alles war zufrieden.

Colonel Harris aber und mich schmerzte die Rükkehr des Unglüklichen ungemein; denn wenn auch diese einen Ausbruch wirklicher Feindseligkeit vermieden hatte, in welcher vielleicht Manche umgekommen wären, so fühlten wir doch Beide, daß das Leben eines solchen Kriegers mehr werth sei, als das eines Dutzend, ja eines Hundert der Uebrigen.

Nie betrug sich ein Krieger mit edlerer Einfachheit als Oakatibbe bei dieser Gelegenheit; er wurde augenblicklich von seinen Freunden und Verwandten umgeben, die Feinde aber, aus welchen die Vollstreker des Urtheils gewählt werden sollten, standen in geringer Entfernung ruhig und erwartend da; auch nicht das kleinste Zeichen von Ungeduld ließen sie blikken, und obgleich sie innerlich jubelten, bald das Blut dessen vergießen zu können, den sie als Feind haßten, so konnte doch sicherlich Niemand in ihrem Aeußern das erkennen, was sie empfanden.

Indessen unterhielt sich der Verurtheilte mit zwei anderen Indianern in leisen ruhigen Tönen; es war seine unglükliche Mutter und sein Onkel, die aber beide mehr seinen Worten lauschten, als selber etwas äußerten. Sie unterhielten sich in ihrer eigenen Sprache.

Endlich schlossen sie, und Oakatibbe gab jezt ein Zeichen, das mehr von Freunden und Feinden gefühlt als verstanden wurde. Ein dumpfes Murmeln lief durch die ganze Versammlung, es war das Zeichen gewesen, daß er sich bereit halte zu seinem lezten Wege. Er stand auf und die Uebrigen umgaben ihn stolz. Das Stöhnen seiner alten Mutter tönte aber jezt über alle anderen Stimmen hervor und sein Onkel führte sie vorher in den Kreis der anderen Frauen, ehe er wieder zurükging zu dem Verurtheilten, und an dessen Seite seinen Plaz einnahm.

Colonel Harris und ich selbst gingen jezt ebenfalls näher, als er uns aber sah, sagte Oakatibbe mit einem matten Lächeln:

„Ach, Curnel, Ihr seht — Indian nicht so stark wie weißer Mann."

Colonel Harris antwortete mit tiefem Gefühl:

„Ich hätte Dich so gern gerettet, Simson."

„Oakatibbe gehört dem Tode," sagte der brave Bursche und versuchte wieder zu lächeln, es war aber mehr ein schmerzliches Zuken um seine Mundwinkel.

Seine Festigkeit verließ ihn jedoch nicht. Eine Prozession bildete sich nun, die von drei statilichen Indianern angeführt wurde, welche Alle ihre Büchsen drohend auf der Schulter trugen. Dies waren die bestimmten Vollstreker des Urtheilsspruches, lauter nahe Verwandte des Erschlagenen; kein Erbarmen lag in ihren Blikten.

Oakatibbe folgte dicht hinter diesen und es schien ihm lieb zu sein, daß wir ihn zum Plaz der Hinrichtung begleiteten. Unser Weg führte durch eine lange Reihe verkrüppelter Kiefern, bis wir zu einem Plaz kamen, der, indem sich die Hügel an beiden Seiten sanft hinaufzogen, ein tiefes und schönes Thal bildete. Ich warf aber kaum einen flüchtigen Blik umher, dies Alles zu beobachten. Mein Auge hing fest an der Gestalt des Mannes, der die Hauptrolle in diesem Trauerspiel so bald zu spielen hatte. Nie, nie habe ich einen Mann mit festerem Schritt, ungebeugterem Haupt und ruhigeren, wenn auch ernsten Zügen gesehen, als den ihn, und dennoch war nichts in seinem ganzen Benehmen, das einen gewissen trozigen Heldenmuth verrathen sollte, wie ihn gewiß ein Weißer an seiner Stelle gezeigt haben würde; er schritt wie zu einem Sieg, aber Ruhe und Würde lag in seinen Zügen und seine Wangen waren weder erbleicht, noch glühete sein Auge und hastete ängstlich an seinen Richtern und Henkern. Er ging wie ein starker Mann, der das Unabwendbare kennt, seinem Geschik mit Festigkeit und Ruhe entgegen.

Das Grab lag jezt vor uns; es mußte schon vor Tagesanbruch bereitet worden sein und die Vollstreker des Gesezes hielten, als sie den Plaz in etwa dreißig Schritten erreicht hatten. Der Verurtheilte ging an ihnen vorüber und blieb erst am gähnenden Rande seines eigenen Grabes stehen.

Der lezte Augenblik nahete, der Vorhang sollte fallen und die Scene des Lebens mit all' ihren goldenen Hoffnungen und Träumen auf ewig in dunkler Nacht begraben werden. Ein eigues, mir fast alle Kraft raubendes Gefühl durchzitterte meinen Körper, der aber, der am Rande seines Grabes stand, blieb fest und unbewegt.

Nach kleiner Pause winkte er seinen Freunden, näher an ihn heranzutreten, seine Feinde rükten ebenfalls herbei, umgaben ihn aber in weiterem Kreise. Dann begann er seinen Todtengesang — alles das, was er erlebt, was er gethan und ausgeführt hatte, und das Ganze schienen fast nur einsilbige Worte, die ich freilich nicht verstehen konnte; je länger er aber sang, desto mehr belebten sich seine Züge, desto feuriger glühte sein Blik, seine Bewegungen wurden lebhafter, seine Aussprache schneller und bedeutungsvoller und ein seltsam wildes Feuer schien sich durch seine Adern zu ergießen. So stolz und kühn aber auch die Aufzählung seines Lebens gewesen schien, so augenscheinlich veränderte sich sein ganzes Wesen, als er auf seine lezte That, die Ermordung jenes Unglüklichen, zu sprechen kam. Wenn ich auch seine Sprache nicht verstand, die Bewegungen ließen sich nicht verkennen.

Sein Kopf war auf die Brust gesenkt, das Feuer verließ seine Augen, seine Hände falteten sich auf dem Herzen und die Stimme wurde ihm schwer und heiser. Dann kam die Erzählung seiner Flucht; sein Blik richtete sich auf Harris und mich, und beim Schluß streke er gegen uns Beide seinen Arm aus. Wir ergriffen ihn, aber von Gefühlen bewegt, die ich umsonst versuchen möchte zu beschreiben.

Er hielt jezt inne. Die Katastrophe näherte sich ihrem Schluß; ich sah ihn zurüktreten, so daß er bis dicht an den Rand des Grabes kam; dann riß er das Jagdhemd von seiner Brust zurük, eine Brust, die einen Herkules geziert hätte, legte die eine Hand dicht über das Herz und hob dann die andere über den Kopf empor.

Das war das Zeichen.

Schnell wandte ich mich ab. Ich konnte den Anblik nicht länger ertragen, und im nächsten Augenblike krachten auch die drei Schüsse durch die Stille des leise rauschenden Waldes.

Als ich mich wieder umwandte, warfen sie die frische Erde auf die edle Gestalt eines Mannes, der unter günstigeren Verhältnissen der Vater seines Volkes hätte werden können.

Anzeigen.



Post-Dampfschifffahrt

der

Hamburg-Brasilischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft

zwischen

Hamburg und Brasilien

vermittelst der eigens für diese Fahrt neu erbauten, prachtvollen Hamburger Post-Dampfschiffe:

Teutonia zirka **2000 Tons,**
Petropolis „ **2000** „
— „ **2400** „ **im Bau begriffen,** bis zu dessen

Vollendung der **Golden Fleece** die regelmäßige monatliche Verbindung Hamburgs mit Brasilien mit unterhalten wird.

Es wird jeden Monat am 20. von Hamburg und am 21. von Southampton aus Lissabon anlaufend, nach Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro expedirt werden.

Nach **Rio de Janeiro,**

Southampton, Lissabon, Pernambuco und Bahia anlaufend, geht von Hamburg am 20. Mai, von Southampton 24. Mai ab:

Das Hamburger Post-Dampfschiff
Petropolis, Kapitän L. Göde.

In Hamburg werden die zu verladenden Güter bis zum 19. Mai Mittags entgegengenommen.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

in Hamburg: **Knöhr & Burchard;**
„ Southampton: **Croskey & Komp.;**
„ der Schweiz: **E. de Paravicini,** Unterstraß Nro. 132, Zürich, und dessen Kantonal-Agenten.

In der Brodtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen ist erschienen:

Allgemeiner Volks-Briefsteller,

oder:

praktische Anleitung zu Abfassung von Briefen, Kontrakten, Vergleichen, Testamenten, Vollmachten, Cessionen, Reversen, Obligationen, Wechseln und überhaupt von allen schriftlichen Aufsäzen, wie sie nur irgend das Leben und die verschiedenen bürgerlichen Verhältnisse fordern,

nebst einem

Titulatur-Buche

und einer

kurzen Anweisung zur einfachen Buchhaltung, so wie einer Verdeutschung und Erklärung vieler im Geschäfts- und geselligen Verkehre vorkommenden Fremdwörter.

31 Bogen. Preis 1 Fr. 90 Rp.



Auswanderung.

Der Unterzeichnete beehrt sich hiemit die Anzeige zu machen, daß seine Expeditionen nach folgenden vortheilhaft gelegenen Kolonien in

Süd-Brasilien: *)

1) Mucury, Provinz Minas Geraes (über Rio de Janeiro),
2) Santa Maria da Soledade, Provinz Rio Grande do Sul,
3) Dona Francisca, Provinz Santa Katharina,

ebenso nach

Chili:

Kolonien Llanquihue und Puerto Mont,

im Laufe künftigen Monats vermittelst sorgfältig ausgerüsteter Schiffe beginnen werden.

Alle diese Kolonien, auf denen sich schon viele Schweizer und Deutsche befinden, sind sehr zu empfehlen, und wird an die Reisekosten ein theilweiser Vorschuß gewährt.

Nach **Australien:**

alle Monate reguläre Abfahrten.

Nach **Nord- und Süd-Amerika:**

Regelmäßige Dampfschifffahrten.

Nähere Auskunft über Bedingungen, Preise, Abgangszeit ꝛc. ertheilt auf frankirte Anfragen:

E. de Paravicini,
konzessionirte General-Agentur,
Unterstraß Nro. 132, Zürich,

und dessen Bevollmächtigte,

im Kanton St. Gallen:
Herr **J. J. Grob** zur Harmonie
bei Lichtensteig.

*) **Erklärung.** Der Unterzeichnete hat zwar seine Spedition nach den Parceriakolonien in San Paulo eingestellt, bis er darüber im Gewissen ist, ob die Klagen der Kolonisten gegründet sind und, wenn dieß der Fall sein sollte, bis ihnen gänzlich abgeholfen ist.

Allein dieß berührt meine Spedition nach den übrigen Kolonien Brasiliens keineswegs. Diese bin ich gesonnen fortzubetreiben, da die Nachrichten sehr günstig lauten. So viel zur Berichtigung mehrerer Blätter, die eine sachbezügliche Notiz im „Bund" irrig aufgefaßt haben.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 18. | Samstag den 2. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Arbeitermangel in Eisenwerken in Englisch Nordamerika.

Nictaux Iron Works, County of Annapolis Nova Scotia, Britisch Nordamerika. Februar 26. 1856.

An die Redaktion der deutschen Auswanderer-Zeitung in Bremen.

Im Vertrauen auf die bekannte Sorgfalt, mit welcher Sie das Wohl deutscher Auswanderer zu befördern suchen und gestüzt durch das Bewußtsein, manchem in seinem Geschäft tüchtigen deutschen Arbeiter, der hier mehr verdienen und glüklicher leben kann, als in Deutschland, einen Dienst zu erweisen, erlaube ich mir, Sie zu ersuchen, mir für einige Augenblike Ihr Ohr zu leihen und demnach die Spalten Ihres Blattes zu öffnen.

Sie werden von den Eisenwerken in dieser Provinz der britischen Krone, in Nova Scotia, gehört haben, die größtentheils einer Privatgesellschaft „Acadian Charcoal Iron Company, Limited", deren Direktorium in London resdirt (47 Old Broad Street), gehören. Das reichste Eisenerz liegt hier in für Jahrhunderte unerschöpflichen, in ihrer ganzen Ausdehnung noch nicht erforschten Adern, wenige Fuß unter der Oberfläche beginnend, zuweilen offen zu Tage tretend und den leichtesten und lohnendsten Bergbau gewährend, der wohl je gesehen ward. Die Urwälder liefern uns in eben so unerschöpflicher Fülle das schönste Hartholz zur Kohlenbereitung und das Mittel, um die Erze zu schmelzen, bekanntlich ein viel besseres, als Steinkohle, weßhalb das Wort „Charcoal Iron" uns bei Kennern zur Empfehlung gereicht. Kalk als Schmelzmittel finden wir auf unserm eigenen Lande, deßgleichen Stein, Thon und Lehm, um unsere Schmelzöfen zu bauen; die Fälle der Flüsse gewähren uns reichliche Wasserkraft, um unsere Werke zu treiben; es ist Alles hier vereinigt, um den vortheilhaftesten Betrieb großartiger Eisenwerke zu gestatten. Und damit ist begonnen. In den Wäldern dampfen unsere Meiler, in unsern Minen erschallen Schlägel und Pike der Bergleute, unsere Schmelzöfen brennen und verleihen dem bis dahin wenig genannten Lande, in welchem sie stehen, Namen. Unser Eisen findet reißenden Absaz, die berühmten Lancaster-Kanonen von Sebastopol waren aus demselben gegossen und eigens für dasselbe hat die englische Regierung jezt in Woolwich eine Gießerei erbaut: schon pflegen die großen Eisen- und Stahlwaaren-Fabriken in Sheffield und anderen Fabrikstädten Englands es als eine Empfehlung auf ihre Messer zu stempeln: „Acadian Steel."

Aber das Ganze wird nicht mit dem Vortheil betrieben, der erzielt werden könnte bei größeren Arbeitskräften, an welchem in diesem dünn bevölkerten Lande großer Mangel ist, besonders an geschikten, für unser Geschäft verwendbaren Handwerkern und Facharbeitern. Das Kohlenbrennen, von unkundigen Händen gepflegt, wird nicht mit dem Vortheil gehandhabt, der erzielt werden könnte; unkundige Hände des Landvolks, in den Minen Schlägel und Eisen führend, machen uns das Erz zwei Mal so theuer, als es bei sachgewandter Bearbeitung zu gewinnen wäre, und gewöhnliche Arbeiter endlich in Bedienung der Schmelzöfen verursachen durch Unkenntniß und Fahrlässigkeit manchen Nachtheil, den geübte Kräfte vermeiden. Dazu sind unsere Feuerleute stolz auf ihr allerdings beschwerliches Geschäft, glaubend — und zum Theil mit Recht — Niemand außer ihnen könne solches Werk versehen, und erfordern, um sie festzuhalten, eine Nachsicht und zarte Behandlung, wie sie nie und nimmer dem Gedeihen von größeren Werken förderlich sein kann.

Sie sehen, was hier gebraucht wird, sind tüchtige Arbeiter, zuvörderst Köhler, Berg- und Hüttenleute, demnächst auch Maurer, Schmiede und Zimmerleute. Für unsern bequemen Bergbau, wo nur viel zu sprengen ist, würden schon gewöhnliche Steinsprenger gute Dienste leisten. — Wie viele Arbeiter jeder dieser Art in Deutschland sind oft ohne Beschäftigung! und würden den Augenblik segnen, wo sie selbe dauernd, d. h. so lange sie es nur immer wünschen und es ihnen gefällt und für hohe Löhne (1½ — 2 Thaler per Tag und darüber) finden können; wo ihnen ein Stük Land umsonst und ein Häuschen für eine höchst unbedeutende jährliche Rente überlassen wird, die aufhört, sobald das Haus sich dadurch bezahlt hat und somit in den eigenthümlichen Besiz der ursprünglichen Pächter übergeht. Familien wird jede mögliche Erleichterung und so die Gelegenheit geboten werden, sich eine dauernde Ruhestätte für die ganze Zeit ihres Lebens zu bereiten. Kein Arbeiter soll sich im Voraus für die Werke oder für uns in irgend einer Weise verpflichten oder verbinden und auch hier nicht mehr und nicht länger, als es ein Jeder selbst wünschen mag. Es sollte verstanden werden, daß wir der erwähnten Arbeiter vor allen Dingen dringend benöthigt sind, ihnen deßhalb jede gewünschte Erleichterung gern verschaffen, daß Jeder von ihnen hier ein gern gesehener und warm empfangener Gast ist und es nie bereuen soll, in der Auswanderung begriffen, seine Schritte hierher gelenkt zu haben.

Vielleicht ist es Ihnen schon bekannt, daß zirka 60 Mann der nach Halifax geschifften Abtheilung der aufgelösten englisch-deutschen Legion hier von der Company engagirt sind und in verschiedenen Beschäftigungen angestellt, sich selbst und den Werken eine Zukunft bereiten helfen. Denjenigen, welche von vornherein ein Vorurtheil gegen alles haben, was englisch-deutsche Legion heißt, sei es zu einiger Beschwichtigung gesagt, daß man an kompetenter Stelle allgemein einverstanden ist: es sei der beste Theil der Legion gewesen, welcher nach der Auflösung nach Amerika ging.

Ich ersuche nun Ew. Wohlgeboren, im Interesse des Wohles deutscher Auswanderer diese Zeilen in Ihrem Blatte zu veröffentlichen als eine Aufforderung und einen Wegweiser für auswandernde Arbeiter der erwähnten Art: ein Schiff nach Halifax, der Hauptstadt von Nova Scotia, zu wählen und von dort, falls man ihrer nicht schon warten sollte, 20 deutsche Meilen in's Innere des Landes und hierher zu kommen.

Sollten in Folge dieser Veröffentlichung Personen wünschen, nähere Auskunft irgend einer Art über die hiesigen Verhältnisse zu erhalten, so ersuchen wir sie, sich an das Direktorium der Company in London oder an uns direkt brieflich zu wenden.

C. F. Nordmann,
Mining Engineer.

Verschiedenes.

(Die Bergneirokolonien Betreffendes.)

*** Mit der lezten brasilianischen Post angekommene Briefe melden, daß Hr. Bergueiro seine Schweizer mehr auf seine Kolonien aufnehmen wolle, denn er sei der entlassenen Züchtlinge, Trunkenbolde und all der sonstigen Taugenichtse, welche ihm die Schweizer Gemeinden, nachdem sie dieselben mit guten Leumundszeugnissen ausgerüstet, zugeschoben haben, herzlich satt, da er sich überzeugt, daß von solchen Leuten niemals etwas Gutes zu erwarten und sie ebensowenig zu befriedigen seien. — Als Gegensaz zu Obigem wird uns von Hamburg geschrieben, daß auf sehr günstig lautende Briefe hin, welche von bei Bergueiro niedergelassenen Kolonisten an ihre Verwandten in der Heimath gerichtet wurden, sich bereits mehrere hundert Personen aus Holstein, Mekkenburg, den Rheinlanden und Pommern zur Auswanderung nach jenen Kolonien angemeldet haben. — Sonderbar ist es jedenfalls, daß es nur den Schweizern in jenem schönen und reichen Lande nicht glüken soll. Uebrigens ist es nur eine gewisse Klasse von schweizerischen Auswanderern, von der beinahe alle Klagen herrühren, nämlich die Gemeindsarmen, die mit Kostenvorschuß und nicht mit eigenen Mitteln die Uebersiedelung bewerkstelligten, währenddem die bessere Klasse unserer nach Brasilien emigrirten Mitbürger durchgängig zufrieden ist. — So lauten auch alle Berichte der vor zwei Jahren abgereisten Straßenarbeiter und Handwerker sehr günstig und mehrere derselben haben schon nicht unbedeutende Gelder an ihre Verwandten heimgeschikt. Erst lezter Tage kam wieder ein Wechsel von einem gewissen C. Sch. im Betrage von 420 Franken an.

Wir denken in einer der nächsten Nummern den amtlichen Rapport über die Verhältnisse der Kolonisten in Ubatuba bringen zu können. Derselbe widerlegt auf's Glänzendste die oft gehörte Anschuldigung, als bekümmere sich die brasilianische Regierung nichts um die Kolonisten und als herrsche dort nur Willkür und Gesetzlosigkeit (wie sich das Zürcher Intelligenzblatt kürzlich ausdrükte), und es beweist dieser Rapport im Gegentheil, wie sehr die Regierung für das Wohl der Kolonisten besorgt ist. — Bei Anlaß des eben zitirten Zürcher Intelligenzblattes können wir eine allgemeine Bemerkung über das Benehmen der schweizerischen Presse hinsichtlich der Ereignisse auf den Vergueirokolonien nicht unterdrüken. Es finden sich in verschiedenen Zeitungen so viele schiefe Ansichten, so viel verlezendes Geschrei, so viel Unwissenheit und so wenig unparteiisches, auf Kenntnisse und gesunden Menschenverstand gegründetes Urtheil! Da verläßert z. B. die eine Zeitung die Agentur, welche die Leute spedirt hat, obgleich jene sich seit Jahren bemühte, schweizerische Regierungen zu veranlassen, der verwilderten Heerde einsichtsvolle Führer zu geben; andere Zeitungen verwechseln mit oder ohne Absicht die Parceriakolonien in San Paulo mit ganz Brasilien und wissen nichts oder wollen nichts wissen von den vielen blühenden deutschen und schweizerischen freien Kolonien in mehreren andern Provinzen dieses Reiches. Der „Schweizerbote", dem es scheinbar ganz unbekannt ist, daß ⅓ aller deutschen Kolonien Brasiliens außerhalb der Wendekreise, also in der gemäßigten Zone und vom lezten Fünftheil nur einige wenige nicht 1200 bis 2000 über Meer, also auch nicht in einem tropischen Klima liegen, dieser „Schweizerbote" drukt als Beleg seiner Warnung vor Brasilien eine lange Abhandlung aus des Grafen Görtz Reise um die Welt ab, welche die Nachtheile von Ansiedlungen in tropischen Gegenden bespricht. Wie erfreulich stechen gegen solches Geschwäz die verständigen Worte des „Schweizer Handelskouriers" in seinem Artikel „Kolonisation" (Nro. 111) ab! Wir können denselben nicht vollständig bringen, entnehmen ihm aber folgende Stellen:

„Mit der Kolonisation verknüpfen sich große Hindernisse. Sobald die Masse, die sich im Verein in ein fremdes Land begebend, jedenfalls dort ein glükliches Eldorado geträumt hat, einsieht, daß die Steine dort ebenso hart sind, oft noch härter, als in der Heimath, so beginnen die Lamento's, beginnt das Andringen an die Leiter und Führer, zeigt sich, um Alles rasch zu verderben, Insubordination, Eigenmacht, Widersezlichkeit. Fast alle neuen Kolonisationsversuche haben das Bild der Zerrüttung aus sich selbst geliefert. Nur wenige haben von günstigen Verhältnissen oder tüchtigen Charakteren getragen die schweren Gründungsmomente überstanden, um dann rasch und freundlich aufzublühen." Und weiter unten: „Mit solchen Männern (nämlich mit den Helden, die im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert zuerst die Küsten Nordamerikas kolonisirten) können sich unsere Generationen nicht messen. Wer heute aus Europa auswandert, ist mit wenigen Ausnahmen, müde geritten und entnervt von Armuth und Sorge, diesen stillen Verderbern des Ebenbildes Gottes. Die alte Welt, egoistisch und lahm für die großen, wirksamen Aktionen neuer Gründungen, schiebt sehr gerne die Schlaken, die sie erzeugt, der neuen zu, nicht aus moralischen Gründen und um den nothleidenden Volksklassen eine bessere Heimath zu gewinnen, nein! um die Elemente, die sie durch elende Fürsorge aufwuchern ließ, aus besorgnißerregender Nähe zu schaffen und die Aufsprecher an's Gemeingut zu vermindern.*) Dieß sollen dann kolonisirende Kräfte sein. Kein Wunder! daß man so viel von Hader, Mißlingen, Zerfall neuer Kolonisationen liest, wie erst in diesen Tagen der Fall war. Was uns betrifft, so wollen wir mit diesen Betrachtungen zur Vorsicht im Urtheil über die mancherlei Klagen mahnen, die aus Brasilien, Texas und andern amerikanischen Staaten, auch aus Algier ertönen. Die Dornen, denen viele Auswanderer zu entgehen wähnen, finden sie dort doppelt oder dreifach, ohne jedoch dreifache Kraft mitzubringen. Wer fechten, nämlich arbeiten will, schlägt sich auch durch."

*) Der „Handelskourier" bezeichnet sie gut diese Elemente, die Mehrzahl der schweizerischen Kolonisten auf den Vergueirokolonien, Leute, zu Hause theils verachtet, theils gefürchtet, über deren Entfernung man vor einigen Jahren frohlokte, und über deren unglükliches Schikksal, daß sie zwar in keiner Beziehung Mangel, aber — Schulden haben, jezt männiglich in Helvetien jammert.
Anm. d. Red.

Belgien. Die Tiroler sind am 27. März unter Sang und Klang mit dem belgischen Dreimaster „Norden" aus dem Antwerpener Bassin ausgelaufen. Das Schiff enthielt 350 Auswanderer. Diese Zahl eingeschlossen, beläuft sich die Summe aller der im ersten dießjährigen Trimester von Antwerpen aus beförderten Auswanderer auf 3041; sie vertheilen sich auf 13 Schiffe, von denen 11 nach New-York, 1 nach Otaheit, das lezte nach Callao bestimmt war. Im ganzen verflossenen Jahre zählte man 56 Schiffe und 10,010 Auswanderer.

— In Antwerpen gestaltet sich die Speditionen nach Brasilien immer beträchtlicher. Dieses Jahr sind bereits drei Schiffe mit voller Passagierladung dahin abgegangen und in den nächsten Wochen werden vier weitere Schiffe nachfolgen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Die Mormonen.) Eine innere Angelegenheit wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Republik der Vereinigten Staaten in naher Zeit ernstlich beschäftigen. Die fabelhafte Ausnahmssituation der Mormonen am Salzsee gestaltet sich zur Krise. Diese [illegible] of Latter-Days sezen sich nämlich nicht [illegible] über alle sittliche Tradition, sondern auch über das Vorurtheil des Eigenthums hinaus. Das Territorium umfaßt 120 Millionen Aker Kongreß-Land, wie denn der Kongreß 9 Millionen für Schulen und Universität hingab. Nicht ein einziger Aker Kongreß-Land ist bis jezt gekauft worden, obgleich es an Ansiedlung nicht fehlt und obgleich die Territorialregierung das Recht der Holzfällung an Brigham Young und seine Mithaften für ewige Zeiten auf demselben Kongreß-Land übertrug. Daneben wurden die Archive der Gerichtshöfe der Vereinigten Staaten von den Heiligen geplündert und verbrannt. Endlich droht der heilige Brigham dem Präsidenten Buchanan, jeden Nichtmormonen, der zum Beamten ernannt werden sollte, so wie jeden Gouverneur außer ihm, Brigham, mit Gewalt fortzujagen. Daß diese Fanatiker Ernst machen werden, versteht sich von selbst; die Sache ist überhaupt gar nicht spaßhaft. Die Mormonen haben ein Heer von 30,000 Bewaffneten. Buchanan will jezt im Frühjahr eine bedeutende Militärmacht im Gebiete Utah sammeln, um mit Nachdrük die Föderalbeschlüsse zu unterstützen. Sollte der Widerstand hartnäkig werden, so wird die Miliz von Iowa und Arkansas, nöthigenfalls von Missouri und Kalifornien, aufgeboten werden, und dann könnte es leicht geschehen, daß 50 — 100,000 Mann die jüngste Religion, dieses lezte Kapitel in der Encyklopädie des Unsinns und der Hierarchie, kritisch untersuchten. Schon lange droht diese Mormonenfrage, gleich der Sklavenfrage, dem Riesen des Westens; schon lange ist er herausgefordert worden, Prinzipien aufzuzeigen, wie sie an der Grenze der größten Freiheit auftreten müssen. Wäre nur die Sklavenfrage so leicht gelöst wie die Mormonenfrage! Die lezztere kostet bloß Blut, aber die erstere kostet Bankerott.

— (Die Ehen der neuen Welt.) In den Vereinigten Staaten werden die Ehen mit merkwürdiger Leichtigkeit geschlossen. Dieselben werden nicht promulgirt und der erste beste Beamte, Priester, Richter, Maire ꝛc. gibt die sich ihm präsentirenden Paare zusammen, ohne ihnen näher nachzufragen. Es kam schon vor, daß ein Pfarrer ein Paar in der Eisenbahn während der Fahrt kopulirte. Bei einer Vergnügungspartie trieben einige junge Leute mit einem Pfarrer Spaß, der sie zum Scherz trauen mußte. Einige Damen machten nachher Ernst daraus und das Gericht erklärte die Ehe für gültig und zwar mit der merkwürdigen Logik, daß man mit einer so heiligen Sache keinen Scherz treiben dürfe. Es versteht sich, daß man sich dann ebenso leicht verläßt als nimmt, nur muß Alles gesezlich zugehen. Der Amerikaner verabscheut das Konkubinat, aber er zieht die Ehe zu einem legalen Konkubinat herab. Er nimmt eher zwei Frauen als eine Maitresse. In Portland wurde jüngst einer, wegen Bigamie angeklagt, freigesprochen, weil er nachwies, daß er statt zwei lebender Frauen — drei hatte (zugleich ein Beweis der formalen Justiz). Der Amerikaner, sagt ein Schriftsteller, heirathet aus Berechnung, produzirt Kinder aus Berechnung und liebt sie aus Berechnung. Die Ehe ist ihm nicht eine Verschmelzung zweier Existenzen in eine, sondern eine einfache Sozietät, bei der der Rüktritt immer stillschweigend verstanden ist, sobald der Verlust den Gewinn übersteigt. Die Herzen wie die Vermögen verbinden sich nicht zu einem gemeinsamen. Es bleiben stets zwei Interessen, zwei Geister und zwei Herzen in der Haushaltung, eine Art von gesellschaftlicher und häuslicher Firma, wobei der Mann das Comptoir, die Frau den Salon dirigirt. Er schließt seine Frau von allen Geschäften aus, sie theilt sein Loos, aber nicht sein Leben, sie ist ihm eine Gesellschafterin, aber keine Vertraute, oft eine Freundin, aber selten eine Geliebte.

— Aus New-York, vom 1. April, wird der „Times" geschrieben: „Es ist gegenwärtig in den Vereinigten Staaten eine Bewegung im Gange, welche, wenn sie auch nicht offen gegen die Sklaverei als System gerichtet ist, doch überall, wohin sie sich erstrekt, einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe ausüben muß. Es ist eine bekannte Sache, daß sich seit vielen Jahren der Strom der Auswanderung aus den ältesten Staaten nach dem noch nicht von Ansiedlern in Besiz genommenen Westen ergoß. Es dauerte dieses so lange fort, bis in den Staaten, in welchen die Kultur am ältesten war, ein Theil der einst bebauten Länder durch ihren ursprünglichen Zustand zurükkehrte, d. h. wieder zur Wildniß wurde. Namentlich ist das mit Virginien der Fall, dem Staate, welcher vorzugsweise das „alte Gebiet" genannt wird. Virginien hat seit dem Zeitalter der Revolution relativ an Bedeutung und Reichthum abgenommen. Die Tabaks-Plantagen würden allmälich erschöpft, und das Zunehmen des Baumwollenbaues weiter nach Süden hin zog die Bewohner, schwarze sowohl wie weiße, aus dem Lande. Heut zu Tage sind viele Ländereien, die vordem schöne Güter waren, mit einem neuen Wald-Nachwuchse bedekt und liegen da, ohne irgend etwas einzubringen. Die freie Arbeit hat eine instinktmäßige Scheu vor jeder Berührung mit der Sklaverei, da lezztere alle Industrie herabwürdigt, welche demselben Wege folgt, wie die gezwungene Arbeit des Negers. Der Strom der Auswanderung ist bis jezt nach Westen geflossen, und Spekulation und Konkurrenz haben den Preis des Bodens in Gegenden, die viele Hundert Meilen vom atlantischen Meere entfernt sind, so in die Höhe getrieben, daß er weit höher ist, als der, für welchen man Ländereien in der Nähe der Küste und der größten Märkte des Ostens kaufen kann. Die Sklaverei bewirkte, daß die freie Arbeit sich von der Nachbarschaft der am dichtesten bevölkerten Gegenden wegwandte und den unbewohnten Steppen zueilte. Es tritt jezt in dieser Hinsicht eine Art Umschwung ein, und der Strom wird vermuthlich eine neue Richtung nehmen, d. h. die, welche sich als die ursprünglich alte bezeichnen läßt. Die verlassenen Tabaks-Plantagen Virginiens sind von Neuem wieder zu erobern und in Gehöfte zu verwandeln, auf denen der freie Arbeiter Getreide bauen kann. In manchen Sklavenstaaten sind große Landstriche zum Verkaufe ausgeboten in Gegenden, deren klimatische Verhältnisse der Art sind, daß der Weiße daselbst zu arbeiten vermag. Freilich sezt die Natur ihre Grenzen; aber innerhalb derselben steht ein weites Feld offen. In den erschöpften östlichen Grafschaften Virginiens kann man den Aker Landes für 3—5 Dollars haben, d. h. für weniger, als man gegenwärtig in Kansas und Minnesota bezahlen muß. Es giebt viele Tausend Aker Landes in Virginien, die an Kaufleute und Makler in New-York und Philadelphia verpfändet sind, und welche diese bis jezt noch um keinen Preis lozzuschlagen vermochten. Man will jezt mit diesen Ländereien so verfahren, als ob das „alte Gebiet" ein neues Territorium wäre, d. h. man will es unter neuen Bedingungen von Neuem kolonisiren. Dieser Prozeß hat in Virginien bereits wirklich begonnen, ohne daß ein besonderer Plan zu diesem Zweke organisirt worden wäre. Jezt will man die Sache systematischer und in ausgedehnterem Maßstabe betreiben. Der Schwarze und der Weiße können nicht zusammen arbeiten; wohl aber können sie, wie die Erfahrung lehrt, neben einander bestehen. In dem Sklavenstaate Texas giebt es große Niederlassungen von Deutschen, welche die Sklaverei durchaus verwerfen. Ihre Gehöfte sind die best eingerichteten in jenem großen und fruchtbaren Lande. Wäre die Bewegung eine ausschließlich nördliche, so würde sie vielleicht scheitern, indem der Süden sie als eine Art Invasion betrachten würde. Allein ein großer Theil des Südens ist günstig für die Neuerung gestimmt, und der Gegensaz zwischen dem geschäftigen Treiben und dem Wohlstande des Nordens und dem Verfall und der trägen Verkommenheit des Südens ist zu groß, als daß er ewig dauern könnte, zum mindesten nicht so nahe an der Grenze, wie in Virginien. Viele Grundbesizer werden den Plan zu fördern suchen. Aehnliche Einflüsse machen sich in Maryland, Kentuky und Missouri geltend. Obgleich der Süden in Bezug auf politische Gewalt beinahe allmächtig ist und seine Forderungen sogar so weit ausdehnt, daß er den Norden zum Widerstande reizt, so ist er doch weder in sozialer, noch in materieller Hinsicht im Aufschwung begriffen, sondern es läßt sich eher das Gegentheil behaupten. Man wird seine Hand, die er nach neuem Gebiete im Norden ausstrekt, zulezt abschütteln, wie in Kansas, ja, er wird jezt innerhalb seiner eigenen Grenzen bedroht. Die höhere Zivilisation des Nordens macht sich allmälig geltend und wird von dem von der Sklaverei verlassenen Boden Besiz ergreifen."

— Die New-Yorker Times schildert das System der amerikanischen Matrosenpresse, über welches man in Liverpool so viel klagen hört. Wenige Menschen, sagt die New-Yorker Times, haben einen Begriff von den furchtbaren Schufstereien, vermöge deren unsere Kauffahrer hier wie in andern Seestädten bemannt werden. Das Schiff hat seine Ladung an Bord und liegt seefertig im Strom, und dann wendet sich der Hochbootsmann an den Matrosenwirth, daß er ihm seine Bemannung ergänzen helfe. Geht das Schiff nach Liverpool, so bietet man 20 Dollars monatlich Lohn und 20 Dollars Vorschuß darauf. Der „Landhaifisch" oder Schiffsagent zeigt darauf in den Zeitungen auf Englisch und Deutsch an, daß „junge Leute als Dokarbeiter" zu festem Taglohn gebraucht werden. Junge Leute, die vielleicht nie auf einem Seeschiff waren, melden sich als Arbeiter und werden nicht nach den Docks, sondern unter irgend einem Vorwand an Bord gebracht, kurz bevor man die Anker lichtet, und sind gepreßt. Ist der Agent zugleich ein Wirth, so sucht er sich seine Opfer unter seinen Gästen aus, die er mit Rum und Opium betäubt und in diesem Zustand an Bord schmuggelt. Ein Handwerker geht mit seinem Kasten Zimmermannswerkzeug auf der Schulter durch Southstreet. Hollah, ruft ihm der Haifisch freundlich zu, willst Du eine Kleinigkeit im Vorbeigehen verdienen? Auf dem Schiff dort im Fluß ist etwas auszubessern. Der Haifisch rudert den Arglosen nach dem Fahrzeug, betäubt ihn auf dem Weg mit eigens präparirtem Tabak und Schnaps und wirft sein Handwerksgeräth in's Wasser. Wenn der Betrogene am nächsten Morgen aus seinem Delirium erwacht, so ist das Schiff auf hoher See. Daß diese Opfer der Seelenverkäuferei sehr wenig von dem verheißenen Vorschuß und Lohn sehen, versteht sich von selbst; das Meiste davon schlukt der Haifisch. Daß eine Bemannung, die aus zusammengerafften Köchen, Schneidern, Schuhmachern u. s. w. besteht, zur Insubordination aufgelegt sein muß, läßt sich ebenfalls denken, und die Kapitäne benüzen diesen Vorwand zur raffinirtesten Grausamkeit gegen die armen Burschen, um sie desto sicherer in Liverpool los zu werden. Die Handelskammer von New-York hat schon vor längerer Zeit um ein Gesez zur Verhinderung dieser Abscheulichkeiten petitionirt.

— Maryland. Der Baltimore Republican erzählt Folgendes von einem in Winston vorgekommenen Duell: Die Gegner waren mit ihren Beinkleidern an einen zwei Zoll diken Eichenbalken befestigt. So fochten sie mit Bowiemessern, bis der Eine, Namens Drain, tödtlich verwundet war. Sein Gegner Pendleton ward seinerseits beinahe in Stüke zerhakt, so daß man an seinem Aufkommen verzweifelt. Ein Theil seines Messers steckt noch immer in Drains Kopf, und die Aerzte haben Beide aufgegeben. Drain ist 22 und Pendleton 19 Jahre alt.

— Kalifornien. Ein junger Herr im Customhaus in San Francisco nahm, wie er von Gwynn's Wahl hörte, in der Freude ein Champagnerbad, wozu er ein Duzend Körbe brauchte.

Südamerika. Westlien. Die Schweizer in Rio de Janeiro haben dem Komite für das eidgenössische Freischießen eine Ehrengabe von Fr. 2500, diejenigen in Bahia eine solche von Fr. 1000 angekündigt.

Argentinische Republik. Zu Parana war ein Theil der italienischen Krim-Legionäre angekommen, die sich als Ansiedler im Staate Entre-Rios hatten anwerben lassen. Als sie nach viermonatlicher Seefahrt an dem erwähnten Orte anlangten, baten sie um die Erlaubniß, an's Land zu steigen. Nur 40 von ihnen ward dieselbe von der Regierung ertheilt, trozdem beraten sie alle das Land. Die Polizei wollte hierauf einige Verhaftungen vornehmen, die italienischen Kolonisten widersezten sich, und es entspann sich ein Kampf, welcher zwei Stunden lang dauerte. Derselbe endete schließlich mit der Niederlage der Italiener, die sämmtlich wieder an Bord geschafft wurden.

Asien. Ostindien. Borneo. Bis die englischen Verstärkungen anlangen, wächst der Trez der Chinesen. Am 17. Februar haben sie sich in Sarawak empört und mehrere Europäer niedergemacht. Sir James Brooke (dem berühmten Engländer, der durch seinen Einfluß auf die Eingebornen jenes Theiles der Insel Borneo sich zum Radscha von Sarawak aufschwang) gelang es, sich durch Schwimmen zu retten. Einer der Dampfer der Kompagnie langte sehr spät in Sarawak an und rächte die Zerstörung der Kolonie, indem er mit Hülfe des Sir James an der Spize von Malayen und Dyaks gegen 2000 (?) Chinesen tödtete. Auch ein holländischer Kriegsdampfer langte an, man bedurfte jedoch seiner Dienste nicht.

Feuilleton.

Die Schlange in der Hütte.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

Erstes Kapitel.

In einer der kleinen Blothütten des Westens saßen zwei einfach gekleidete Männer zusammen, scheinbar Farmer aus der Nachbarschaft, und mußten wohl ein sehr ernsthaftes Gespräch geführt haben, denn sie hatten lange in tiefem Sinnen vor sich niedergeschaut, da richtete sich der Eine, ein Fremder in dieser Gegend, plözlich auf und sagte:

„Ja, ja, man spricht immer von den Verbrechen, die von Reichen und in der vornehmen Welt begangen werden. — Ich zweifle auch gar nicht, daß es eine Masse schlechtes Volk unter den Reichen giebt, denn Leute, die viel Geld haben und einsehen lernen, was sie Alles damit ausrichten können, werden sehr natürlicher Weise auch dazu verleitet die Mittel zu mißbrauchen. Aber nicht allein unter den Reichen, in großen Städten geschehen solche Dinge, dieselbe Schlange oder eine, die ihr doch ungemein gleicht, windet ihren Weg durch Wigwam und Hütte und das arme, einfache Landmädchen fällt so häufig zum Opfer als die stolze Dame der Stadt und Mode."

„Ja, ja, ich möchte fast behaupten, daß die Ersteren Dem sogar noch mehr ausgesezt wären, denn sie sehen ja zu wenig von dem wilden geschäftigen Treiben des Lebens. Dem Pflanzer und Farmer, der abgesondert, weit entfernt von seinen übrigen Nachbarn lebt, ist das Gesicht seines Gastes, der ihm Nachrichten und Neuigkeiten aus der Welt bringt, viel zu interessant, als daß er es sehr genau oder gar mißtrauisch betrachten sollte. Ein angenehmes Aeußere, freundliches Benehmen, vielleicht ein Bischen Klugheit und Zurükhaltung im Anfange, gewinnt leicht die Herzen unserer Waldwelt, ohne jene formellen Versicherungen, jene Einführungen gewissermaßen Bürgschaften für das gute Betragen der Vorgestellten nöthig zu machen, die in den Städten Mode sind."

„Wir vertrauen fast Jedem, und der listige Fremd, den andere Gemeinden vielleicht mit Abscheu ausgestoßen haben und der dadurch gewizigt, jezt vorsichtiger und behutsamer auftritt, spielt uns die Schlange der Hütte, wird herzlich von uns aufgenommen und windet seinen scheußlichen Weg in unsere Familien. Wir haben zu viele traurige Beispiele der Art, Eures ist eines von ihnen. Das arme Mädchen Ellen Ramsay wurde auf solche Art von einem Fremden, von diesem Schurken Stanton, eben so behandelt."

„Fahret in Eurer Erzählung fort. Lange freilich hat ihr Elend nicht gedauert; sie wurde bald davon erlöst; aber es muß doch fürchterlich gewesen sein, auch nur kurze Zeit an der Seite jenes Buben zu leben."

„Kaum elf Monate," sagte der junge Atkins; „sie veränderte sich aber zu schnell, als daß wir es nicht hätten bemerken sollen. Ach, leicht zu sehen war es, wie unglüklich sie sei. Heute das fröhlichste Ding auf Gottes weiter Erde, ein singender, jubelnder Vogel in Frühlingszeit, morgen niedergeschlagen, traurig, elend, als ob nichts dergleichen auf der Welt sei, wie Lieder und Sonnenschein."

„Armes Ding!" rief Walter.

„Es war das kürzeste Leben, das ich je gesehen," sagte der Andere, „und es begann doch so gut. Das was ich Euch darüber erzählt habe, ist genau die Wahrheit."

„Aber das Begräbniß?" frug Walter.

„Ja, ja, das war nicht ganz so, wie Ihr es gehört," erwiederte Atkins; „ich war dabei als Ellen begraben wurde; ja unser ganzer kleiner Ort war fast zugegen, und ich will Euch Zwanzig nennen, die Alle meine Geschichte bestätigen werden. Zuerst ist es nicht wahr, daß irgend Jemand erwartete, Robert Anderson würde hin kommen; auch schikte er keine Botschaft, welcher Art, an Stanton; Jeder wußte, daß er krank, ja bettlägerig war und daß schon seit einer ganzen Woche vor Ellen's Tode Viele von uns glaubten, daß sie zusammen sterben würden."

„Es war eine Art von Sympathie zwischen ihnen; obgleich ich nicht glaube, daß sich seit dem Tage jener unglüklichen Heirath die Blike der Beiden wieder begegneten, wenigstens hier auf Erden nicht, es müßte denn in ihren Träumen gewesen sein; sie kränkelten aber und starben daher Beide zu ziemlich gleicher Zeit, und wenn er es auch als der Stärkste von ihnen noch ein wenig länger aushielt, so dauerte es doch nur kurze Zeit. Als sie starb, war er, wie ich Euch gesagt habe, krank und bettlägerig und kleiner vermuthete, daß er sein Lager je wieder verlassen, aber noch weniger zu solcher Zeit und zwischen all den Leuten an ihrem Grabe stehen würde. Die bei der Heirath mit Stanton vorgefallenen Umstände waren auch zu bekannt, um ihn nicht in die innerste Seele zu verletzen."

„Sie hatte ihn verschmäht, hatte den vielleicht etwas besser aussehenden Fremden vorgezogen und auf eine Art behandelt, die kein Mann von Gefühl je vergeben kann. Aber er vergab ihr, ich weiß es, und seine Liebe zu Ellen blieb ungeschwächt bis zum lezten Augenblik. Sie wußte das auch recht gut, wenn sie freilich, als sie jenem Menschen ihre Hand gab, auch anders sprach, das geschah aber mehr, um eine Entschuldigung zu finden oder auch vielleicht ihr eigenes Gewissen zu betäuben; doch hatte sie es sicherlich schwer genug bereut; sie hatte ein treffliches Herz und wenn sie auch vielleicht in dem Augenblike Unrecht that, in der nächsten Minute that ihr es gewiß bitter weh."

„Aber das Begräbniß?" sagte Walter.

„Ja so, das Begräbniß, nun gut, ich sagte Euch, daß der Sarg auf den Gottesaker geschafft wurde. Ihr kennt ja den Platz unter jenen dichten, beschnittenen Eichen, wo der alte Ramsay das Unterholz immer weghauen läßt; wer soll da wohl hinter einem der größten Stämme vortreten als gerade Robert Anderson. Er war bleich wie ein Gespenst und seine Glieder zitterten und bebten, aber er kam so entschlossenen Schrittes vor, als ob ihm gar nichts fehle."

„Stanton erschrak als er ihn sah; den hatte er wahrlich nicht erwartet; leichenblaß wurde er, als der junge Mann herbeischritt. Ich gebe Euch mein Wort und Alle, die es sahen, werden es bestätigen, der Gatte des todten Weibes sah in dem Augenblike bleicher aus als der arme unglükliche Liebende."

Robert schien Stanton gar nicht zu sehen oder ihn nicht zu beachten; in der That achtete er auf Niemanden und seine Augen blieben nur auf den Sarg geheftet, den Ralph Mason, Dik Rawlins, Hiram Barker und ich trugen. Er vergoß auch keine Thräne, was uns besonders wunderte, denn wir hatten Alle erwartet, ihn wie ein Kind weinen zu sehen; wir wußten ja, wie er das Mädchen geliebt und wie weichherzig er überhaupt immer gewesen war."

„Im Anfang glaubten wir, er weine aus Aerger nicht, und es sei die erlittene Behandlung, die ihm die Thränen zurüktreibe; seine späteren Worte überzeugten uns aber bald vom Gegentheil."

„Er kam dicht an den Sarg heran, trat gerade neben mich und legte seine Hand auf den Deckel neben das Schild, auf dem der Name stand; wenn er aber auch kein einziges Wort sprach, so schien es doch, als ob wir Alle verständen, was er sagen wollte; wir hielten, damit er den Namen lesen könne."

„Er bog sich darüber hin, besah aufmerksam die Platte und flüsterte: „Ellen!" den andern Namen sprach er aber noch nicht aus, er konnte das Wort Stanton nicht über die Lippen bringen. Tiefes Roth wurde einen Augenblik auf seiner Wange sichtbar, und dann gab dieses wieder der vorigen Leichenblässe Raum. Er hielt sich am Sarge, als ob er sich dadurch vor dem Niederstürzen bewahren wolle, endlich aber sammelte er sich und las mit ruhiger, lauter Stimme, jede Sylbe dabei scharf betonend, als zwinge er sich männlich zu erscheinen:

„Ellen Stanton!"

„Diese Worte wiederholte er zweimal und las dann das Uebrige."

„George Stantons Gattinn, geboren den 7. April 1817; starb —"

„Hier hielt der arme Bursche wieder an, als ob er Athem holen müsse, es war aber nur ein tiefes Stöhnen, das sich seiner Brust entrang. Er konnte blos sagen: „Starb! Starb!" und dann schwieg er, die Worte drohten ihn zu ersticken."

„Indessen war Stanton herangekommen und schien sagen zu wollen: Warum geht Ihr nicht weiter? Weshalb laßt Ihr Euch von dem Menschen aufhalten? aber er sagte nichts. Robert schien ihn auch gar nicht zu beachten, sondern noch einmal gewaltig seine Stimme sammelnd, las er bis zu Ende:

„— starb den 27. März 1836, alt achtzehn Jahre elf Monate neunzehn Tage."

„Der alte John Ramsay war indessen herbei gekommen und stand zwischen ihm und Stanton. Er aber sah jezt vom Sarge auf, blikte erst den Einen, dann den Andern an und sagte ruhig, ohne einen Ausdruk von Leidenschaft oder Erregung in der Stimme:

„Dies, Mr. Ramsay, ist Eure Tochter Ellen; sie sollte mein Weib werden; ich hatte ihr eignes Versprechen; ich hatte Eure Einwilligung zu unserer Verbindung, ist nicht das wahr?"

„Wahr!" sagte der alte Mann mit leiser, tonloser Stimme, und mit einem Seufzer, der aus dem Innersten der Seele zu kommen schien. — „Aber Ihr wißt, Robert. . . ."

„In diesem Augenblike schien sich Robert zum ersten Male emporzuraffen; sein Auge erglühete und mit unwilliger, aber immer noch flüsternder Stimme rief er:"

„Ich weiß daß sie hier ist . . . hier in ihrem Sarge . . . todt . . . gestorben, Euch gestorben, Eure Tochter . . . mir gestorben . . . mein Weib . . . Eure Ellen . . . meine Ellen . . . arme Ellen. Und dann bog er sich auf den Sarg nieder und weinte bitterlich."

„Es standen eine Masse Menschen um uns herum, sie hatten sich in der That alle um uns her gedrängt, aber sie alle weinten mit. Gesehen habe ich sie freilich nicht, denn die eigenen Augen standen mir voll von Thränen; die Unterbrechung dauerte übrigens nicht lange. Robert war der Erste, der sich wieder erholte, er wußte von jeher, was sich schikte, und empfand in diesem Augenblik sicherlich, daß er nach der Meinung der Welt Unrecht thue, den Sarg in seinem letzten Wege aufzuhalten. Er hob also den Kopf von der Platte empor und sagte mit leiser, noch immer durch Thränen etwas undeutlicher Stimme:

„Glaubt nicht meine Freunde, daß ich da Versprechungen erwähnen will, die mir Ellen Ramsay gegeben, ich komme nicht hierher, der Todten Vorwürfe zu machen, oder mich nur mit einer Sylbe über jenen süßen Engel zu beklagen, der jezt von oben herab auf uns nieder sieht. Gott verhüte es, daß ich Uebels rede, oder daß Ihr Uebels hören solltet von einem Wesen, dem reinsten, treuesten Geschöpf unter der Sonne. Nein, wenn ich hierher kam und Euch jenes gegebene Versprechen in's Gedächtniß zurükrief, so geschah es nur, um sie von jedem Verdacht zu reinigen. Zwar kann ich hier an ihrem Grabe sagen, denn Ihr Alle wißt, daß sie mir versprochen war, daß ich ihr nie Ursache gegeben, mich für falsch oder treulos zu halten; aber eben deßhalb bin ich es auch fest überzeugt, daß eine andere tiefere Ursache dem zu Grunde lag. Während ich sie hier freispreche von jeder Schuld, die sie absichtlich an mir verübt, sage ich Euch in Gegenwart ihres reinen Geistes, der da weiß, ob ich die Wahrheit rede, daß sie durch irgend einen schändlichen Verläumder betrogen, mir — sich selbst Unrecht that, und —"

„Jezt war aber auch Stanton einen Schritt vorgetreten und unterbrach Robert in Dem, was er etwa noch mehr zu sagen hatte. Der Aerger schien ihm, wie man deutlich sehen konnte, zum Herzen gestiegen zu sein; denn, als der junge Mann des Verläumders erwähnte und dabei mit thränendem Auge Hände und Blike zum Himmel erhob, konnte er es nicht länger mehr ertragen. Die Worte hatten ihn auf der verwundbarsten Stelle getroffen; er wandte sich gegen Robert, ballte die Faust und rief mit heiserer, vor Wuth fast erstikter Stimme:

„Und wer soll Euch bei ihr verläumdet haben? — wer — wer?"

„Sein Antlitz war schwarz wie die Nacht und seine Züge, sonst so freundlich und gefällig, glichen eher denen eines Teufels als eines Menschen. Wir glaubten, er würde den jungen Mann in Stüke reißen wollen, doch Robert schien sich nicht im mindesten vor ihm zu fürchten; wären wir aber nicht da gewesen und so schnell dazwischen getreten, so ist es wohl möglich, daß er den armen, unglüklichen jungen Mann noch mißhandelt hätte, der schon mit einem Fuße im Grabe stand. Marey sprang aber zwischen sie, und John Ramsay, Ellen's jüngster Bruder, trat ebenfalls vor, während die meisten riefen: „Pfui, Stanton, schämt Euch!" Das scheuchte ihn zurük. Er stand aber noch immer da mit glühenden, zornfunkelnden Augen und schien sich nach nichts so sehr zu sehnen, als den jungen Robert bei der Kehle zu fassen. Niemand schien ihn jedoch weniger zu beachten als gerade der."

„Robert hatte einen kühnen, furchtlosen Geist und es gab eine Zeit, ehe er krank wurde und in der Religion sein Heil suchte, wo er mit ihm auf Tod und Leben selbst vor dem Altar gekämpft haben würde; sein Geist war aber jezt gebrochen und er dachte an nichts, sah weder Freunde noch Feinde, als den Sarg, vor dem er stand.

Ich glaube wahrlich, er hörte nicht einmal Stanton's Worte, obgleich dieser ein Paar Sätze ziemlich laut herausbrüllte; seine Seele war in dem Sarge, seine Augen schienen den schweren Dekel desselben zu durchbohren, und dem stieren, geisterhaften Blike nach zu schließen, war es fast, als ob ihm das gelungen sei. Er mußte das auch wohl glauben, denn leise hörte ich ihn flüstern: „Ellen, theure Ellen!" Dann trat er einen Schritt zurük und noch einmal auf die Inschrift blikend sagte er:

„Achtzehn . . . nur achtzehn Jahre . . . aber . . . doch es ist gut so . . . gut, sehr gut."

Er ließ uns nun ungehindert weiter ziehen und folgte dicht hinterher; und als wir den Sarg niedersenkten in die Gruft, stand er so nahe am Rande, daß die Erde unter ihm nachgab und er mit hinabgestürzt sein würde, denn er selbst rührte sich nicht, hätten wir ihn nicht gefaßt und an den Armen zurükgezogen. Von der Stelle aber konnten wir ihn kaum wegbekommen.

Als Alles vorüber war, schien er gar nicht darauf zu achten, daß wir Andern alle fortgingen, sondern blieb ruhig stehen und stürzte auf den Boden nieder, als ob er immer noch durch sechs Fuß Erde hindurch die Inschrift lesen wollte. Auch Stanton schien zurükbleiben zu wollen, aber wir Alle wußten, es geschah nicht aus Liebe zu dem Mädchen, und Marey flüsterte mir zu, daß er ihn mit fortnehmen wolle, ehe er selbst den Plaz verließ, er hätte sonst dem armen Unglüklichen noch Schaden zugefügt. Das gelang ihm auch endlich, und nachher versuchte ich ebenfalls Robert mit mir fort zu bekommen, was jedoch einiger Zeit bedurfte. Als er wirklich später mit mir ging, schien es doch nur deßhalb geschehen zu sein, um mich los zu werden, denn mit Dunkelwerden saß er wieder am Grabe und dort konnten wir ihn jeden Abend zu derselben Stunde finden.

Das dauerte mehrere Monate lang; er hielt merkwürdig lange aus, endlich legten wir ihn neben sie. Obgleich krank und sterbend die ganze Zeit, ließ doch der arme Bursche, es mochte wettern und stürmen wie es wollte, keinen Abend vorübergehen, ohne das Grab zu besuchen, und eines Tages, vielleicht zwei Wochen nach dem Begräbniß, rief mich die alte Mrs. Anderson, als ich gerade dort vorbei ritt, in ihr Haus und sagte mir, daß sie mir etwas zeigen wolle.

Sie führte mich dann hinauf in Robert's kleines Stübchen, und was war es als ein Brett, das der Sterbende mit eigenen Händen aus einer diken Planke gesägt und gehobelt und nachher auch heimlich gemalt hatte, um die Inschrift für des armen Mädchens Grab darauf zu schreiben. Es war erstaunlich, wie nett er es gearbeitet hatte. Die arme alte Frau schluchzte die ganze Zeit, aber man konnte doch sehen, wie stolz sie auf ihren Sohn war. Sie zeigte mir seine Bücher, er hatte deren über hundert und sie seufzte recht von Herzensgrunde, als sie mir erzählte, daß es die Bücher wären, die ihn so krank gemacht.

„Er lies't aber doch", meinte sie, „ich mag thun was ich will, und wenn er auch weiß, daß es ihn unter die Erde bringt. Ach Mutter, meint er dann, wenn ich so mit ihm rede, kürzt mir auch das Lesen der Bücher das Leben, so würde es mir alle Glükseligkeit rauben, wollte ich es unterlassen, und ich habe überhaupt zu wenig von dieser, um auch noch das Lezte zu verlieren. Und wenn er so spricht", sagte die alte Frau, „da kann ich ihn nicht tadeln, denn ich weiß ja leider Gottes wie Recht er hat. Aber dann tadle ich mich, Mr. Atkins, dann tadle ich mich, denn ich bin Schuld daran, daß er so viele Bücher und diese so gern hat, mich freute es, wenn er fortwährend lernte und er mußte mir alle Abend lesen; ach! es war mein Stolz zu denken, daß mein Robert einmal ein berühmter Advokat oder Prediger werden sollte, denn deutlich sah ich, wie viel klüger er war, als andere Knaben im Städtchen. So bemerkte ich denn gar nicht seine bleicher und bleicher werdenden Wangen und seine immer mehr abnehmende Gesundheit, bis er auf einmal plözlich krank wurde und nun immer mehr und mehr dahin schwand."

„Etwas wohler wurde er, als er Ellen Ramsay und sie ihn lieb gewonnen; seit aber jener Stanton zu uns kam, ist es rükwärts mit ihm gegangen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn er bald seinen eigenen Grabstein brauchte."

Arme alte Frau! Ich sah in einer Eke, halb hinter einem alten Koffer verborgen, etwas hervorragen, was sie wahrscheinlich noch nicht gesehen hatte, ein ganz ähnliches Brett wie das, was er für Ellen gemacht; als er aber starb, fand es sich und das seinige trug eine einfache Inschrift, nur eine einzelne Zeile über seinem Namen; sie lautete:

Mein war der Schmerz, mein war die Hoffnung!
Robert Stanton.

„Ihr erzählt mir da von einem merkwürdigen jungen Mann", sagte Walter; „er war erst zwanzig als er starb?"

„Nicht mehr."

„Laßt uns nach seinem Grabe gehen."

„Wir werden das Brett dort finden; Ellen's Inschrift wurde aber nie aufgestellt, Stanton wollte es nicht zugeben."

„Nun wartet nur, dazu kann Rath werden. Ich hoffe des Burschen Trotz ein wenig zu dämpfen. Existirt jene Inschrift noch?"

„Ja; seine Mutter bewahrte sie in einem kleinen Zimmer neben seinem Bücherschrank! — Aber seht, dort geht Stanton, er wird zu Ramsay's Hause wollen, denn sie leben nicht zusammen. Man sagt, es hätte sich ein Zank zwischen ihm und dem jungen John Ramsay, Ellen's jüngstem Bruder, wegen der Schwester Hinterlassenschaft entsponnen. Die beiden Geschwister besaßen nämlich elf Neger, das Erbe ihrer Großmutter, die sie bis jezt haben für den alten Mann arbeiten lassen. Stanton verlangt aber nun eine Theilung und wenn auch der junge John Ramsay ihn zu überreden versuchte, die Arbeiter noch bis zu des Vaters Tode, der nicht mehr fern sein kann, diesem zu überlassen, so wollte er doch nicht darauf eingehen, und Ellen's Bruder soll ihm deßhalb wohl harte Worte gesagt haben, so lautet das Gerücht. Gewiß ist aber, daß sie jezt getrennt und keineswegs sehr freundlich gegen einander leben."

„Wahrscheinlich der Neger wegen. Doch die wollen wir dem alten Manne erhalten und den schurkischen Buben aus einer Familie treiben, die er elend und unglüklich gemacht hat."

„Könnet Ihr das thun, habet Ihr genügende Beweise?"

„Genügende!"

„Und Ihr selbst seid ein Advokat?"

„Ja! Aber es könnte sein, daß ich noch des Colonel Dawson Hülfe gebrauchte, den Ihr wahrscheinlich kennt."

„Ei gewiß, ein wahrer Gentleman und einer unserer besten Rechtsgelehrten."

„Ich habe ihm Briefe gebracht, ihn auch deßhalb schon gesprochen und er stimmt mir vollkommen in allen meinen vorgelegten Beweisen bei. Wollte Gott, ich hätte den Buben ein Jahr früher gefunden, dies arme Mädchen wäre sein Opfer nicht geworden und die Schlange wenigstens aus einer Hütte vertrieben."

Das arme Mädchen hättet Ihr dann vielleicht noch retten können, den jungen Mann aber nicht mehr; die Wurzel war angefressen, der Stamm unrettbar verloren. (Fortsezung folgt.)

Anekdote.

— (Ein amerikanischer Advokat.) In New-Hampshire stand ein alter Mann vor Gericht, angeklagt, falsches Papiergeld ausgegeben zu haben. Es waren nur noch wenige Leute im Courthause, die Advokaten waren schon nach Hause gegangen, die Richter müde von der Tagesarbeit, die Jurymänner gähnten und es schien, als sollte der alte Mann so geschwind als möglich für das Staatsgefängniß abgeurtheilt werden. Mr. Bartlett, der jüngste Richter, saß mit gefalteten Armen da, die Beine auf der Tischkante, augenscheinlich schon halb im Schlafe, während der Staatsanwalt die Zeugen gegen den alten Mann so geschwind als möglich abhörte. Alles stimmt mit einander überein, die Schuld war klar und erwiesen und bei jedem Zeugnisse färbte sich das Gesicht des Gefangenen blässer, bis ihm endlich die Gewißheit von seinem Schikksale fast nicht mehr Kraft zum Stehen ließ. Nachgerade that Mr. Bartlett seine Augen auf, warf einen Blik auf die grauen Haare des Gefangenen, gähnte dann langsam und sagte endlich zum Staatsanwalt: Ich werde den Mann vertheidigen! Er that keine Fragen, er machte sich keine Notizen, aber als die Anklage festgestellt war, stand er auf und fing an, den ganzen Thatbestand anzugreifen, daß Jedem vor dem Feuer seiner Rede der Schlaf aus den Augen ging und die Ohren sich weit aufthaten, um kein Wort zu verlieren. Die Aussagen der Zeugen, die wie ein Ganzes und klar wie Tageslicht dagestanden hatten, riß er in Stüke und zeigte Widersprüche und Mängel, an die kein Mensch gedacht; er machte Unsinn aus Sinn, Unwahrheit aus Wahrheit, er zeigte des alten Mannes ungerechte Leiden und als er endlich diesem zum Schluß die Hand auf die Schulter legte und ihn der Gerechtigkeit der Jury empfahl, vergoß er sogar Thränen. Ohne nur ihre Size zu verlassen, erklärten die Jurymänner den Gefangenen für „nicht schuldig" und der alte Mann, der mit gefalteten Händen sich weinend vorwärts bog, schien des Himmels Segen auf seinen Vertheidiger herabzurufen. „Laßt ihn hinaus, Konstable!" sagte Mr. Bartlett, „und nun, du schmuziger, alter Spizbube, geh' einem ehrlicheren Geschäfte nach und laß dich nicht wieder mit falschem Gelde ertappen!" Die Jurymänner sperrten Mund und Nase auf, der Gefangene aber war davon, ehe nur Jemand daran dachte, sich nach ihm umzusehen.

(Kan. Bfr.)

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 19. | Samstag den 9. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Schweizerische Gesetze über das Auswanderungswesen.

(Fortsezung zu Nro. 15.)

III. Schwiz.

Verordnung, betreffend Ueberwachung des Auswanderungswesens.

Der Kantonsrath des eidg. Standes Schwiz, in Erwägung:

1. Daß die Auswanderung aus dem Kanton Schwiz nach fremden Welttheilen im Zunehmen begriffen ist;

2. daß mehrere Fälle vorgekommen, wo Personen ohne die nöthigen Reisemittel sich auf die Reise nach Amerika begaben und so durch ihren Leichtsinn, andere dagegen durch Betrügereien von Speditoren und Auswanderungsagenten in die traurigste Lage, in Noth und Elend gestürzt worden;

3. daß es ebenso sehr im Interesse des Staates, als in der Pflicht der Humanität liegt, das Auswanderungswesen unter Staatsaufsicht zu stellen und zum Schuze der Bürger die geeigneten Maßregeln zu treffen;

beschließt:

I. Betreffend die Auswanderer.

§. 1.

Die Gemeindepräsidenten sind angewiesen, nur solchen Personen eine Empfehlung zur Ausfertigung von Reiseschriften zum Auswandern zu ertheilen, von welchen mit Gewißheit angenommen werden darf, daß sie die nöthigen Reisemittel besizen, um ihren Bestimmungsort zu erreichen, oder welche bei dagegen obwaltendem Zweifel sich genügend über dieselben auszuweisen im Stande sind.

§. 2.

Den Bezirksammännern wird zur Pflicht gemacht:

a) In Fällen, wo Zweifel walten, ob die Vorschriften von Seite der Gemeindepräsidenten erfüllt worden, sich durch nähere Untersuchung selbst davon zu überzeugen, und denjenigen Auswanderungslustigen, gegen welche sie nicht gehörig beobachtet worden, die Reiseschriften zu verweigern. Gegen Verweigerung von Auswelsschriften von Seite der Bezirksammänner steht den Betreffenden der Rekurs an den Regierungsrath offen;

b) zehn Tage vor Aushändigung der Reiseschriften die Namen der Auswanderer im Amtsblatt bekannt zu machen.

§. 3.

Den Gemeinden ist die Unterstüzung nicht hinlänglich bemittelter Audwanderer aus dem Ueberschuß des Zinsenertrages des Armengutes und des Gemeindevermögens nach Dekung der jährlichen ordentlichen Ausgaben gestattet.

§. 4.

Den Auswanderern und ihren Nachkommen bleibt das Bürgerrecht nach Art. 43 der Bundesverfassung gewahrt.

II. Betreffend die Auswanderungsagenten.

§. 5.

Jeder, der im Kanton Schwiz auf eigene Rechnung oder im Namen von Andern Auswanderungsgeschäfte betreiben will, bedarf hiezu der Bewilligung der Regierung.

§. 6.

Diese Bewilligung darf nur an solche ertheilt werden, die im Kanton als Bürger oder Niedergelassene seßhaft sind, in bürgerlichen Ehren und Rechten stehen, und eines unbescholtenen Leumundes genießen, und zwar:

a) Gegen Erlegung einer Real- oder Personalkaution von 4000 Fr.;

b) gegen jährliche Einlösung eines Patentes beim Finanzdepartement gegen eine Gebühr von 10 Fr.

§. 7.

Die Auswanderungsagenten haben mit den Auswanderern, deren Spedirung sie übernehmen, schriftliche Verträge zu schließen, die auf hiesigem Stempelpapier doppelt ausgefertigt und mit den kanzleiisch beglaubigten Unterschriften der Vertragschließenden versehen sein sollen. Diese Verträge müssen auf Verlangen der betreffenden Gemeinde- und Bezirksvorsteher sowie des Regierungsrathes jederzeit mitgetheilt werden. Jeder Vertrag soll enthalten:

a) Die Bezeichnung des Tages, an welchem die Einschiffung in dem Seehafen stattfinden soll, der Schiffsgelegenheit (Name und Art des Schiffes, Kapitän u. s. w.) und des für den Auswanderer auf dem Schiffe bestimmten Platzes, sowie Angabe dessen, was er gemäß Vertrag auf dem Schiffe für sich und seine Familie verlangen kann;

b) die Verpflichtung des Unternehmers:

1) zu gehöriger unentgeltlicher Beherbergung, Verköstigung und Verpflegung, oder aber zu einer entsprechenden, im voraus festgesezten Geldentschädigung für jeden Tag, um welchen die vertragsgemäß bestimmte Abfahrt ohne Schuld des Auswanderers verzögert wird, und zwar ohne Vorbehalt, mag die Verzögerung durch die Schuld des Unternehmers, des Agenten, des Schiffsherrn, oder durch Zufall, oder höhere Gewalt herbeigeführt worden sein;

2) den Auswanderer und sein Gepäk um den bedungenen, im Vertrage ausgesezten Preis an den vertragsmäßig bestimmten Ort auch in dem Falle zu bringen, wenn das betreffende Schiff vor der Abfahrt oder auf der Fahrt durch irgend einen Unfall oder sonst aus einem andern Grunde an deren Fortsezung gehindert wird;

3) dem Auswanderer unterwegs und im Hafenplaz die vertragsgemäße Kost verabreichen und eine gute Schlafstätte anweisen zu lassen, sowie auf das Schiff die vorgeschriebenen Lebensmittel laut Vertrag in guter Qualität anzuschaffen;

4) die Fahrhabe des Auswanderers während der Seereise in dem vertragsgemäß festgesezten Werthe derselben zu versichern, oder der Auswanderer verzichte auf die Versicherung durch eine dießfalls abgegebene bestimmte Erklärung;

5) demselben das Recht auszuwirken, bei seiner Ankunft in Amerika noch 48 Stunden auf dem Schiffe bleiben zu dürfen;

c) die Bestimmung, daß die Auswanderungsagenten dem verletzten Auswanderer, seiner Familie oder Gemeinde nach deren Wahl auf alle Klagen, die aus der Nichterfüllung des Vertrages herrühren, entweder vor den Gerichten seiner Heimath, oder vor dem nächsten schweizerischen Konsul oder vor den zuständigen Gerichten des zeitigen auswärtigen Aufenthaltsortes verantwortlich sind und zwar unter Verzichtleistung auf alle Einreden, die auf allfällig spätere, im In- oder Auslande abgeschlossene, den vorstehenden Bestimmungen zuwider laufende Verträge gegründet werden sollten.

§. 8.

Die dieser Verordnung Zuwiderhandelnden sind mit Entziehung des Patents auf sechs Monate bis auf ein Jahr, auch mit gänzlicher Entziehung desselben und mit einer Buße von 200 bis 300 Fr. und Kantonsfremde überdies mit Fortweisung aus dem Kanton Schwiz zu bestrafen.

Jede Verurtheilung zu einer Strafe bedingt auch die Verurtheilung zum Schadenersaz.

Gegegen Schwiz, den 27. Nov. 1854.

Im Namen des Kantonsrathes,
Der Präsident:
J. M. Stählin.
Die Sekretäre, Mitglieder desselben:
P. Suter. C. C. Feusi.

IV. St. Gallen.

Gesez, betreffend die Auswanderungsagenturen.

Der Große Rath des Kantons St. Gallen,

Um die Rechtsverhältnisse der Auswanderer gegenüber von Agenten, welche die Reisebeförderung derselben übernehmen, sicher zu stellen,

verordnet als Gesez:

Art. 1.

Wer im Kanton, oder mit Kantonsbewohnern Geschäfte eines Auswanderungsagenten, in eigenem oder fremdem Namen, betreiben will, bedarf dazu eines obrigkeitlichen Patents.

Art. 2.

Der Kleine Rath wird die Ausstellung des Patents nur bewilligen, wenn der Bewerber:

a) im Kanton als Bürger oder Niedergelassener seßhaft ist;
b) in bürgerlichen Rechten und Ehren steht;
c) einen vollkommen guten Leumund besizt;
d) eine Real- oder Personalkaution von 10,000 Fr. leistet.

Der Kleine Rath entscheidet über die Annehmbarkeit der Kaution.

Für die Ausfertigung des Patents ist eine Kanzleigebühr von 10 Fr. zu entrichten.

Art. 3.

Die Kaution wird beim Finanzdepartement erlegt. Sie haftet den Betheiligten als besonderes Pfand für die getreue Erfüllung jedes im Kanton oder mit Kantonsbewohnern abgeschlossenen Reisebeförderungs-Akkordes.

Art. 4.

Alle Reisebeförderungs-Verträge sind von dem Agenten in ein besonderes Buch einzutragen, wovon jederzeit amtliche Einsicht genommen werden kann.

Die Agenten haben auf Verlangen des Kleinen Rathes oder eines Departements Bericht zu erstatten.

Art. 5.

Der Kleine Rath ist befugt, jederzeit, sobald er Grund dazu findet, das Agenturpatent zurükzuziehen.

Art. 6.

Für Akkorde mit Auswanderern, welche durch andere als im Kanton patentirte Agenten abgeschlossen werden, wird von den Gerichten des Kantons kein Recht gehalten.

Unbefugte Ausübung des Gewerbes ist gerichtlich mit einer Strafe von 20—400 Fr. zu belegen.

Art. 7.

Der Kleine Rath ist ermächtigt, falls weitere polizeiliche Anordnungen im Auswanderungswesen nöthig werden, solche von sich aus zu treffen.

Gegeben in der ordentlichen Versammlung des Großen Rathes.

St. Gallen, den 17. Nov. 1854.

Der Präsident des Großen Rathes:
Breny.

Die Sekretäre, Mitglieder desselben:
Seifert. Zäch, Advokat.

Ein Runnerstüklein aus New-York.

Ein Paar junge Männer im Staate Ohio gedenken nach Kalifornien zu gehen, um dort ihr Glük zu machen. Sie haben viel über die Gefahren gehört, denen ein Fremder in New-York ausgesezt ist, und da ihre Mittel so beschränkt sind, daß sie nichts von ihrem Kapital entbehren können, um am Ziele ihrer Reise noch ein paar hundert Dollars übrig zu behalten, beschließen sie, sich besonders vor Betrügern in Acht zu nehmen. Doch sie sind Yankees und rechnen auf ihre Klugheit. In Cincinnati erkundigen sie sich nach der besten Bahn, um nach New-York zu kommen, man nennt ihnen die Erie-Bahn und sie nehmen sich noch am selben Abend ihre Reisebillete für den nächsten Morgen. „Wir werden doch am . . ten sicher in New-York sein, vor Abfahrt des Kalifornia Steamers?" — „Gehen Sie nach Kalifornien?" — „Ja." — „Sie werden zur rechten Zeit in New-York sein." In Dunkirk gesellt sich ihnen ein anderer Reisender zu, der auch nach Kalifornien geht und der sich sehr freut, Gesellschaft zu finden. Das Gespräch kommt natürlicher Weise auf die Betrügereien, welche in New-York mit den Billeten vorgeht, und man schließt ein Schuz- und Trubündniß gegen die Runner. Der zulezt Angekommene hat einen Onkel in New-York, welcher selbst in Kalifornien war, und die beiden Reisegenossen kamen darin überein, gleich nach ihrer Ankunft in New-York zu diesem Onkel zu gehen und dessen Rath einzuholen. Man kommt Abends hier an. Der Onkel freut sich, seinen Neffen zu sehen, und mahnt denselben zur großen Vorsicht vor den Runnern. Man erbittet sich seinen Rath, und so beschäftigt er ist, läßt er sich doch bewegen, die beiden Freunde in ein gutes Wirthshaus zu bringen und sich dann noch mit dem Neffen auf die Tiket-Offire zu begeben. Im Wirthshause fordert man ihnen 1 Dollar 50 Cents per Tag für Kost und Logis, der Onkel weiß jedoch den Wirth dahin zu bestimmen, den Preis auf 75 Cents herabzusezen. Die beiden jungen Männer aus Ohio sizen bald, in vollem Vertrauen, daß sie in gute Hände gerathen, beim Abendessen, doch bald werden sie bei diesem Geschäft durch den Dunkirker unterbrochen, welcher die unwillkommene Nachricht bringt, daß jeder Plaz auf dem Dampfschiff genommen, daß sich jedoch eine Familie von drei Personen gemeldet, welche ihren Plaz Andern überlassen und bis zum nächsten Dampfschiff warten wolle. Die Pläze waren für die Kajüte und kosteten 200 Dollars ein jeder. Die Freunde hätten in der Steerage für 100 Dollars fahren wollen, doch vierzehn Tage länger warten und zehren, das wollten sie auch nicht gern, und so entschlossen sie sich denn auf Zureden des Wirthes, die theuern Pläze zu nehmen. Um sicher zu sein, ging man gleich auf die Offiee. Diese war noch offen und die jungen Leute hatten das Glük, den Kapitän des Dampfbootes selbst hier anzutreffen, der auf Empfehlung des Onkels versprach, sich der jungen Leute besonders anzunehmen. Das Geld ward bezahlt, und sie empfingen dafür gedrukte Reisebillete, welche sie jedoch am nächsten Morgen, zwei Stunden vor Abgang des Steamers, gegen andere umwechseln sollten. Das angebliche Tiket war jedoch nichts weiter, als eine Bescheinigung, daß der Inhaber für die nächste Reise mit dem Dampfschiff Illinois berechtiget sei. Am nächsten Morgen erhielten sie ein ächtes Reisebillet, welches mittlerweile für 80 Dollar in der rechten Office gekauft worden war. Das Billet war couvertirt und sollte auf dem Schiffe erst geöffnet und vorgezeigt werden. Sie machten sich jezt auf, um an Bord des Schiffes zu gehen, doch wie sie ihre Wirthshausrechnung zahlen wollten, da kam ihnen erst der Gedanke, daß wohl nicht Alles in Ordnung sei, denn man forderte jezt 6 Dollar per Tag für jede Person und, da sich die Freunde weigerten zu zahlen, drohte man ihnen mit Schlägen und hielt ihr Gepäk zurük. Am meisten erschraken sie übrigens, als ihnen der Wirth sagte, sie sollten sich nur lieber nach ihren Tikets umsehen, denn der junge Mann aus Dunkirk sei nichts weiter als ein Runner für die berüchtigsten Tikетschwindler; ihm sei vor einigen Tagen aus Cincinnati telegraphirt worden, daß ein paar Grüne nach Kalifornien unterwegs seien, und er sei ihnen entgegen gereist, um sie zu rupfen. Die Zeit drängte, sie zahlten, um fortzukommen, und eilten nun besorgt an Bord des Dampfschiffes. Nachdem sie noch vom Lohnkutscher übervortheilt worden, erfuhren sie denn auch am Bord des Schiffes, daß sie schmachvoll betrogen seien. Sie hatten die schlechtesten und billigsten Pläze im Schiff mit Preisen bezahlt, wofür sie fast in der ersten Kajüte hätten gehen können.

(H. Z. f. d. A. u. K.)

Verschiedenes.

(Deutsche Auswanderung.) So weit sich bis jezt etwas über die diesjährige Auswanderung sagen läßt, so scheint sie wieder sehr bedeutend werden zu wollen. In Hamburg, Antwerpen u. s. w. ist der Andrang bedeutend, und was Bremen anbetrifft, so sollen die für den 1. Mai bei den hiesigen Expedienten eingegangenen Anmeldungen kaum alle befriedigt werden können und theilweise bis zum 15. Mai hinausgeschoben werden müssen. Man sagt uns, daß die auswärtigen Bremer Passagier-Agenten Kontrakte mit zirka 5000 Personen für die nächste Expedition abgeschlossen. So viel ist gewiß, daß die Pläze auf dem zunächst von hier nach New-York abfahrenden Dampfschiff „Indiana" schon alle belegt sind. (D. A. Z.)

Schweiz. Ein einläßlicher Bericht des schweizerischen Konsuls in Rio Janeiro, Hrn David, über den Zustand der schweizerischen Auswanderer in Brasilien ist zum Druk angeordnet.

Deutschland. Hamburg, 28. April. Das Postdampfschiff „Borussia", Kapitän Popp, ist nach einer außerordentlich schnellen Reise von 12 Tagen 20 Stunden am 13. d. M. in New-York angekommen. (A. A. Z.)

— Die Auswandererdeputation in Hamburg hat neuerdings diejenigen Wirthshäuser, welche zur Aufnahme von Auswanderern konzessionirt sind, einer genauen Inspektion unterworfen, und da es sich gezeigt, daß einzelne Bekanntmachungen, z. B. der Tarif wegen des Transportes der Güter an Bord, das Verbot wegen Verkaufs amerikanischer Eisenbahnbillets ꝛc., entweder nicht oder an versteckten Plätzen hingen, so ist den gesammten vorgeladenen Wirthen, unter Androhung von Strafe, anbefohlen worden, für die Aufhängung sämmtlicher Plakate an in die Augen fallenden Stellen Sorge zu tragen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Das chinesische Zukerrohr wird jezt in den Vereinigten Staaten mit Liebe und Erfolg gepflanzt. Es gedeiht in allen Gegenden, in denen das indianische Korn (Welschkorn) wächst. Die Kultur ist leicht, ähnlich der des Welschkorns, und wenn die Aussaat im Monat Mai in den mittleren Staaten und noch früher im Süden vorgenommen wird, so können selbst in den trokensten Jahrgängen zwei Ernten von denselben gemacht werden. Die Patent-Office zu Washington läßt jedem Farmer, der sich an sie wendet, kleine Proben Saamen zukommen.

— (Politisches.) Die diplomatischen Beziehungen zwischen Washington und Bogota haben in Folge der Verwerfung des Ultimatums der Vereinigten Staaten aufgehört. Mehrere Blätter sprechen die Furcht aus, daß die Feindseligkeiten ausbrechen. Ferner wird berichtet, daß der Staat Neugranada das Ultimatum des Kabinets von Washington verworfen. Der Kommissär und ordentliche Minister der Vereinigten Staaten kehrt in Folge dieser Verwerfung nach Washington zurük. In Erwartung der Feindseligkeiten sehen die Blätter der Union der Besezung der Landenge von Panama durch die Vereinigten Staaten entgegen. Hiezu würde wohl England auch noch ein Wort sagen wollen.

— New-York. Ueber Carpentier wird der Gazette des Tribunaux aus New-York geschrieben: „Am 13. April, dem zur Wiederaufnahme der Debatten in der Diebstahls- und Auslieferungs-Angelegenheit bestimmten Tage, hatte sich eine große Menschenmenge in dem Gerichtslokale auf College-Place eingefunden. Das Gerüchte von Carpentiers Verschwinden aus dem Gefängnisse war troz des Schweigens der Presse in's Publikum gedrungen, und mehrere Personen hatten den ehemaligen Kassier der Nordbahn, anscheinend völlig frei, spazieren gehen sehen, so daß die Neugierde auf's höchste gespannt war. Zur anberaumten Stunde nahm der Kommissär Betts auf seinem Stuhle Plaz, aber die Angeklagten sind nicht anwesend, und Hr. Busteed, Carpentiers Anwalt, schikte einen Freund, um wissen zu lassen, daß er von New-York abwesend sei und um 24stündigen Aufschub bitte, was der Kommissär gewährt, ohne nur die Vertheidiger, die Zivilpartei oder den Distriktsattorney zu fragen. Am nächsten Tage, 14. April, gleicher Andrang Neugieriger, gleiche Täuschung. Carpentier erschien weder auf der Bank der Angeklagten, noch auf jener der Zeugen; auch seine Mitschuldigen, sowie ein Theil der Advokaten sind abwesend; Hr. Busteed fand es gar nicht für nothwendig sein Ausbleiben zu entschuldigen; aber der Anwalt des Hauses Rothschild verlangte nun seinerseits eine zweitägige Frist, die ohne Anstand bewilligt wurde. Was soll man von dem Allem halten? Niemand weiß es. Gewiß ist nur, daß Carpentier bei Hrn. v. Angelis, Offizier des Marschalls der Vereinigten Staaten, wohnt und mit diesem Gentlemanwächter hingeht, wo es ihm beliebt. Seit seiner Entlassung aus dem Gefängnisse sieht er mit den andern Angeklagten in durchaus keiner Beziehung mehr, und den zudringlichsten Fragern wird erwiedert, daß seine Gesundheit zerrüttet war und er eines Schwefelbades bedurfte, während man im Gefängnisse von Eldrige-Street gar wohl weiß, daß Carpentier sich nie eines wünschenswertheren Wohlseins erfreute, als gerade jezt. Hr. Busteed endlich, der nichts weniger als verreist ist, hat sehr häufige Unterredungen mit Hrn. Tillon, der ihn Dieb nannte, und mit Hrn. Mac-Keon, der ihn per Lumpenkerl traktirte. Dieß sind die Daten, wir beschränken uns darauf sie zu erzählen!"

— Der Agent der deutschen Gesellschaft in Milwaukie klagt in seinem lezten Berichte wieder über Gepäk-Verluste mehrerer Passagiere, welche durch Castle Garden befördert wurden, und es heißt: „Um den Klagen der Einwanderer über den Castle Garden ein Ende zu machen, sind nur zwei Mittel vorhanden: entweder muß der Castle Garden seinen Verpflichtungen in jeder Beziehung nachkommen, oder die Beförderung der Einwanderer aufgeben und das Castle Garden-Depot lediglich zum Landungsplaze gemacht werden, was dasselbe nach den Gesezen des Staates New-York eigentlich auch nur sein soll."

— Illinois. Die Einwanderung in diesem Frühjahr übersteigt bei Weitem die Berechnung, welche Statistiker für dieses Jahr gemacht haben. Auf einem einzigen Zug der Zentralbahn kamen sieben Wagenladungen voll Einwanderer und eine noch größere Menge bringen täglich die Züge der südlichen Bahnen. Sieht man die Listen der Landoffice der Illinois Zentralbahn durch, so erhält man einen Begriff von der Größe des Fortschrittes der Bevölkerung von unserem Staate. Jeden Tag sind 30 bis 40 Personen auf benannter Office, um sich Land zum Ansiedeln auszusuchen, und die Verkäufe der Ländereien dieser Kompagnie sind fast doppelt so bedeutend, als im lezten Jahre, so weit man dies jezt mit Wahrscheinlichkeit berechnen kann. Während der lezten zehn Jahre betrugen dieselben eben so viel, wie die des Generalgouvernements. Seit dem Januar ist die Summe, die für Ländereien gezahlt wurde, 947,731 Dollars 89 Cents, während im Jahre 1856 der ganze Betrag vom Januar bis Mai nur 786,069 Dollars 28 Cents war.

— Wiskonsin. (Eine deutsche Kolonie.) Die „Milwaukie News" meldet, daß der Graf Kleist von Nollendorf, Sohn des bekannten Generals gleichen Namens, beabsichtigte, sich in Wiskonsin niederzulassen. Seine Ankunft mit 200 achtbaren deutschen Familien wird im Laufe des Frühlings erwartet. Das Vermögen des Grafen wird auf 2 Mill. Dollars geschäzt.

— Minnesota. Der Name Minnesota, welcher zuerst auf den Minnesota-Fluß angewandt wurde, hat seinen Ursprung in zwei Dakotawörtern — „Minnee" (Wasser) und „Sota" (weiß wie der Boden.)

— Maryland. In Baltimore wurden kürzlich drei deutsche Brauknechte vom Gerichte freigesprochen, die, von zwölf amerikanischen Rowdies angefallen, nicht weniger als fünf derselben mit Knütteln todtgeschlagen hatten.

— Texas. Es ist eine Freude, zu lesen, wie die in Texas zwischen den amerikanischen Sklavenhaltern angesiedelten 45,000 Deutschen ihr Haus, Vieh und Feld so ausgezeichnet besorgen, und wie überall Wohlstand, Bildung und Behagen, schönes Familienleben und Sinn für Wissenschaft und Kunst hervortritt. Olmstedt, der sonst so kalte Beobachter, wird wahrhaft poetisch, wenn er den Triumph freier Arbeit im Aufschwunge der Deutschen in Texas schildert, die nach so schweren Anfängen und harten Lehrjahren ein Leben führen — „wie am Rheine." In seinem Wirthshause zu Neu-Braunfels „fehlte nichts, was erwünscht war, und war nichts zu viel": das Wirthszimmer war lustig und geräumig, Alles sauber und nett, die Betten vortrefflich, die Bedienung ausgezeichnet, sogar eine kleine Bibliothek, Blumen in Töpfen an den Fenstern. Olmstedt's „Reise durch Texas" verdient in's Deutsche übersezt zu werden, es ist ein ebenso belehrendes wie unterhaltendes Buch, und es thut den deutschen Herzen wohl, auch einmal Erfreuliches und Erhebendes von den Landsleuten in der Diaspora zu hören. (K. Z.)

— Kalifornien. Aus dem Bericht des schweizerischen Konsuls in St. Franzisko über das Jahr 1856 entheben wir Folgendes als bemerkenswerth: In Beziehung auf die Handelsbewegung zwischen der Schweiz und Kalifornien war im verflossenen Jahre in vielen Artikeln eine Verminderung wahrzunehmen, während in andern eine Vermehrung stattgefunden hat. Von diesen lezteren sind namentlich Käse, Cigarren, Absinth, Kirschenwasser, Chocolate, Weine, glatte Mousseline und brodirte Tüll zu erwähnen; unter den erstern bemerkt man vorzüglich Florence und Kreyp, glatte farbige und schwarze Seidenstoffe, seidene Cravatten, bedrukte und gewobene Baumwollenzeuge, Uhren und Uhrentheile, Gold- und Silberarbeiten, Seidenbänder, Strohwaaren und brodirte Artikel. Der Markt war mit Käse und Uhren beständig überführt, weniger mit Seidenzeugen, für welche aber, trotz des bedeutenden Aufschlages im Rohmaterial, doch keine entsprechenden Preise erreicht werden konnten. In bedrukten und gewobenen Baumwollenstoffen macht die durch einen Zoll von 25 Prozent geschüzte einheimische Waare eine starke Konkurrenz und könnte binnen Kurzem diese Artikel ganz vom Markte ausschließen. Die Einwanderung aus der Schweiz hat fast ganz abgenommen, was um so mehr zu bedauern ist, als bei dem täglich sich mehr entwikelnden Akerbau an Landarbeit gewöhnte Leute nicht nur lohnende Beschäftigung, sondern eine bald sorgenfreie Heimath finden würden. Die Eigenthümer großer und fruchtbarer Landstreken zeigen sich willig, Kolonisten unter guten Bedingungen Land anzuweisen, und Familien, denen nach der allerdings kostspieligen Ueberfahrt noch einige Mittel zu Gebote stehen, würden hier leicht fortkommen.

Westindien. Auf Inseln im Süden von Cuba hat man Guano entdekt. Der spanische Generalkapitän sandte eine Kommission aus, um die Sache zu untersuchen. In den amtlichen Berichten derselben wird die Ausdehnung der Lager als unermeßlich geschildert. In einigen Höhlen war die Qualität des Guano besser als die des feinsten peruanischen Düngers, und eben so stark war er mit Ammoniak geschwängert.

Zentralamerika. Die neuesten nach Europa gelangten Berichte aus New-York bringen die positive Nachricht, daß alle über Walker verbreiteten Siegesberichte falsch, und daß vielmehr die Kosta-Ricaner im Besz des ganzen Flußgebietes des San-Juan waren.

Südamerika. Brasilien. Nach einer Uebersicht der Handels- und Schifffahrtsbewegung des Hafens Rio Grande do Sul im Jahre 1856 sagt die Hamb. Ztg. f. d. A. u. K.: Die Bevölkerung von Rio Grande beträgt nach den neuesten Zählungen von Ende 1856 201,300 Köpfe. Darunter sind über 30,000, nach Einigen nahe an 40,000 Deutsche und sind es diese hauptsächlich, die einen so bedeutenden Handelsverkehr mit Europa und speziell mit Deutschland veranlaßten, indem hauptsächlich sie das Land durch Akerbau und Gewerbfleiß in so konsumtionsfähigen Zustand versezten. Es gibt wenige Gegenden, in denen deutsche Ansiedelungen so kräftig gedeihen und in denen die deutschen Einwanderer, welche Landbau und die nöthigeren Handwerke mit Fleiß betreiben wollen, so sicher auf reichlichen Erwerb bei gesundem Klima und angenehmen sozialen Verhältnissen rechnen können, als die Provinz Rio Grande und die deutsche Auswanderung und der deutsche Handel dahin würden weit bedeutender sein, wenn der einzige Hafen, welchen die Provinz hat, nämlich der von Rio Grande do Sul, nicht zu den schlechteren Amerikas gehörte, da die vor demselben befindliche hohe Barre großen tiefgehenden Schiffen die Einfahrt nicht erlaubt. Flachgehende Schiffe sind verhältnißmäßig wenige vorhanden und daher die Frachten in denselben theuer. Auswanderer-Expedienten haben daher oft bei den Verschiffungen nach Rio Grande do Sul wenig oder gar keinen Vortheil, sind deßhalb auch mit wenigen Ausnahmen nicht geneigt, für das Bekanntwerden der günstigen Verhältnisse dieser Provinz zu wirken. Es ist nun aber kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß deutsche Ansiedelungen in benachbarten Gegenden der Provinz Rio Grande, als namentlich in einigen Theilen der Provinz Santa Catharina und in einigen der Laplataſtaaten, bald eben so gut gedeihen werden als in Rio Grande do Sul. Da nun in jenen sich sehr gute Häfen befinden, so wird die deutsche Auswanderung und der deutsche Handel dahin wahrscheinlich bald einen größern Aufschwung nehmen.

— Von Rio de Janeiro lief mit der lezten Post die Nachricht ein, daß die brasilianische Regierung der Zentral-Gesellschaft für Kolonisations-Angelegenheiten in Rio de Janeiro die Summe von 1000 Contos de Reis gleich zirka 800,000 Thlr. Pr. Crt. behufs Beförderung der Einwanderung überwiesen hat.

Laplataſtaaten. Der Bruder des Diktator Rosas starb kürzlich in Buenos-Ayres und vermachte seinen Landbesiz, welcher 30 Quadratmeilen umfaßt, der Königin Viktoria, weil sein vertriebener Bruder in England sichere Zuflucht gefunden hat.

Chile. Den 15. Februar starb in Valparaiso der dortige schweizerische Konsul, Hr. Anton Rüdig aus Graubünden. Der Verstorbene war ein allgemein geachteter und beliebter Mann, ein würdiger Vertreter seines Heimathlandes und der Interessen seiner Landsleute in Chile, sowie ein Freund aller Hülfsbedürftigen und Nothleidenden.

Afrika. Vom Cap, wo sich bekanntlich auch Schweizer von der aufgelösten englischen Legion befinden, meldet man unterm 13. Februar, es seien Unruhen unter den deutschen Legionären vorgekommen, die aber durch dortige Blätter sehr übertrieben würden (wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen wie bei Bergueiro; scheint jedenfalls, es sei schwer mit gedungenen Leuten zu verkehren). Die Kaffern hatten sich wieder durch Viehraub bemerklich gemacht.

Australien. (Weinbau.) Der Melbourner „Argus" redet dem Weinbau in Australien sehr das Wort und fordert zur größeren Anpflanzung und Pflege dieses edlen Gewächses auf. Nicht bloß, daß der Genuß des Traubensaftes der Trunkenheit steuere, das Gemüth heiter, den Kopf hell und die Sitten reiner mache, — der Wein Australiens, dessen Proben auf der Pariser Ausstellung den besten Europas gleichgestellt worden, würde auch eine reiche Einnahmequelle für das Land sein. — Im Ganzen sind die Erträge bis jezt noch gering gewesen, obwohl es in Neu-Süd-Wales Weinberge gibt, die einen Ertrag von jährlich 15 bis 20,000 Gallonen (die Gallone enthält 4 englische Quart) liefern, während andere jährlich 10,000 und sehr viele 500 bis 5000 Gallonen liefern. Doch das wolle der enormen Nachfrage gegenüber nichts sagen, zumal Vorräthe gänzlich verschwunden seien.

Feuilleton.

Die Schlange in der Hütte.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

„Und wenn auch," rief der Fremde, „wenn auch der Baum abstarb, so hätten wir ihn doch noch bis zum lezten Augenblik grün erhalten können. Mancher Schmerz wäre ihm erspart worden, Hoffnung hätte wenigstens seine Sterbestunde versüßt. Ja ja, noch vor einem Jahre konnte viel Unglük verhütet werden."

„Und dennoch werdet Ihr auch selbst jezt noch viel Gutes stiften. Der alte Mann liebt seine Neger wie seine Kinder und man will behaupten, es würde ihm das Herz brechen, sie verkaufen zu sehen. Das soll auch damals, als er es zu Stanton sagte, den Zank herbeigeführt haben. Stanton machte wohl deshalb eine höhnische Bemerkung, und der junge Ramsay wurde wild und brachte auch den Burschen bald zum Schweigen."

„Diese Art Schlangen sind fast alle mehr oder weniger Feiglinge; aber wir dürfen keine Zeit versäumen, denn wenn sie sich zu einer Theilung verstehen, so möchte der Bube am Ende mit seiner Beute abziehen und uns das leere Nachsehen lassen. Laßt uns eilen," fuhr er fort und bewies dabei einen Eifer, den sich Atkins nicht gut erklären konnte. „Laßt uns eilen, mich drängt es der Natter auf den Kopf zu treten und ihr die Giftfänge aus dem Rachen zu reißen. Seid so gut und stellt mich ihm, wenn Stanton da ist, vor. Heimlich mögt Ihr dem alten Mann andeuten, was ich hoffe für ihn thun zu können."

„Habt Ihr die Papiere bei Euch?"

„Ja — hier!" und er preßte die Hand auf seine Brust. „Hier sind sie, und mehr als hinlänglich ihn zu vernichten. Fürchtet auch nicht, daß ich Euch hintergehe, ich müßte mich selbst betrügen, denn auch ich habe eine Schuld zu rächen, eine schwere Schuld! . . . Aber vergeßt das nicht, ich bin Mr. Jones von Tuesse. Ich muß den Burschen überrumpeln und möchte gern sehen, wie das Land liegt, ehe ich mich erkläre."

Zweites Kapitel.

Der junge John Ramsay befand sich in der vordern Piazza des Hauses, als sie den kleinen Farmhof betraten. Er war allein und schritt in augenscheinlicher Aufregung hin und her. Seine Stirn war finster gefurcht, seine Arme fest verschränkt auf der Brust und er erwiederte die Begrüßung der Kommenden mit der Miene eines Mannes, der sich der Zeugen seines Unmuths eben nicht freut. Er war aber höflich, und als ihn Atkins nach seinem Vater frug, führte er sie in sein Haus, und sie fanden dort den alten Mann und George Stanton in ernstem, eifrigem Gespräche begriffen; verschiedene Papiere lagen vor ihnen und Stanton hielt eine Feder in der Hand.

Des alten Ramsay Augen waren mit Thränen gefüllt; seine dünnen weißen Haare fielen lang und glänzend auf seine Schultern herab und gaben ihm ein ehrwürdiges patriarchalisches Ausſehen, das noch durch den edlen, wohlwollenden Ausdruk seiner Züge erhöht wurde.

Er erhob ſich, als die Fremden eintraten, Stanton jedoch blieb ſizen und ſchaute ärgerlich drein. Ihm behagte es wahrſcheinlich nicht, in einem für ihn ſo intereſſanten Augenblike geſtört zu ſein. Der junge Ramſay indeſſen, dem der Fremde durch Atkins vorgeſtellt war, führte dieſen bei ſeinem Vater ein; aber auch nur bei ſeinem Vater, denn dorthin, wo Stanton ſaß, warf er keinen Blik.

Atkins nahm indeß den alten Mann in das nächſte Zimmer und ließ die Drei allein. Stanton beſchäftigte ſich dabei eifrig mit ſeinen Papieren, und der junge Ramſay, der dem Fremden einen Stuhl angeboten hatte, ſezte ſich neben ihn. Keiner aber ſprach ein Wort. Der Jüngling blikte ſtarr vor ſich nieder, der Teneſſeer dagegen beobachtete unbemerkt von Beiden aufmerkſam die Züge des Leſenden. Stanton, der einmal auffah und dieſem Blike begegnete, ſchien ziemlich gleichgültig darüber; auch er dachte an Sachen, die ihn von der gegenwärtigen Geſellſchaft weit hinwegführten. Das Durchleſen der Papiere fortſezend, brachtete er kaum die Rükkehr des alten Mannes.

Deſſen Erſcheinen war aber das Zeichen für den Sohn, das Zimmer auf's Neue zu verlaſſen. Er ſtand auf und ſezte ſeine einſame Wanderung auf der Piazza fort. Der Greis näherte ſich jedoch dem Fremden, deſſen Hand er herzlich ſchüttelte und dadurch bewies, wie vollkommen Atkins ſeinen Auftrag erfüllt hatte. Ein leuchtender Hoffnungsſtrahl glühte in ſeinen Augen und hätte, da noch kurz vorher Thränen des Schmerzes dieſe füllten, Stanton wohl überraſchen können. Dieſer aber war zu ſehr mit den vor ihm liegenden Schriften beſchäftigt, um den Ausdruk in ſeines Schwiegervaters Zügen zu beachten. Unverkennbar war aber die Ungeduld, mit der er dem gleichgültigen Geſpräch über Ernten, Weiden, Getreidepreiſe ꝛc. ꝛc. aus Teneſſee lauſchte. Er nahm die Papiere bald in die Hände, bald warf er ſie wieder hin, fing ſeine Berechnungen von vorn an, ſtand einmal auf und ſezte ſich wieder und ſchien nichts ſo ſehnlich zu wünſchen, als eine Abkürzung dieſes, ihm ewig dünkenden Beſuchs. Dieſer aber verrieth noch durch keine Miene, durch kein Zeichen, daß er überhaupt geſonnen ſei wieder aufzubrechen, und mit einer verzweifelten Entſchloſſenheit wandte ſich jener endlich an den alten Mann und ſagte:

„Sir, Sie wiſſen, daß es unſer beidſeitiger Wunſch war, dieſes Geſchäft ſo ſchnell als möglich zu Ende zu bringen.“

Dieſe Worte hörte der junge Ramſay, der jezt in der Thüre erſchien.

„Bitte, Vater,“ rief er, „laß es geſchehen, wie dieſer Mann es ſagt. Gib ihm Alles, was das Geſez ihm zuſpricht, gib ihm mehr, wenn es ſein muß, aber mach nur, daß er dieſes Haus verläßt; triff irgend eine Einrichtung mit den Negern, wie es Dir gefällt; denk' auch dabei nicht an mich, ſondern mach' nur, daß wieder Friede in unſerer Heimath herrſcht.“

„Es ſollte mir leid thun den Frieden eines Hauſes zu ſtören,“ ſagte Stanton; „vorher aber müßte noch bewieſen werden, daß das wirklich den Frieden ſtören heißt, wenn man verlangt, was das Geſez uns zuſpricht und was nicht mehr als recht und billig iſt. Meine Frau hatte, wie ich weiß, ein gleiches Recht mit Herrn John Ramſay dem Jüngern auf gewiſſe Negerſklaven, eilf an der Zahl, nebſt deren Nachkommen, mit Namen: Zekiel, Abram, Ben, Beß, Marie, Suſannah, Bob, Harry, Milly, Bainbridge und Nell. Die Kinder von dieſen bringen die Anzahl auf ſiebzehn; Sie haben auch dieſe Thatſache nie geleugnet und ich mache Ihnen jezt noch einmal den Vorſchlag, das Eigenthum auf folgende Art gleichmäßig zu vertheilen.“

Hierauf las er von einem der vor ihm liegenden Papierſtreifen, die in zwei gleiche Parteien getheilten Sklaven ab. Als dieſes geſchehen war, fuhr er fort:

„Ich bin es gern bereit, daß Ihr Sohn unter dieſen die erſte Wahl hat, ich werde nachher wählen, bin auch bereit irgend einen andern Vorſchlag anzunehmen, den Sie mir wegen der Theilung machen werden, ehe ich das für uns Beide gleich unangenehme Geſez in Anſpruch nehme, verlange alſo auch nicht den Verkauf des Vermögens, der Ihnen ſo ſchmerzlich zu ſein ſcheint.“

„Schmerzlich?“ rief der junge Mann. „Sparen Sie Ihre Beileidsbezeugungen, wenn ich bitten darf. Ich füge mich Ihrem erſten Vorſchlage. Dazu mögen Sie ſelber zuerſt wählen; Sie ſollen ſich über nichts zu beklagen haben, Sir.“

„Aber mein Sohn,“ unterbrach ihn der alte Mann. „Bitte, Vater, laß es geſchehen, wie ich es geſagt habe, wir kommen ſonſt nie damit zu Ende. Die Theilung wird ziemlich gleich ſtattfinden und iſt ein Verluſt dabei, ſo iſt er allein auf meiner Seite.“

Der alte Mann faltete ſeine Hände im Schooße und blikte nach dem Fremden hinüber, der indeſſen mit geſpannter Aufmerkſamkeit Stanton's Züge beobachtete. Seine Lippe zitterte dabei und ſein Auge glühte. Keiner aber, als der junge Atkins vielleicht, bemerkte das Alles. Stanton war indeſſen eifrig mit ſeinen Papieren beſchäftigt.

„Es iſt ebenfalls erwieſen,“ fuhr der Leztere fort, „daß ich zu einem noch nicht urbar gemachten Stük Land am Tombigbee berechtiget bin, das etwa 630 Aker enthält; ferner zu der Hälfte eines kleinen Wohnhauſes in Linden und zu gewiſſem Hausgeräth und andern Werkzeugen. Das leztere mag jedoch zu niedrigem Preiſe abgeſchäzt werden, ſo daß es in der Familie bleiben kann; ich bin bereit den Preis dafür in Negern anzunehmen. Ich ſchäze das Land, das — wie mir geſagt wurde — ſo gut wie irgend ein anderes im County befindliches iſt, auf 5 Dollar den Aker. Das Haus und den Plaz, auf dem es ſteht, 500 Dollar; das übrige Geräth zu 250 mehr, was alſo auf meinen Antheil die Summe von 2075 Dollar bringen würde, was wir, um eine runde Summe zu haben, zwei Tauſend rechnen wollen; für dieß nun bin ich Willens an Zahlungsſtatt die vier Neger Zekiel, Bob, Harry und Ben, die in einer Abtheilung begriffen ſind, oder die beiden Neger Abram und Bainbridge, wie zu dieſen die beiden Negerinnen Milly und Mary mit ihren drei in der zweiten Abtheilung genannten Kindern zu nehmen.“

„Sie ſind ſehr gütig und gefällig,“ ſagte der junge Ramſay bitter, „aber ich wünſche das Land am Tombigbee zu verkaufen, ebenſo das Haus im Linden und alles übrige Geräth, Küchengeſchirr und Handwerkzeug, Sie müßten denn geſonnen ſein das leztere zu theilen; das würde Ihnen allerdings einige Umſtände machen und Zeit rauben, meinen Verluſt aber um ein Bedeutendes mindern. Von den Negern übrigens, die nach der Theilung mir zugeſprochen werden, bekommen Sie kein Haar mehr, darauf können Sie ſich verlaſſen, und wollte Gott, es gäbe ein rechtliches Mittel, Ihnen ebenſo den Beſiz der andern vorzuenthalten.“

„Wohl glaube ich, daß Sie das wünſchen,“ lächelte Stanton, „das Geſez denkt aber anders darüber. Ich verlange nichts von ihnen, als was gerecht iſt, und Gerechtigkeit will ich haben. Meine Anſprüche ſind klar und einfach, oder wollen Sie ſich etwa verklagen laſſen, ehe ich meines Weibes Eigenthum erhalte?“

„Verklagen?“ rief der junge Mann mit verächtlichem Zorn, indem er finſtern Bliks auf Stanton zuſchritt. „Verklagen?“ Ehe er aber ein weiteres Wort äußern konnte, ſtand der Fremde von Teneſſee auf und trat zwiſchen die feindlichen Schwäger.

„Bitte, mein Freund, erlauben Sie mir einen Augenblik das Wort, ich habe an Mr. Stanton eine Frage zu richten.“

„Sie, Herr?“ ſagte Stanton. „Mit welchem Rechte miſchen Sie ſich in unſere Geſchäfte?“

„Mit dem Rechte, das jeder ehrliche Mann hat, indem er verhindert, daß ſeinem Nachbar Unrecht geſchehe, wenn er das nämlich im Stande iſt. Sie verlangen von Mr. Ramſay ein gewiſſes Eigenthum, das Sie als Erbe Ihrer Frau reklamiren; wollen Sie mir nun wohl gefälligſt ſagen, welche von Ihren Frauen das iſt?“

Der alſo Angeredete ſchrak wie von einer Natter geſtochen zurük; glühendes Roth ergoß ſich ihm über Stirn und Schläfe und machte gleich darauf einer Leichenbläſſe Plaz. Er verſuchte zu ſprechen, ſtammelte einige unverſtändliche Worte und ſank dann wie vom Schlag gerührt in ſeinen Stuhl zurük.

„Wie, mein Herr, haben Sie keine Antwort für mich? Die durch Ihre Frauen erworbenen Rechte ſollten zahlreich ſein. Sie müſſen deren in jedem Staate der Union haben.“

„Sie ſind ein Lügner und Verleumder!“ rief der Verbrecher, mit gewaltſamer Anſtrengung von ſeinem Stuhle emporſpringend, indem er die Fauſt drohend gegen ſeinen Ankläger erhob. „Sie ſollen mir beweiſen, was Sie geſagt haben, Sie ſollen es mir beweiſen!“

Mit einem kalten, verächtlichen Lächeln erwiederte der Fremde:

„Das iſt eben die Sache, weshalb ich hieher gekommen bin.“

„Sie?“ rief Jener, auf's Neue erbebend, „Sie? Und wer ſind Sie?“

„Ein Mann, und noch dazu einer, der ſeine Finger an Ihrer Kehle hat und Sie bei dem erſten Verſuche, den Sie machen werden ihm zu entfliehen, erdroſſeln wird. Sezen Sie ſich, Sir, ſezen Sie ſich Alle, meine Herren. Das Geſchäft iſt einmal vor uns geöffnet und wir wollen es beenden, wie ein Geſchäft beendet werden muß. Sie aber, Mr. Stanton, werden ſo gut ſein und Ihre Leidenſchaft ein wenig mäßigen, es möchte ſonſt für Sie die ſchlimmſten Folgen haben. Demuth und Unterwerfung allein können Sie jezt nur aus den ſchärfſten Krallen der Geſeze erretten.“

„Ihre Prahlereien ſollen mich nicht ſchreken; ich bin nicht der Mann, der ſolche Drohungen fürchtet.“

„Sie ſind der Mann,“ unterbrach ihn ernſt der Fremde. „Ich ſage Ihnen, William Ragin, alias Richard Weſton, alias Thomas Stakely, alias Eduard Stanton, Sie ſind der Mann, ſich alle Dem zu unterwerfen, was ich von Ihnen fordern werde, und zwar aus dem Grunde, weil ich weiß, was und wer Sie ſind.“

Der Schweiß ſtand in dikken Tropfen auf der Stirn des Verbrechers, und der Andere fuhr fort:

„Ich bin kein Prahler, und nicht durch Prahlereien und Großthuereien gedenke ich meine Sache zu verfechten. Im Gegentheil komme ich mit den rechtskräftigſten Dokumenten ausgerüſtet, Alles das zu beweiſen, weſſen ich Sie beſchuldigt habe. An Ihnen iſt es nachher zu beſtimmen, ob Sie ſich wahnſinnig genug dem noch widerſezen, oder meine Bedingungen annehmen wollen. Allerdings muß Sie eine Art Wahnſinn getrieben haben, ſo Verbrechen auf Verbrechen zu häufen, aber das war ein verbrecheriſcher Wahnſinn und das Elend vieler Unglüklichen war die Folge. Wollen Sie alſo thöricht genug ſein, wenn ich Ihnen jezt Alles beweiſe, was ich behaupte, ein geſezliches Verhör und den Ausſpruch der Geſchworenen abzuwarten, oder gedenken Sie ſich dieſem ruhig zu fügen, alle Ihre Anſprüche hier und in jedem andern Staate aufzugeben und die Union zu verlaſſen?“

„Sie können nichts beweiſen; Sie wiſſen nichts; ich troze Ihnen!“

„Nehmen Sie ſich in Acht. Ich ſcherze nicht. Und bei dem ewigen Gott da oben ſchwöre ich's, folgte ich meinen eigenen Gefühlen, ſo müßen Sie mir an den Galgen, oder wenigſtens Ihr künftiges Leben hinter den Mauern eines Zuchthauſes zubringen. Sie ſind reif für Beides. Aber die Gefühle anderer Perſonen zu ſchonen veranlaſſen mich, Ihnen dieſen für Sie allerdings glüklichern Ausweg vorzuſchlagen. Es iſt mir genug, daß Sie einſt durch die heiligſten Bande mit Marie Lacy verwandt waren; deren Wünſche, deren Andenken ſteht heilig in meiner Seele und Beides treibt mich den Baben zu ſchonen, der ſonſt den Galgen zieren müßte. Sie ſehen jezt, wie die Sache ſteht. Sprechen Sie!“

„Sie alſo ſind . . . .“

„Henry Lamar von Georgia, der Couſin und einſt der Bräutigam Marie Lacy's.“

Ein leichtes Zittern war in der Stimme des Mannes hörbar, als er die Worte ſprach, aber ſeine Seele war ſtark; er fuhr nach kleiner Pauſe fort:

„Ich beklage mich nicht über das mir geſchehene Unrecht, es iſt genug, daß ich bereit bin es zu rächen, und ich erkläre Ihnen aufrichtig, es fängt mir an gleichgültig zu werden, ob Sie meinen Vorſchlag annehmen oder nicht. Ihre Unverſchämtheit hier hat ein Gefühl in mir erwekt, daß es mir kaum geſtattet Sie noch entfliehen zu laſſen; ich wiederhole Ihnen aber nochmals mein Anerbieten, weil ich es noch im Stande bin.“

„Verlaſſen Sie das Land, meiden Sie alle Grenzen, alle Territorien der Vereinigten Staaten und kehren Sie nicht wieder zurük, oder ich werde, ſo wahr ich die Gewalt habe Sie zu vernichten, ſobald ich von Ihrem neuen Erſcheinen höre, Sie aufſuchen und Ihnen mit Strik und Kugel folgen, wie ich das wilde Thier der Wälder, den heulenden Wolf und den ſchleichenden Panther vernichten würde.“

Der Sprecher ſchwieg und nahm ſeinen Siz wieder ein, bezwang ſich auch ruhig zu ſcheinen, hielt aber ſeine finſter drohenden Blike feſt auf dem Sünder geheftet. Wilde Leidenſchaften tobten indeſſen in deſſen Bruſt. Augenſcheinlich fürchtete er die Anklage, wollte aber auch die ſchon erfaßte Beute nicht wieder hergeben, im Innern dabei mit einer neuen Liſt beſchäftigt und zugleich überraſcht, erſchrekt, läugnete er noch einmal, mehr aus Verwirrung als aus Muth, alle Anklagen.“

„Ihr ſeid kek!“ ſagte er zu dem Fremden, „ſehr kek, wenn man bedenkt, daß Ihr hier als Verläumder auftretet. Ihr mögt auch dieſe hier glauben machen was ihr wollt, denn ſie haſſen mich Alle, aber Ihr habt keine Beweiſe, ich troze Euch, denn Ihr könnt nicht einen einzigen Beweis liefern.“

„Thor!“ lächelte der Andere höhniſch. „Ich brauchte nur die Sclaven hereinzurufen und Euch auszlehen zu laſſen, daß die Welt die Narben auf Euerm Körper ſähe; es ſind dieſelben die Euer Weib beſchwor, als Ihr in offenem Gerichtshof im Staat New-York bei dem Verhör des Ruben Moore als William Ragin mit jenem verwechſelt wurdet. Hier iſt ein Auszug des Protokolls jenes Verhörd. Die Aehnlichkeit zwiſchen Euch Beiden war ſo groß, daß Moo blos gerettet wurde, weil er jene Senſennarbe nicht an ſeinem linken Beine hatte und mehrere Andere dieſe an Euch beſchworen. Wollt Ihr Euern linken Fuß unterſuchen laſſen, ob er die Narbe trägt oder nicht?“

(Fortſezung folgt.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig all Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 20. | Samstag den 16. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Schweizerische Gesezе über das Auswanderungswesen.

V.

Der Kantonsrath von Solothurn

da bei dem häufigen Vorkommen von Auswanderungen außer Europa mit und ohne Unterstüzung von Seite der Gemeinden eine gesezliche Regelung dieser Verhältnisse erforderlich geworden — nach Einsicht Vorschlags des Regierungsrathes

hat beschlossen:

§. 1.

Behufs Auswanderung außer Europa soll von Seite des Staates keine Unterstüzung bewilliget werden.

§. 2.

Die Gemeinden dürfen Unterstüzungen an Auswanderer nur mit besonderer Bewillung des Regierungsrathes verabfolgen. Ein solcher Gemeindebeschluß kann nur erlassen werden, wenn wenigstens die Hälfte der in der Gemeinde wohnenden stimmfähigen Bürger anwesend ist.

Die Bewilligung soll von dem Regierungsrathe nur ertheilt werden, sofern und soweit die Gemeinde genügende Ausweise leistet, die Unterstüzungsbeiträge ohne wesentliche Schmälerung des Gemeindevermögens aufzubringen, und den daherigen Ausfall in angemessener Frist wieder ersezen zu können.

Unterstüzungen dürfen nicht verabfolgt werden an solche Bürger, die genügend Vermögen oder Verdienst haben, um die Kosten selbst zu bestreiten.

Unterstüzte Auswanderer bleiben im Falle der Rükkehr in ihren bürgerlichen Rechten eingestellt, bis sie der Gemeinde Ersaz geleistet.

§. 3.

Mit Ausnahme der bloßen Aufenthalter — ist jeder Kantonseinwohner, der außer Europa auswandern will, gehalten, sein Vorhaben wenigens dreißig Tage vor der Abreise durch den Amtschreiber seines Amtei im Amtsblatt ausküden zu lassen.

§. 4.

Von dieser Auskündung sind enthoben:

a) Jene, welche für Bezahlung allfälliger Schulden eine von dem Regierungsrath als genügend erklärte Sicherheit geleistet.
b) Jene, welche bereits mit Verlust vergeldstagt sind.

§. 5.

Ohne Ausweis im Sinne §. 3 und 4 dürfen Behufs Auswanderung keine Reiseschriften ausgestellt, noch Speditionsverträge abgeschlossen werden.

§. 7.

Zur Erlangung eines solchen Patentes ist erforderlich:

a) Ausweis über gute Leumden und bürgerliche Ehren.
b) Nachweis oder Verzeigung eines Wohnsizes im Kanton mit der Verpflichtung, für alle eintretenden Rechtsstreitigkeiten vor hierseitigen Gerichten Rede zu stehen.
c) Hinterlage einer Kautionssumme von 5000 Fr. bei dem Staate.
Jene ist bis zur Erschöpfung oder Rükzahlung von 3 Prozent verzinsbar. — Die Rükzahlung geschieht erst 6 Monate nach Aufhebung oder Entziehung des Patents.

§. 8.

Der Regierungsrath kann das Patent jederzeit zurükziehen.

§. 9.

Jeder Patentinhaber darf nur einen Bevollmächtigten haben, welcher vom Regierungsrath genehmigt werden muß.
Die Anstellung von Unteragenten ist untersagt.

§. 10.

Jede Patentertheilung, Genehmigung des Bevollmächtigten, Zurükziehung derselben, soll im Amtsblatt angezeigt werden.

§. 11.

Jeder Vertrag soll enthalten:

1) Die Bestimmung des Einschiffungstages im Seehafen; genaue Angabe der Schiffsgelegenheit, so wie alles Dessen, was der Auswanderer in Folge Vertrages für sich und Familie auf dem Schiffe fordern kann.
2) Die Verpflichtung des Unternehmers zu gehöriger, unentgeldlicher Verpflegung oder im Voraus festzusezender Geldentschädigung für jeden Tag, um welchen die vertragsmäßig bestimmte Abfahrt ohne Schuld des Auswanderers verzögert wird, — mag diese Verzögerung durch Verschulden dritter Personen oder durch Zufall herbeigeführt worden sein; ebenso die Verbindlichkeit desselben, den Auswanderer um die Vertragssumme an den festgesezten Ort zu liefern, wenn auch das betreffende Schiff aus irgend einem Grund an der Reise oder deren Fortsezung gehindert wird.
3) Die Zusicherung hinreichender, angemessener Beköstigung und Pflege während der Reise, so wie die Verbindlichkeit zur Versicherung der Habe des Auswanderers während der Seereise — oder die bestimmte Erklärung des Auswanderers auf daherige Verzichtleistung.
4) Die Verbindlichkeit des Unternehmers für alle streitigen Vertragsverhältnisse nach Wahl des Auswanderers vor den solothurnischen Gerichten, vor dem nächsten schweizerischen Konsul oder vor den Gerichten des jeweiligen Aufenthaltsortes des Auswanderers, Recht zu nehmen, unter Verzichtleistung auf alle Einreden, mit Bezugnahme auf spätere Abänderungsverträge.

§. 12.

Jeder Speditionsvertrag unterliegt vor seiner Inkrafttretung der Genehmigung des Oberamtes der Auswanderer. Es muß derselbe schriftlich in Doppel ausgefertiget und die Unterschriften beglaubiget sein; demselben ist eine Bescheinigung des Ammanns der Wohngemeinde des Auswanderers beizulegen, worin über seine Familienverhältnisse, Vermögensbestand und allfällige Hülfsquellen für Reise und Ansiedelung die nöthigen Ausweise gegeben sind.

§. 13.

Jeder Patentinhaber, sowie der Bevollmächtigte desselben, hat eine genaue Kontrolle über alle Verträge zu führen, in welcher die wesentlichsten Vertragsbestimmungen eingetragen und welche den Behörden nebst den beglaubigten Abschriften der Verträge auf Verlangen jederzeit vorgewiesen werden muß.

§. 14.

Die Bestimmungen der §§. 11, 12, 13 gelten auch für jene Verträge, die außerhalb unserem Kantonsgebiet zwischen hierseits patentirten Unternehmern und Kantonsangehörigen abgeschlossen werden.

§. 15.

Uebertretungen dieses Gesezes sind mit Geldbuße bis 600 Fr. zu bestrafen, womit bei Patentinhabern Einstellung oder gänzliche Entziehung des Patentes verbunden werden kann.

§. 16.

Der Regierungsrath ist mit Vollziehung dieses Gesezes beauftragt, welches auf 1. April 1855 in Kraft treten soll.

Gegeben den 5. März 1855.

Der Präsident:
Fr. Bünzly.
Der Staatsschreiber:
Lad.

Brasilien.

Es sind nunmehr drei Jahre seit dem Dekrete vom 30. Januar 1854 vergangen, welches die Ausführung des Gesezes über die Vermessung und den Verkauf der Reichsländereien verordnete. Und diese drei Jahre sind nicht fruchtlos gewesen. Nicht nur, daß in sämmtlichen Provinzen des Südens, den eigentlichen Stätten der deutschen Kolonisation, und in mehreren des Nordens das Werk der Vermessung thätig in Angriff genommen und, soweit nicht Mangel an Technikern und Arbeitskräften verzögernd dazwischen trat, rüstig gefördert wurde, gleichzeitig damit gewann auch die Kolonisation immer größern Umfang im Lande.

Als das Dekret des Jahres 1854 erschien, waren die ausschließlichen Ziele, welche der deutschen Auswanderung in Brasilien sich darboten, die Kolonien San Leopoldo und Santa Cruz in Rio Grande do Sul, ferner die Kolonien Dona Francisca und Blumenau in Santa Katharina und die s. g. Parceria-Kolonien in der Provinz San Paulo.

Seitdem ist in der erstgenannten Provinz ein ferneres Kolonisationsunternehmen in's Leben getreten, die vom Grafen Montravel mit Unterstüzung der Reichsregierung begründete Kolonie Santa Maria da Soledade auf einem an die Ländereien der deutschen Kolonie San Leopoldo angrenzenden Gebiete, groß genug, viele tausende Kolonisten aufzunehmen. Weiter werden gegenwärtig längs des Tapes-Gebirges zwei Gebiete vermessen, welche ein Deutscher, Namens Rheingantz, von der Regierung gekauft hat, und mit pecuniärer Beihülfe dieser mit Landsleuten zu besiedeln gedenkt. Ueberdies liegen noch der Regierung nicht weniger als vier fernere Anerbieten zum Kaufe von Reichsländereien in dieser Provinz zum Zwek der Kolonisation vor, darunter eines einer Gesellschaft von Kapitalisten und Kaufleuten der Hauptstadt Porto Alegre, welche den Erwerb von 48 Quadrat-Legoas beabsichtigt.

Nicht in gleicher Weise hat bisher die Provinz San Catharina die Begründung oder auch nur Projektirung neuer Kolonien aufzuweisen. Gleichwohl ist auch hier das Januar-Dekret des Jahres 1854 nicht ohne gedeihliche Wirksamkeit geblieben. Auch hier hat nämlich die Kolonisation einen bedeutend erweiterten Raum gewonnen und zwar im Anschluß an die bereits bestehenden Kolonien Dona Francisca und Blumenau. Beide Kolonien haben zu ihrem bisherigen Gebiete weite Streken angrenzender Reichsländereien erworben und mit ihnen zugleich durch die Liberalität der Regierung die pecuniären Mittel zur leichteren Ansiedlung solcher. Noch mehr, zugleich wurden beiden Kolonien Landstraßen über das Gebirge nach der Nachbarprovinz Parana, einem Hochlande mit gedeihlichem Weizenbau und ausgedehnter Viehzucht, gesichert, und damit die Voraussezungen zu einer von ihnen aus weit in das Innere des Landes sich erstrekenden kompakten deutschen Kolonisation geschaffen. Wie neueste Nachrichten melden, sind von Dona Francisca aus drei für Anlegung einer Straße mehr oder minder geeignete Uebergänge über das Gebirge aufgefunden und ist gegenwärtig ein Ingenieur der Regierung beauftragt, den geeignetsten derselben auszumitteln, und danach die Richtung der zu erbauenden Straße definitiv festzustellen.

Weiter entstanden in der Provinz Espiritu Santo zwei neue Kolonien, eine Kolonie Rio Novo am gleichnamigen Flusse und eine Kolonie am Santa Maria-Flusse. Auf beiden haben bereits deutsche Ansiedler sich niedergelassen, auf der lezteren ganz kürzlich 38 deutsche Familien, deren jeder ein Gebiet von 40,000 Quadrat-Brassen angewiesen wurde. Beide Kolonien zeichnen sich durch günstige Handelslage namentlich Dank der ihnen zu Gebote stehenden Wasserverbindungen mit den Hauptmärkten der Provinz aus, und ebenso günstig sind die Voraussezungen, welche ihrem Gedeihen die Trefflichkeit des namentlich für die Kaffee-Kultur sich eignenden Bodens gewährt.

Wir übergehen einige andere Unternehmungen geringeren Belanges, erwähnen nur flüchtig des Projekts einer norwegischen Kolonie auf dem namentlich der Weizenkultur günstigen Hochlande der Provinz Bahia, zu welchem die Regierung die in Anspruch genommenen Reichsländereien zu verkaufen neuerdings eingewilliget hat und heben endlich noch das in großartigstem Maßstabe betriebene Kolonisationsunternehmen der Mucury-Dampfschiffahrts-Gesellschaft hervor. Die Ländereien der von dieser Kompagnie begründeten Kolonie liegen in der Provinz Minas Geraes nahe an der Grenze der Provinz Espiritu Santo und zwar an der von ihr angelegten neuen großen Handelsstraße, welche den Norden des gewerb-, eisen- und goldreichen Minas Geraes mit dem Weltmarkte von Rio de Janeiro verbindet. Bereits ist diese den Meres-, Fluß- und Landweg kombinirende Straße eröffnet und schon schließt auch in ihrer ganzen Länge sich Ansiedlung an Ansiedlung an. Von deutschen Kolonisten sind bisher etwa 200 Köpfe in der Nähe des Stapelplazes der Mucury-Straße, der neu entstandenen Ortschaft Philadelphia angesiedelt und ein neuester von der genannten Gesellschaft mit der Regierung abgeschlossener Vertrag stellt lezterer vorschußweise die Mittel zur Ansiedelung von beiläufig noch 3000 Köpfen deutscher Einwanderer zu Gebote.

Diese kurze Skizze — und wir haben in ihr nur die für die deutsche Auswanderung bedeutsameren Kolonien Brasiliens berüksichtigt — zeigt, in wie beträchtlicher Weise seit 1854 auf Grund des Gesezes über Vermessung der Reichsländereien der der Einwanderung sich erschließende Kreis erweitert hat, und noch treten fortwährend neue Kolonisations-Unternehmungen in's Leben. Somit bietet sich denn dem Einwanderer eine immer größere Auswahl und in der wachsenden Konkurrenz der verschiedenen Kolonisations-Unternehmungen in der Bewerbung um die deutsche Einwanderung zugleich auch eine immer größere Bürgschaft seiner Interessen durch dieselben. Der zunehmende Straßenbau und die rüstig fortschreitende Vermessung der Reichsländereien thun das ihrige, diese Bürgschaft noch zu erhöhen. Durch die leichteren Kommunikationen wird der Ansiedler in Stand gesezt, eine ihm nicht behagende Niederlassung mit einer besseren zu vertauschen und die fortschreitende Landvermessung emanzipirt ihn mehr und mehr von der Nothwendigkeit, sich überhaupt einer bestimmten Kolonie anzuschließen. (Hansa.)

Verschiedenes.

In Betreff der Dampfboote zwischen Hamburg und New-York verdient die neuerdings getroffene Einrichtung der zweiten Kajüte, besser als bisher zur Kenntniß des Publikums gebracht zu werden. Der Salon dieser zweiten Kajüte ist bedeutend erweitert; früher für 104 Passagiere berechnet, werden jezt bloß 84 aufgenommen. — Die Kammern selbst sind jezt nur für 4 und 6 Personen eingerichtet; lauter einzelne Betten, auch ist eine abgesonderte Damenkajüte eingerichtet, in welcher die Damen ihre Mahlzeiten auch separat abhalten. Zur Bedienung der zweiten Kajüte sind eigens 4 Kellner angestellt. Die Beköstigung ist eine ausgewählte.

— Wir haben schon zu verschiedenen Malen die Auswanderungslustigen ermahnt, sich nur auf die Reise zu begeben, wenn ihre Papiere in Ordnung sind. Wie nothwendig dies ist, beweist jezt wieder ein trauriges Beispiel in Köln am Rhein, wo die Polizeibehörde die Gefängnisse mit Auswanderern gefüllt hat, die dem Verlangen, ihre Papiere vorzuzeigen, nicht gehörig genügen konnten. Mehrtägige Einsperrung, Verlust an Zeit und Geld, und tausenderlei Angst, — das sind die Folgen solcher Unachtsamkeit! (D. A. Z.)

— Die „N.-Z." läßt sich aus London schreiben: der englische oder amerikanische Ausdruk „Humbug" (schalkhafte Lüge, — pomphafte, übertriebene Geschäfts-Empfehlung, — Winddeutelei) sei aus „Hamburg" entstanden. Man habe früher nämlich die politischen Berichte aus Mittel- und Ost-Europa ꝛc. ꝛc. über Hamburg in England erhalten und dieselben hätten sich allzu oft als „Enten" ausgewiesen, weßhalb man bei zweifelhaften Berichten kopfschüttelnd „Hamburg!" gerufen habe, woraus denn allmälig das unübersezbare „Humbug" entstanden sei. (?)

Schweiz. Graubünden. (Auswanderung.) Die „Rheinquellen" berichten: Von den ersten Puschlaver Auswanderern des vorigen Herbstes nach Australien sind Briefe angelangt. Sie haben, nachdem sie mehr als ein Mal in großer Lebensgefahr geschwebt, das Goldland glüklich erreicht. Gleich bei ihrer Ankunft seien ihnen sehr günstige Anerbietungen gemacht worden, nämlich jedem guten Arbeiter ein Pfund Sterling (25 Fr.) über Kost und Logis per Woche. Nun rühren sich schon wieder neue Auswanderer. Folgen noch andere günstige Berichte, von Wechselbriefen begleitet, so wird an den Ufern des Poschiavino die Auswanderung zahlreicher werden, als dies bisher in irgend einem andern Thale Graubündens der Fall war. Die Ermahnung: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" wird keine Beachtung finden. Gold! ist die Losung unserer Zeit. Da jezt die Viehpreise immer höher steigen, auch die Molken so theuer abgesezt werden können, so wäre es wohl möglich, in diesem und jenem abgelegenen Thale, wo Güter um einen sehr geringen Pachtzins erhältlich sind, sich redlich und ordentlich zu nähren. Allein der Mensch sucht gerne in weiter Ferne, was er in der Nähe haben könnte.

Deutschland. Bremen. Herr Robert Murray, Abgeordneter der Commissioners of Emigration in New-York, ist hier eingetroffen, um bei den Regierungen in Bremen, Hamburg, Berlin, Dresden, München, Kassel, Darmstadt, Karlsruhe, Bern, Paris, London u. s. w. dahin zu wirken, daß das Verbot des Tikeverkaufs da, wo es besteht, aufrecht erhalten und da, wo es noch fehlt, eingeführt werde. Da das Gouvernement in Washington die Vereinigten Staaten Gesandtschaften und Konsulate in den betreffenden europäischen Städten von der Ankunft des Herrn Murray im Voraus informirt und ihnen die von ihm vertretene Sache warm empfohlen, so gewinnt seine Mission einen amtlichen Charakter und dürfte nicht ohne guten Erfolg sein. Wie bereits die Auswanderungs-Kommission der britischen Regierung sich veranlaßt gefunden hat, vor dem Aukauf von Eisenbahn-Billets in Europa auf's Neue zu warnen, so werden hoffentlich auch bald die Regierungen derjenigen deutschen Länder, aus denen Auswanderung stattfindet, ihre Stimmen gegen den Tiketverkauf erheben. (D. A. Z.)

Frankreich. Paris, 1. Mai. Der Minister des Innern hat an die Präfekten ein Umlaufschreiben erlassen, worin er sie auffordert, Auswanderungslustige davor zu warnen, sich als „Kolonisten" in Akerbauunternehmungen für die argentinische Konföderation anwerben zu lassen, da nur freie, mit einem zur ersten Einrichtung ausreichenden Kapitale versehene Auswanderer dort ihr Fortkommen finden, die geworbenen „Kolonisten" aber grausamen Enttäuschungen entgegen gehen. — Die K. Z., der wir diese Notiz entnehmen, bemerkt dazu: „Diese Warnung empfehlen wir auch unseren auswanderungslustigen deutschen Landsleuten."

England. Die „Family Kolonisation Loan Society" in London sezt ihre wohlthätige Wirksamkeit fort und hat seit dem vorigen Herbst 149 ledige junge Frauenspersonen, 6 Ehepaare und 29 Kinder nach Tasmania (Australien) verschifft. Die ausgewanderten armen Mädchen — denn diese hat der Verein zunächst im Auge — haben daselbst bisher alle und sehr schnell ein gutes Unterkommen gefunden — die meisten durch Heirath, worauf sie in der Heimath kaum hoffen durften.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Ueber die Haltung des neuen Kabinets wird aus Washington geschrieben: Der neue Präsident Buchanan und seine Administration gewinnen mit jedem Tage mehr und mehr das öffentliche Vertrauen. Sie ist, soweit die innern Angelegenheiten reichen, konservativ — eine Art Juste-Milieu, gerade das was unser von Parteien zerrissener Staatenbund in diesem Augenblik am meisten bedarf. Eine jede andere Richtung hätte für den Fortbestand der Union verderblich werden können; nicht etwa, daß die Union in vier oder zehn, oder zwanzig Jahren zu Grunde gegangen wäre, sondern es hätte sich ein bleibendes Element der Zwietracht gebildet, das im Laufe der Zeit der Union Gefahr bringen könnte.

— Während die Einwanderung von Europa in diesem Jahre sehr stark zu werden verspricht, bemerkt man in der Union selbst eine Völkerwanderung. Von den Neu-England Staaten und von Pennsylvanien ziehen die ältern Ansiedler nach Illinois und Wiskonsin, um sich dort längs der neuen Eisenbahnen anzukaufen, während viele Bewohner dieser Staaten nach Jowa, Minnesota, Kansas und Nebraska wandern. In Pennsylvanien ist die Auswanderungslust namentlich unter den Deutschen, meist wohlhabende Bauern, sehr rege.

— (Italienische Flüchtlinge.) New-Yorker Zeitungen vom 9. April bringen die Nachricht, daß eine große Anzahl italienischer politischer Flüchtlinge sich mit Straßenreinigung beschäftigt, und daß die drei Abtheilungen Verbannter, welche im Laufe des vergangenen Jahres in den Vereinigten Staaten ankamen, in den Kohlenminen Pennsylvanien's und Virginiens beschäftigt sind. Eine andere Abtheilung soll von der „amerikanischen Industrie-Gesellschaft" nach Wykofsville, New-Jersey, gesendet werden, wo

sie, in eine Kolonie vereinigt, an den dortigen Ziegelsteinwerken beschäftigt würden.

— Der „lezte Mohicaner" soll ein Geschichtsschreiber sein; ein stiller und verständiger Indianer von gesetztem Wesen, Namens Muthhew, der auf der Staatsbibliothek seinen Studien obliegt, sich sehr bescheiden benimmt und keinem Menschen zur Last fällt. Er arbeitet an der Geschichte seines Volksstammes. Vermuthlich giebt es jedoch außer diesem und Coopers noch andere „lezte Mohicaner" unter den Stokbridgeindianern; einem aus Ueberresten mehrerer Stämmen zusammengesezten, unweit der Greenbay in Wiskonsin angesiedelten christlichen Völklein.

— (Amerikanische Diebes-Philosophie.) Ein Deutscher, welcher durch eine einsame Straße New-Yorks wanderte, ertappte plözlich in seiner Rotasche die Hand eines jungen Taschendiebes. „Wie", rief er ihm zu, „Du bist noch so jung und schon auf dem Wege] zum] Galgen? Schäme Dich, Bube, und suche Dein Brod mit Arbeit zu verdienen!" „Schämt Ihr Euch selbst, mein Herr Deutscher", erwiderte der Junge sich losreißend, „daß Ihr nach New-York kommt und nicht einmal so viel in der Tasche habt, daß ein armer Lehrling der schönen Künste darin seine Studien machen kann."

— In einem Artikel über die Skaverei bemerkt die „Times": „So weit es überhaupt in der Macht des Staatsmannes und Gesezgebers liegt, hat sich die Stellung des Negers in den lezten Jahren verschlimmert, und niemals hat es eine Zeit gegeben, wo die mit dem vollsten Bewußtsein ausgesprochene öffentliche Meinung des amerikanischen Volkes die afrikanische Race vollständiger zur Dienstbarkeit verdammte und die unfreiwillige Arbeit für ein rechtmäßiges Mittel zur Kultivation des großen amerikanischen Kontinents erklärte." Doch meint die „Times", dergleichen Einflüsse und politische Grundsäze und Strebungen könnten sich auf die Dauer doch nicht gegen unumstößliche Naturgeseze geltend machen. Viel hofft sie von dem neuen Plane, große Ansiedelungen von Arbeitern in die Sklavenstaaten hineinzutragen.

— New-York. Folgendes Schreiben aus New-York, datirt vom 7. April, dürfte für schweizerische Geschäftsleute und Kapitalisten von bedeutendem Interesse sein. „Seit Anfang dieses Jahres hat sich eine förmliche Sündfluth europäischer Waaren nach unsern Einfuhrhäfen ergossen, und wenn sie auch in der allerneuesten Zeit ein wenig nachgelassen hat, so sieht man darin nur eine kurze Pause, der ein neues Hochwasser folgen wird, sobald der neue Zolltarif in Kraft tritt, der durch bedeutende Reduktion aller Zollraten die Einfuhr bedeutend stimuliren wird. Was daraus folgen soll, das weiß der Himmel. Der kleinste Schulknabe, der seine Regel de Tri versteht, muß ausrechnen können, daß dies auf die Dauer nicht so fort gehen kann, daß ein allgemeiner „crash" oder Kladderadatsch früher oder später unvermeidlich ist; doch leichtsinnig und sanguinisch, wie die hiesige Geschäftswelt ist, verlacht sie alle Warnungen. Jeder glaubt, ehe es „losgeht", noch sein Schäfchen aufs Trokene bringen zu können. So schleppen denn die Importeurs nach wie vor in einem Vierteljahr so viel Waaren an's Land, als die Ausfuhr eines ganzen Jahres beträgt; sie „pumpen" in Europa, der Großhändler pumpt bei ihnen, der Detaillist auf dem Lande vom Großhändler, der Farmer vom Detaillisten und so wird mit enthusiastischem Eifer ein kolossales — Kartenhaus aufgebaut, das, wenn nicht schon eher, jedenfalls bei der ersten Mißernte zusammenstürzen muß. Und auf eine solche muß man sich nachgerade wieder gefaßt machen, nachdem wir 1855 eine gute und 1856 wenigstens eine gute Mittelernte gehabt. Die Vereinigten Staaten benehmen sich in wirthschaftlicher Beziehung wie der leichtsinnigste „Bruder Studio", der schon zufrieden ist, so lange er noch Philister findet, die ihm borgen, und jeden trokenen Wechsel als Papiergeld betrachtet, an dessen Einlösung ein Anderer denken mag. Wenn bisher der Jahresabschluß mit Europa eine Bilanz von 50 bis 60 Millionen gegen uns ergab, schiken wir dafür ganz einfach Schuldscheine, Aktien, Prioritäten, Hypothekverschreibungen ꝛc. hinüber; — es war ja nur eine gewisse Quantität Papier und für die Zinsen mußte schon Rath geschafft werden. Wie aber, wenn man drüben dieses Papier nicht mehr haben mag? Wenn Europa sich ein Beispiel an China nimmt und uns zuruft; „Terms cash!" (etwa: Keinen Pump mehr! Baargeld!) Wenn dann unser Bischen Baargeld stromweise nach Europa fließt, unsere Banken keine Dekung und keine Einlösungsfonds behalten, wenn sie in Massen zusammenstürzen — 1854 bot uns schon ein Vorspiel — und in ihrem Sturz Tausende, ja Hunderttausende großer und kleiner Geschäftsleute mit niederreißen? „So wird es kommen, eh' man's denkt", und die europäischen Herren Exporteure, die diese Berichte lesen, mögen sich versehen, daß sie zeitig genug unter der Traufe wegkommen. Diesen guten Rath gibt ihnen Einer, der weder Stier noch Bär, weder haussier noch baissier, weder Importeur noch Fabrikant, sondern ein unbefangener Beobachter dessen ist, was in den spezifisch-kommerziellen Berichten von hier allemal eigens nach den besonderen Interessen der Berichterstatter zurecht gefärbt wird. — Auch die Inhaber amerikanischer Aktien und sonstiger Effekten mögen sich bei Zeiten vorsehen."

— Pennsylvanien. (Ritt auf einem Zaunpfahl.) In East Deer Township, Allegh. County, wurde gegen sechs junge Mädchen ein Haftbefehl erlassen, auf die Beschuldigung, den Schulmeister des Distrikts rittlings auf einem Zaunpfahl im Triumphe herumgetragen zu haben. Der Schulmonarch hatte sich geweigert, das Schulhaus behufs Abhaltung von Singstunden benuzen zu lassen, worüber die jungen Mädchen sich höchlichst beleidigt fühlten. Die Aufregung ist in dem Oertchen so groß, daß die Mädchen sich versteckt halten mußten, um der ihnen drohenden Verhaftung zu entgehen.

— Wiskonsin. Wie in Sauk-County die Gefangenen behandelt werden, darüber gibt eine dortige Zeitung, die „Republik", folgenden Aufschluß: „Unser einziger Gefangener, Benjamin L. Wanzer, wurde im vorigen Monat zu 90tägiger Verhaft in der County-Jail verurtheilt, weil er eine Kuh gestohlen. Da es aber hier kein Jail-Gebäude gibt, so hat man den Sträfling im Western-Hotel — dem besten im Orte — einlogirt, und hier frühstükt er, geht dann in den Stores herum und unterhält sich mit den Clerks, bis im Hotel zum Diner geläutet wird, welches er sich so gut schmeken läßt, als ob er selbst und nicht das County dafür bezahle. Der Nachmittag und Abend wird auf ähnliche Weise wie der Vormittag zugebracht und nur durch ein gutes Souper unterbrochen, worauf er zu einer ihm passenden Zeit in's Bett sich verfügt. Der Verurtheilte hat noch 6 Wochen zu dienen; man glaubt aber nicht, daß er durchbrennen werde, er müßte denn ein Narr sein, denn im ganzen County lebt kein Mann so komfortable wie er."

— Kentuky. Lola Montez, die Unverwüstliche, machte in dem Theater von Louisville, wo sie seit einiger Zeit spielt, einen ihrer üblichen Skandale. Es sollte ihre Benefizvorstellung stattfinden. Sie verlangte vom Theaterdirektor, daß er die Bühne mit Teppich, statt mit dem ordinären wollenen Boi belegen lasse, und gerieth mit ihm in einen heftigen Wortwechsel darüber. Endlich appellirten beide in förmlichen Reden an das Publikum. Das Ende war, daß Lola sich weigerte zu spielen, und den Zuschauern ihr Eintrittsgeld zurükgegeben ward.

— Utah. In Utah hat es neuerdings ein gewisser Gideon gewagt, leise Zweifel an der Propheten-Würde des Hohenpriesters Brigham Young und dem Segen der Vielweiberei auszusprechen. Darauf ließ Brigham Young eine Predigt vom Stapel, worin es unter Anderm heißt: „Wer ist Gideon, der sich zu uns gesellt hat? Er war vordem Tapetenhändler in St. Louis und nun ist er zu uns gekommen, um Gott zu lästern und das Haus Israels zu zerstören. Kinder des Glaubens, was sollt ihr gegen sein sündhaftes Werk thun? Heraus mit den Bowie-Messern, die ihr in Nauvoo wie Brustnadeln truget; heraus damit, im Namen Gottes und der Propheten, und schlt ihn zur Hölle (give him hell!)" Es steht weiter nicht geschrieben, ob der vorwizige Gideon in dieses heiße Land ausgewandert sei.

— Die Anzahl der Mormonen in Utah wird sich diesen Frühling durch die Einwanderung vieler Engländer vergrößern. Auch von Dänemark, wo einige Mormonenprediger Proselyten machen, werden viele sogenannte Neubekehrte in Utah erwartet. Am wenigsten konnten die Missionäre der Mormonen in Irland und Deutschland thun. In Irland stand ihnen die Volksmeinung und in Deutschland die Strenge der Regierungen so sehr entgegen, daß sie diese beiden Länder als Gegenden, in welchen der Teufel die wohlthätigen Wirkungen des heiligen Geistes hindert, nur mit vielem Bedauern erwähnen. In der Schweiz haben sie bekanntlich einige dumme Fische geangelt.

— Kalifornien. Eine Anzahl Deutscher in San Franzisko hat die Gründung eines Vereins beschlossen, welcher sich die Anlage von Weinbergen in dem Kalifornischen Bezirke Los Angeles und die Hebung der Weinkultur im Süden des Staates, dessen Boden und Klima sich für diesen Zweig der Landwirthschaft vortrefflich eignen sollen, zur Aufgabe machen will.

Mexiko. In Mexiko sollen die Freunde des Expräsidenten Santa-Anna zu dessen Gunsten eine Revolution vorbereiten.

— Die Post von Vera-Cruz wurde jüngst zu Acafete beraubt. Ein Mönch war einer von den Passagieren, wurde aber von den Räubern nicht geschont. Nachdem sie ihn seiner Habe, in 400 Dollars bestehend, beraubt hatten, zwangen sie ihn noch, ihnen die Absolution zu geben. Recht mexikanisch!

Zentralamerika. Die Costa-Ricaner haben Puntas-Arenas und den Dampfer „Rescue" genommen.

Südamerika. Brasilien. In Brasilien ist, in Folge der zum Zwek der Kolonisation votirten 18 Millionen, mit einer Gesellschaft ein Kontrakt auf Einführung von 50,000 Auswanderern binnen fünf Jahren geschlossen worden. Die Gesellschaft erhält zinsenfreie Ueberlassung von 3 Millionen Franken auf fünf Jahre, und Zahlung von 60, 90, resp. 150 Fr. für jeden Kolonisten, wovon der Gesellschaft ⅔, dem Kolonisten ⅓ gehören.

Aus Peru wird pr. „Magdalena" über die Aufbringung der Dampfer Vivanco gemeldet, daß Admiral Bruce, welcher die englische Escadre an der Westküste von Südamerika befehligt, auf die Nachricht von der Plünderung des Postdampfschiffes „New-Granada" von Seiten der peruanischen Insurgenten-Fahrzeuge „Loa" und „Tumbes" sofort das Kriegsschiff „Pearl" abgesandt hatte, um jene Fahrzeuge aufzubringen, und das Postdampfschiff „Bogota", welches die lezte Post nach Panama gebracht hat, ist denn auch schon der „Loa" und „Tumbes" im Schlepptau der „Pearl" auf der Fahrt nach Callao begegnet. Die Nachricht von der gegen die „New-Granada" verübten Gewaltthätigkeit war dem Admiral Bruce durch das von Panama nach Callao gekommene Postdampfschiff „Lima" überbracht worden, welches nur durch die geeigneten Maßregeln seines Kapitäns ähnlicher Plünderung entgangen war. Bei der Einfahrt in den Hafen von Paita hatte er nämlich seine Mannschaft bewaffnet und so dem an Bord kommenden Hafen-Kapitän die Lust benommen, sich Gewaltthätigkeiten zu erlauben; und bei Lambayeque, wo ihm „Loa" und „Tumbes" auflauerten, war er denselben durch eine rasche Wendung nach Süden glüklich entkommen.

Australien. Wie lange wohl die mineralischen Schäze der australischen Kolonie Viktoria ausreichen dürften, ist eine Frage, die vom betreffenden Ausschuß des dortigen Parlaments in folgender Weise beantwortet wird: Zu Ende des vorigen Jahres waren an 100,010 Personen bei der Goldgewinnung beschäftigt, und da der Ertrag des ganzen Jahres auf 12,500,000 Pfd. Sterl. angegeben war, so fällt auf jede derselben ein täglicher Gewinn von 8 Schilling, somit weniger, als ein Taglöhner in den australischen Städten verdient. Das kam jedoch daher, weil planlos gearbeitet wurde, nicht weil der Boden goldarm ist. Ein Mr. Brache hat vielmehr ausgerechnet, daß die Viktoria-Kolonie reich genug an Gold sei, um die nächsten 2240 Jahre eine genügende Ausbeute zu liefern. Er schäzt den goldhaltigen Boden auf 20,000 Quadratmeilen, mit Einschluß von 200 Quadratmeilen Quarzgestein, das Gewicht des vorhandenen Quarzgesteins auf 20,650,000,000 Tonnen, mit deren Bearbeitung 100,000 Bergleute 300 Jahre lang vollauf zu thun hätten. Rechnet man die Tonne zu 1 Pfd. Sterl., so ergebe dieses einen jährlichen Ertrag von 62,000,000 Pfd. Sterl., angenommen, daß 10,000 Gruppen zu je 10 Mann täglich 24 Tonnen Quarz stampfen. Er schäzt ferner das angeschwemmte Land auf 20,444,000,000 Kubik-Yards (à 3 Fuß der Yard) und um die Schäze desselben zu erschöpfen, seien 10,000 Bergleute während eines Zeitraumes von 2240 Jahren erforderlich, vorausgesezt, daß sie 90,000,000 Kubik-Yards jährlich bearbeiten. Der Gesammtwerth der vorhandenen mineralischen Schäze ist auf 26,783,000,000 Pfd. Sterl. geschäzt. Der erwähnte Ausschuß empfiehlt die Absendung tüchtiger Geologen zur Aufnahme des Terrains und die Anfertigung guter Karten.

Feuilleton.

Die Schlange in der Hütte.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

„Mein Fuß trägt so wenig eine Narbe als der Eure, aber ich lasse mich nicht untersuchen."

„Wäre es nöthig, wir würden Euch nicht fragen, es bedarf aber dessen nicht. Hier ist das Zeugniß von Samuel Fischer, der die Narbe an Euerm Fuße sah, als er sich mit Euch in Crookstone's Mühlteich badete; er frug Euch damals, woher jener fürchterliche Schnitt rühre, und Ihr wurdet augenscheinlich verlegen, behauptetet aber, es sei ein Sensenhieb. Das geschah unter Euerm jezigen Namen Stanton. Hier ist auch das Zeugniß von James Greene, Liberty county Georgien, der Euch damals als den Gatten von Marie Lacy kannte. Er übernachtete mit Euch in Barry's Hause auf Euerem Wege zum Gerichtstage; Ihr spieltet damals mit einer Gesellschaft von Fünfen, Poker. Diese Fünf bestanden aus besagtem Greene, Jennings, Folker, Stillman und Webley, ihre Unterschriften sind alle hier. — Ihr betrankt Euch, geriethet mit Folker und Stillman, die Euch betrogen haben sollten, in Streit und wurdet von diesen so geschlagen, daß Ihr bewußtlos auf dem Plaze bliebt und nachher mit Spiritus gewaschen werden mußtet. Als man Euch deßhalb, als Ihr bewußtlos dalaget, auszog, entdekten jene Männer die Sensennarbe an Euerm Fuße und ein großes Brandmal an Euerm rechten Arme, dieselben Narben, die Euer Weib Elisabeth Ragin mit großer Genauigkeit in New-York beschwor; diese Narben erwelten damals die Neugier aller Anwesenden."

„Mann oder Teufel!" rief der Verbrecher in Verzweiflung, „durch welche Mittel sind diese schändlichen Beweise gesammelt?"

„Ihr gesteht sie also zu?"

„Nichts, gar nichts. Ich troze ihnen, Euch und dem Teufel! Laßt mich gehen, ich will nichts mehr hören, nichts mehr sehen. Aber was Sir John Ramsay anbetrifft; so lassen Sie mich zum lezten Male fragen, soll ich einen Theil von meines Weibes Eigenthum haben oder nicht? Gebt mir einen Theil und ich verlasse dieß verdammte Land auf immer."

Der jüngere Ramsay wollte eben hierauf erwiedern, als ihn der Fremde unterbrach.

„Halt! Ihr verlaßt diesen Ort nur mit meiner Bewilligung oder in der Gewalt des Sheriffs, er ist in Bereitschaft, wollt Ihr, daß ich ihn hereinrufen soll? Ich meine es ernstlich! Mann, sehe ich denn aus wie ein Spaßmacher?"

„Hier sind die Beweise Euerer Identität mit William Ragin, der Elisabeth Simpson in Minden, Connecticut, heirathete, mit Richard Weston, dem Ehemanne der Sarah Gooch in Raleigh, Nordcarolina, — mit Thomas Stukely, dem Gatten von Marie Lacy, liberty county Georgien, mit Eduard Stanton, jezt vor uns, der Ellen Ramsay von Montgomery, County Alabama, ehelichte."

„Von diesen unglüklichen Frauen, die Euerer Schändlichkeit zum Opfer fielen, sind noch zwei am Leben; ich verlange aber nicht, daß Ihr zu einer von diesen zurükkehren sollt, sie sind Beide zu glüklich, von Euch befreit zu sein; darauf bestehe ich aber, daß Ihr das Land augenblklich verlaßt. Was aber das Vermögen Euerer Frau betrifft, so könnt Ihr nicht darauf rechnen, auch nur eines Dollars werth mitzunehmen; seid froh, daß Ihr dem Strik entgeht. Euer Schiksal liegt in diesen Papieren."

Im nächsten Augenblike erfaßte der zur Verzweiflung getriebene Verbrecher die von dem Fremden niedergelegten Papiere und sloh der Thüre zu. Ein einziger Schlag aber von der kräftigen Faust John Ramsay's strekte ihn zu Boden. Der Fremde bemächtigte sich ruhig wieder der Papiere.

„Ihr seid wahnsinnig, William Ragin," sagte er mit einem verächtlichen Lächeln. „Dieß sind nur Kopien des Originals. Wären es aber auch wirklich die Originaldokumente, so würde deren Vernichtung Euch nur wenig Nuzen bringen; die Zeugen leben fast alle noch, und ich habe diese vielmehr hierher gebracht, um Euch zu zeigen, an welchem Abgrunde Ihr steht; nach ihnen ist der Verhaftbefehl für Euch ausgestellt, den der hiesige Sheriff in Händen hat. Ich brauche ihm nur zu sagen, daß Ihr der Mann seid, und Ihr kennt Euer Schiksal."

„Ihr seid in meiner Gewalt, und ich sehe jezt, daß Ihr es fühlt; so steht denn auf, unterzeichnet diese Schrift und geht. Findet man Euch aber noch nach achtundvierzig Stunden östlich vom Tombigbee, so falle das Weitere auf Euer eigenes Haupt. Steht auf und unterzeichnet, ich habe Euch weiter nichts zu sagen."

„Der Verbrecher that wie ihm befohlen war; wie halb träumend schwankte er empor, dann deutete der Fremde nach der Thür; jener verschwand lautlos und mit niedergeschlagenen Augen durch dieselbe.

„Diese Papiere," sagte Lamar zu dem Greisen, „sind die Ihrigen; ich lasse sie Ihnen hier zu Ihrem Schuz zurük; sollte jener Bube wiederkehren und seine Forderungen erneuen, so übergeben Sie dieselben nur dem Sheriff; die darin enthaltenen Zeugnisse müssen ihn vernichten."

Der alte Mann ergriff die Hände des Fremden und die hellen Thränen liefen ihm die gefurchten Wangen herunter.

„Sie müssen, so lange Sie hier bleiben, bei uns wohnen," rief er. „Wir verdanken Ihnen Alles und können ja auf keine andere Art beweisen, wie sehr wir das fühlen."

„Einen Tag werde ich mich allerdings hier noch aufhalten müssen und während dieser Zeit herzlich gern Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. In diesem Augenblik aber muß ich Sie verlassen, denn ich habe noch ein kleines Geschäft mit Mr. Atkins abzumachen."

Das Geschäft aber mit Atkins führte den Fremden zu Ellen's und Robert's Gräbern. Vorher besuchten sie jedoch die Wohnung der Wittwe Anderson und erhielten ihre Erlaubniß, jene Tafel zu benuzen, die der sterbende Knabe für das Grab der Geliebten gefertigt.

Am nächsten Tage wurde dieselbe, mit Zustimmung des alten Ramsay, aufgestellt und die Einwohner des kleinen Ortes strömten so zahlreich herbei, als am Begräbnißtage des unglüklichen Mädchens.

Das Gerücht von dem Verbrechen jenes Buben hatte sich indessen wie ein Lauffeuer durch den Ort verbreitet, und während jede Lippe dem Verbrecher fluchte, der den Frieden zweier Herzen auf so schändliche Weise zerstörte, wünschte man auch dem Greisen wieder Glük, daß jenes Schelmenstük endekt und er noch vor dem Verlust seines Eigenthums bewahrt worden war.

Der nächste Tag brachte aber Vorfälle, zu deren Erzählung wir ein neues Kapitel bedürfen.

(Fortsezung folgt.)

Anzeigen.

Auswanderung.

Unterzeichneter
übernimmt fortwährend die Beförderung von Reisenden nach
Nord- und Südamerika und Australien.

Die Anschiffungsplätze **Nordamerika's** sind:
Quebec, Montreal, Portland, Boston, **New-York**, Philadelphia, Baltimore, **New-Orleans** Galveston (Texas), San Francisco (Kalifornien).

In **Südamerika:**
Pernambuco, Bahia, **Rio Janeiro**, Rio Grande do Sul, Santa Catharina, **Buenos-Ayres**, Montevideo, Valdivia, Valparaiso (Chile) und Lima.

In **Australien:**
Melbourne, Sidney, Port-Adelaide.

Die Verschiffung kann in **Havre, Antwerpen, Rotterdam, Bremen** und **Hamburg** stattfinden, je nach den vorhandenen Fahrgelegenheiten und dem Wunsche der Reisenden, mittelst tüchtigen, dreimastigen

Segel-, Post- und Klipperschiffen.

Ferner mit Dampfschiffen
zu sehr billigen Preisen nach **New-York:**

1) über **Bremen** mit den Dampfschiffen **Queen of the South, Indiana, Argo** und **Jason;**
2) über **Hamburg** mit den Dampfern **Hammonia, Borussia, Austria** und **Saxonia.**

Ueber **Hamburg** nach **Brasilien,**
nämlich: Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro mit den Post-Dampfschiffen **Teutonia, Petropolis** und **Golden Fleece.**

Ueber obige Fahrgelegenheiten ertheilt nähere Auskunft und schließt Reiseverträge ab der Unterzeichnete, wie dessen Agenten in den betreffenden Kantonen.

E. de Paravicini in Zürich.

Anzeige.

Vortheilhafte Auswanderung
nach
Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 49 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Akersleute in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden**, der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in Lichtensteig.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:
Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig all Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 21. | Samstag den 23. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Dr. Heußer über die Vergueiro-kolonien.

Im „Ypiranga", einer in San Paulo erscheinenden Zeitung, ist folgender Brief des Herrn Dr. Heußer an Herrn Jose Vergueiro abgedrukt:

„Nachdem ich mich beinahe 3 Wochen auf Ihren Kolonien „Senador Vergueiro und Angelika" aufgehalten habe, kann ich nicht umhin, Ihnen als Chef Ihres Hauses in wenigen Worten meine Meinung und meinen innigen Dank für die Aufmerksamkeit und Freimüthigkeit auszudrüken, womit Sie mich empfangen haben, die ich kaum genug anerkennen kann.

„Ich hatte volle Freiheit, den ökonomischen und moralischen Zustand eines jeden schweizerischen und deutschen Kolonisten von seiner Ankunft in Santos bis auf den heutigen Tag zu untersuchen.

„Alle Bücher und Dokumente, welche ich zu dieser Untersuchung bedurfte, wurden mir zu unbeschränkter Verfügung gestellt; kurz, Sie haben alles Mögliche gethan, damit ich eine klare Einsicht in die ganze Sachlage bekommen konnte.

„Diese Offenheit war schon ein Beweis, daß Sie der Unternehmung und Leitung der Kolonisation mit edler Absicht vorstehen, und nachdem ich die Bücher und alles Andere genau untersucht habe, bin ich überzeugt, daß das Haus Vergueiro die Kolonisation nicht zu einer Geld-Spekulation herabwürdigt, sondern den doppelten Zwek damit verbindet, einerseits dem Vaterlande Arbeitskräfte und andererseits armen Familien ein sorgenfreies Leben zu verschaffen.

„Ich bedaure daher lebhaft, daß Feinde Ihres Hauses, welche an der Direktion Theil nahmen, einer oder der andern gerechten Beschwerde der Kolonisten sich bemächtigten, um sie gegen Sie aufzuhezen und zu einer Beschwerdeschrift zu veranlassen, deren Inhalt in keiner Weise gegründet ist.

„Auf die verschiedenen Punkte der gedachten Schrift will ich mich nicht einlassen, und bloß mein Mißfallen über die Anfertigung derselben äußern, weil jeder Punkt das Haus Vergueiro und Komp. ohne den mindesten Grund beschuldigt, die Kolonisten vorsäzlich übervortheilt zu haben. Von den Schelmereien, welche die Schrift mit unverzeihlicher Leichtfertigkeit dem Hause Vergueiro zur Last legt, ist es unnöthig, dasselbe frei zu sprechen. Auch ist es mir nicht möglich, diesen Verdächtigungen wenigstens die eigene treue Pflichterfüllung der Schweizer Kolonisten in den Kaffee-Pflanzungen entgegenzustellen; denn nach der Aussage meines Freundes Diethelm, welcher mich als Kenner dieser Arbeit begleitet, sind die den Schweizern zugetheilten Kaffeebäume in so schlechtem Zustande, wie wir es niemals erwarteten.

„Nur wenige Familien haben den Kaffee so behandelt, wie es im Lande gebräuchlich ist, um den größten Vortheil daraus zu ziehen; Viele dagegen gingen nachlässig damit um, und erzielten dadurch zum Nachtheile des Hauses Vergueiro und ihres eigenen eine viel geringere Ernte. Andere wieder unterließen es, die Kaffeebäume von Unkraut zu reinigen, so daß nicht allein die Ernte geringer ausfiel, sondern auch die Pflanzungen leiden und zu Grunde gehen.

„Während meines Aufenthaltes auf Ihren Kolonien, habe ich mich öfters überzeugt, daß Sie, weit entfernt die Kolonisten an irgend etwas Mangel leiden zu lassen, dessen sie bedürfen, nur ihr Wohlergehen im Auge haben, und daß Sie selbst während des Aufstandes für einen Jeden besorgt waren, ohne sich darum zu kümmern, ob er zu den Ruhestörern gehörte oder nicht.

„Deßhalb glaube ich, hoffen zu dürfen, daß die Kolonisten ihr Unrecht einsehen und Ihnen bald wieder das frühere Zutrauen schenken werden, indem ich mit dem Wunsche schließe, daß Ihr verehrter Vater, Herr Senator Vergueiro, noch schöne Früchte von dem Samen genießen möge, den er ausgestreut.

„Empfangen Sie ꝛc.

„Angelika, 4. März 1857.

„Dr. J. C. Heußer."

Anmerkung der Redaktion. Wir denken, dieser Brief von Dr. Heußer bestätige unsere Darstellung der berüchtigten Vorgänge auf der Kolonie, unsere Ansicht über die Veranlassung und die Triebfedern in ihrem ganzen Umfange. Er gereicht uns zu großer Satisfaktion und wir hoffen, daß gewisse Zeitungen, die vor einigen Wochen die Vergueirorevolution, angerichtet mit der Brühe ihrer schadenfrohen Phantasie, ihren Lesern auftischten, nun unparteiisch genug sein werden, von demselben Notiz zu nehmen. Das werden sie sich doch nicht einfallen lassen, die Glaubwürdigkeit des Regierungskommissärs Dr. Heußer, auf den sie schon so lange abgestellt haben, zu bezweifeln.

Anläßlich noch die Notiz, daß Herr Vergueiro neuerdings erklärt hat, er wolle keine gemeindsarmen Schweizer mehr auf seiner Kolonie aufnehmen. Damit hört nun die vortheilhafteste und zugleich humanste Gelegenheit zur Armenauswanderung auf, Dank der unverzeihlichen Nachlässigkeit derjenigen schweizerischen Behörden, welche die seit Jahren an sie erlassenen Einladungen, dem abgeschobenen, jeden moralischen Gehalts baaren Proletariat weltliche und geistliche Führer mitzugeben, ganz unbeachtet ließen.

Brasilien.

Die neulich bereits angekündigte neueste Maßnahme der Reichsregierung in Sachen der Kolonisation liegt uns gegenwärtig vor. Sie besteht in einem Vertrage mit der seit einem halben Jahre unter den Auspizien des Generallandamtes zu Rio de Janeiro in Wirksamkeit getretenen „Associaçao central de Colonisaçao" über Einführung einer Zahl von 50,000 Einwanderern binnen fünf Jahren. Darnach wird die genannte Gesellschaft sofort daran gehen, in den wichtigeren Einwanderungshäfen des Reichs Empfangs- und Verpflegungshäuser für die ankommenden Kolonisten zu errichten, denselben in diesen Häusern auf so lange Obdach und Unterhalt gewähren, als sie ein definitives Unterkommen im Lande noch nicht gefunden, ferner, so weit dieß erforderlich ist, es übernehmen, den Einwanderern solches definitive Unterkommen, Erwerb und Beschäftigung zu verschaffen und endlich es zu ihrer Aufgabe machen, das Loos der derart Untergebrachten zu überwachen und ihnen auf Verlangen jeden rechtlich begründeten Schuz gegen Uebervortheilung ꝛc. zu gewähren. Ihrerseits bewilligt dafür die Reichsregierung der Gesellschaft ein unverzinsliches Darlehen von 1000 Contos (zirka 700,000 Thlr.) auf fünf Jahre, so daß dadurch mit dem, 2000 Contos betragenden eigenen Kapital der Gesellschaft ihre zeitweiligen Mittel sich auf über 2 Millionen Thaler erhöhen, und verpflichtet sich ferner, derselben für Einführung jedes einzelnen Einwanderers seinem mehr oder minder arbeitsfähigen Lebensalter entsprechend eine Beihülfe von resp. 30 und 20, in gewissen Fällen von resp. 50 und 30 Milreis zu zahlen. Die Gesellschaft soll auf diese Weise in Stand gesezt werden, einmal so weit es nothwendig, dem Kolonisten das Passagegeld von Europa zinslos vorzustreken, andererseits ihm unentgeldlich zeitweiliges Obdach und Verpflegung, sowie den Transport im Innern nach seinem endgiltigen Bestimmungsorte zu gewähren. Die Regierung behält sich das Recht der Kontrolle des Gebahrens der Gesellschaft durch die oberste Kolonisationsbehörde, das General-Landamt, vor und stellt ihr andererseits jede zwekmäßige Beihülfe dieses durch Rath und That zu Gebote.

Gleichzeitig mit diesem neuen Beweise der Energie, welche gegenwärtig die brasilianische Regierung dem Interesse der Kolonisation zuwendet, geht uns ein nicht minder bemerkenswerther Beleg für die großherzige Sorgfalt zu, welche sie dem Loose der einzelnen Kolonisten widmet. Der Fall ist folgender. In der Provinz Sau Paulo im Bezirk von Ubatuba waren vor einiger Zeit mit deutschen und schweizerischen Kolonisten von brasilianischen Privaten zwei sogenannte Halbpachtkolonien gegründet worden, welche jedoch wenig gedeihen wollten und auf welchen demzufolge Kolonisten und Unternehmer nicht eben in bester Harmonie mit einander lebten. Die Regierung erfuhr davon und sandte einen Beamten des General-Landamtes zu genauer und sorgfältiger Untersuchung der Lage dieser Kolonien ab. Die Untersuchung stellte heraus, daß das einmal eingerissene Zerwürfniß zwischen den Kolonisten und Grundherren von beiden Seiten mehr

oder minder verschuldet, nicht leicht wieder zu beheben sein würde. Sofort war der Entschluß der Regierung gefaßt, und unmittelbar folgte die Ausführung. Die Regierung zahlte die Schulden, welche die Kolonisten bei dem Unternehmen für ihre Passage von Europa und seit ihrem Eintritt in Brasilien für Lebensmittel, ihren Transport im Innern ꝛc. kontrahirt hatten, entließ für leztere die Kolonisten gänzlich ihren Verpflichtungen und machte ihnen nur die Rükzahlung der Passagekosten an den Staat zur Pflicht. Zugleich versezte sie dieselben von ihren bisherigen Kolonien nach der neu gegründeten Kolonie am Ufer des Marienflusses in Espiritu Santo in der Nähe der Hauptstadt der Provinz, wies ihnen in der dortigen fruchtbaren Gegend unentgeldlich Land an, für jede Familie 40,000 Quadrat-Brassen, und versorgte sie vorschußweise mit den bis zur Ernte nöthigen Lebensmitteln und den erforderlichen Akergeräthschaften. Man mag fragen, ob in einem ähnlichen Falle bisher jemals ein ähnlicher Beweis von Fürsorge für die Einwanderung von der Regierung irgend eines andern Einwanderungsstaates gegeben worden ist. Denn, wie wohl zu berüksichtigen, die brasilianische Regierung hatte den Parceria-Kolonisten am Ubatuba gegenüber, die nicht mit ihr und auf ihr Geheiß, sondern aus freier Entschließung und mit Privaten kontrahirt hatten, keinerlei, auch nicht die mindeste spezielle Verpflichtung. (H. N.)

Verschiedenes.

In der D. A. Z. steht folgende Nachricht für Auswanderer: „Auf mehrfache an mich gerichtete Anfragen, ob es für deutsche Auswanderer gerathen sei, über New-York nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu reisen, fühle ich mich veranlaßt, die Auswanderer vollkommen zu beruhigen, indem deren Aufnahme durch die Herren Kommissäre der Einwanderungskommission und die Unterkunft im Castle Garden-Depot jezt vollkommen geregelt ist, auch von Seiten der Direktion dieses im Geiste der Humanität in's Leben gerufenen Instituts den in New-York landenden Auswanderern genau die Wege angedeutet werden, um ihre Reise in das Innere des Landes fortzusezen. Zugleich kann jeder Auswanderer mit Recht gewarnt werden, keine Verträge über Reisen in das Innere der Union sowohl in Deutschland als an Bord der Schiffe abzuschließen, da diese manchmal sich bei der Ankunft in Amerika als ungültig bewähren.

Bremen, den 10. Mai 1857.
(Hotel de l'Europe.)
Paul Wilhelm,
Herzog von Württemberg.

Deutschland. Die Kölner Zeitung enthält einen Nekrolog des jüngst verstorbenen berühmten Bremer Bürgermeisters Dr. Johann Smidt, dem wir folgende Erzählung der Gründung von Bremerhaven entnehmen: Aus der späteren, weniger stürmischen Zeit seines Lebens ist namentlich ein großes Verdienst hervorzuheben, eine ebenso im Entwurfe geniale, wie in ihren Anfängen schwierige und in ihren Folgen bedeutsame und segensreiche That. Das ist die Schöpfung Bremerhavens. Bremen hatte keinen Seehafen und kein Flekchen Landes, wo es hätte einen anlegen können. Von Jahr zu Jahr stieg aber das Bedürfniß darnach; der Seehandel erweiterte sich, die Seeschiffe wurden immer größer gebaut und konnten immer weniger bis nach Vegesak, geschweige bis Bremen selbst, hinauf. Bremen war für seine Seeschiffe auf den Oldenburger Hafen Brake, am linken Ufer der Unterweser, angewiesen, und der Verkehr dort war durch allerlei thörichte Plakereien der oldenburgischen Handelspolitik erschwert, im Winter, wenn Ostwinde das Eis an das linke Ufer trieben, unmöglich. Smidt suchte Abhülfe in der Erwerbung eines kleinen Landstriches nahe an der See am rechten Weserufer, wo die kleine Geeste mündet. Die ersten Unterhandlungen mit Hannover leitete er 1827 ganz auf eigene Hand ein, dann wurde rasch der Vertrag geschlossen; aber die Bürgerschaft, die zu ratifiziren und die Kosten zu bewilligen hatte, wollte zuerst von dem ganzen Plane nichts hören. Es ist unterhaltend, in den Verhandlungen von damals die Ausdrüke der Entrüstung, des Tadels, die bösen Prophzeiungen zu lesen; selbst ein Theil der Kaufleute und Rheder hielt das Geld für rein weggeworfen. Glüklicher Weise wurde der Vertrag schließlich doch genehmigt, der Hafen 1830 der Schifffahrt eröffnet, und heute steht auf dem dürren Sandstelen, den Smidt für Bremen erwarb, eine blühende Stadt von 6000 Einwohnern, und Tausende von Schiffen aller Nationen verkehren dort. Nicht bloß für Bremen, für ganz Deutschland ist der neue Hafen von großer Wichtigkeit geworden als Hauptplaz für die Verbindung mit Amerika. Im Jahre 1854 schifften sich hier 76,875 Auswanderer ein, die Bremer Rhederei hat einen unerhörten Aufschwung genommen, und die Zunahme des Handels macht eine Erweiterung der ursprünglichen Anlagen nach der andern nothwendig. Bremerhaven ist ein rechtes Bild des rastlosen Fortschrittes und das lebendige Denkmal des alten Smidt.

— (Auswanderungs-Statistik.) Die Auswanderung über Hamburg im April war eine überaus starke und überflügelte die desselben Monats im vorigen Jahre um 1923 Personen. Es wurden nämlich im verflossenen Monat 5888 Personen von hier nach verschiedenen transatlantischen Häfen befördert gegen 3965 des April im vorigen Jahre. Im Ganzen schifften sich seit Anfang dieses Jahres hier ein: 7344 Personen gegen 4758 Personen während desselben Zeitraumes im vorigen Jahre. Die Passagierzahl Bremens belief sich vom 1. Januar bis 1. Mai auf 11,485.

— Im „Berliner Anzeiger" vom 14. Mai steht folgende Anzeige: „Vor meiner Abreise nach Amerika sage ich meinem Manne und allen meinen Freunden und Bekannten ein herzliches Lebewohl. Louise Meers."

— Dem Zirkular eines geachteten Schiffsexpedienten aus Bremen vom 14. Mai 1857 entnehmen wir folgende interessante Mittheilung: Seit dem länger als 6 Wochen ununterbrochen anhaltenden Ostwinde wird die Ankunft aller längst fälligen Schiffe zurükgehalten. Die wenigen, noch hier befindlichen engagirten Schiffe räumen mit dem nächsten Expeditionstage sicherlich auf, so daß, wenn nicht bald eine Aenderung des Windes eintritt, wir das vielleicht noch nie dagewesene Beispiel erleben, daß unser Hafen leer von Schiffen ist. Diese Kalamität trifft allerdings nicht unsern Hafen allein, sondern sämmtliche Kontinental- und englische Häfen sind mit uns in gleichem Falle, was uns den Trost gibt, daß kein deutscher,*) holländischer, belgischer, französischer noch italienischer Hafen, welche namentlich in dem Auswanderer-Expeditions-Geschäfte mit uns konkurriren, in besserer Lage ist als der unsrige, und folgeweise bei solcher Kalamität Niemand mehr zu thun im Stande ist, als wir an unserm Plaze.

— Hamburg, 10. Mai. Am 7. dieß verließ unsern Hafen das Hamburger Schiff „Caroline", Kapitän P. Kölln, von den HH. Wilh. Hühn und Komp. mit Gütern und Auswanderern nach den Häfen Santa Catharina und Itajahy (Hafen der Kolonie Blumenau), in der brasilianischen Provinz Santa Catharina, und Rio Grande do Sul, in der Provinz Rio Grande, expedirt. Die Auswanderer-Gesellschaft zählte 79 Personen, von denen 7 in erster und 9 in zweiter Kajüte fahren; 77 Personen beabsichtigen, sich in der deutschen Kolonie Blumenau anzusiedeln; die beiden andern reisen nach Rio Grande do Sul und Porto Alegre. Fast Alle gehören der bemittelten und der größere Theil der gebildeten Klasse an und haben die Expedienten keine Passagevorschüsse geleistet, wie das sonst bei den Expeditionen nach Brasilien gewöhnlich zu geschehen pflegt. Unter den Passagieren befindet sich der für die Kolonie Blumenau engagirte evangelische Prediger O. Hesse mit Familie aus Posen, welcher von der brasilianischen Regierung besoldet wird. Die oben genannten Expedienten beabsichtigen, regelmäßig jeden Monat ein Schiff nach den oben genannten Häfen abzusenden. (H. C.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Einwanderung nach Kansas und Nebraska soll wieder mit neuer Macht begonnen haben. Jeder Zug von New-York und Boston nach St. Louis soll mit Einwanderern überfüllt sein. Man rechnet, daß 7000 Einwanderer in Kansas City seit Eröffnung der Flußschifffahrt angekommen sind, und Tausende sind von anderen Punkten in's Territorium geströmt. In Leavenworth betrug die Anzahl der Ankömmlinge durchschnittlich dreihundert pro Tag. Wenn dieses Verhältniß drei oder vier Monate, wie möglich, fortdauert, so wird Kansas am Schlusse des Jahres eine Bevölkerung von über 200,000 Einwohner zählen. Eine neue Stadt ist am Missouri, 30 Meilen unterhalb Leavenworth und einige Meilen oberhalb des Kansasflusses, in einer der fruchtbarsten Lagen, ausgesteckt worden. Dieselbe wird den Namen Quindaro, nach dem indianischen Besizer des Grundes, dem derselbe abgekauft worden ist, führen.

— Folgende Forderungen werden als diejenigen angegeben, welche die Vereinigten Staaten an Neu-Granada stellten und deren Zurükweisung das Zerwürfniß beider Republiken veranlaßte: 1) Konstituirung der Städte Panama und Aspinwall als unabhängige sich selbst regierende Munizipalitäten mit einem Gebiet von 10 Meilen Breite an beiden Seiten der Eisenbahn; Garantie für deren Neutralität und Aufforderung an andere Nationen, der erstern beizutreten. 2) Abtretung zweier kleiner Inselgruppen in der Panamabay an die Vereinigten Staaten zur Errichtung einer Flottenstation, sowie aller Rechte und Privilegien, welche im Kontrakt über die Anlage der Bahn (von Neu-Granada) vorbehalten waren. 3) Entschädigung für die Amerikaner, welche im Tumult vom 14. April in Panama Schaden gelitten haben; die Vereinigten Staaten würden die Summe bezahlen. Neu-Granada hat diese Bedingungen zurükgewiesen. Ferner wird Genugthuung für das unehrerbietige und grobe Benehmen verlangt, mit welchem die nordamerikanischen Repräsentanten in Folge jener Vorfälle den Behörden von Neu-Granada gegenüber auftraten.

— (Die weiblichen Aerzte.) Der „Phil. Dem." schreibt, daß nach dem achten Jahresbericht des „Female Medical College" von Pennsylvanien im vorigen Februar 7 weibliche Studenten zu „regulären" Aerzten promovirt wurden. Seit Eröffnung des Instituts haben sich 164 Damen für diesen Beruf ausgebildet. Die Fakultät besteht aus fünf männlichen und zwei weiblichen Professoren. Die Kosten für ein Diplom belaufen sich auf 175 Dollars. Der Kursus dauert fünf Monate. Im Ganzen stehe das Institut in neuerer Zeit nicht in besonderer Blüthe. Würde es sich lediglich darauf beschränken, die Schülerinnen in der Geburtshülfe und in der Behandlung sogenannter Damenkrankheiten gründlich zu unterrichten, so würde es sich ganz gewiß einer bei weitem kräftigeren Unterstüzung erfreuen und bessere Erfolge erzielen. Bis jezt kann sich das Publikum noch nicht mit dem Gedanken befreunden, ekelhafte Krankheiten von weiblichen Aerzten behandelt zu sehen, und ist wenig geneigt, ihren zwar zarten, aber sehr unsicheren Händen das Amputirmesser anzuvertrauen.

— New-York. In New-York wird eine Freischäärler-Expedition gegen Mexiko, dießmal indeß von den Freunden Santa Anna's vorbereitet. Dieselben haben einen kleinen Dampfer ausgerüstet, der 2000 bis 3000 Musketen nach Tamaulipas für einen dort zu erregenden Aufstand bringen soll.

— (Wie dem Drygoods-Geschäfte nachzuhelfen ist.) Anfangs vorigen Herbstes erschien eine Anzeige in New-Yorker Zeitungen, daß 20 junge Damen in dem Drygoods-Geschäft, Nro. so und so viel am Broadway, eine leichte Beschäftigung finden könnten. Wie zu erwarten, stellten sich mehr als hundert ein. Der Eigenthümer suchte sich die 20 hübschesten aus, ließ ihnen dann fashionable Kleider machen, hing ihnen den neuesten Styl von Mantillen um und schmükte ihre Köpfe mit Hütten nach der lezten Mode. Das Geschäft aber, wozu sie gemiethet waren, bestanden darin, den Tag über in Trupps zu vier oder fünf im Broadway auf- und abzugehen, sich beim Passiren des Stores die ausgestellten Waaren anzusehen, dann einzutreten und sich die Waaren vorlegen zu lassen. Das Geschäft war in der lezten Zeit schlecht gegangen und der Besizer vertraute jezt nur noch auf die Macht von Lokvögeln bei den neugierigen Amerikanerinnen. Und es waren kaum zwei Tage, seit seine Operation im Zuge war, vergangen, so fiel auch den Damen, die durch Broadway passirten, der Zuspruch auf, den das einzelne Geschäft hatte, sie sahen, daß nicht fünf Minuten vergingen, ohne daß nicht sein gekleidete Ladies aus- und einpassirten, dem Beispiel war schwer zu widerstehen, man hielt an, um wenigstens eine Kleinigkeit zu kaufen, bald überstieg die Zahl der wirklichen Kunden die der Scheinkunden, und heute gehört der Store wieder zu den Besuchtesten am Broadway.

— Eine eigenthümliche Lufterscheinung (Fata morgana). Der „Buffalo Commercial-Advertiser" berichtet, daß neulich Personen am Hafen glaubten drei Segelschiffe an dem Canada Ufer, ungefähr 10 Meilen von hier, zu sehen, welche rasch durch das Eis segelten. Ein Fernrohr wurde geholt, um diese Erscheinung näher zu untersuchen. Es zeigte sich nun, daß die anscheinlichen Schiffe drei Männer waren, welche sich rasch auf dem Eis hinbewegten. Der eigenthümliche Zustand

*) Aus Hamburg und Antwerpen haben wir wirklich die gleiche Klage gelesen. A. d. Red.

der Atmosphäre war die Ursache dieser Erscheinung, indem derselbe es nicht allein möglich machte, Menschen in einer so großen Entfernung zu sehen, sondern auch deren Gestalt so vergrößerte und verzerrte, daß sie wirklich eine große Aehnlichkeit mit einem Segelschiff hatten.

— **Illinois.** Die lezte Stadtwahl in Chicago hat zu einem förmlichen Kampfe geführt, in welchem zwei Mal Feuerwaffen gebraucht wurden. Die Deutschen scheinen dem Hasse der zahlreichen Irländer unterlegen und am schlechtesten weggekommen zu sein. Viele Personen sind schwer, einige lebensgefährlich verlezt. Ein Deutscher, Seiffert, Vater von mehrern Kindern, die er hülflos zurückläßt, und eine Frau sind getödtet, auch viele Irländer schwer beschädigt.

— **Wiskonsin.** (Ein Salomonisches Urtheil.) Eine liebliche Geschichte berichtet der Kanadische Bauernfremd von einem deutschen Friedensrichter in Wiskonsin. Der Vater war zum Friedensrichter und der Sohn zum Konstable erwählt, die Bevölkerung des Town bestand aus Deutschen. Drei Schweine eines deutschen Farmers brachen durch die Fenz eines andern Farmers und verwüsteten dessen Korn. Dieser rief den Konstable, die Schweine werden arretirt und die Sache kommt vor Seine Gestrengen, den Herren Friedensrichter. Du räumst ein, Hans, daß deine Schweine in Michels Korn gegangen und Schaden angerichtet haben, frug der Richter den Beklagten. Ja! war die Antwort. Du siehst auch ein, daß du dafür Ersaz schuldig bist? — Ja! — Dann wollen wir die Sache in Kürze schlichten. Das große Schwein nehme ich für meine Kosten, das mittlere bekommt der Konstable für seine Gebühren und das kleinste bekommt der Michel als Schadenersaz.

— **Minnesota.** (Aufstand der Sioux.) In Blue Earth County haben die Indianer furchtbare Mordthaten begangen; 40 Ansiedler wurden niedergemezelt und viele Frauen als Gefangene fortgeschleppt. Sämmtliche Indianer jenseits des Minnesota-Flusses sollen gegen die Weißen sehr feindlich gesinnt sein, und im ganzen Territorium herrscht große Aufregung. Man glaubt, daß die Indianer nur Vorläufer einer großen verbündeten Kriegerschaar im südlichen Minnesota sind, welche einen längeren Krieg und allgemeine Verheerung beabsichtigen. Ungefähr hundert kräftige, wohlbewaffnete und mit Vorräthen versehene Männer wollen Fort Dodge verlassen, entschlossen, die Mörder der Gerechtigkeit zu überliefern; aber es steht zu befürchten, daß Alles, was ihnen zu thun übrig bleiben wird, ist, die Leichname der so unzeitig Dahingeschiedenen dem Schooße der Erde zu überliefern, auf der sie sich eine glückliche Heimath zu gründen gedachten.

— (Neu-Ulm.) Von Neu-Ulm, der deutschen Turner-Ansiedelung in Minnesota, wird geschrieben, daß die Kälte daselbst diesen Winter 28 Grad Reaumur war, und daß der Schnee so hoch gelegen, daß alle mit dem Erfrieren bedroht wurden. Einige Opfer sind gefallen, ein Deutscher, Namens Wolfgang, als er seinen Nachbar besucht hatte, ein Anderer, Linzig, ebenfalls ein Deutscher, als er von Neu-Ulm heimkehrte. Der Leichnam wurde noch dazu von den Wölfen zerrissen. Hie und da trifft man in den Wäldern noch einzelne Indianerfamilien, die sich der Zivilisation zuneigen, doch stehlen sie, wo sie können. Im ganzen Monat Januar konnte die Briefpost nur ein Mal dahin kommen. Will man einen Brief bald besorgt haben, so muß man 11 Stunden reisen, um an die nächste lebhafte Post zu kommen. Dennoch wird sich in kurzer Zeit Neu-Ulm seiner angenehmen Lage, sowie des fruchtbaren Landes wegen schnell heben. Im März gingen von Cincinnati 168 Personen dahin ab, die mit allem Nöthigen versehen sind, und sind die Wälder einmal gelichtet, so wird das Klima, wie dieses bei anderen neuen Ansiedlungen der Fall ist, viel milder werden. Hatte doch Milwaukie ebenso zu kämpfen und ist in kaum 20 Jahren eine Stadt geworden, die jezt 45,000 Einwohner zählt.

— **Texas.** Die Anzahl der deutschen Ansiedler in Texas soll jezt 35,000 betragen, wovon 25,000 in den deutschen und halb deutschen Counties des westlichen Texas wohnen. Sollte Texas jemals in zwei Staaten getheilt werden, und der Brazos die Grenzlin'e zwischen ihnen bilden, so würde die deutsche Stimme nicht allein im Stande sein den Boden des westlichen Staates frei zu machen, sondern auch aus ihrer Mitte die höchsten Beamten und eine Majorität der Legislatur zu erwählen.

— **Kentuky.** Zwei Kriminalfälle, nach ungleicher Elle beurtheilt, werden aus Flemingsburg vom 14. März berichtet: Am vorigen Sonntag ward 6 Meilen von hier ein Mann, Namens James Taber, von einem seiner Negersklaven ermordet. Heute schon ward dieser verurtheilt und wird am 14. nächsten Monats gehängt werden. Er leugnete die That keineswegs ab, erklärte vielmehr, daß er sie nöthigenfalls noch einmal begehen würde. Er hatte eine junge schöne Mulattenfrau, und zu wiederholten Malen warf ihn sein Herr zum Haus hinaus, um gewaltsam seine Sinnenlust an der Frau des Leibeigenen zu befriedigen. Dieser, trozdem er „schwarzes" Blut in seinen Adern, nicht so verthiert und allen Ehrgefühls baar, wie die „weißen" europäischen Bauern im Mittelalter, die sich dem Jus primæ noctis gutwillig unterwarfen, erschlug den Schänder seiner Frau. Dann floh er mit dieser doch; bald waren ihnen die Verfolger auf den Fersen; in ihrer Todesangst sprang die Frau in's Wasser und ertränkte sich; nun ließ sich der Sklave gutwillig fangen. Natürlich ward er zum Tode verurtheilt, denn wie sollte ein Sklave das Recht haben, seine und seines Weibes Ehre zu schüzen, resp. zu rächen! Wie kann überhaupt „Waare" sich erfrechen, Ehrgefühl haben zu wollen! Wenige Tage früher als der Neger, hatte hier ein junger Weißer vor Gericht gestanden. Er war angeklagt, seinen Nachbar ermordet zu haben. Daß er Streit mit diesem gesucht, daß er ihn zuerst geschlagen und dann ihm mit einem Dolchmesser das Herz durchstoßen hatte, das Alles war von einem halben Duzend Zeugen, vor deren Augen die That am hellen Tage geschah, bewiesen. Dennoch ward der Mörder freigesprochen! Denn er war reich und gehörte den „höheren Kreisen der Gesellschaft", d. h. der Sklavenzüchter-Aristokratie an.

— **Utah.** Hr. Buchanan scheint dem wüsten Treiben der Mormonen in Utah etwas entschiedener entgegentreten zu wollen, als seine Vorgänger. Seit diese Sekte anfing in der Politik von Illinois eine Rolle zu spielen, hat keine Regierung es gewagt, in die an so vielem Unfug reichen Verhältnisse dieses seltsamen Gemeinwesens einzugreifen. Das jezige Kabinet jedoch scheint sich um die Heiligen der lezten Tage etwas mehr kümmern zu wollen. Es will nämlich 2500 Mann, an deren Spize angesehene Offiziere, die Familien haben, stehen sollen, nach Utah senden. Außerdem sollen hochgestellte Richter und Exekutivbeamte, die gleichfalls Familien haben, nach dem großen Salzsee gehen und die gegenwärtig von Brigham Young und seinen Trabanten bekleideten Posten einnehmen. Man glaubt, daß diese Maßregeln den Territorialbeamten hinreichenden Schuz gewähren und reineren sittlichen Grundsäzen im Territorium Utah den Weg bahnen werden. Hr. Drummond hat seine Stelle als Mitglied des Obergerichts von Utah niedergelegt.

— **Kansas.** Wie dem „New-York Courier and Enquirer" aus Washington geschrieben wird, sollen die Bundestruppen in Kansas um ungefähr 800 Mann, d. h. um 8 Kompagnien des gegenwärtig in Minnesota stehenden 10. Infanterieregiments verstärkt werden. Eine aus Kavallerie und Infanterie bestehende Heersäule von etwa 1000 Mann unter dem Obersten Sommer soll ungefähr am 10. Juni gegen die Indianer der Ebene in's Feld rüken. Im Ganzen werden, wie man glaubt, in der ersten Hälfte des Monats Juni 3—4000 Mann in Kansas stehen.

Kanada. Die Viktoria-Brüke, welche oberhalb Montreal über den St. Lorenzstrom führt, wird eins der größten unter den Weltwundern werden. 1854 wurde sie begonnen und soll 1860 fertig sein. Sie wird zirka 6 Millionen Dollars kosten. Die äußerste Länge beträgt 700 Fuß oder etwas mehr als 1¼ engl. Meile, und mit Einschluß der Dammbauten auf beiden Seiten 10,274 Fuß oder nahezu zwei englische Meilen. Im Ganzen wird die Brüke auf 26 aus Mauerarbeit errichteten Pfeilern ruhen.

— Nach einem Parlamentsbeschluß werden in Kanada Pfunde, Schillinge und Pence mit dem 31. Dezember dieses Jahres außer Kurs gesezt und statt ihrer Dollars und Cents eingeführt werden. Dieser Wechsel wird der Handels- und Geschäftswelt der Union und Kanada's gleich sehr willkommen sein. Er vervollständigt die Annäherung beider Länder, die durch den Vertrag gegenseitiger Berechtigung angebahnt wurde. Die Verschiedenheit der Münzsorten brachte viele Unannehmlichkeiten mit sich.

— (Schauderhafte Geschichte.) Eine interessante Entdekung wurde kürzlich in Fairview gemacht. Ein dortiger Groceryhändler hatte von Wheeling ein Faß Molasses bezogen, welches er in kleinen Quantitäten an seine Kunden absezte. Merkwürdiger Weise wurden Alle, die davon genossen, von einem eigenthümlichen Unwohlsein befallen, das sich indessen bald wieder verlor. Man wußte sich dieses natürlich nicht zu erklären, bis das Faß leer ward und der Boden eingeschlagen wurde. Wie erstaunten Alle, als man im Fasse die halbverfaulte Leiche eines achtjährigen Negerkindes fand! Niemand weiß zu sagen, wie das Kind hineingekommen ist. (Canad. Bfd.)

Zentralamerika. Nach den neuesten Nachrichten sind in Aspinwall am 20. April auf englischen Schiffen 370 Deserteurs von Walkers Korps angelangt. Walker war in Rivas eingeschlossen. Die Alliirten waren 400 Schritte von den Flibustiern entfernt verschanzt. Die Freibeuter hatten nur noch Fleisch von Maulesseln und Hunden zur Nahrung und statt Salz nur noch Zuker. Krankheit dezimirt ihre Reihen. Guatemala hat 3000 Mann gegen die Flibustiers nach Nicaragua geschikt.

Südamerika. Chile. Aus Valparaiso wird gemeldet, daß in San Jago verschiedene Personen verhaftet worden, die sich auf revolutionäre Umtriebe eingelassen haben sollen. Als die hervorragendsten Gefangenen werden Urizar Garfias und Don Antonio Larrain genannt, während es Don Manuel Cyzaguirre gelang, den Nachforschungen der Regierung sich bis jezt zu entziehen. Der Prozeß gegen die Verhafteten wird in San Jago geführt werden. Man erwartet, daß die Regierung über den Grund dieser Verhaftungen das Nähere veröffentlichen wird, sobald die Verhöre der Verhafteten erst weiter fortgeschritten sind. Inzwischen glaubt man allgemein, daß mehrere Individuen den Versuch gemacht hätten, das dritte Linien-Bataillon, welches in San Bernardo in der Nähe von San Jago stationirt ist, zu insurgiren und gegen die Hauptstadt zu führen. Die öffentliche Meinung will jedoch im Grunde an diesen Revolutionsversuch nicht recht glauben und tadelt das Benehmen der Regierung als sehr unpolitisch, indem dadurch nur unnöthiger Schreken und Besorgniß verbreitet sei, um so mehr, als das Land ganz allgemein das Bedürfniß politischer Ruhe fühle und der Revolutionsversuch selbst auch nicht die allergeringste Unterstüzung gefunden haben würde. Das Vertrauen des Handelsstandes ist übrigens in keiner Beziehung auch nur im Geringsten durch diese Vorgänge erschüttert. — Der Konsularvertrag zwischen Chile und Equador ist, nachdem beide Regierungen denselben ratifizirt haben, veröffentlicht worden. — Wahrscheinlich wird der frühere Sekretär der chilenischen Gesandtschaft bei den Vereinigten Staaten, Don Cayetano Astaburruaga, zum bevollmächtigten Minister bei Costa-Rica und den übrigen zentralamerikanischen Staaten ernannt werden und sich an Bord eines chilenischen Kriegsschiffes nach dem Ort seiner Bestimmung begeben.

Australien. Die Einwohner der Insel Neucaledonien haben bekanntlich im vorigen Jahre 6 Franzosen und einen Schweizer aus Freiburg gefressen. Dafür wurden sie von der französischen Corvette „Bayonnaise" gezüchtigt, deren Mannschaft 3 Dörfer der Wilden in Brand stekte. Unterstüzt wurde sie bei dieser Razzia von 400 befreundeten Indianern. Ein Augenzeuge des Gefechtes schreibt darüber: „Mitten im heftigsten Treffen wurde ein feindlicher Wilder von einem Haubizensplitter verwundet. Mühsam schlepte er sich bis zu einem bereits brennenden Hause. Einer unserer Indianer sieht ihn, springt auf ihn los und schneidet ihm, ehe man sich's versieht, Arm und Schenkel weg. „Was machst du da?" herrschte ihn Kommandant Le-Bryo an. „Ich will es essen", antwortete der Kerl. Aber er mußte sein Essen in's Wasser werfen. Bestürzt kam er zu mir, um sich über diese Verlezung des Kriegsrechts zu beklagen. „Alili-Kai-wi-wi", sagte er, „will nicht daß ich meinen Gefangenen esse." „Du mußt gehorchen", erwiderte ich, „er ist der große Chef." — Neucaledonien wird von ungefähr 30,000 Wilden bewohnt, die sich in 45 Stämme theilen, welche verschiedene Sprachen sprechen, immer in Fehde mit einander leben und ihres Gleichen auffressen. Der französische Schiffskapitän Pannetrat, der die Insel bereist hat, gibt sehr interessante Notizen über die Bewohner. Unter Anderm erzählt er, daß, wenn er Abends am Feuer gesessen oder sich des Tags im Flusse gebadet habe, sich die Eingebornen ihm vorsichtig genaht, seine Waden befühlt und mit freundlichem Grinsen gesagt hätten: „Das schmekt gut". Die Waden gelten nämlich als vorzügliche Leckerbissen und werden in der Regel dem Häuptling zu Theil.

Feuilleton.

Die Schlange in der Hütte.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

Drittes Kapitel.

Während an diesem Abend Ramsay's kleine Familie bei ihrem Nachtmahl saß, erschien Abram, einer von den Negern der Plantage, in der Thür und redete auf eine etwas pöbliche Art den jungen Ramsay an:

„Hören Sie, Massa Jack, möchte Sie sehen einen Augenblik."

Abram war gewissermaßen der Aufseher der Plantage, ein Intendant kleinerer Angelegenheiten, einer von den treuen Negern, die man fast auf jeder lange bestehenden Pflanzung findet. Klug, besonnen und ehrlich, etwa 40 Jahre alt und in seinem Geschäft, das er durch lange Gewohnheit fast als sein eigenes betrachtete, eifrig und aufmerksam. Seine Stellung aber, die ihm über seine Mitsklaven bedeutende Vortheile gewährte, mißbrauchte er nie. Und wenn er auch mit dem, was ihm gerade in den Mund kam, ziemlich schnell bei der Hand war, so geschah das eigentlich nur darum, weil er sich bewußt war seine Pflicht gethan zu haben, und keine höhere Autorität zu fürchten brauchte.

Der junge Ramsay stand augenblicklich auf und gehorchte dem Rufe. Der Neger führte ihn aber mit einem etwas geheimnißvollen Wesen in den Hof, und unter den Schatten eines der dort gelassenen gewaltigen Bäume, wo er sich vorher etwas ängstlich umschaute, ob er weder gesehen noch gehört werden konnte, seinem jungen Herrn dann ein Papier in die Hand drükte und leise flüsterte:

„Dieß hier Geld, Massa Jack — gut Geld?"

„Ich will's Dir sagen, wenn ich's beim Lichte besehen habe, — warum? wo hast Du's her?"

„Ihr seht erst, Massa — nachher Alles erfahren."

John that, was jener verlangte, und kehrte nach kurzer Zeit zurük und sagte, daß die Banknote — denn eine solche war es, von 20 Dollars — gänzlich werthlos sei. Sie war von einer bankerott gewordenen Bank.

„Dachte doch," sagte der Neger.

„Aber wo hast Du das Geld her, Abram?"

„Wer glaubt Ihr wohl gibt mir, Massa Jak?"

„Ich weiß nicht."

„Wer anderd, als Massa Ned Stanton."

„Ha? Was? Wann gab er Dir dieß Geld?"

„Heute — wenn Alle draußen bei junge Missus Grab waren — kommt zu mir im alten Creekfeld — ruft mich aus — sagt, ich muß zu ihm im Wald kommen — erzählt mir dann, wie leid es ihm thut, ich müsse für Massa arbeiten — er will helfen mir von Arbeit kommen — soll freier Mann werden — soll nur mit ihm kommen und noch so viele farbige Männer und Frauen mitbringen, als ich kann, verspricht mir Menge Sachen — gibt mir genug Tabak für ganzen Monat — gibt mir Messer — sieh das hier — und das Geld, was jung Massa sagt, ist kein gut Geld, — dachte gleich wäre schlecht, als Massa Stanton sagte zwanzig Dollars — zwanzig Dollars viel Geld, dachte Abram — wofür zwanzig Dollars jezt — wofür denkt auf meine Freiheit — dachte früher nicht d'ran die ganze Zeit. — Irgend was nicht recht, dachte gleich an jung Massa, ließ aber nichts merken — sagte aber das ist gut — komme heute Abend in Wald'."

„Dann er schüttelt meine Hand — sagt, liebt mich schon lange Zeit, — verspricht, will mich zu ander Land nehmen, wo schwarzer Mann Gentleman ist und hat weiße Frau, — wo schwarzer Mann nicht arbeiten braucht — wird Advokat und Priester und Schulmeister und fährt in Kutschen mit weißen Mann hinten d'rauf. Er sah mich nicht lachen, — hatte aber immer die Zunge so im Baken — und Augen wurden mir groß — so groß. — Ich kenne Massa Stanton — kenne ihn, so lange er hier ist — wenn er erst kam zu Missus Nelly, mochte ihn gleich nicht leiden — jezt gar nicht, — mache ihn aber glauben, liebe ihn sehr — jung Massa muß nun Uebrige thun — kommt heute Abend zu alten Robinbaum in Sumpf — was muß ich thun, was muß ich sagen? — wie wollen wir's machen?"

„Du hast Recht gethan, Abram. Ehe ich Dir aber etwas Weiteres sage, will ich meinen Vater und den Fremden, der bei uns ist, um Rath fragen."

„Ja — kenne ihn — Mann das! — Flora erzählt mir, wie er Ned Stanton Streich spielte."

„Gut, ich will ihn und meinen Vater um Rath fragen. Bleib' Du so lange hier, laß Dich aber nicht sehen. Stanton ist ein Schuft; aber wir haben ihn glüklicherweise entdekt. Stanton ist auch nicht sein rechter Name, sondern Ragin."

„Ragin? so? Gut, bleibt sich gleich — macht aber nichts — muß aber schnell gehen, jezt — merkt sonst, wenn ich zum Baum komme."

John Ramsay eilte in das Haus zurük und theilte den dort versammelten Männern in wenig Worten Stantons neues Verbrechen mit.

„Der Schuft will nun einmal gehangen sein!" rief Lamar, von seinem Size aufspringend. „Abram soll ihm Versprechungen machen, ihn auf morgen Abend mit allen Negern, die er bereden kann, zu treffen, und wir sind nachher auch dabei. Der Neger mag uns führen, und zwar nicht als seine Herren, sondern als seine Kameraden."

Lamar's Plan war bald mitgetheilt. Der junge Ramsay und er selbst wollten mit geschwärzten Gesichtern und in Negerkleidern den Buben täuschen, und auch den Sheriff wollten sie dabei haben.

„Unsere Gnade," rief dieser, „ist an solchem dreidoppelten Schurken doch weggeworfen. Seine eigenen Bubenstüke liefern ihn uns aus. — Fort, Abram, und mach Deine Sache gut."

Viertes Kapitel.

Jeder Verbrecher, so schlau und geschikt er auch seine Laster und Sünden eine Zeitlang verborgen gehalten, wird doch endlich von der rächenden Nemesis ereilt; auch der, mit dem wir es hier zu thun haben, hatte sich lange seines guten Glükes erfreut; aber gerade dieser fortwährend gute Erfolg seiner Schandthaten machte ihn zulezt zu sicher und war die Ursache, daß auch er seinem endlichen Schikfale nicht entging.

Eduard Stanton, denn wir wollen fortfahren ihn so zu nennen, hatte sich aber zu oft in dergleichen Verlegenheiten befunden, um viel für seine Zukunft zu fürchten, darum hoffte er auch mit blindem Vertrauen auf das glükliche Vollbringen seines neuen Spiels. Es ist wahr, in der Gegenwart Lamar's hatte ihn all' seine frühere Keltheit und Unverschämtheit verlassen, und er selbst als ertappter Verbrecher vor dem Ankläger gestanden. Kaum aber wieder aus der unmittelbaren Nähe dieses entfernt, erwachte auf's Neue der alte Geist in ihm. Er war entschlossen, die ihm noch gestatteten achtundvierzig Stunden nicht ungenuzt vorübergehen zu lassen, und aus dem Berichte Abrams haben wir gesehen, welchen Plan er dabei zu verfolgen gedachte; deßhalb, während Ramsays Familie wie die ganze Einwohnerschaft des kleinen Städtchens seines mißhandelten Weibes Grab mit dem letzten Zeichen wirklich treuer, aufopfernder Liebe schmükte, versuchte der Bube, dem nichts auf Gottes Welt mehr heilig war, den armen unwissenden Neger zu einer Flucht von seinem Herrn zu verleiten und ihm eine Freiheit zu verschaffen, mit der jener nachher nicht gewußt hätte, was er anfangen sollte. Aber natürlich war auch dieses nur Lug und Täuschung; er wußte recht gut, daß er nur über den Tombigbee zu gehen brauchte, um seine Neger durch öffentlichen Ausruf verkaufen zu können. Hierzu waren alle nöthigen Anstalten getroffen. Von der Familie, bei der er bis jezt gewohnt, hatte er Abschied genommen und dabei wohl darauf geachtet, daß seine Abreise gegen Westen von mehreren Leuten bemerkt wurde. Er dachte dabei nicht, daß auch seine Rükkehr in derselben Nacht beobachtet worden war, Lamar aber hatte dafür gesorgt. Der junge Atkins hatte freiwillig diesen Theil des Gegenplanes übernommen und, selbst ein Jäger, im Umkreise von zwanzig Meilen mit dem Walde vertraut, war es ihm ein Leichtes gewesen, jenen zu umschleichen und seine Bewegungen genau zu erforschen. Stanton indessen, der sein Pferd in einer benachbarten Schlucht verbarg, um dasselbe, wenn er dessen bedürfte, gleich bei der Hand zu haben, verfügte sich zur bestimmten Zeit auf den verabredeten Plaz.

Unterdessen wurden aber Lamar's Pläne auch nicht vernachlässigt. Der Sheriff war zu des alten Ramsay Haus geholt und mit allen Verfügungen genau bekannt gemacht worden. Negerkleider waren besorgt und Lamar, wie der junge Ramsay und Atkins, von der Partie; ja selbst der alte Ramsay konnte nur mit Mühe beredet werden zurükzubleiben. Das Blut des alten Veteranen wallte so feurig als damals, da er den Ruf Andrew Jalsons vernommen, jene indischen Mezeleien zu rächen. Lamar überredete ihn aber endlich, dieses Geschäft jüngeren Leuten zu überlassen.

Abram bereitete nun höchst eigenhändig ein gar wunderbares Gemisch von Kienruß und Oel, womit er nebst der Hülfe eines gewaltigen Pinsels, Onkel Sam's freie Söhne in rußige Afrikaner verwandelte; und wakere Burschen waren es, tüchtige Akerleute und Arbeiter und sicherlich dem Auge eines Negerdiebs erfreulich. Alle waren dabei mit Pistolen bewaffnet, nur Abram trug ein großes Jagdmesser, Stanton's Geschenk, das ihm dieser nebst der falschen Banknote und dem Tabak gegeben hatte, und führte nun die Männer zu dem verabredeten Plaze der Zusammenkunft. (Schluß folgt.)

Inserate und Anzeigen.

Anzeige.

Vortheilhafte Auswanderung
nach
Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 49 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Akerleute in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden**, der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in Lichtensteig.

Lebens- und
Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurükerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald letzterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsätzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
E. de Paravicini
und dessen Agenten.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 22. | Samstag den 30. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Passagebillet-Schwindel in New-York.

Die New-Yorker „Times" vom 24. März erzählt: Am lezten Freitag kamen auf dem Dämpfer „Tennessee" vier Italiener, zwei Portugiesen und ein Franzose hier an und stiegen in einem Hotel in Cedarstraße ab. Sie sagten dem Hotelinhaber, daß sie mit dem nächsten Dampfer nach Havre und Southampton abzureisen wünschten und wurden hierauf von dem Hotelbesizer nach einer Passagebillete-Office in Greenwichstraße geführt, wo sie sich Pläze auf der „City of Baltimore" sicherten, welche, wie man ihnen eröffnete, am darauffolgenden Morgen um 10 Uhr nach Southampton und Havre absegeln sollte. Sie bezahlten für fünf Passagescheine nach Havre je 70 Dollars und für einen Passageschein nach Southampton 60 Dollars — also im Ganzen 410 Dollars. Dann kehrten sie in ihr Hotel zurük, aßen dort zu Mittag und zu Abend und schliefen während der Nacht daselbst. Am nächsten Morgen ließen sie sich ihre Rechnung machen, welche sich, wie sie zu ihrem Erstaunen hörten, auf 334 Dollars oder 49 Dollars per Mann belief. Als sie gegen diese Prellerei protestirten, sagte man ihnen, sie müßten entweder zahlen oder ihr Gepäk zurüklassen. Was war zu thun? Die Abfahrtsstunde des Dampfers war nahe. Es blieb nichts anderes übrig, als zu blechen. Nachdem dieß geschehen war, stiegen sie in zwei Kutschen und fuhren nach dem Fuße von Jaystraße, wo, wie man ihnen sagte, die „City of Baltimore" lag. Aber wer schildert ihr Erstaunen, als sie an diesem Dok keinen solchen Dampfer vorfanden. Sie verfügten sich nunmehr nach dem in der Greenwichstraße gelegenen Beförderungsbüreau, wo sie die Passagescheine gekauft hatten. Dort hat man mit großer Kaltblütigkeit tausendmal um Entschuldigung und eröffnete ihnen, man habe sich geirrt: nicht die „City of Baltimore", sondern der „Leopold I." sei es, welcher an diesem Tag absegle. Doch sei es noch nicht zu spät; der „Leopold" gehe erst um 12 Uhr ab und wenn Jeder von ihnen noch weitere 10 Dollars bezahle, würde man ihnen Passagierscheine für den „Leopold" ausstellen. Die weiteren 10 Dollars wurden bezahlt und fuhren die sieben „Amerikamüden" nach dem Plaze, wo der „Leopold I." lag. Die Kutscher forderten, um nicht hinter den Inhabern des Passagebüreau's und des Hotels zurüzubleiben, 12 Dollars für die Fahrt. An Bord des Dampfers angekommen, erfuhren die nun bereits drei Mal Beschwindelten, daß die Passagescheine, für welche sie je 80 und 70 Dollars bezahlt hatten, auf das Zwischendek lauteten, und daß die Fahrt im Zwischendek nur 35 Dollars koste. Dies war denn doch zu starker Tabak! Entrüstet begaben sich die Leute wieder an's Land und kehrten nach dem Passagebüreau zurük, um sich Scheine für die Passage in der zweiten Kajüte geben zu lassen, wofür sie bezahlt hatten. Doch die Personen, die ihnen die Billets verkauft hatten, ließen sich durch die Flüche der Beschwindelten nicht einschüchtern, und wollten von Ausstellung anderer Passagescheine nichts hören. Sie erklärten sich bereit, Jedem 10 Dollars zurükzugeben, wenn sie die Tikets behalten, und, ohne weitere Störungen zu verursachen, nach Europa abreisen wollten. Empört über diese grobe Schurkerei, warfen die Leute die Passagescheine auf den Boden und entfernten sich, entschlossen, hier zu bleiben, um die Schwindler gerichtlich zu belangen. Sie verfügten sich gestern nach dem Amtslokal des Mayors. Alderman Clancy, der Stellvertreter Wood's, sagte, er könne in der Sache nichts thun, da sie ihre Passagescheine weggeworfen hätten. — Zwei Deutsche aus Pennsylvanien wollen einen Besuch in Deutschland machen. Es sind Hannoveraner, und da sie die Fahrt nach Hamburg besonders rühmen hörten, beschließen sie, nur mit einem Hamburger Schiff von hier abzugehen. Auf der Station in Jersey City verlangt ihnen ein Mensch, den sie für einen Eisenbahnbeamten halten, ihren Gepäkschein ab und fragt, wo sie in New-York logiren werden. Sie geben ein ihnen empfohlenes Wirthshaus an. — „Soll ich Sie und Ihre Sachen dorthin befördern? Sie möchten Betrügern in die Hände fallen, und es ist nur sehr wenig von meinem Wege ab", fragt der gefällige Mann. — „Was wird es uns kosten?" ist die vorsichtige Gegenfrage. — „Nur vier Schillinge mit dem Fuhrlohn!" Die Fremden finden dies billig und begnemen sich zu der Ausgabe. Der Chek wird übergeben, und das Gepäk auf den Steamer gebracht. Der gefällige Beamte verläßt sie nicht. In New-York angekommen, besorgt er eine Kutsche — natürlich Alles für vier Schillinge und bald befinden sich die Fremden in einer Taverne. Sie zahlen ihrem Freunde die vier Schillinge, danken höflichst für seine Gefälligkeit und erkundigen sich jezt nach dem Preis für Kost und Logis, denn man rieth ihnen schon früher, Alles im Voraus zu akkordiren. „Sechs Schillinge per Tag", heißt es. Sie finden das billig. Es fällt ihnen auf, daß Niemand im Hause deutsch spricht, man hatte ihnen doch gesagt, daß der Shakespeare ein deutsches Hotel ersten Ranges sei. Sie erkundigen sich nach der Ursache, und es wird ihnen gesagt, daß das Shakespeare-Hotel nicht mehr existire; der Besizer desselben habe fallirt und befinde sich jezt wegen Raubmordes im Gefängniß, Herr Brady habe seine Geschäfte übernommen. Die Fremden sind erstaunt, daß man ihnen ein solches Hotel empfohlen, und fragen jezt nach Herrn Brady, und es präsentirt sich ihnen ein liederlich aussehendes Individuum. Sie erzählen diesem nun von ihrer beabsichtigten Reise nach Europa und ersuchen ihn, sie in die Office der Herren Bech und Kuhnhardt zu bringen, um sich dort ein Billet besorgen zu können. Mr. Brady ist sofort bereit; jedoch anstatt sie auf das Comptoir der Genannten zu bringen, bringt er sie in die Office eines der notorischen Schwindler der Stadt. Die Fremden wünschen sehr, den Herrn Kuhnhardt selbst zu sprechen, und Brady ruft einem der Clerks zu: „Sagen Sie meinem Freund Kuhnhardt, daß Mr. Brady ihn zu sehen wünscht." Ein Pseudo-Kuhnhardt erscheint und Brady stellt ihm seine beiden Freunde vor, die mit der Dampfschiff im Zwischendek nach Hamburg zu reisen wünschen. Herr Kuhnhardt erklärt, daß das Zwischendek schon besezt sei, Kapitän Ehlers befinde sich jedoch in der Office, er wolle mit diesem deßhalb reden. Ein anderer Bandit repräsentirt jezt den Kapitän Ehlers, und dieser versichert, daß nur noch in der ersten Kajüte Pläze zu haben seien, und zwar zum Preise von hundert Dollars. Die Fremden sind untröstlich. Herr Kuhnhardt erbietet sich jedoch generöser Weise, ihnen für 60 Dollars Pläze in der ersten Kajüte zu überlassen, welches Anerbieten die Fremden mit Freuden annehmen. Sie bezahlen alsdann 120 Dollars und erhalten dafür zwei Billete, worauf gedrukt steht: Mrss. A. and B. are entitled to a St. passage in the (hier folgt ein unleserlich gekrizelter Name). — This ticket to be exchanged on the day of sailing at the Office Weststreet. Die Reisenden danken Herrn Kuhnhardt für seine Gefälligkeit und kehren mit ihren Tikets nach Brady's Hotel zurük, woselbst sie die fünf Tage bis zur Abfahrt der Borussia ein recht unkomfortables Logis finden. Am Morgen des lezten Tages machen sie mit Brady Abrechnung. Ihre Rechnung ist jedoch statt der erwarteten dreißig Schillinge für Jeden, 22 Dollars die Person, für jeden Tag drei Dollars, zwei Dollars für die Kutsche, einen für den Runner und vier Dollars für die Bemühungen des Herrn Brady. So unverschämt diese Forderung ist, sind sie doch, da die Zeit drängt, gezwungen, dieselbe zu befriedigen. Sie laden, besorgt, daß ihnen noch mehr Unangenehmes begegnen möge, ihr Gepäk auf einen Wagen und fahren nach der Office in Weststreet. Hier präsentirten sie ihre Tikets und man denke sich das Erstaunen der Betrogenen, als man ihnen anstatt der Ersten-Kajüte-Billets für den Steamer Borussia, Steerage-Tikets für ein Liverpooler Kohlenschiff einhändigt. Während dieser Austausch stattfindet, ist ihr Gepäk schon an Bord des Liverpooler Schiffes gebracht und es bleibt ihnen kaum Zeit, ihr Gepäk wieder zurüzunehmen, sich jeder mit einem 30 Dollars Zwischendek-Billet für die Borussia zu versehen und den Spizbuben ihre Beute lassend, gelangen sie eine halbe Stunde vor der Abfahrt an Bord der Borussia, völlig überzeugt, daß sie nach einem Aufenthalte von zehn Jahren im Yankeelande einem irischen Runner gegenüber noch „grün geblieben."

Missouri.

Far West macht in folgender, dem „Davenport Demokrat" entnommenen Korrespondenz auf die Vortheile aufmerksam, die Missouri vorzugsweise vor andern Staaten dem deutschen Einwanderer bietet.

Missouri, 18. Februar. Das „Iowa Register" macht folgende eben so wahre wie auffallende Bemerkung: „Unsern Lesern ist es wahrscheinlich bekannt, daß in Missouri Land von gleicher Beschaffenheit um hundert Prozent billiger als in Iowa zu kaufen. In Folge davon kaufen viele Freistaatleute auf der Missouri-Seite große Farmen, sichern sich aber zugleich ein kleines Stük Land auf der Iowa-Seite, gerade hinreichend für ihre Wohngebäude, und vereinigen so den Vortheil wohlfeilen Grundeigenthumes und niedriger Steuern mit der Annehmlichkeit, in einem Freistaate zu wohnen. Dieß ist ein ächter Yankee-Trik."

Was ich wünsche, ist, daß man die Sache viel ernster nehme. Die Thatsache steht fest, und wöchentlich erhalte ich Zuschriften, welche sie bestätigen, daß nicht allein in den ältern Staaten Ohio, Indiana und Illinois, sondern auch in den viel jüngeren Iowa und Wiskonsin der Bodenwerth um das Doppelte, ja Drei- und Viersache höher steht als in Missouri, während hier außerdem Vortheile sich darbieten, welche in andern Staaten fehlen. Namentlich wird mir von Freunden in den beiden letztgenannten Staaten geklagt, daß der Winter doch unmäßig kalt und rauh sei, daß Holz und Wasser fehlen und daß es an geselligem Verkehre fast durchweg mangelt, weil die ganze Nachbarschaft entweder aus Knownothing-Amerikanern oder aus bigotten und verwahrlosten Deutschen bestehe. — Die Extreme der Witterung treten zwar auch hier, wie überall in Nordamerika östlich vom Felsengebirge, grell hervor, sind aber vielleicht erträglicher, als in irgend einem andern Staate; an Holz und Wasser haben nur unsere größeren Prairien, hauptsächlich in den westlicheren Theilen des Staates, mitunter Mangel, während im Allgemeinen der Staat trefflich bewaldet und bewässert ist; unsere Amerikaner mögen sich von denen der Nachbarstaaten nicht wesentlich unterscheiden, in den meisten deutschen Niederlassungen dagegen findet man gebildete Deutsche, welche gesittetes Leben und verständige Unterhaltung zu schätzen wissen. Worüber Mann Aug'n gegen die Steinbeiß'n — und der Einwand liegt nahe genug — so bemerke ich zweierlei: In unsern deutschen Ansiedlungen wird man kaum etwas davon gewahr und ist dadurch in keiner Weise irgendwie belästiget; es sind hauptsächlich die westlichen und obern Fluß-Counties, wo unsere 20,000 Sklavenhalter sich finden, — sie weichen zurük, so wie die Deutschen vordringen, und wir machen sogar unsere Politik bereits ohne sie; in dem Grade, wie die Deutschen mannhaft auftreten, wagen auch die dem „Institute" abgeneigten Amerikaner, deren Zahl nicht gering ist, ihre Meinung zu sagen und stehen auf unserer Seite. Sodann möchte ich allen unsern Landsleuten es an's Herz legen, daß wenn sie Sinn und Muth zu einer Wirksamkeit haben, an welche die allerbedeutendsten Folgen sich anknüpfen mögen, sie sich nicht scheuen sollen, sich in einem Staate niederzulassen, welcher zunächst der Kampfplaz zwischen Freiheit und Sklavenhaltermacht werden wird, wobei von eigentlicher Gefahr nicht die Rede ist.

Mein Rath an die Deutschen, an solche nämlich, welche ihre ökonomische Lage zu verbessern oder aus irgend einem andern Grunde einen Wechsel wünschen, wäre nicht, daß sie wie die spekulirenden Yankee's an die Grenzen ziehen, sondern gerade in unsern Staat hinein. Wenn vorerst auch nur ein paar befreundete Familien sich benachbart ansiedeln, so kommt weiter Zuzug bald; in Kurzem sähe man eine blühende deutsche Niederlassung an der Nordgrenze des Staates, wie wir solche bereits in den östlichen Counties haben, und nach einiger Zeit reichten wir von dort und hier einander die Hände. Würde nach und nach der Norden so besezt, wie es bereits größtentheils der Osten ist, so würden wir, mit einem freiem Kansas im Westen, einen geordneten Feldzugsplan zur Ausführung bringen können, darin bestehend, daß wir unsern 20,000 Sklavenhaltern ihr Grundeigenthum abkaufen, und sie mit ihrem Menscheneigenthume friedlich nach Texas ziehen lassen. Ich fordere unsere Landsleute in der ganzen Union auf, uns dazu behülflich zu sein, besonders, wenn sie zu gleicher Zeit sich überzeugen, daß sie dadurch ihre materielle Lage mehr als durch irgend einen andern Schritt verbessern. Auch das ist wichtig, daß mehr und mehr von deutschen Gewerbeleuten unsere Städte besezt und an passenden Stellen neue gegründet werden, wodurch das Niggerthum ebenfalls einen bedeutenden Schlag erhält, wie in St. Louis zu sehen ist. Ich kann die Versicherung geben, daß bei Weitem in den meisten unserer Städte noch keine Art von Gewerbe übersezt ist, in den meisten es vielmehr namentlich an Handwerkern noch fehlt, daß die Deutschen nirgends die amerikanische Konkurrenz oder irgend Etwas sonst zu fürchten haben. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade in Sklavenstaaten die Amerikaner außer dem Berufe der Advokaten und Aerzte und etwa außer Handel und Gastwirthschaft kein städtisches Gewerbe zu betreiben Lust haben, und selbst die genannten Geschäfte sind sie in deutschen Niederlassungen sehr bald gezwungen, unsern Landsleuten ganz oder größtentheils zu überlassen.

Der Dampfer Great Eastern.

Das größte Dampfschiff der Welt, Great Eastern, an dem im Augenblike noch rüstig auf den Werften der berühmten Maschinenfabrik John Scott Russel und Komp. in Millwall, unweit London, gearbeitet wird, soll an 12 Millionen Thaler kosten. Man will damit um's Kap der guten Hoffnung nach Ostindien, China und Australien dampfen. Die Entfernung von lezterem beträgt 22,500 Seemeilen. Diese will man mit dem auf 22,500 Tonnen Last berechneten Fahrzeug zurüklegen, hinüber und herüber, ohne unterwegs Kohlen fassen zu müssen. Das mitzunehmende Quantum Kohlen wird sich dadurch auf 4 bis 6000 Tonnen — 80 bis 120,000 Zentner — belaufen müssen. Trotz der ungeheuren Größe und Belastung des Schiffes hofft man damit doch durchschnittlich 15 Knoten in der Stunde zurüzulegen und die Reise zwischen England und Australien in der kurzen Frist von 33 bis 36 Tagen zu machen. Das Passagegeld soll betragen: nach Ostindien und Australien (einschließlich Beköstigung) erste Kajüte 350 Reichsthaler; zweite Kajüte 230 Thaler; dritte Kajüte 166 Thaler. Länge des Dampfers 680, Breite 83 Fuß; Tiefe, von Dek zu Kiel, 60 Fuß; Länge der Hauptkajüte 400, Höhe derselben 15 Fuß. Verdele gibt es vier. 18'000 Tonnen Kohlen und Frachtgut können in Ladung genommen werden. Angeblich haben die Maschinen für die Schraube 1600 Pferdekraft, für die Ruderräder 1000, zusammen 2600 Pferdekraft. Das Schiff zieht beladen 28 Fuß Wasser und vermag Passagiere aufzunehmen: 600 erster Klasse, 1800 zweiter Klasse und 10,000 Mann Truppen mit Feldausrüstung. Das Eisen für das Schiff selbst beläuft sich auf 200,000 Zentner Gewicht. Umfang und Schwere machen auch das Ablaufen des Schiffes schwierig und man wird es deßhalb mit der Breitseite vorn zuerst in's Wasser bringen müssen. Wind und Dampf werden das Riesenfahrzeug durch die Wogen treiben. Durch fünf Masten mit einer entsprechenden Zahl von Segeln macht man den Wind dienstbar; der Dampf wirkt unter Dazwischenkunft von gewaltigen Maschinen und 10 Kesseln mit 5 Schornsteinen auf Ruder und Schraube. Lezlere hat einen Durchmesser von 23 Fuß und liegt zwischen zwei über und darunter befindlichen Steuerrudern. Zwanzig Pforten von 5 Fuß im Geviert befinden sich im Unterdek zur Aufnahme von Eisenbahnwagen, 60 Pforten rechts und links in der Schiffswand behufs der Durchlüftung. Die unteren Pforten bleiben noch 10 Fuß über der Wasserlinie, selbst wenn das Schiff ganz beladen ist. Die Schiffswände bestehen gleichsam aus eisernen kleinen Binnenzellen; im Innern des Schiffes längshin laufen wasserdichte Kammern, durchkreuzt von ähnlichen querlaufenden Kammern bis zum Verdek hinan. Auf diese Weise ist das Schiff eine Folge von wasserdichten Abtheilungen und gewinnt an Halt, Tragkraft und Sicherheit in Unglüksfällen. Das Schwanken des Schiffes wird, so hofft man, sehr unmerklich sein; es wird die hohen Wogen durchbrechen, statt sich auf ihre Gipfel heben zu lassen. Demgemäß erwartet man auch eine geringe Belästigung von der Seekrankheit. Nicht im Geringsten ist an der ganz vortrefflichen Ausrüstung und Versorgung des Schiffes zu zweifeln. Man wird in demselben leben wie in einer gut eingerichteten Stadt von 12,000 Einwohnern. Wer den Comfort liebt, wird ihn in der ausgedehntesten Weise genießen können. Für Konzerte, Bälle u. s. w. wird gesorgt sein. (D. A. Z.)

Australien.

In der „K. Z." vom 17. Mai wird dem „Deutschen Leben in Australien" ein besonderer Leitartikel gewidmet. Es heißt:

„Außer den Vereinigten Staaten von Nordamerika und den Kanada's seien die australischen Kolonien, welche auf der Ost- und Süd-Ostseite von Neuholland liegen, das Lieblingsziel der deutschen Auswanderung geworden, und das mit Recht, denn hier wie dort sagten die die klimatischen, stammverwandtschaftlichen, sozialen und politischen Zustände vorzugsweise dem deutschen Bauer, Handwerker und Kaufmann zu; so daß er die Verpflanzungskrankheit leichter überstehe und geschäftlich und gemüthlich schneller Wurzel fasse. Vier Kolonien seien es, in denen unsere Landsleute mit jedem Jahre eine kompaktere Masse bildeten, die sich zwar weder sprachlich, noch volksthümlich auf die Dauer rein erhalten, dagegen deutscher Weltanschauung, deutscher Herzlichkeit und deutscher Stätigkeit eine bleibende Stätte bei den Antipoden gründen und bewahren würden."

Die nördlichste und neueste dieser Kolonien ist Moreton-Bay, mit einer Bevölkerung von kaum 20,000 Seelen, unter denen etwa 2000 Deutsche. Die Hauptstadt Brisbane hatte nach den Berichten vom lezten März etwa 5000 Einwohner. Für Familien, die ein mäßiges Kapital mitbringen, sind die Aussichten in Moreton-Bay, wo die dort angesiedelten Pfälzer Wein bauen und ein weites Feld für Baumwollen-Anpflanzungen haben, nicht schlecht, obwohl auch noch nicht besonders verlokend.

Die zweite Kolonie ist Neu-Süd-Wales, dem Alter, der Lage und politischen Stellung nach die Stamm- und Zentral-Kolonie der britischen Niederlassungen auf Neuholland. Für die Deutschen giebt es dort bis jezt nur ein sporadisches Leben, weil weder eine deutsche Schule noch Kirche vorhanden. Aber dem Uebelstande wird wohl bald abgeholfen. Die Hauptstadt ist Sidney.

Victoria oder Port Philipp, mit der Hauptstadt Melbourne, die dritte Kolonie, hat die Größte von Großbrittanien. Das Goldfieber brachte sie am schnellsten empor, und ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf 300,000 Einwohner, worunter 23,000 Deutsche. In 23 Ortschaften leiten vier deutsche Prediger den Gottesdienst. Deutsche Elementarschulen werden nicht mehr lange ausbleiben.

In der vierten, Europa am nächsten liegenden Kolonie, Süd-Australien, mit der Hauptstadt Adelaide, hat das Deutschthum am besten und schönsten festen Fuß gefaßt. Die zumeist aus Schlesien Eingewanderten haben sich nicht vom Goldfieber hinreißen lassen, sondern widmeten sich, mit geringen Ausnahmen, dem Akerbau und kleinen Gewerbe.

Darin, daß die Schafzucht in Süd-Australien nie die Ausdehnung, wie in den übrigen australischen Kolonien, erreichen wird und kann, beruht recht eigentlich der Vorzug desselben. Während in Victoria und Neu-Süd-Wales die besten Ländereien im Besize der großen Heerdenbesizer sind, müssen in Süd-Australien dieselben weichen, sobald sich Käufer für die Weideländereien finden. Dadurch ist es geschehen, daß die Woll-Produktion jezt bereits nur in den Gegenden betrieben wird, die von Hauptstadt und See zu weit abgelegen und für die Akerbau-Industrie also nicht vortheilhaft genug sind. Dieser Sieg des Akerbaues über die Schafzucht ist aber vorzugsweise ein Triumph der deutschen Einwanderung.

Verschiedenes.

Wie die Goldbergersche Prellerei, die hie zu Lande so ziemlich vom Schauplaz verschwunden ist, in Amerika an Mann gebracht wird, ersieht man aus folgendem Inserat des „kanadischen Bauernfreundes": „Merkwürdig! Wunderbar! Nach allen mir zukommenden Nachrichten von Nah und Fern sind die rheumatischen und Gichtkrankheiten durch Hülfe der galvano-elektrischen Ketten des Herrn Goldberger beinahe verschwunden und ausgerottet. Nichtsdestoweniger habe ich für Einige, die vielleicht noch an dieser schmerzlichen Krankheit leiden, eine neue Sendung dieses kräftigen Heilmittels importirt und empfehle dieselben hierdurch aufs Neue mit der wohlzubrachtenden Wahrheit, daß es für Gicht und Rheumatismus kein besseres und sicherres Mittel gibt wie eben diese echten Ketten, und die namentlich jezt, wo die Witterung so veränderlich ist, die Menschen mehr plagen wie sonst. Aber obgleich es seither sehr schwierig war, diese Uebel zu heilen, so ist es jezt nur ein Leichtes, nachdem die Goldberger'schen galvano-elektrischen Ketten erfunden worden sind. Boston, 20. Februar 1857. F. Fritche, M. Dr."

Deutschland. Hamburg, den 19. Mai. Es sind in den lezten acht Tagen hier zirka 2500 Aus-

wanderer angekommen, von denen die Mehrzahl — wenn auch nicht gerade arme und schlechtgekleidete — unbemittelte Leute sind, wogegen einige Familien mit sehr beträchtlichen Mitteln versehen waren. So nahmen 3 Familien allein zirka 30,000 Thaler mit, und andere aus Schweden, zirka 80 Köpfe stark, zirka 70,000 Thaler, so daß die im Ganzen von den mit der dießmaligen Expedition Beförderten mitgenommene Summe wohl auf zirka 150,000 Thaler veranschlagt werden kann. Der Heimath nach bestand die Mehrzahl dieser Auswanderer aus Preußen, hauptsächlich aus Pommern, Posen ꝛc., ungefähr der vierte Theil aus Mecklenburgern, die übrigen waren Holsteiner, Bayern, Würtemberger und Schweden, darunter ausnahmsweise viele jüdische Familien. Die 2500 Personen wurden in 12 Schiffen expedirt, wovon die Herren Diesseldorf und Co. 1 nach Australien und 1 nach Chile; die Herren A. Bolten 3 nach New-York, 1 nach Quebec und 1 nach Australien; die Herren Louis Knorr und Co. 2 nach New-York, 2 nach Quebec und 1 mit Herrn A. Bolten zusammen nach New-York expedirten. (Hansa.)

Preußen. Die „Posener Zeitung" vom 14. Mai empfiehlt in einem Leitartikel die Ansiedelung von deutschen Landsleuten im Königreich Polen. Die Grundstüke seien billig, fruchtbar, und — wer sich nicht in politische Angelegenheiten mische, habe von den Behörden keine Belästigung zu befürchten. — Danach wäre das alte deutsche Sprüchwort: „In Polen ist nichts zu holen!" Lügen gestraft.

(D. Ausw.-Ztg.)

Norwegen. Aus Christiana, 5. Mai wird geschrieben, daß die dießjährige Auswanderung so stark geworden, wie nie zuvor. Sie reiße einen großen Theil des Kerns der Jugend und des Wohlstandes mit fort, und man habe alle Ursache, beunruhigt zu werden. Vom 19. bis 23. April sind zusammen 952 Personen über Stavangen ausgewandert, theils nach den Vereinigten Staaten, theils nach Quebec; zirka 1400 waren bereits wieder dort angesagt, und von Christiana aus werden in dieser Zeit ebenfalls an 1000 Personen in vierzehn Auswandererschiffen nach Amerika fahren. Ueberhaupt sollen noch von letzterer Stadt allein zirka 3000 Menschen über's Meer ziehen.

England. Der Wiz, welchen wir vor längerer Zeit brachten, daß nämlich ein berühmter Franzose dem Humbugger Barnum geschrieben: „er werde dies Mal in Europa bessere Geschäfte machen, wenn er nicht wieder den „General" Tom Thumb, sondern sich selbst von diesem für Geld sehen ließe", scheint Ernst geworden zu sein, wenigstens schreibt ein Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" von London, 11. Mai: „Zum Schluß eine tragi-komische Nachricht: Barnum, weiland der König des glüklichen Humbugs, wird jezt von seinem ehemaligen Zögling, dem General Tom Thumb, für Geld gezeigt. O quae mutatio rerum." (D. A. Z.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. In Kalifornien will man ausstudirt haben, daß Amerika schon vor 1400 Jahren von den Chinesen entdekt und theilweise (wenigstens Mexiko) beschrieben worden sei. Der Bericht, welchen der chinesische Dolmetscher in St. Francisko, J. Hauley, von den frühesten Entdekungen des westlichen Festlandes liefert, und welchen er chinesischen Geschichtsbüchern entnommen haben will, weicht von dem etwa 1000 Jahre spätern von Prescott fast in keinem Punkte ab. Die Sitten, die Religion, die Culturstufe der Eingebornen waren damals dieselben, wie heute. Die Azteken sollen noch jezt hinsichtlich der Religion, Künste, Einrichtungen und Sitten Aehnlichkeit, ja sogar Uebereinstimmung mit den Chinesen haben. Am merkwürdigsten sei aber die Aehnlichkeit der Gesichtszüge zwischen den Indianern und den Chinesen, der ähnliche Accent beider Sprachen, die beide einsilbig sind und die sogar in den Wörtern vielfach übereinstimmen. (?). (D. A. Z.)

— New-York. Die schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft in New-York hat laut ihrem lezten Jahresbericht 2047 dürftige Schweizer mit zirka 9000 Franken unterstüzt (diejenigen mitgerechnet, denen nur Arbeit verschafft oder Rath und Auskunft ertheilt wurde).

— Illinois. (Löhne und Preise.) Ein Mann von Oeschgen im Kanton Aargau, der vor zirka 2 Jahren nach Amerika ausgewandert ist, schreibt aus dem Staate Illinois Folgendes, was die Auswanderungslustigen sich merken mögen: Wo die Geschäfte gehen, da geht auch die Arbeit, die sehr gut bezahlt wird, dagegen sind auch die Auslagen größer. Wenn man zu etwas kommen will, so muß man viel strenger arbeiten, als daheim. Die Arbeiter, welche Handwerker sind, können täglich 1 bis 2 bis 2½ Dollars oder 5 bis 10 bis 18 Fr. verdienen; der geringste Lohn für einen Landarbeiter ist 5 Fr. 20 Rp. und wenn einer in die Kost geht, so hat er für die Woche 14—15 Fr. Kostgeld zu bezahlen. Alles ist sehr theuer Das Heu kostet der Zentner 6 Fr. 50 Rp. eine Kuh kostet 160 — 200 Fr., die Butter das Pfund 1 Fr. 5 Rp., das Fleisch 45 Rp.; ein Paar Stiefel kosten 21 bis 35 Fr.; — die andern Kleidungsstüke sind nicht minder theuer. —

— Oregon. Ein Ansiedler in Oregon schreibt der „Demokratik Preß" über dieses Territorium Dinge, die fast an's Wunderbare grenzen. Der kälteste Tag des lezten Winters war der 19. Januar, an dem das Thermometer 30½ Gr. über Null Fahrenheit zeigte, also kaum unter dem Gefrierpunkte. Die Produkte des Akerbaues sind ungefähr dieselben wie in den westlichen Staaten, mit dem Unterschiede, daß der Weizen schöner, im Winter nie zu Grunde geht und dem Brande nicht ausgesezt ist. Die Zeit zum Säen ist zwischen Mai und dem folgenden März; doch ist die gewöhnliche Säezeit September und Oktober und Februar für den Winterweizen. Hafer ist eine sichere Ernte und manchmal werden von einer Saat zwei Ernten geschnitten. In Gemüsen, Wurzeln und Obst übertrifft Oregon die Staaten in Bezug auf Qualität und Größe. Turnips von 25 bis 30 Pfund sind nicht selten, Kartoffeln von 4½ Pfund, Aepfel von 30 bis 35 Unzen und Birnen von 18 Unzen. In San Franzisko werden 40 Cents pr. Pfund für Aepfel bezahlt und die Farmer haben sich in Folge dessen stark auf die Obstbaumzucht geworfen. — An wilden, jagdbaren Thieren ist kein Mangel: Elenthiere, Bären, Hirsche, Panther und Wölfe in den Bergen; in der Ebene der gewöhnliche Dammhirsch, Prairiewolf, Hase und Kaninchen. Wilde Enten und Gänse, kalifornische Wachteln, wilde Tauben und andere Sorten sind ebenfalls in Menge vorhanden. In den Flüssen findet sich die gefleckte oder Berg-Forelle und im Frühjahr und Herbste kommt der Salm in die Flüsse, so hoch als es ihm die Wasserfälle erlauben. Die Legislatur des Territoriums vertagte sich am 29. Januar nach einer Sizung von 60 Tagen, nachdem sie einen Beschluß gefaßt, daß eine Volksabstimmung gehalten werden soll über die Entwerfung einer Staatskonstitution und zwar im nächsten April. Wahrscheinlich wird für eine Convention gestimmt werden; früher stimmte die Majorität zweimal gegen eine Convention. Die Demokraten sind in großer Majorität und wenn diese Frage in die Wahl gemischt wird, so werden die Gegner der Sklaverei geschlagen werden.

— Minnesota. Die Regierung des Territoriums Minnesota in den Vereinigten Staaten soll von St. Paul nach St. Peter verlegt werden. Bedeutende Landschwindelei und Corruption scheint diesen Beschluß herbeigeführt haben. So schreibt die St. Louis Wochen-Chronik.

— Die Gesezgebenden Versammlungen des Territoriums Minnesota berathen über die neue Regierung. Diese Versammlungen haben das Eigenthümliche, daß in jeder derselben Demokraten und Republikaner sich in gleicher Zahl feindlich gegenüberstehen und die Abstimmungen durch je ein unabhängiges Mitglied entschieden werden. Eine neue Auflage der 75 gegen 75 im St. Gallischen Großen Rathe von 1845.

Mexiko. Die am 10. März d. J. proklamirte neue Verfassung besteht aus 128 Paragraphen in 8 Abschnitten. In ihren allgemeinen Bestimmungen über die Grundrechte der Staatsbürger ꝛc. ist sie im Wesentlichen der der Vereinigten Staaten nachgebildet. Die einzelnen Staaten sind, wie die der Union, in Bezug auf alle Sonderangelegenheiten souverän; die Bundeshauptstadt bildet mit dem nächstangränzenden Gebiete einen besondern Bezirk, wie der Distrikt Columbia in den Vereinigten Staaten. Der Bundeskongreß besteht nur aus einer Versammlung; er wird auf zwei Jahre gewählt, hält jährlich zwei Sessionen (16. September bis 15. Dezember und 1. April bis 31. Mai). Die vollstrekende Gewalt übt ein auf vier Jahre gewählter Präsident, der ein eingeborner Bürger des Landes, mindestens 35 Jahre alt sein muß und unter keinen Umständen ein Geistlicher sein darf.

Kanada. James McGarrie ist der Name des unglüklichen Knaben, der im verflossenen Herbst seinen Kameraden William Cull auf die höchst brutalste Weise mit einer Flasche erschlug. An den Guelph Assisen wurde er kürzlich zum Tode verurtheilt, wie bereits früher mitgetheilt wurde, und er sollte am Samstag den 11. April gehängt werden. Als er vom Constable in die Zelle zurükgeführt wurde, nachdem die Sentenz über ihn ausgesprochen war, fragte er diesen, was denn mit ihm geschehen solle? Constable: Hörtest Du nicht, was der Richter sagte? McGarrie: Nein, ich verstand ihn nicht deutlich. Constable: Nun, er will Dich hängen lassen. McGarrie: Wann? Constable: Am 11. April. McGarrie: Wie lange geht's bis dahin? Constable: Etwa vier Wochen. McGarrie: Das ist nicht lang. Während dieses Gesprächs zeigte er nicht die geringste Furcht, doch soll er seither sein Betragen geändert und den Wunsch ausgesprochen haben, noch länger zu leben. Der Unglükliche ist erst 14 Jahre alt. — Welch' ein abschrekendes Beispiel für ungerathene Kinder ist doch dieser junge Verbrecher, der als Knabe den Tod am Galgen leiden muß!

(Kanad. Bauernfreund.)

Zentralamerika. Die deutsche Zeitung von Costa-Rica mit dem Datum: San Jose, den 5. April, bringt eine Dankadresse von Walker's müden Lanzknechten, die sich beim Generalkonsul Nanne, so wie bei ihren Landsleuten bedanken, daß sie ihnen weiter geholfen. Sie sind nach ihrer Angabe entblößt von allen Mitteln und krank in San Jose angekommen. Unter den Unterschriften befinden sich Albert Schmidt aus Württemberg, Florentin Schernits aus Baden, Christian Schmindt aus Nassau u. A. Alle deutschen Stämme scheinen bei Walker vertreten zu sein.

Südamerika. (Das gelbe Fieber.) In Montevideo, Laplata, ist das gelbe Fieber sehr heftig ausgebrochen. Ein großer Theil der Einwohner hat die Flucht ergriffen. In Brasilien (zumal in Rio) ist die Krankheit fast erloschen. Unseres Wissens ist dies das erste Mal, daß sie am Silberstrom aufgetreten ist. Diese furchtbare Krankheit scheint sich wie die Cholera immer weiter über die Erde zu verbreiten.

Buenos-Ayres wird von Indianerstämmen hart bedroht.

Reklamation.

In Ihren Bemerkungen zu dem in lezter Nummer erschienenen Briefe des Hrn. Dr. Heußer, sagen Sie, Herr Bergueiro wolle keine gemeindsarmen Schweizer mehr auf seine Kolonien aufnehmen. Dieses ist nun aber theilweise und zwar in so weit unrichtig, als Bergueiro **gar keine Schweizer mehr will**, nicht einmal solche, die keinerlei Vorschuß bedürfen, sondern ihre Reise ganz bezahlen können. Er ist dieser Leute, und besonders der systematischen Verunglimpfungen der Schweizer-Presse satt, welche alle guten Berichte als unwahr, dagegen aber alle schlechten Nachrichten als unfehlbar der Wahrheit getreu schildert, ohne die Sachen im mindesten zu prüfen. Man wird sehen, sogar die Berichte des Regierungs-Kommissärs Hrn. Dr. Heußer werden von gewisser Seite verdächtigt werden.

E. de Paravicini.

Anzeige.

Vortheilhafte Auswanderung
nach
Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 40 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Akersleute in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden**, der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in Lichtensteig.

Feuilleton.

Die Schlange in der Hütte.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäcker.)

(Schluß.)

Unnöthig wäre es hier den Weg zu beschreiben, den sie nahmen, es wird genügen zu wissen, daß sie sich glücklich und heimlich dort verbargen, und mit kaum bezähmbarer Ungeduld das Signal erwarteten.

Endlich wurde es gehört, ein dreimal wiederholter gellender Pfiff, dem das Bellen eines Hundes folgte.

Ihm antwortete Abram und kroch aus dem Versteck, wo er die Verbündeten zurückließ, hervor. Es war sternenhell, doch in dem dichtbelaubten Walde die Dunkelheit zu groß, einander erkennen zu können. Die Verschworenen vermochten nur durch ihre Stimmen anzudeuten, wo sie sich befanden. Da wurden die sich nähernden Schritte gehört und in diesem Augenblik ergriff Lamar die Hand des jungen Samsay und flüsterte:

„Keine Uebereilung jezt, nicht zu rasch gehandelt, mein junger Freund. Der Bursche muß sich selber fangen, selber verrathen."

Tiefes Schweigen folgte jezt, das nur durch die Stimme des Negers und Verbrechers unterbrochen wurde.

„Du hast sie gebracht?" frug Stanton.

„Ei gewiß!" erwiderte der Neger.

„Wie viel?"

„Vier ohne mich."

„Konntest Du nicht mehr bringen?"

„Ging nicht — gab mir ja keine Zeit — laßt mich bis Sonnabend — Sonntag — Sonntag krieg' sie alle."

„Nein, nein, das ist nicht möglich. Ich kann es nicht wagen . . . . wir müssen uns also mit denen begnügen . . . . wo sind sie?"

„Im Walde — hier — aber hört, Massa Ned — Ihr thut gewiß, was Ihr versprecht?"

„Auf meine Ehre, Abram."

„Schwört auf Bibel?"

„Auf was Du willst!"

„Die Niggers, die ich bringe — keine gewöhnliche Niggers — Massa hat große Verlust d'ran — was denkt Ihr wohl, er wird sagen — wenn er aufsteht morgen und kann nicht finden Abram und die anderen; — was wird er thun?"

„Was kann er thun? Wir haben 25 Meilen Vorsprung und in zwei Tagen bist Du frei, Abram, bist Du frei, Dein eigner Herr, und kannst ihm Troz bieten; ich sorge dafür, verlaß Dich darauf."

„Er wird hinter uns sein, Massa Ned — und die Nigger im Busch da — alle gute Nigger — das eine Mädchen da — hübsch genug vor weißen Mann — Ihr kennt doch kleine Suffy, Massa Ned."

„Ob ich nicht, Abram, kleine Suffy ist ein prächtiges Mädchen und allerdings hübsch genug die Frau irgend eines Mannes zu sein, bring sie her, bring sie alle her, wir verstehen einander."

„Suffy ist ein gut Mädchen, Massa Ned — möchte sehen, daß ihr gut geht, wenn frei — Ihr heirathet selber Suffy, nicht wahr? — mit Priesta!"

„Wenn sie es wünscht."

„Gewiß wünscht sie. Aber was ist das — höre Leute sagen, Massa hat schon drei Weiber."

„Unsinn, Abram."

„Was, ist nicht wahr denn?"

„Eine schändliche Lüge."

„Warum leidet denn Massa Ned, daß Georgia-Mann ihn fortjagt?"

„Ha, wer hat dir das gesagt?"

„Hörte im Hause ein Gerede davon."

„Bah, die verstehen das nicht; Niemand kann mich jagen; ich will gehen."

„Gut, Ihr wißt am besten, — das sagten sie aber."

„Gut, gut, Abram. — Wo aber sind die Leute?"

„Laßt den Hund dreimal bellen, und sie kommen — Massa Ned kann bellen wie Hund — versucht nur."

Die Nachahmung war ausgezeichnet. Im Busch begann es zu rascheln, und die vermeintlichen Neger tauchten Einer nach dem Andern aus dem Waldesdunkel auf. Sie sahen natürlich genug aus und Stanton näherte sich ihnen mit augenscheinlichem Interesse.

„Dies aber sind lauter Männer, wie? — Hast Du keine Frauen? Wo ist die kleine Suffy?"

„Ah Massa Ned, — wohl aber, was Leute sagen, habt Mädchen zu gern — rufe kleine Suffy jezt, — fällt Euch um Hals — kommt Leute nun, Massa Ned hat versprochen mir, zu bringen uns Alle in schönes Land, — schwört Bibel und Alles, — macht uns frei, — giebt uns viel Whiskey und Tabak, — sagt ihm, Ihr ging Alle mit, — wollt Ihr?"

Ein dumpfes Murmeln war die allgemeine Antwort.

Abram schien Lust zu haben satyrisch zu werden; ein leises trokenes Lachen begleitete jede Silbe.

„Gieb und Hand denn zum Handel, ha, ha! — schüttelte Hand wie Bruder, ha, ha! — niemals dachte Bruder zu werden von mein jung Massa, schüttelt Hände Niggers, — kommt, schüttelt Hände."

„Ihr habt gehört was Euch Abram sagte, meine Burschen; ich verspreche Euch dasselbe; Ihr sollt mit mir zu einem Lande gehen, wo Ihr frei sein werdet, und ich will Euch Whiskey und Tabak im Ueberfluß geben, — wer ist dies, Zoke?"

Lamar ergriff die Hand, und zwar mit einer Stärke, die den Verbrecher überraschte, die Stimme des vermeintlichen Negers kündete ihm aber im nächsten Augenblike auf entsezliche Weise seine Gefahr.

„Schurke!" rief der Georgier; „jezt habe ich Dich, Du hast Dich dem Galgen verschworen und Du sollst ihn haben."

Ein kurzer Kampf folgte. Ihre reißend schnellen Bewegungen aber, und das dunkle ungewisse Licht, ließen die Umstehenden nicht erkennen, wen sie halten sollten. Der Verbrecher dagegen, ein keineswegs schwacher Mann, gebrauchte alle seine Stärke sich von dem ihm drohenden Schikfale zu befreien. Fast gleich an Kräften rangen die Kämpfenden eine ganze Weile, bis sie sich über einen umgefallenen Baum drängten, und Lamar hier ausglitt und stürzte. Im nächsten Augenblik hatte Stanton diesen einen günstigen Moment benuzt; er sprang auf die Füße und floh, ehe die Anderen recht erkennen konnten, wer es sei, dem Dikicht zu, in dessen Schatten er leicht der Verfolgung hätte lachen können.

Das sollte aber nicht sein Schikfal sein. Keine geringere Person als Abram selbst warf sich ihm wie ein ungeheurer Ball in den Weg, und die dunkle Gestalt nicht vor sich erblikend, fiel er mit wildem Fluch zu Boden. Im nächsten Augenblik hatte ihn der Neger beim Bein und schrie aus Leibeskräften nach Hülfe.

„Also Du Hund bist es, dem ich dies Alles verdanke."

Das waren die Worte, die Stanton leise und wüthend durch die Zähne murmelte. Ihnen folgte aber mit Blizesschnelle ein Pistolenschuß.

Abram stieß einen wilden Schrei aus, ließ seinen Halt gehen und sprang auf die Füße. Stanton hatte sich aber erst halb erhoben, als das volle Gewicht des Negers wieder auf ihm lag.

„Du schießt, he? Du schießt?" — waren die Worte des Schwarzen, die er mehr schrie als sprach.

Die Anderen mischten sich jezt hinein, aber mit Gedankenschnelle und viel rascher als wir es hier erzählen konnten, war das oben Beschriebene geschehen.

„Wo ist er, Abram?" frug Lamar.

„Habe ihn sicher," stöhnte der Andere.

„Du bist verwundet?" frug der junge Ramsay.

„Einen Arm durch, mit Pistol."

Ramsay half seinem Neger auf, während der Sheriff und Lamar und Atkins den Gefangenen erfaßten.

„Was ist das?" rief aber Lamar, als er den Körper ergriff. „Er ist leblos. Was hast Du gethan, Abram?"

„Weiß nicht, Massa. Hatte Messer in Hand, wenn er schießt, schrak so, weiß nicht, was ich gethan — gab ihm Messer wahrscheinlich — sein eignes Messer."

Und in der That stak die Waffe noch in der Seite des Verbrechers, dessen Todesstöhnen von dem Racheschrei des Negers übertäubt worden war. Der einzige Stoß war tödtlich gewesen.

„Das ist beim Teufel Verlust für den Galgen," rief Lamar ärgerlich.

„Es ist besser so," sagte der junge Ramsay.

„Und erspart mir eine sehr schmuzige Arbeit," meinte der Sheriff.

Wir mögen vielleicht noch hinzufügen, daß er auch nicht ermangelte, den gewöhnlichen Lohn *) an Abram zu zahlen, der auch sonst wohl von Ramsay's Familie versorgt wurde, und noch jezt lebt, die Geschichte jenes Abends zu erzählen, wo er mit der Schlange aus der Hütte den Kampf bestand.

*) Dem Sheriff liegt in den Vereinigten Staaten das Amt ob, den verurtheilten Verbrecher selbst aufzuknüpfen, wozu er, wenn er keinen Deputy hat, gewöhnlich einen Andern, sehr häufig einen Neger, mithet, ihm diesen unangenehmen Dienst abzunehmen.

Ein fürchterliches Duell.

Vor einigen Jahren brachte ein Neuengland Gentleman, welchen wir Brown nennen wollen, mehre Tage in einem Hotel einer westlichen Stadt zu und gerieth dort in die Unannehmlichkeit, einen sehr ehrempfindlichen Colonel von der Miliz, welcher in demselben Hause mit ihm wohnte, ohne Absicht zu beleidigen. Seine Entschuldigungen wurden nicht angenommen und ihm eine Duellforderung überschikt, welche er jedoch aus Gewissensskrupeln ausschlug. Der Colonel, welcher, nebenbei gesagt, in zwei oder drei Renkontero einen besondern Ruf als Duellist sich erworben hatte, kam plözlich auf die Idee, daß sein Gegner ein Feigling sein müsse und beschloß ihn in Gegenwart aller Honoratioren des Hauses öffentlich zu brandmarken. Demzufolge begab sich der Duellist am nächsten Thge mit einer Cowhide bewaffnet in das Eßzimmer, ging auf Brown zu und fing an, ihm den Staub aus dem Roke weidlich auszuklopfen. Brown war natürlich hierüber sehr erstaunt und aufgebracht. Glüklicherweise war er in seinem Geburtsstaate Lieutenant der Miliz gewesen und erkannte die Wichtigkeit, den Feind durch eine unerwartete Wendung zu inkommodiren. So ergriff er eine Suppenschüssel und schüttete den Inhalt derselben dem kriegslustigen Colonel in's Gesicht, und bevor Lezterer sich von seiner treffenden Ueberraschung erholen konnte, sprang er auf den Tisch und begann einen wahren Hagel von Speisen aus den umstehenden Tellern und Schüsseln über ihn zu entladen.

„Sie sind ein niederträchtiger —"

„Freilich!" wollte der Colonel sagen, aber in demselben Augenblike flog ihm ein Heller voll Gemüse an den Mund und das Wort war blokirt, für immer verloren.

„Ha!" schrie der Neuengländer, der nun warm wurde, „Ihr liebt Gemüse, he? Da nehmt auch Kartoffeln dazu;" und auf den Colonel regnete ein Schauer von Kartoffeln nieder. „Famose Eier das, und ein herrlicher Kalbskopf!" und krach: kam eine Platte voll weich gesottener Eier dem Gegner an die Seite geflogen.

Die Hiebe der Chowide, welche bisher auf des Yankees Kopf und Schulter gefallen waren, wurden schwächer, und es war augenscheinlich, daß der Angreifer, halb erstikt und halb blind am schlimmsten bei der Geschichte wegkam.

„Nehmt'n Turkey," und ein feinster alter Truthan sauste dem Colonel auf den Kopf und füllte beim Zerplazen sein Haar und seine Augen mit delikat aussehender Fülle. „Hier ist das Zubehör," fuhr Brown fort und Brei und Gelee folgten hintenaach.

Jezt war der Colonel unrettbar geschlagen, und als gar noch sein umbarmherziger Gegner einen großen, vor Hize dampfenden Pflaumenpudding ersaßte und ihn mit beiden Händen über seinem Kopfe hielt und ihn darunter zu begraben drohte, da bemächtigte sich ein entsezlicher Schreken des Colonels, er warf seine Cowhide weg, machte Kehrt und stürzte der Thür zu.

„Wartet auf den Pudding, Colonel, wartet auf den Pudding," schrie Brown. „Pudding, Colonel, Pudding!" brüllten alle Anwesenden unter schallendem Gelächter nach. Aber der Colonel, zu erschroken, nahm Reißaus und hörte nicht zu laufen auf, bis er sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte.

Aber obwohl der Colonel dem Pudding glüklich entwischt war, konnte er doch dem Gelächter, welches diese Affaire hervorrief, nicht entrinnen. Er forderte deshalb später vier Personen, gegen welche sein Groll besonders gerichtet war, und sie wollten sich alle mit ihm duelliren, wenn er ihnen die Wahl der Waffen ließe, wozu sie sich Pudding ausersahen. Endlich, als der unglükliche Duellist Niemand mehr finden konnte, der sich mit ihm todtschießen lassen wollte, mußte er den Staat verlassen und sich anderwärts nach bessern Lorbeeren umsehen.

Anekdoten.

Ein Häuptling auf Neuseeland wurde von einem Engländer gefragt, ob die Missionäre auf der Insel etwas ausgerichtet hätten. „O ja!" entgegnete der Bekehrte, „viel Guted, wir essen unsere getödteten Feinde nicht mehr an Sonntagen."

Die Chinesen trinken keinen grünen Thee, obgleich der Theestrauch dort wächst. Wohl aber färben sie ihn grün, weil die Europäer den grünen Thee besser bezahlen, als den braunen.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 23. | Samstag den 6. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Ueber die Gegenden am obern Itajahy

enthält ein Brief aus der Kolonie Blumenau folgende Mittheilungen:

„Wir hatten dieser Tage einen höchst interessanten Besuch, welcher uns viele Freude machte und mit zahlreichen Ehrensalven bewillkommnet und verabschiedet wurde. Hauptmann Pinto, Kommandant der Waldsoldaten dieser Provinz und auch der hiesigen 12 Mann starken Wache kam mit 24 Mann durch die Urwälder unseren großen Itajahy herab und berichtete viel Neues und Erfreuliches über seine Reise. Er war mit 10 Baumkähnen und 25 Mann den Arm des Itajahy, welcher, dem Fuße des Gebirges folgend, auf dem von Santa Catharina nach dem Hochlande und dem Flekken von Lages führenden Wege überschritten wird, hinabgegangen und hatte, trotz großer Hindernisse und mancher Gefahren, das schon mehrmals vergeblich versuchte Wagniß glüklich bestanden. Schon nach kurzer Zeit sah er sich genöthigt, den Wasserweg zu verlassen, da fortwährend Wasserfälle, darunter solche von 50 Fuß Höhe, die Fahrt fast unmöglich machten. Kurz entschlossen ließ er daher die Kanoes und nicht durchaus nöthigen Lebensmittel im Stiche und ging zu Lande weiter, bis er 22 Tage nach seiner Abreise und nachdem er etwa 50 Meilen Wegs zurükgelegt, zwar ziemlich mager und ausgehungert, aber doch glüklich, hier anlangte. Indeß hat die Reise doch ihr Opfer gefordert, indem ein Mann in einem Strudel des wilden Stromes ertrank.

„Genauern Bericht hoffe ich Ihnen baldigst mittheilen zu können. Was für uns besonders wichtig, ist die Schönheit und Güte des Landes den Fluß entlang bis an den Fuß der Serra. Ungefähr 8 bis 10 Meilen über dem von hier eine Meile entfernten ersten großen Falle bildet der Fluß in einer Erstrekung von etwa 7 Meilen in seinem dort besonders herrlichen Thale eine Art Beken oder See mit stehendem oder kaum bemerkbar strömendem, krystallklarem Wasser, dessen Szenerie wahrhaft reizend sein soll. Dieses Beken wird gebildet von dem erwähnten durchforschten Arme und zwei andern ziemlich eben so starken Flüssen, welche, der eine westlichen, der andere mehr nördlichen Lauf haben und jedenfalls vom Hochlande herabkommen. Beide sind tief und still und wahrscheinlich auf ziemliche Erstrekung fahrbar, so daß der genannte See und diese drei Flüsse, größere, bei etwas vollem Wasser kahnbare Bäche gar nicht gerechnet, eine leichte und stets freie Wasserverbindung von 15—25 Meilen Länge im Binnenlande herstellen. Die Ufer sind hoch und zeigen nicht die überall leicht erkennbaren Spuren von Ueberschwemmungen, der Wald ist stark und kräftig und das Erdreich also fruchtbar, mithin das Land, das im Ganzen eben und wellenförmig ist, in jeder Hinsicht zum Kolonisiren vorzüglich geeignet. Eine Landstraße soll bei der ebenen und trokenen Gestaltung des Landes auf der durchforschten Streke bis an den von Westen kommenden starken Flußarm leicht herzustellen sein. Bei der Mannschaft befand sich ein ächter, aber etwas zivilisirter Indianer, welcher, nachdem er schon längere Zeit unter den Weißen gelebt, von seinen wilden Brüdern eingefangen, 7 Jahre von ihnen festgehalten und in der obern Itajahy-Gegend und dem Hochlande herumgewandert war, dann aber die Gelegenheit wahrgenommen hatte, wieder zu den Weißen zu entwischen. Dieser behauptete nun, in den Thälern der beiden, von W. nach NW. kommenden und oben erwähnten Arme des Flusses sei leicht und bequem an den Fuß der Serra heranzukommen und diese an mehreren Punkten dieser Thäler leicht zu ersteigen. Wir haben also die gegründetste Aussicht dafür, daß sich mindestens eine Straße ohne große Kosten bis auf das Hochland hinaufführen läßt und wir von dorther bald unsern Bedarf an Vieh schneller und billiger werden beziehen und im Austausch unsern Zuker, Branntwein und Kaffee hinaufsenden können. Sobald einige dahin gehörige, noch schwebende Fragen erledigt sind, was bald der Fall sein wird, soll deshalb eine Expedition von hier abgehen und dem geraden, von Westen kommenden Arme folgend, das Hochland zu gewinnen suchen. Dem Angriff des Straßenbaues selbst hoffen wir binnen Jahresfrist entgegensehen zu dürfen, aber seine schnelle Vollendung hängt freilich beträchtlich vom Zuflusse von Arbeitskräften durch stärkere Einwanderung ab, an denen für größere Unternehmungen und Arbeiten fortwährend Mangel ist. Diese Straße auf das Hochland und ein Dampfschiff auf dem Flusse — das ist der Angelpunkt unserer Wünsche, und haben wir erst beide, so kommt die goldene Zeit des schönen Itajahy. Nun, es hat sich seit vier Jahren hier Manches verändert, und der Urwald der obern Gegend des Flusses ist seitdem schon beträchtlich gelichtet, und nur in der Kolonie selbst hundert und so viel Ansiedelungen gewichen. — Geht es jezt einigermaßen voran mit der Einwanderung, so werden wir in drei Jahren auch ein Dampfschiffchen, wie wir es gebrauchen und eine, wenn nicht besonders gute, doch wenigstens gangbare Straße auf das Hochland haben."

Einige Worte an Auswanderungslustige aus der deutschen Kolonie am See Llanquihue in Chili in Südamerika.

Daß der Entschluß, das Land der Väter zu verlassen, um in einem anderen Welttheile sein Glük zu versuchen, ein sehr schwerer ist, verhehlt sich kein besonnener Mensch, daß aber dieser Entschluß erst dann, nachdem er bereits ausgeführt worden ist, in seinem ganzen Ernste und mit seinem großen Gewichte vor die Seele tritt, ist eine Erfahrung, welche wohl fast alle Auswanderer machen. Denn zu der unvertilgbaren Liebe zum Lande der Geburt gesellen sich tausend zum Theil nicht vorhergesehene Schwierigkeiten und mannigfache Entbehrungen. Wenn aber ein Land der Erde geeignet ist, den Auswanderer seinen Entschluß nicht gereuen zu lassen und ihn über die Trennung von dem heimathlichen Heerde und von den zurükgebliebenen Verwandten und Freunden zu trösten, ihm die Schwierigkeiten überwinden zu helfen und ein sicheres Fortkommen zu verschaffen, so ist es das glükliche Chili. „Wir sagen ein sicheres Fortkommen." Kein Vernünftiger wird mehr erwarten. Ein Land, wo in kurzer Zeit Reichthümer aufgehäuft werden können, gehört gewiß nicht zu den glüklichsten. Die Zustände in Kalifornien z. B. sind nicht beneidenswerth, wie Jedermann weiß; denn neben der Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums, bringt es dort Mancher, trotz seines Fleißes und seiner Sparsamkeit, nicht zu einer befriedigenden Lage, wie das Beispiel Derjenigen beweist, welche von Kalifornien hierhergekommen sind und sich hier niedergelassen haben. Ueber die Vereinigten Staaten Nordamerika's brauchen wir nichts zu sagen, denn die Haufen Unglüklicher, Hungernder und Bettelnder, welche dort nirgends ihr Fortkommen finden können, reden lauter und deutlicher, als unsere Worte.

Jedes auch noch so kleine Lehrbuch der Geographie, wie sie in Deutschland in den Schulen eingeführt sind, giebt Kunde davon, daß Chili vor den übrigen südamerikanischen Staaten durch seine geordneten Zustände, durch die Kraft und Sicherheit, womit seine freie Verfassung gehandhabt wird, durch sein Emporstreben in materieller Hinsicht, wie in Hinsicht auf Wissenschaft und Kunst und Kultur jeglicher Art, durch sein gutes, angenehmes und gesundes Klima, durch seinen fruchtbaren Boden und seinen sich immer mehr erweiternden Handel hoch emporragt.

Dieses im Allgemeinen über das ganze Land. Werfen wir nun insbesondere einen Blik auf unsere an dem See Llanquihue gegründete Kolonie, so ist dieselbe seit ihrer ersten Gründung, 1853, in einem sehr befriedigenden, eine gute Zukunft versprechenden Fortschritte. Denn obgleich im ersten Jahre die Aufbauung der Häuser und die Herbeischaffung der Lebensmittel, welche für die ersten Kolonisten, namentlich bei den damals noch fast gar nicht gebahnten Wegen, überaus schwierig, mühsam und zeitraubend war, fast die ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, so werden doch jezt von den meisten Kolonisten die hauptsächlichsten Produkte, wie Kartoffeln, Weißkraut, Blumenkohl, Rüben ꝛc. ꝛc., Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais in Ueberfluß gezogen, so daß sie ihren Ueberfluß zu guten Preisen verkaufen. Dazu kommt die sehr einträgliche Viehzucht, denn das Vieh, welches das ganze

Jahr frei umherweidet, mehrt sich schnell und wirft durch den Verkauf von Schlachtvieh und von Butter und Käse einen sehr guten Ertrag ab. Landbauer also und Handwerker, namentlich die in dem von dem Herrn Generalkonsul Don Bizente Perez-Rosales durch die Herren Dieseldorb und Co., Auswanderer-Expedienten in Hamburg, veröffentlichten Prospektus genannten, finden hier und in der zu unserer Kolonie gehörenden, neu gegründeten Stadt Puerto Montt ein gutes Fortkommen. Deutsche trifft der Auswanderer übrigens nicht nur in unserer Kolonie, sondern in jedem nicht zu unbedeutenden Orte des Landes. Von den südlichen Provinzen wird er namentlich viele Deutsche finden in den, in den lezten Jahren eben durch die deutschen Einwanderer sehr aufgeblühten Städten Valdivia und Osorno, wo die Zahl deutscher Einwanderer, wie hier, stets im Wachsen ist.

In dem genannten Prospektus werden unter andern die Unterstüzungen nahmhaft gemacht, welche die Regierung den in hiesiger Kolonie sich niederlassenden Einwanderern gewährt. Wir können versichern, daß diese Versprechungen nicht nur treulich und pünktlich erfüllt werden, sondern daß die Regierung noch mehr thut, indem sie statt der Naturalien und Werkzeuge baares Geld giebt, was den Kolonisten weit ersprießlicher ist. — Daß für die Kolonie noch Manches zu wünschen ist, wollen wir bei allen diesen Vorzügen und Vortheilen keineswegs verhehlen, aber mit der Zuversicht, welche in dem Bestreben der Regierung, für das Gedeihen der Kolonie alles Mögliche zu thun, ihren Grund findet, hoffen wir auf allmälige Beseitigung der noch bestehenden Mängel, denn eine Beseitigung in sehr kurzer Zeit ist ohnehin unmöglich, und wir sind weit entfernt, unbilliges zu verlangen. Die Wege z. B. sind allerdings noch schlecht, jedoch ohne Vergleich besser, als vordem, und sie werden stets gebessert. Wir hoffen, daß die Regierung diese Lebensfrage der Kolonie nicht aus dem Auge verlieren wird. — Einen tiefgefühlten Wunsch hegen wir einstimmig, den nämlich, daß die Zeit nicht mehr ferne sein möge, wo wir Herrn Perez Rosales in unserer Mitte begrüßen können, diesen Herrn, zu welchem wir das feste Vertrauen hegen, daß er die Blüthe der Kolonie auf eine Weise befördern werde, wie nur Wenige dazu die Einsicht, die Kraft, den Eifer und die Ausdauer beweisen werden.

Und so schließen wir den diesen Aufsaz mit der Versicherung, daß wir überzeugt sind, es werde Niemanden, der nicht mit unbilligen Erwartungen hierher kommt, gereuen, hierher eingewandert zu sein, daß vielmehr jeder Arbeitsfähige und Arbeitslustige sich hier eine sorgenfreie Zukunft bereiten kann, was in Deutschland Vielen auch beim besten Willen nicht möglich ist.

Kolonie Llanquihue, im Januar 1857.

Dr. Friedrich Geiße, aus Gottsbüren in Kurhessen.
G. v. Bischofshausen, aus Nauenrode, Kreis Witzenhausen.
Max Günther, aus Braach in Kurhessen.
Friedrich Schminke, aus Kassel.
Ferdinand Heß, aus Kassel.
Peter Nettig, aus Königswalde, bei Reinerz in Preußen.
Karl Bittner, aus Reinerz in Preußen.
Joseph Gebauer, aus Wünschelburg in Schlesien.
Eduardo Schöbiz, aus Hattsch a. O.
Philipp Friedrich Berner, aus Rothenberg, Württemberg.
Johann Michael Mödinger, aus Strümpfelbach, Württemberg.
Hans Christian Lafrenz, von der Insel Fehmarn.
Christian Adam Richele, aus Nellingen o. A., Württemberg.
Joseph Embart, aus Andelfingen, Württemberg.

Verschiedenes.

Schweiz. (Kuriosum.) Das Emmenthaler Wochenblatt sagt: „In Santa Fé, Südamerika, ist namentlich die Republik Argentinia, die vorzüglich zur Einwanderung von Schweizern paßt." Was sagt das Emmerthalerblatt zu dem Saze: die Schweiz liegt im Emmenthal?

— Schaffhausen. Durch Regierungsbeschluß ist den Agenten für Auswanderer verboten, zur Auswanderung behülflich zu sein, wenn die betreffenden Personen nicht mit rechtsgültigen von den hiezu kompetenten Behörden zu diesem Zweke ausgestellten Ausweisschriften versehen sind.

Preußen. (Neuenburger Einwanderer.) Die neue royalistische Uhrenmacher-Kolonie wird ihren Siz im schlesischen Städchen Lähn haben. In diesem „Neu-Sagne" sollen bereits 40 Familien angesagt, und ein gewisser Eppner ihr künftiger Maitre-Bourgeois sein. Sie werden hier, wie die Kreuzzeitung sagt, treubewährte Unterthanen ihres königlichen Landesvaters bleiben.

Belgien. Antwerpen, am 20. Mai. Da bisher die trokenen Nord- und Ostwinde vorgeherrscht haben, so bietet unser Hafen durch den fortwährenden Abgang eine auffallende Leere dar, indem die atlandischen Schiffe wegen der Gegenwinde sich nur langsam nähern können. Doch nimmt man seit einigen Tagen in den oberen Luftschichten eine Neigung zur entgegengesezten Windrichtung wahr, so das wir hoffen dürfen, unsern Hafen bald wieder gefüllt zu sehen. — Nach mehr Nässe seufzt übrigens die ganze nördliche Hemisphäre Europas, damit die heillose Theurung endlich gebrochen werde. Unter den aufs Neue abgegangenen Schiffen bezeichnen wir den großen Dreimaster „Aquela", Kapitän Oliver, welcher am Sonnabend Abend aus dem Bassin auf die Rhede gegangen und am Sonntag durch einen Schleppdampfer die Schelde hinunter nach Vliessingen an's offene Meer geführt wurde. Auf demselben befinden sich 400 Auswanderer und darunter bei 170 Holländer für New-York. — Es verdient besonders angeführt zu werden, daß selten Schiffe unsern Hafen verließen, welche mit solch vortrefflichen Einrichtungen für die Reisenden versehen waren, als die „Aquila". Man will mit Bestimmtheit wissen, daß die Leute über 600,000 Fr. baare Gelder mit sich führen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Uebertriebenes aus den neuen Territorien.) Aus den Vereinigten Staaten wird geschrieben, daß die Auswanderung vom Osten nach dem Westen in diesem Jahre sehr stark sei. Die Meisten zögen nach dem „mit fast erschrekender Schnelle aufgeschossenen Jowa, nach dem jungen und kräftigen Minnesota, vor Allem aber nach Kansas und Nebraska. Die Bevölkerung Minnesota's dürfte in diesem Jahre leicht auf 200,000 Seelen steigen, die von Kansas auf 80 bis 100,000." Dabei wird aber bemerkt, daß die Spekulation auf schwindelnde Höhe gestiegen; Alle wollten leicht und schnell reich werden; Jeder zweite oder dritte Mensch in einem solchen Territorium sei ein Landspekulant. Jeder Tag gebäre neue abenteuerliche Projekte von Städtegründungen, Wege- und Eisenbahn-Anlagen u. dgl., — dabei würden Viele reich, aber noch mehrere arm werden. In St. Paul, der kaum 8 oder 10 Jahre alten Hauptstadt von Minnesota, hätten die Bauplätze jezt einen Preis, wie in New-York. — Aehnlich sei es in den Städten Lawrence, Leavenworth, Quindaro u. A. in Kansas. Für Baar-Kapitalien würden im Westen häufig 6 bis 12 Prozent monatlich bezahlt u. s. w. — Es ist ganz natürlich, daß dieser Zustand ein erkünsteltes ist und über kurz oder lang umschlagen muß. — Unsere deutschen Auswanderer werden wohl thun, sich nicht von dem Strom der Inland-Auswanderer in den Vereinigten Staaten fortreißen, von den Länderspekulanten durch Vorspiegelung glänzender Aussichten verloken zu lassen. In den näher liegenden Staaten Ohio, Wiskonsin, Indiana u. s. w. giebt es noch gutes und verhältnißmäßig billiges Land genug. Wer aber dennoch dem allgemeinen Zuge folgen will, der sei auf der Huth, und lasse sich nicht durch Bordividiren eines großen Gewinnes zu leicht möglichem Verlust verleiten. — Es fragt sich sehr, ob die Städte, welche auf dem Papier schon fix und fertig sind, auch alle empor kommen. Mit Bleistift lassen sich leicht auf Papier Straßen anlegen, Häuser bauen, aber mit Stein und Kalk, und wenn das Geld knapp, geht's nicht so leicht. (D. A. Z.)

— (Langer Winter.) Aus dem Nordwesten der Vereinigten Staaten kommen noch immer Berichte über die ungewöhnliche Kälte im Mai; die Nachrichten bis zum 11. Mai sagen, daß man auf dem Niagarafluße noch viel Eis finde, daß es selbst in Buffalo in lezter Woche mehrere Zoll tiefen Schnee geworfen und das Wetter so rauh sei, daß man gar nicht an Einpflanzung der Gärten denken könne. Am Morgen des 11. Mai fiel auch in Philadelphia Schnee, doch nur auf kurze Dauer; die Kälte war aber so empfindlich, daß man überall die Oefen geheizt fand.

— (Die Mäßigkeit.) Die Temperenzleute heben überall durch die Union ihre Köpfe wieder in die Höhe und suchen die Wirthe, Liqueur-, Weinhändler und Bierbrauer zu kränken, wo sie nur können. In Philadelphia gibt es viele Mitglieder dieser ehrenwerthen Gesellschaft, die sich aus der Angeberei ein Geschäft machen, trozdem sie in den öffentlichen Blättern auf's Strengste getadelt werden, und man sie allgemein mit Verachtung behandelt; doch so lange das thörichte Gesez nicht aufgehoben wird, werden diese Angeber fortbestehen, besonders da ihnen die Hälfte der Strafe zufällt. In Pennsylvanien lautet das Gesez: Wer am Sonntag geistige Getränke verkauft, ist in eine Strafe von 50 Dollars und 60 Tage Gefängniß verfallen. In Kalifornien lautet das Gesez, daß alle Wirthschaften Punkt 12 Uhr geschlossen sein müssen; die Wirthe befolgen das Gesez buchstäblich, schließen mit dem Schlag zwölf Uhr ihre Häuser, machen dieselben aber fünf Minuten nach 12 Uhr wieder auf. Nirgends in der Welt werden wohl die Gesezе mehr umgangen, als in Amerika, aber nirgends wird man auch tollere Gesezе finden, als in diesem Lande.

— New-York. Unter den Polizeifällen, welche in lezter Zeit in New-York vorkamen, zeichnet sich einer wegen seiner besondern Kraßheit aus. Wir heben ihn aus vielen andern hervor, weil er nicht nur den Charakter der meisten Matrosenwirthschaften illustrirt, sondern auch die Unzwekmäßigkeit eines Vorschlags der lezten Grand Jury beweist. Ein junger deutscher Emigrant nämlich, Karl Hermann, langte hier am 7. April an. Er war auf der Herreise den Matrosen behülflich gewesen und hatte sich in solchem Grade das Wohlwollen des Kapitäns zu erwerben gewußt, daß ihm dieser bei der Ankunft sagte, er solle am nächsten Morgen wieder an Bord kommen, als wenn er, der Kapitän, ihm eine kleine Vergütung für seine Arbeit zustellen wollte. Hermann verließ das Schiff und ward von einem Matrosen-Runner in eine der berüchtigtsten Matrosenkneipen zu Patrik Flynn, Nro. 313 Waterstreet, geführt. Er blieb hier bis zum nächsten Morgen, kleidete sich dann in seinen besten Anzug und begab sich dann wieder an Bord. Der Kapitän gab ihm 9½ Dollars und rieth ihm, Flynn's Haus zu verlassen und sich nach einem anständigen Logis umzusehen. Er beschloß dies zu thun und fragte Flynn, in dessen Haus zurükgekommen, wie viel seine Zeche betrage. „Wie viel hat Dir der Kapitän gegeben?" — „Neun und einen halben Dollar." „Nun", war die Antwort, „so viel beträgt gerade Deine Zeche." Hermann weigerte sich zu zahlen und bot zwei Dollars, worauf ihm Flynn sagte, er solle nur mit zu Mittag speisen, sie wollten dann schon einig werden. Nach dem Mittagessen nahm Flynn seinen Gast mit in's dritte Stokwerk des Hauses, „in sein Zimmer, um dort seine Bücher nachzusehen", doch hier im Zimmer befanden sich drei andere Kerle, welche sofort über Hermann herfielen, ihn zu Boden schlugen und ihm nicht nur sein Geld abnahmen, sondern ihn bis auf das Hemd auszogen und mit den Kleidern das Zimmer verließen, welches sie hinter sich verriegelten. Als sich Hermann von den erhaltenen Mißhandlungen etwas erholt hatte, sah er sich nach einem Ausweg zur Flucht um. Unter dem Bette fand er ein paar leinene Matrosenbeinkleider, eine alte Weste und ein Paar Gummistiefel, und bekleidete sich mit diesen Kleidungsstüken, dann öffnete er das Fenster und es gelang ihm nach einer halsbrechenden Reise über die Nachbarshäuser auf die Straße zu gelangen. Ein Deutscher, an den er sich wandte, wies Hermann nach dem Polizeigerichte in den Tombs, woselbst er seine Klage vorbrachte. Doch so abscheulich die Einzelnheiten dieses Falles waren, fand man sich nicht bemüßigt, sein Affidavit zu nehmen, sondern theilte die Sache dem Richter in so oberflächlicher Weise mit, daß dieser, statt einen Verhaftsbefehl auszustellen, dem deutschen Offizier Fellemann den Auftrag gab, sich der Sache anzunehmen und die Banditen zu verhaften. Herr Fellemann ist, wie sich später herausgestellt, ein Intimus des Herrn Flynn; er konnte (?) keinen der Uebelthäter finden und schikte den Emigranten ohne Weiteres zum Henker. Hermann fand am nächsten Morgen seinen Weg in das Emigranten-Büreau der Mayors-Office, wo er wieder seine Geschichte erzählte. Hier fand er ein williges Ohr und Officer Rothschild begleitete ihn wieder in die Tombs, um dort einen Verhaftsbefehl zu erlangen. Herr Fellemann macht sich hier wieder bemerklich zu Gunsten seines Freundes und der Richter, welchem die Sache falsch vorgestellt war, weigerte sich anfangs, einen Warrant zu geben. Dann wollte er einen einfachen Warrant auf Angriff ausstellen, und erst nachdem ihm Herr Rothschild die Wichtigkeit der Sache auseinandersezte, ward ein Verhaftsbefehl gegen Flynn und seine drei Genossen auf Raub ausgestellt. Da Flynn der Polizei als einer der gefährlichsten Charaktere wohl bekannt ist, nahm Herr Rothschild noch drei andere Officianten mit, um die Räuber zu verhaften. Es gelang ihnen auch, Flynn und einen Burschen, Namens Robert Armstrong, zu

erwischen. Armstrong ward vom Richter bis auf Weiteres eingesperrt und Flynn auf „Parole" entlassen. Da Flynn am nächsten Morgen einen Prozeß wegen Angriffs vor den Assisen zu bestehen hatte (er ward hier zu 50 Dollars Strafe verurtheilt), war die Voreramination des Falles bis auf den folgenden Tag verschoben. Bei der Voreramination wurde die Sache der Grand-Jury übergeben, und Flynn und Armstrong jeder unter 1000 Dollars Bürgschaft gestellt. Da Hermann ohne Beschäftigung und ohne Freunde war, wurde der Antrag gestellt, daß er gefänglich zurükgehalten werden möge, sowohl seiner eigenen Sicherheit halber, als auch um es unmöglich zu machen, ihn zu bestechen. Auf das vorerwähnte Ansuchen der Grand-Jury jedoch soll der Distrikts-Anwalt ein Rundschreiben an die Richter erlassen haben, worin er sie aufordert, keine Zeugen mehr gefänglich zurükzuhalten, und darauf hin weigerte sich der Richter, Hermann zurükzuhalten. Der Gastwirth Dorner, Nro. 107 Greenwich Street, hatte sich erboten, Hermann zu bestöstigen, bis der Prozeß vorkomme. Am 13. April früh war derselbe aus seinem Hause verschwunden. Wir hören, daß das Haus des Herrn Dorner am 11. und 12. von Matrosen, Rowdies und anderen Freunden Flynn's überlaufen ist, um Hermann zu bewegen, fortzugehen; auch einige Polizisten sollen sich in derselben Absicht dort hinbemüht haben. Wir können leider deren Namen nicht erfahren, sonst würden wir sie gebührend an Pranger stellen. Jedenfalls ist es den Angeklagten gelungen, den einzigen Zeugen, welcher ihre Verurtheilung herbeiführen konnte, aus dem Wege zu räumen. Es ist schwer zu sagen, welche Mittel hierzu angewendet wurden; da Hermann kein Mensch zu sein schien, welcher sich durch Drohungen vertreiben ließ, auch keiner, welcher Bestechung annimmt, so müssen wir fast fürchten, daß Gewalt angewandt worden ist. Dies wäre nicht unwahrscheinlich, wenn man die Charaktere Derjenigen in Betracht zieht, gegen welche er als Zeuge aufzutreten bereit war. Es ist die gewaltsame Entführung von Matrosen hier auch nichts Ungewöhnliches. Manches, nach Kalifornien, Liverpool und China abgehende Fahrzeug wird theilweise mit gepreßten Matrosen besezt, und die von hier abgehenden Sklavenhändler suchen sich die besten, verwegensten Matrosen aus, die größtentheils am Tage vor der Abfahrt betrunken oder mit Gewalt an Bord gebracht werden und selten ihr Schikfal erkennen, bis alle Widersezlichkeit unnüz ist.

(N.-Y. Times.)

— Jowa. (Eine ganze Ansiedelung zerstört.) Durch den Telegraphen kam nach Chicago die Nachricht, daß von den Wahhaccootai Sioux Indianern die Einwohner der Spirit Lake Ansiedelung in Jowa niedergemezelt wurden. Privatbriefe vom Fort Doge nach Pittsburg bestätigen obige Nachricht. Es waren 20 Familien in dieser Ansiedelung, die fast sämmtlich erschossen oder erschlagen wurden. Das Massacre soll am 9. März stattgefunden haben. Eine Kompagnie Vereinigte Staaten-Truppen ist von Fort Ridgely nach dem Spirit Lake aufgebrochen. 14 Leichen wurden gefunden, der Rest der Einwohner ist, wie man glaubt, in die Gefangenschaft geschleppt worden. Bei Fort Doge hatten sich 100 Mann zur Verfolgung der Indianer gesammelt. Spirit Lake liegt in Dikinson County, an der Grenze von Minnesota, nahe dem Des Moines-Fluß.

— Kalifornien. Das „San Francisco Journal" berichtet über einen Besuch im chinesischen Theater in San Francisco: „Aufgeführt wurde: „„Die Einführung des Theaters in China vor 1000 Jahren."" Bei dem Beginne erschienen alle mit der Vorstellung beschäftigten Personen auf der Bühne und gaben in einer Art Rundgesang eine Erklärung des auf dem Repertoire befindlichen Stüks. Um Verwechselungen zu vermeiden, zeigten sich Schauspieler, die in mehreren Rollen auftraten, vorher in ihren verschiedenen Kostümen. Solo's und Chöre wechselten mit einander ab. Duette, Terzette und Quartette waren eingeschlossen, zu jedem aber gab der Chor als Finale eine Repetition der Schlußarie, die zuweilen eine Aehnlichkeit mit einem Choral aus unseren Kirchenliedern hatten, wenn man im Stande ist, die alle in der Fistel gesungenen Laute damit zu vergleichen. Das Orchester befand sich auf der Bühne und hatte an gewöhnlichen Tischen Plaz genommen, die an der Rüken-Coulisse aufgestellt waren. Zwei Beken, eine Art Clarinette, eine Trompete, einsaitige Geigen, ein eiserner Amboß, der mit Hämmern geschlagen wurde, und einige andere Instrumente waren bestimmt, den Wirrwarr von näselnden, pfeifenden und kreischenden Tönen, den die Chinesen Musik nennen, zum Ohr zu bringen. Die Musikanten rauchten und tranken abwechselnd aus kleinen Schaalen Thee, von dem die auf der Bühne befindlichen Schauspieler, wenn sie mit einer stummen Rolle beschäftigt waren, sich dann und wann auch einen Mund voll zuführten. Die Size der Zuschauer waren ohne Ausnahme alle gefüllt. Die Frauen rauchten Cigarlos oder naschten Nüsse und Zukerwerk, die Männer saßen schweigend, ohne Beifall oder Mißfallen auszudrüken, nur hin und wieder eine Opiumpfeife mit dem Nachbar tauschend. Die in den Stüken vorkommenden Frauen werden von Männern dargestellt, die sich bemühen, die weibliche Stimme und die Bewegung der Frauen nachzuahmen. Es verstößt gegen die chinesische Etiquette, Frauen auf der Bühne erscheinen zu lassen." U. s. w.

— In Kalifornien gibt es zirka 50,000 Chinesen, deren Sitten und Gebräuche abgeschmakt, widerwärtig, kindisch und doch zugleich hochmüthig erscheinen. Sie können sich weder unter den Amerikanern noch unter den Deutschen Sympathie erwerben.

— Kansas. (Ein geplagter Redaktor.) Die Claim-Manie bemächtigt sich selbst der beständigsten Charaktere. Sämmtliche Sezer und Druker des Kansas „Herald of Freedom" waren nach Abreise des Prinzipals, welcher nach dem Osten gereist war, um dort Maschinerie zu kaufen, davongelaufen, obgleich sie versprochen Stand zu halten. Das Claim-Fieber und seine goldenen Chancen waren zu lokend. Als Hr. Brown nach drei Wochen nach Lawrence zurükkehrte, fand er, daß seit zwei Wochen kein Blatt erschienen und sein Tisch voll Beschwerdebriefe lag. Nach zehn Tagen endlich, am 11. April, erschien wieder eine neue Nummer, nachdem eine ziemlich lange Gelegenheit den Lesern zur stillen Einkehr in sich selbst gegeben war. Der Redakteur erklärt jezt, seine Office nicht eher wieder verlassen zu wollen, bis er einen Foreman zurüklassen könne, der seine „Ehre" dem Interesse vorziehe. Dergleichen Desertionen in Masse erinnern an die Szenen in San Francisco zur ersten Zeit der Golderdekung.

Mexiko. (Revolutionsversuch.) Die Journale von Mexiko und Veracruz (vom 23. April) bringen Details über eine von den geistlichen Gewalten geschürte Revolution, welche in der Hauptstadt wie in einer Anzahl Provinzialstädten (Puebla u. A.) am Hohendonnerstag ausbrechen sollte. Am genannten Tage verfügte sich die Regierung von Mexiko in die Kathedrale, um dem Gottesdienste beizuwohnen, da verwehrte ihr das erzbischöfliche Kapitel den Eintritt. Der Gouverneur antwortete mit der Verhaftnahme einiger Geistlichen, die übrigen versteften sich im Chor. Unterdessen war die in der Kirche anwesende Menge in Aufregung gerathen, man hörte den Ruf: „Nieder mit der Regierung! Nieder mit den Gottlosen!" Wer sich am bemerkbarsten machte, das war ein mit Pistolen bewaffnetes Weib. Ein Mann bestieg die Kanzel zur Vertheidigung der Religion. Die Polizei und bewaffnete Macht verstand jedoch keinen Spaß, sezte die lautesten Lärmer an den Schatten, grenzte den Erzbischof in seine Wohnung ein und es gelang ihrer Energie, die Berechnungen der geistlichen Verschwörer zu Schanden zu machen. Aehnlich verlief die Sache in den Provinzen; überall scheint sie beim Volk wenig Anklang gefunden zu haben. Ernstlicheres scheint nun in Vera-Cruz vorgefallen zu sein, wo beim Abgang der lezten Post der Kampf noch fortdauerte und das Resultat zweifelhaft war. Der Erzbischof von Mexiko war nach neuesten Berichten in der Havannah erwartet; der Präsident Comonfort hatte ihn sammt einigen andern kompromittirten Prälaten außer Landes gewiesen.

Südamerika. Laplataſtaaten. In Buenos-Ayres ist am 29. März die Wahlschlacht vor sich gegangen, die zur Organisirung der neuen Kammern geführt hat, denen am 1. Mai die Wahl des neuen Präsidenten der Republik obliegt. Wiewohl große Aufregung herrschte, ist es doch nur in dem Kirchspiel San Miguel zu einer Schlägerei gekommen. Die Regierungspartei hat fast überall den Sieg davongetragen. Iriarte, Carurés, Pena, Calvo, Lagos und andere Mitglieder der Oppositon oder der Partei Torres sind durchgefallen und die Wahl von Lorenzo Torres selbst, der sich in einem Landdistrikte gemeldet hatte, schien noch nicht gewiß zu sein. Unter den mit großer Majorität gewählten Mitgliedern des Senats ist Valentin Alsina. Die „Tribuna" bezeichnet den Sieg der Regierungspartei als die totale Vernichtung aller Prätensionen Urquiza's, Oribe's und Lorenze Torres. Jedenfalls hat der Lezgenannte alle Aussicht auf die von ihm gesuchte Erwählung zum Präsidenten verloren, obgleich man noch keine Gewißheit über die Person dessen hat, der gewählt werden wird. Der jezige, seit drei Jahren in Funktion befindliche Präsident, Hr. Obligado, hat im Voraus erklärt, daß er die Wahl unter keiner Bedingung annehmen werde. Der Chef der Armee des Südens, General Escalado, hat abgedankt und ist durch den Obersten Diaz ersezt worden.

— Die Argentinische Republik wird von neuen Unruhen bedroht. Abgesehen von dem Siege, den die separatistische Partei bei den Wahlen in Buenos Ayres davongetragen hat, und der schwerlich ohne Rükwirkung auf die argentinische Konfederation bleiben wird, findet sich das System des Generals Urquiza durch zwei Ereignisse bedroht, — durch einen neuen Aufstand in der Provinz Santa Fé, welcher gegen das von Parana ausgeübte Zentralisationssystem gerichtet ist, und durch einen Aufstand in der Provinz Rioja, wo das Volk ebenfalls die Waffen gegen die Regierung ergriffen hat.

— Paraguay. Nach Berichten aus Asumcion vom 22. März ist der bisherige Präsident der Republik, Don Carlos Lopez, am 17. März von Neuem vom Nationalkongresse zu diesem Amte gewählt worden und hat die Wahl angenommen. Die mit Brasilien und der argentinischen Konfederation abgeschlossenen Handels-, Schifffahrts- und Grenzverträge sind von dem Nationalkongreß von Paraguay ratifizirt worden.

H. Z. f. d. A. u. K. A.

Brasilien. (Handwerker in Santa Katharina.) Ein in der Kolonie Blumenau angesiedelter deutscher Sattler schreibt: Von denjenigen Gewerben, die hier am besten fortkommen, führe ich an: die Holzarbeiter, wie Zimmerleute, Tischler und Böttcher, die sehr gut verdienen. Ebenso Feuerarbeiter, als Schmiede und Schlosser. Ein Töpfer fehlt gänzlich und wird ungemein vermißt. Ein tüchtiger Ziegelmeister würde hier sein Glük machen, doch müßte er ein Paar zuverlässige Arbeiter mitbringen. Das Holz zum Brennen kostet nichts und am Itajahy findet sich die schönste Ziegelmasse. Das Tausend Dachziegel wird mit 40 Milreis abgegeben. Der Mann, den der Dr. Blumenau auf die bestehende Ziegelei gesezt hat (ein deutscher Maurermeister), versteht leider von dem Geschäfte gar nichts, er wollte Lindner, als er hörte, daß er Ziegler sei, gleich gegen guten Lohn engagiren, der Lezterе wied jedoch das Anerbieten zurük. Auch ein Mann, der eine Schneidemühle hier erbaute, würde vom Dr. Blumenau sehr unterstüzt werden. Hinter Lindner's Grundstük befinden sich zirka 400 Morgen des schönsten Holzes, auch vortreffliche Wasserkraft, nebenbei würde dem Unternehmer das Recht zustehen, vom Nachbar Hölzer zu entnehmen, wofür er diesem indeß stets das zwölfte Brett zurükzuliefern hat. — Ich wünschte nur, sämmtliche Tischlermeister des Görlizer „Möbelmagazins der vereinigten Tischlermeister" besuchten mich hier einmal und nehmen sich eine Schiffsladung der schönsten und härtesten Hölzer, deren es hier an dreihundert Arten geben soll, von meinem Grundstük als kleines Souvenir mit nach Europa zurük! Die Noth um Schuhmacher muß in Santa Katharina eine große sein. Bei unserer Landung wurden wir mit Fragen bedrängt, ob sich nicht Schuhmacher unter uns befänden, die als Werkführer dort zurükbleiben wollten, um Gesellen aus Deutschland nachzuverschreiben. Die Leute boten ihnen Geld im Voraus, nur möchten sie dort bleiben. Wie ich erfuhr, erhält ein Geselle daselbst für ein Paar leichte Frauenschuhe anzufertigen 2 Milreis.

Feuilleton.

Reisebriefe.

Von Dr. Christian Heuser.*)

(Aus dem literarischen Beiblatt der Neuen Züricher Zeitung abgedruckt.)

Glüklich in Lissabon angelangt — heute Vormittags gegen 11 Uhr — bei dem herrlichsten Frühlingswetter, wie es bei uns etwa zu Ende März sein mag, wenn es recht warm ist, beginne ich endlich meine Nachrichten in die Heimat. Davon war keine Rede, daß ich auf dem Schiffe, auch abgesehen von der Seekrankheit, etwas Lesbares zu Stande gebracht hätte, so stark waren bisher die Schwankungen des Schiffes. Wir fahren nämlich auf einem ganz neuen Schraubendampfschiff, das weit unruhiger fährt, als ein Räderdampfschiff. Kurz gesagt ist der Unterschied der, daß wir statt zweier vertikaler Räder in der Mitte des Schiffes nur eine horizontale Schraube am hintern Ende desselben haben und zwar gerade unter der ersten Kajüte, so daß wir ganz besonders unter der Erschütterung zu leiden haben. Der Vortheil der Schraubendampfer ist dagegen, daß sie schneller gehen; auch sollen bei ruhiger See die Schwankungen keineswegs so bedeutend sein, wie wir sie in diesen Tagen erfuhren.

Am 25. Dezember früh um 6 Uhr fuhren wir von

*) Die Mission des Verfassers nach Brasilien ist bekannt. Wir bemerken nur, daß diese Briefe an einen sehr engen Kreis geschrieben sind.

Southampton ab, wo ich mich Tags vorher am Anblik des mit Schiffen überfüllten Hafens, des weiten Meeres, aber auch des herrlichen Landes erfreut hatte. Wer hätte nicht schon viel von dem schönen Grün englischer Wiesen gehört; aber daß dasselbe um Weinachtszeit noch so bezaubernden Eindruk mache, hätte ich mich doch nie denken können.

Wir fuhren anfänglich ziemlich westlich der englischen Küste entlang, und erst später wandte sich der Lauf nach Süden; doch Genaues weiß ich nichts von dieser Fahrt, denn schon am ersten Nachmittag fing sich jene bekannte Uebelkeit, von der ich auf der Ueberfahrt von Calais nach Dover auch nicht eine Spur gehabt hatte, bei mir einzustellen an, und auf den Abend trat die leidige Seekrankheit vollständig ein. Sturm hatten wir zwar nicht, aber doch hohe, d. h. bedeutend bewegte See, und zudem ist hier, wo man aus dem Kanal in die offene See austritt, stets eine starke Strömung, so daß die Krankheit hier sicherer als mitten auf dem großen Ozean sich einfinden soll; wirklich waren auch auf dem Schiff alle Personen, mit Ausnahme des eigentlichen meergewohnten Schiffspersonals seekrank. Diese Uebelkeit, die in der That ein etwas trostloser Zustand ist, erreichte Freitags den 26. bei mir den höchsten Grad; Samstags früh fühlte ich mich etwas besser; dieser Tag und der darauf folgende Sonntag, die beide ausgezeichnet schön waren, brachten mich allmälig wieder in einen natürlichen Zustand, und heute Montag Morgen erwachte ich wieder ganz gesund und freute mich der nahen schönen portugiesischen Küste. Zum Nuzen und Frommen derjenigen, die etwa nachfolgen wollen, muß ich meine Seekrankheitserfahrungen noch ein wenig aufzeichnen. Neben arger Uebelkeit und immerwährendem Erbrechen litt ich an vollständiger Appetitlosigkeit; so wie ich die lezere besiegt und gegen meine Neigung etwas gegessen hatte, so trat allmälig die Besserung ein. In der That muß man sich zwingen, etwas zu essen, wenn man auch dasselbe gleich wieder bricht, um so den Magen nach und nach zu restauriren und gegen die Schwankungen des Schiffes unempfindlich zu machen. Die Hauptsache ist nun eben, daß man in jenem Zustande der Appetitlosigkeit dasjenige zur Verfügung hat, wozu man noch am ehesten ein entferntes Gelüste haben könnte. Als Kajüten-Passagier dachte ich, alles Wünschenswerthe an Bord zu finden und brachte daher nichts der Art mit auf's Schiff; die beiden andern Schweizer dagegen nahmen sich gedörrte ächte Schweizer Zwetschgen mit, gaben mir nachher auch davon und diese allein schmekten mir und zwar vortrefflich. Außerdem sehnte ich mich ganz eigentlich nach einem Apfel, oder auch nach einem Glas neuen sauern Zürcher Seewein. Wasser ist wohl an Bord, vermag aber nicht den unmäßigen Durst zu löschen. Dürre Zwetschgen und frische saure Aepfel, die in der Heimat so leicht zu bekommen sind, sollte jeder Schweizer Auswanderer mitnehmen. In Havre, Dover ꝛc. erhält man leichter und wohlfeiler Zitronen und Pomeranzen; die munden aber einem seekranken Schweizer nicht, ich wenigstens hatte kein Verlangen darnach.

Dienstags, den 30. Dezember. Von der Fahrt kann ich nur noch weniges nachtragen. Unser Schiff — die Teutonia — ist eines der größten Dampfschiffe, die den antlantischen Ozean befahren, 320 Fuß lang und 35 Fuß breit; der größte Raum ist für das Zwischendek verwendet, indem das Schiff für Auswanderer erbaut und zwar für 500 Zwischendek-Passagiere berechnet ist. Erste und zweite Kajüte fassen vielleicht kaum 100 Passagiere. Weder Zwischendek noch Kajüte sind übrigens gefüllt, denn wenn auch schon in Lissabon noch mehrere Passagiere hinzukommen, so werden doch die großen Räume lange nicht voll, so daß schon deswegen die Fahrt eine angenehme zu werden verspricht. Ein solches Schiff ist nun wirklich eine Welt im Kleinen. Von dem ganzen Bau und dem eigentlichen Zusammenhang des Mechanismus, der Masten, Taue ꝛc. habe ich noch keinen rechten Begriff, hoffe aber denselben schon noch etwas studiren zu können. Was die Lebensbedürfnisse betrifft, so haben wir schon für die kleine Anzahl Passagiere lebende Hühner, Schweine, Schafe und eine Kuh (lezztere der Milch wegen, erstere aber zum Schlachten) an Bord. Diese Thiere alle scheinen die Seekrankheit nicht zu bekommen; anders ist's mit den Pferden. Unser Schiff nahm von England aus zwei prachtvolle Pferde mit, die in Bahia ausgeschifft werden sollten; das eine verendete aber schon am zweiten Tage der Fahrt; das andere blieb gesund und die Schiffleute nehmen an, es werde nun die ganze Fahrt glüklich überstehen; denn sobald ein Pferd die Seekrankheit bekömmt, so soll es auch in den ersten Tagen daran zu Grunde gehen, während andere gar nicht davon berührt werden.

Ich bewohne die zweite Kajüte, die sich von der ersten nur dadurch unterscheidet, daß sie etwas ungünstiger liegt. Tafel ist für beide gemeinsam und ist wirklich luxuriös, daran liegt mir nun rein nichts; bei einem einfachen Stük Fleisch wäre ich gerade so glüklich wie bei diesem Ueberfluß; aber das Angenehme der gemeinsamen Tafel ist, daß ich so mit dem Kapitän und ersten Offizier näher bekannt werde. Beide sind sehr freundliche Leute, Hamburger (wie denn die ganze Bemannung deutsch ist), die mir auch bereits erlaubt haben, wenn die See ruhiger wird, an ihren täglichen Ortsbestimmungen Theil zu nehmen. Auch die weitere Schiffsgesellschaft scheint angenehm zu werden. Es sind zwei deutsche Aerzte, ein junger Kaufmann, Engländer, der mit bis Rio geht, eine ältere englische und eine junge norddeutsche Dame, welche lezztere als Erzieherin nach Bahia berufen ist. Hier in Lissabon sind mehrere Passagiere ausgestiegen, von denen mich besonders Einer, ein geborner Portugiese, dessen Vater ein Haus in Hamburg hat, interessirte. Wir standen gestern Morgen zusammen auf dem Verdek und betrachteten mit herzlichem Wohlgefallen die schöne portugiesische Küste. Ein steiles, felsiges Ufer fällt zunächst in's Meer ab; hinter demselben erhebt sich ein fruchtbares hügeliges Gelände, das in einigen Meilen Entfernung zu ganz ordentlichen Bergen anwächst. Wie in England das schöne Wiesengrün, so fesselt hier das dunkle Grün der Olivenwälder das Auge. Zahllose Windmühlen, die wie ganze Dörfer die höchsten Hügel bedeken, erinnern zwar daran, daß das Land keine fließende Gewässer hat, zeigen aber auch, welchen Getreidereichthum dasselbe Land produziren muß. Zieht man dazu in Betracht, welche herrliche Weine hier wachsen, so muß man zu dem Schluß kommen, daß es hier nicht übel zu wohnen ist. Ich konnte auch dem Portugiesen mein Entzüken über das schöne Land nicht verbergen, und da er um meine Mission wußte, sagte er mir, er wundere sich nur, das sich die Auswanderung noch nie Portugal zugewendet habe, während doch dies Land, im Innern eben so fruchtbar wie an der Küste, dort so viel wie gar nicht angebaut und bewohnt sei. Ob es sich wirklich ganz so verhält, wäre der Mühe wehrt, einmal näher zu untersuchen.

Wir fuhren längs der Küste herunter und kamen gegen 10 Uhr an der Mündung des Tajo an. Die Vorstädte Lissabons ziehen sich fast bis zu derselben hin, während der Mittelpunkt der Stadt etwa anderthalb Stunden weiter Flußaufwärts liegt. Bald also lag die wundervolle Stadt vor meinen Bliken, und zwar im Glanze des herrlichsten Frühlings, denn anders kann man diese Tage nicht nennen. Das Charakteristische und Schöne liegt darin, daß Lissabon nicht auf ebenem Ufer, sondern auf mehreren steilen Hügeln, die senkrecht auf den Lauf des Flusses gerichtet sind, erbaut ist. Zwischen diesen Hügeln liegen ziemlich ebene Thäler und in diesen finden sich schöne breite Straßen und überhaupt die schönsten Quartiere. Die Hügel dagegen sind so steil, daß die Straßen, die befahren werden, manchmal 12 bis 15% ansteigen. So viel ist mir klar geworden, daß ein Erdbeben hier hundertmal größern Schaden anrichten muß, als bei gleicher Intensität in einer eben gelegenen Stadt. Die schöne Küste Lissabons gewinnt noch unendlich viel durch den gewaltigen Tajo, der hier eigentlich nicht mehr Fluß, sondern Meeresbucht ist. Eine solche Hügelstadt am Meere ist schön! Was das Leben betrifft, so erscheint schon viel südliche Trägheit und Unreinlichkeit. Proletarier reiten auf armseligen Eseln, gewöhnliches Volk rennt auf kleinen Rossen im Galopp in den Straßen herum; viel Schmuz überall; die Reichen dann freilich fahren in schönen Equipagen mit prächtigen Maulthieren, so schön und edel wie Pferde. — Morgen verlassen wir Lissabon. Am Altjahrabend also werde ich auf offener See sein — und nach Hause denken.

(Fortsezung folgt.)

Anzeigen.

Auswanderung.

Unterzeichneter

übernimmt fortwährend die Beförderung von Reisenden nach

Nord- und Südamerika und Australien.

Die Ausschiffungsplätze **Nordamerika's** sind:

Quebec, Montreal, Portland, Boston, **New-York**, Philadelphia, Baltimore, **New-Orleans**, Galveston (Texas), San Francisco (Kalifornien).

In **Südamerika:**

Pernambuco, Bahia, **Rio Janeiro**, Rio Grande do Sul, Santa Catharina, **Buenos-Ayres**, Montevideo, Valdivia, Valparaiso (Chile) und Lima.

In **Australien:**

Melbourne, Sidney, Port-Adelaide.

Die Verschiffung kann in **Havre, Antwerpen, Rotterdam, Bremen** und **Hamburg** stattfinden, je nach den vorhandenen Fahrgelegenheiten und dem Wunsche der Reisenden, mittelst tüchtigen, dreimastigen

Segel-, Post- und Klipperschiffen.

Ferner mit Dampfschiffen

zu sehr billigen Preisen nach **New-York:**

1) über **Bremen** mit den Dampfschiffen **Queen of the South, Indiana, Argo** und **Jason;**
2) über **Hamburg** mit den Dampfern **Hammonia, Borussia, Austria** und **Saxonia.**

Ueber **Hamburg** nach **Brasilien,**

nämlich: Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro mit den Post-Dampfschiffen **Teutonia, Petropolis** und **Golden Fleece.**

Ueber obige Fahrgelegenheiten ertheilt nähere Auskunft und schließt Reiseverträge ab der Unterzeichnete, wie dessen Agenten in den betreffenden Kantonen.

E. de Paravicini in Zürich.

Anzeige.

Vortheilhafte Auswanderung

nach

Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 49 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Akersleute in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden,** der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in **Lichtensteig.**

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 24. | Samstag den 13. Juni. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | **1857.**

Der Schweizer Ansiedlungsverein in Cincinnati.

Aus Cincinnati, Ohio, haben wir dieser Tage nebst mehreren Nummern der Helvetia *) und einer Brochüre, enthaltend die neue Konstitution des Schweizer Ansiedlungsvereins vom 22. April 1857, die Mittheilung erhalten, daß bereits 7000 Aktien genommen und bezahlt seien und 100,000 Dollars bereit liegen, um jeden Augenblik verwendet werden zu können. Mehr als 2000 (Aktienliebhaber?) seien abgewiesen worden. (?) Das wäre nun allerdings ein klingender Beweis dafür, daß das Unternehmen der Schweizer in Cincinnati doch nicht so ganz schwindelhaft sei, wie es die Schweizer in Sauk-City, Wiskonsin, darstellen. Damit aber unsere Leser sich selbst ihr Urtheil darüber bilden können, veröffentlichen wir unten die neue Konstitution.

Neue Konstitution des Schweizer Ansiedlungsvereines in Cincinnati, Ohio.

§. 1. Zwek.

Der Schweizer Ansiedlungsverein hat zum Zwek, seinen Mitgliedern die Erwerbung einer Heimstätte durch Vereinshülfe zu erleichtern und deren Existenz dort durch heimische Einrichtungen zu verschönern.

§. 2. Mittel.

Zu diesem Behufe soll gutes und günstig gelegenes Land im Westen der Vereinigten Staaten erworben, und nach den Bestimmungen des Ansiedlungsplanes verloost und verkauft werden.

§. 3. Aufnahme.

Wer Aktien-Inhaber werden will, muß von unbescholtenem Rufe und über 18 Jahre alt sein, hat sich durch ein Mitglied vorschlagen zu lassen, oder sich direkt an die Verwaltung zu wenden, welche über die Aufnahme entscheidet. Niemand soll vom Zentral-Verein als Mitglied aufgenommen werden, in dessen Wohnort selbst, oder seiner Nähe sich ein Zweig-Verein befindet. — Es sollen keine Aktien ausgestellt werden, wenn nicht wirkliche Anmeldungen nachgewiesen werden können. Minderjährige Kinder von Wittwen können Aktien erhalten, doch dürfen dieselben nicht übertragen werden, bis deren Inhaber volljährig sind.

§. 4. Aktien.

Der Gesammtbetrag einer Aktie beträgt bis zum 1. Mai 1857 15 Dollars. Vom 1. Mai an werden die Aktienbücher geschlossen. Sollte die Zentralverwaltung durch Berichte der Land-Kommission bewogen werden, die Aktienbücher später wieder zur Zeichnung aufzulegen, kann sie den Betrag der Aktie festsezen. Interims-Scheine werden keine mehr ausgegeben. Für jede Einzahlung wird ein vom Vorsizer, Sekretär und Schazmeister unterschriebener Aktienschein ausgestellt.

§. 5.

Jede Aktie berechtigt ihren Inhaber zu je zwei Stadtlotten, oder zu einem diesem Werthe gleichkommenden Stüke Garten-Land, nächst der Stadtgrenze. Will ein Aktionär Farmland haben, so kann er solches, wenn möglich, zum Kostenpreis vom Verein erhalten, jedoch nicht mehr als 80 Akres, und nur sobald er sich permanent darauf niederläßt. Aktien werden auf Wunsch als Abschlagszahlung auf das Farmland angenommen. Die Zahlungen (für Farmland) müssen spätestens im Laufe von zwei Jahren, in vier gleichen Raten, gemacht werden. Die Rechtstitel (Deeds) werden den Käufern erst nach gänzlicher Abzahlung der Kaufsumme übergeben.

§. 6.

Mehr als zwei Aktien darf Niemand besizen, Erbrecht vorbehalten, so lange nämlich der Verein als solcher besteht. Gleich bei Anmeldung soll man sich erklären, ob Stadtlotten oder Gartenland gewünscht wird; ohne bestimmte Erklärung wird angenommen, daß Stadtlotten verlangt werden.

§. 7. Rechte der Mitglieder.

Jeder Aktieninhaber ist Mitglied, wahlberechtigt und wählbar, kann jederzeit Einsicht in die Vereinsbücher verlangen und hat das Recht, seine Aktie oder Aktien unter den in §. 3. enthaltenen Bestimmungen zu veräußern, muß aber dieselben von der Verwaltung, oder einem der Direktoren überschreiben lassen, wofür zu Gunsten des Vereins 50 Cents bezahlt werden.

§. 8. Austritt.

Wünscht ein Mitglied vor Schluß der Aktien-Listen zurüzutreten, so erhält er gegen Zurükgabe seines Aktienscheines sein einbezahltes Geld zurük, jedoch wird ihm ein Drittheil als Unkostenbetrag abgezogen.

§. 9. Ausschluß.

Ein Mitglied kann ausgeschlossen werden, wenn dasselbe absichtlicher Vergehen gegen den Verein überwiesen wird, oder sich entehrender Handlungen schuldig macht. Der Verwaltung steht die Untersuchung und Entscheidung zu; jedoch hat der Beklagte das Recht der Appellation an die Konvention. Des Ausgeschlossenen Interims- oder Aktien-Schein wird, wenn nicht zurükgegeben, als ungültig erklärt und ein Drittheil des einbezahlten Betrages für Unkosten abgezogen.

§. 10. Konvention.

Die Verwaltung hat je den ersten Sonntag im Mai (1858 zum ersten Mal) eine Versammlung sämmtlicher Aktionäre als ordentliche Konvention einzuberufen, welche Konvention die Berichte der Verwaltung entgegennimmt, die Statuten revidiren kann, neue Beamte wählt, und über Streitfragen entscheidet, über die der Verwaltung kein Endurtheil zusteht. Die Mitglieder dieser Versammlung haben sich durch ihre Vollmachten als solche auszuweisen. Sämmtliche Vereine sollen bei Konventionen durch Delegaten vertreten sein, die für je 10 Aktionäre eine Stimme haben, doch darf kein Delegat mehr als 20 Stimmen auf sich vereinigen, somit nicht mehr als 200 Aktionäre vertreten. Bruchtheile über 5 berechtigen zu einer Stimme. Ferner kann die Verwaltung, wenn nöthig, nach Ankauf und Vermessung des Landes eine außerordentliche Konvention einberufen.

§. 11.

Die engere Leitung der Geschäfte des Vereins ist einer Verwaltung von 10 Mitgliedern übertragen, die durch geheime Stimmenmehrheit in folgender Reihe gewählt werden:

1) Erster Vorsizer,
2) Zweiter Vorsizer,
3) Erster protokollirender Sekretär,
4) Zweiter „ „
5) Erster korrespondirender Sekretär,
6) Zweiter „ „
7) Ein Schazmeister,
8) 9) und 10) Drei Vertrauensmänner.

Sämmtliche Mitglieder dieser Verwaltung, durch deren Hände die Vereinsgelder gehen, haben genügende Bürgschaft zu leisten.

§. 12. Spezielle Pflichten der Beamten.

a) Der Vorsizer leitet alle Verhandlungen, unterzeichnet die Aktienscheine, sowie Anweisungen auf den Schazmeister. Er kann Extraversammlungen der Verwaltung berufen, wenn er selbst oder drei Mitglieder derselben es wünschen.

b) Der erste protokollirende Sekretär für die Protokolle, unterzeichnet die Aktienscheine, sowie die Anweisungen auf den Schazmeister.

c) Der erste korrespondirende Sekretär besorgt die Korrespondenzen des Vereins und führt ein genaues Kopirbuch darüber. Er ist verpflichtet, alle Korrespondenzen dem Vorsizer zur Unterzeichnung vorzulegen. Er besorgt ferner alle weiteren schriftlichen Arbeiten, die nicht speziell den andern Beamten zugetheilt sind.

d) Der zweite Vorsizer, der zweite protokollirende und der zweite korrespondirende Sekretär unterstüzen die ersten Beamten und vertreten sie in deren Abwesenheit.

*) Die „Helvetia" soll in eine deutsche Auswanderungszeitung umgewandelt werden. A. d. R.

e) Der Schazmeister führt genaue Rechnung über die Vereinsgelder, unterzeichnet die Aktienscheine und bezahlt die verfassungsmäßig ausgestellten Anweisungen des Vereins. Sind mehr als 200 Dollars in Kassa, so ist er verpflichtet, den Ueberschuß den Vertrauensmännern zu übergeben, so wie die in seinen Händen befindlichen Gelder jederzeit an dieselben auf deren Verlangen abzuliefern. Er soll genügende Bürgschaft leisten, über deren Annahme die Verwaltung entscheidet.

f) Die Vertrauensmänner überwachen das Vermögen des Vereins und haben, Jeder, der Verwaltung genügende Bürgschaft zu stellen. Dieselben haben die ihnen vom Schazmeister übergebenen Gelder stets zur Verfügung des Vereines bereit zu halten.

§. 13. Pflichten der Verwaltung.

Dieselben sind:

a) Das Wohl des Vereins nach besten Kräften zu fördern, der Konvention genauen Bericht über jeden Zweig der Verwaltung abzustatten, und ihr solche Maßregeln überhaupt vorzuschlagen, als zum Gedeihen des Vereins nothwendig erscheinen.

b) Im Falle des Zurüktretens eines Verwaltungsmitgliedes ein anderes an dessen Stelle zu erwählen.

c) Seiner Zeit einen Verloosungsplan für die Vertheilung des erworbenen Vereinslandes zu entwerfen und dessen unparteiische Ausführung zu leiten.

d) Die nöthigen Bekanntmachungen stets zu gehöriger Zeit in den dazu geeignetsten öffentlichen Blättern zu publiziren. (Schluß folgt.)

Ein Brief aus Blumenau.

Blumenau, den 25. Dez. 1856.

Vielgeliebte Eltern und Geschwister!

In der Hoffnung, daß Ihr die beiden vorigen Briefe erhalten habt, ergreife ich die Feder, um Euch zu schreiben, daß wir noch alle gesund und munter in unserem neuen Lande sind.

Mein Schwager ist jezt auch gut zu Wege, denn wir haben schon vor ungefähr 9 Wochen etwas von dem Wald geschlagen, welchen er sich gekauft hat; es ist ein schönes Stük Land von etwa 50 bis 60 Morgen, ungefähr 250 Scheffel Saat für 325 Milreis, das sind 254 Thlr. preuß. Cour. Sein Haus ist jezt auch schon fertig und ich hoffe, sie werden hier ganz gut zu Gange kommen. Es ist hier augenblicklich auch alles sehr theuer, in Folge der Einwanderungen, aber man kann doch auch nachher wieder viel Geld einnehmen; das erste Jahr ist das schlimmste, da man alles kaufen muß, nachher geht's dann schon. Der Schwager will hauptsächlich Zukerrohr bauen, weil es den besten Gewinn bringt. Maria und die beiden Jungens befinden sich sehr gut, was mir am mehrsten Freude macht, ist, daß sie kein Heimweh gekriegt hat; wenn sie sich auch wohl manchmal nach Euch, geliebte Eltern, sehnt, es wird doch nicht zur Krankheit bei ihr.

Ich bin jezt auch dabei, an meinem Hause zu bauen, und habe es bald fertig, es geht hier nicht so rasch wie in Deutschland, denn das mehrste macht man selbst daran, ich hoffe hier gut zu Gange zu kommen, denn die Arbeit wird hier sehr gut bezahlt. Das Eisen kostet hier ungefähr 6 Schilling per Pfund und Kohlen sind drei bis vier Mal so theuer, wie bei uns in Deutschland, aber für eine Art kriegt man auch 2, 3 bis 4 Thlr. Sie sind so ungefähr wie die Radärte, aber noch lange nicht so groß und ohne Platen, daß sie kaum drei Pfund wiegen, und für ein großes Messer giebt es auch ziemlich 2 Thlr., d. h. ein Waldmesser, die Klinge ungefähr ein Fuß lang, auf diese Weise denke ich also, mein Fortkommen hier wohl zu finden. Liebe Eltern, wenn wieder Jemand von Euch hieher kommt, so seid so gut und schiket mir alles übrige Werkzeug, und wenn's möglich ist, guten Stahl, denn der hiesige soll sehr schlecht sein, auch für mich und meinen Schwager ein gutes wollenes Hemd, die trägt man hier, wenn's regnet oder kalt ist; hätte ich für die schönen leinenen baumwollene mitgenommen, es wäre besser gewesen.

Jezt muß ich Euch doch ein wenig, so viel wie ich weiß, von den Verhältnissen dieses Landes mittheilen. Ich will daher bei dem Urwald anfangen, wovon Ihr Euch gar keinen Begriff machen könnt; der sieht ganz anders aus als in Deutschland; an der Außenseite des Waldes trifft man selten eine Stelle, wo man ohne sich durchzubauen hinein kommen kann, denn es ist Alles mit Schlingpflanzen und Dornen oder dergleichen (Gesträuch verwachsen; die Schlingpflanzen (auf die Art wie Hopfenranken) wachsen oben von den Bäumen herunter, daß man oft weder rük- noch vorwärts kann, wenn man kein Messer hat; manche davon werden so dik wie ein Arm, einige bleiben sehr schwach. Diese gebraucht man hier als Strike; sie sind sehr zähe und star' .. her sehr nüzlich; auch findet man fast im ganzen Hause keinen Nagel, das wird Alles mit diesen Schlingpflanzen (Ziepen) gebunden; das sind nämlich die ersten Häuser, welche sich der Einwanderer hier baut. Dann trifft man sehr schöne Holzarten, welche in Deutschland sehr theuer sind; Tannenholz hat man hier gar nicht. Zum Wildschießen ist der Wald viel zu dik von Unterholz; viele Vögel, die man schießt, kriegt man gar nicht, weil es zu viel Arbeit macht, dahin zu kommen, wo sie fallen; aber so viel, wie man sich dünkt, ist hier wirklich nicht zu schießen. Jezt wollen wir zu den Lebensmitteln schreiten. Der Farin, das gewöhnliche Mehl, welches wir hier haben, hat lange nicht den Nahrungsstoff wie deutsches Korn; es wird von den Mandiokawurzeln gemacht, welche man wie Bäume anpflanzt. Es dauert 18 Monate, ehe es reif wird; da wachsen nun an diesem Baum die Wurzeln ungefähr so groß wie die größten gelben Wurzeln, die werden dann geschabt und auf der Maschine gerieben, dann wird es rein ausgepreßt, und dann in Kesseln über's Feuer getroknet, das wird dann mit kochendem Wasser angerührt in der Pfanne gebaken, dann ist das Brod fertig. Ungebaken ißt man es zum Fleisch, statt Kartoffeln, oder des Mittags, wenn es schwarze Bohnen giebt, rührt man sich etwas dazwischen. Die deutschen Kartoffeln sind jezt sehr sparsam hier, weil sie auch die Krankheit haben, wie in Deutschland; es wird auch wenig darauf gegeben, weil der Epi und Taja, welche fast eben so wachsen wie der Mandioka, einträglicher sind und von Geschmak eben so gut; der Kohl, Kohlrabien, Stekwurzeln, Gurken, Zwiebeln und alle deutschen Gartenfrüchte wachsen, auch die gelben Wurzeln gut, nur daß sie hier keinen Samen tragen.

Viehzucht ist noch nicht recht im Gange, weil es noch ein paar Jahre dauert, ehe man Weide dafür hat, man muß das Gras hier pflanzen, von selbst wächst es nicht, es sind aber doch reiche deutsche Kolonisten hier, welche wohl an 50 Stük Rindvieh gehen haben, das sind aber von denen'zen, welche schon 20 Jahr hier sind und nicht in der Kolonie wohnen, aber dicht dabei. Schweine gibt es sehr viele hier, aber sie wachsen nicht so rasch wie in Deutschland, es haben manche in der Kolonie schon an 20 Stük.

In Folge der Einwanderung ist das Fleisch ziemlich theuer. Hähner, Kuhnen, Enten giebt es genug und legen besser wie in Deutschland. Das meiste Fleisch, das man hier ißt, ist getroknet; Rindfleisch, aus dem die Knochen ausgelöst, wird an der Sonne getroknet, es sieht nicht schön aus, schmekt aber nicht schlecht, es wird auf mehrere Weise zubereitet. Die Hize ist hier auszuhalten; wenn der Wind stille ist, ist es manchmal tüchtig warm, aber man braucht darum doch nicht aufzuhören mit der Arbeit. Ihr denkt gewiß, liebe Eltern, wie braun wir sein werden, aber das ist der Fall nicht; die Leute sehen hier viel feiner aus, zumal die, welche gar nicht viel ohne Hut oder gar im Hause arbeiten, wie in Deutschland. Es giebt hier auch Neger, wovon aber die meisten Sklaven sind, diese Leute leben aber nicht so gezwungen, wie in Deutschland die Tagelöhner, welche einen schlechten Herrn haben, sie haben ihr Stük Land, das sie für sich bebauen, und was sie ernten, verkaufen sie, denn für Lebensmittel muß ihnen ihr Herr sorgen und viel zu arbeiten brauchen sie auch nicht, denn das ist bei den hiesigen Leuten nicht Mode; wenn man manche Bücher liest, denkt man, sie werden schändlich behandelt, aber hier ist es wenigstens nicht so, auch dürfen jezt gar keine Sklaven mehr eingeführt werden, es ist von der Regierung strenge verboten; die hier sind, verheiratheten sich fast alle, und dadurch werden es natürlich nicht weniger, weil die Kinder dem Herrn gehören, bei welchem sie geboren sind, die Leute fühlen sich durchaus nicht unglüklich, weil sie ohne Sorgen leben können.

Mit der Sonne ist es hier anders als bei Euch, statt rechts geht sie links um, und die längsten Tage haben wir jezt, die sind von Morgens ungefähr von 5 Uhr bis Abends 8 Uhr, der Mond geht eben so wie die Sonne, wechselt aber gerade wie bei Euch und geht nicht voll auf, ist aber gleich darauf ganz zu sehen. Das erste Viertel liegt nach unten, nachher dreht es sich aber weiter herum; den Himmelswagen (nämlich das Sternenbild) sieht man hier auch, aber in anderer Richtung; viel kann ich hierüber gerade nicht schreiben, weil ich in der Naturgeschichte wenig gelernt habe, überhaupt alles so zu beschreiben, wie es wirklich hier ist, da könnte man viel schreiben, und Ihr würdet doch keinen Begriff davon haben.

Und die Fischerei, die hätte ich bald vergessen. Fische giebt es hier genug, jeder, der am Flusse wohnt, fängt sich so viel wie er braucht mit Angeln; Nezfischerei ist hier wenig, soll aber sehr einträglich sein. Die Flußschifferei geht auch schon ziemlich und wird gut bezahlt, aber ein Schiff ist hier auch sehr theuer anzuschaffen und es dauert lange ehe man's bekommt, denn daran bauen sie hier ein Jahr und länger, weil hier noch gar keine deutschen Schiffsbauer sind, überhaupt geht hier alles nur langsam. Wenn hier Leute herkommen, die die Wirthshäuser und Lustbarkeiten entbehren können und mit ihrer Familie einig leben, denen gefällt es hier allen gut, denn ein glükliches Familienleben geht hier über alles; zu Wirthshaus gehen ist hier gar nicht an der Mode, außer wenn einmal Ball ist, da fehlt es denn aber auch an Leuten nicht, nur die Damen sind knapp hier. Getränke hat man auch verschiedene Sorten, aber theuer, dagegen den gewöhnlichen Schnapps gut und billig, man kann ihn hier auch weniger entbehren wie in Deutschland, weil man viel schwizen muß und doch für gewöhnlich nur Wasser zu trinken hat, es wird hier aber von Zeit zu Zeit besser, weil immer mehr Deutsche kommen; es sind schon ziemlich von allen Geschäften hier, aber Alle finden reichliche Arbeit. Glaser, Maler, Färber, überhaupt solche Geschäfte gehen hier gar nicht, Schornsteinfeger auch nicht, denn man findet hier keine Schornsteine, weil man den Rauch nothwendig braucht zum Fleisch räuchern, man kann hier zur Winterszeit Schinken, Spek und Mettwurst räuchern und es hält sich ganz gut. Ein Schwein hat mein Schwager schon geschlachtet, das war nicht zu theuer bezahlt. Er war gestern bei mir und hat mir gesagt, daß er schon von Allem angepflanzt habe, es ist ihm nun für sein Fortkommen gar nicht mehr bange. Hier pflanzt man Alles mit der Hake und nur ganz flach, die beiden Jungens können bald helfen. Für andere Handwerker als Holz- und Eisenarbeiter, Schuster und Schneider ist es hier ganz gut, es hängt aber auch hierbei vom Glük ab; wie gesagt, man muß hier alles angreifen und sich nicht geniren, ich habe auch schon Häuser mit geschmiert, Gras gestanzt, Wald gehauen, Zimmermann gespielt, dadurch kömmt man hier am ersten fort, alle wohlhabenden Leute arbeiten mit, wer nicht arbeitet, wird auch nicht geachtet. Ich schreibe dieses, damit wenn Jemand den Brief vielleicht lies't, sich nicht leicht auf die Strümpfe macht und denkt, hier ohne Arbeit oder zuerst gleich auf sein Handwerk reich werden zu können. Töpfer sind hier bis jezt noch gar nicht und die Arbeit wird theuer bezahlt, Ziegeleien giebt es schon, aber man muß die Ziegeln sehr theuer bezahlen, hiedurch rathe ich aber Keinem herzukommen, das muß Jeder aus freiem Antriebe thun, sonst hat man nachher vielleicht Vorwürfe zu hören; es sind in der lezten Zeit vermögende Leute hier angekommen, Einigen gefällt es sehr gut, dagegen Andern gar nicht, daher muß man weder zu- noch abrathen.

Liebe Eltern und Geschwister, eine Angst muß ich Euch noch abnehmen, es wird nämlich so viel erzählt und gesprochen, daß die Leute, welche hierher reisen, verkauft werden, oder schändlich behandelt, aber das ist völlig erlogen, man lebt hier ohne allen Zwang, Jeder kann gehen wann und wohin er will, kann sich niederlassen wo er Lust hat, es legt ihm Keiner etwas in den Weg. Nur die Schiffer, Gastwirthe und Kaufleute zahlen Abgaben, aber nicht so viel als bei uns der ärmste Handwerker. Bei alledem ist aber gesezliche Ordnung; wenn sich nur zwei schlagen, wird der Schuldige hart bestraft, daher könnt Ihr in dieser Beziehung ohne Sorgen sein.

Es giebt hier aber auch noch wilde Menschen (die man Bugger nennt). Sie zeigen sich aber äußerst selten, und sind vor einem Gewehr so bange, daß 20 Mann davon laufen, wenn sie nur einen Schuß hören, man fürchtet sich daher wenig vor ihnen. Wo nur mehrere Häuser stehen, gehen sie gar nicht heran und bei Nachtzeit gehen sie gar nicht aus dem Walde; man kann nicht sagen, wie viel es sind, weil in der Zeit, seitdem Deutsche hier sind, noch keine zwölf gesehen worden; sie stehlen hauptsächlich Eisenzeug, wenn sie das nur kriegen können, thun sie Niemanden etwas. Zwei Kolonisten sind von diesen erschlagen, das sind die einzigen; wenn man dagegen Deutschland nimmt, da sind gewiß mehr umgebracht, darum könnt Ihr Euch ganz beruhigen. Gott wohnt überall. Ich habe alles geschrieben, was wahr ist und werde im nächsten Briefe mehr schreiben.

Liebe Eltern, daß Euch die Zeit ein wenig lang geworden bis zum ersten Brief von uns, kann ich mir wohl denken, weil wir erst den 13. April hier angekommen sind; solltet Ihr noch keinen Brief erhalten haben, was ich mir nicht denken kann, dann lasse ich Euch nochmals wissen, daß wir eine glükliche Reise gehabt haben; es ist leicht möglich, daß mal ein Brief verloren geht, weil die Posten hier noch schlecht bestellt

sind. Wenn Ihr uns Briefe schreibt, gebt sie in Lübek auf die Post, aber frei müssen sie gemacht werden, weil Brasilien keine unfrankirte Briefe befördert; so weit sie hier im Lande gehen, muß man sie hier bezahlen; ich will daher diesen Brief an Herrn Hinze schiken, vielleicht geht er dann sicher. Sollten hier Leute herkommen von da, die noch Geld mitbringen, dann bitte ich, schikt mir 50 bis 60 Ellen blaugestreiftes Hemden-Zeug mit, ein Duzend Stroh- und andere Feilen und nicht zu wenig Stahl, ich werde es denen gleich hier wieder bezahlen.

Weiter, liebe Eltern, wüßte ich nichts zu schreiben; grüßt alle Verwandten und Bekannten, Geschwister und Brüder vielmals; Schwager und Marie werden auch bald schreiben und lassen vielmals grüßen. Alle die von da hierher gereis't, sind glüklich angekommen und noch alle gesund und munter.

In der Hoffnung, daß Ihr diesen Brief erhalten werdet, sage ich Euch Allen ein herzliches Lebewohl. Wenn Ihr mir etwas schikt, dann schreibt mir, was es kostet, ich möchte nicht gerne, daß Ihr noch Geld für mich ausgeben sollt. (H. Z. f. d. A. u. K.)

Heinrich Classen.

Verschiedenes.

Belgien. Im Laufe des Monats Mai wurden von Antwerpen nach den Vereinigten Staaten, Brasilien und Buenos-Ayres 3020 Passagiere expedirt.

Schweden. Zahlreiche Züge von schwedischen Auswanderern nach dem Mormonenstaat verlassen das Land. Es heißt, daß in Schweden vielfach der Glauben verbreitet sei, daß, wenn man Mormone würde, und nach dem Salzsee wandere, man auf diese Weise dem Weltuntergang am 13. Juni zu entgehen vermöge! Ein reicher Bauer zu Wallby soll seine ganze Landbesizung versilbert und 40 seiner Nachbarn für eigene Rechnung zur Auswanderung eingeladen haben.

Frankreich. Um Hände zur Einsammlung der Ernten zu bekommen, spedirt die Regierung gratis Arbeiter aus Südfrankreich nach Algier, die dann zur rechten Zeit wieder abgeholt werden, um auch die Ernte in Frankreich einzuheimsen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Deutsche Sängerfeste.) In der freundlichen Quäkerstadt Philadelphia wird in den Tagen vom 13. bis 17. Juni das siebente allgemeine deutsche Sängerfest stattfinden. Der Glanzpunkt wird auch dieses Mal das reizend gelegene Lemon Hill bilden und nach dem ganzen Programm zu schließen, dürften unsere gesanglustigen Landsleute in der Union im Schuylkill-Thale abermals Stunden verleben, die sie die malerische und gemüthliche deutsche Heimath nach und nach weniger lebhaft vermissen lassen. Auch in Detroit (Michigan) soll am 24., 25. und 26. Juni ein großes Gesang- und Musikfest stattfinden, zu dem bereits zahlreiche Anmeldungen aus dem Osten und Nordwesten eingetroffen sind. — Da einige Tage vorher in Chicago das nordwestliche Gesangfest abgehalten wird, so wollen viele Sänger gleich von dort nach Detroit reisen. — Ueberall: „so weit die deutsche Zunge klingt, so weit man deutsche Lieder singt!"

— Minnesota. In Minnesota ist der Winter so streng gewesen, daß mehrere Deutsche in der Turneransiedlung Neu-Ulm der Kälte zum Opfer wurden. Außerdem haben dieselben von den Wölfen und den diebischen Indianern zu leiden.

— Kentuky. In Louisville war es am 14. Mai zu schmachvollen Auftritten gekommen. Dort waren 4 Neger vor Monaten angeklagt worden, eine Familie Namens Foyer ermordet zu haben. Einer von ihnen sagte gegen seine Kameraden aus, aber weder sein Zeugniß noch die anderen ermittelten Thatsachen verochten die Schuld der Angeklagten festzustellen, und diese wurden somit freigesprochen. Das Urtheil der Jury fand jedoch vor dem Pöbel der Stadt keine Gnade. Dieser belagerte das Gefängniß, pflanzte eine Kanone gegen dasselbe auf und schüchterte den Gefängnißhüter so sehr ein, daß er ihnen zwei der Gefangenen auslieferte. Sie wurden ohne Weiteres aufgeknüpft; der Dritte hatte im Vorgefühl seines Schicksals mit einem Rasirmesser seinem Leben ein Ende gemacht; der Vierte, der gegen seine Kameraden den Ankläger gespielt hatte, gieng frei aus, dafür hing der Pöbel am folgenden Tage einen andern Neger, den er der Theilnahme an jener Mordthat verdächtig hielt.

— Utah. Die Regierung der Vereinigten Staaten läßt Truppen nach Utah marschiren, wo, wie es scheint, alles drunter und drüber geht. Aus dem Umstande, daß der Mormonenprophet und Präsident B. Young fliehen mußte, läßt sich schließen, daß unter den Mormonen selbst sich zwei Parteien bekämpfen und vermuthlich die radikalere, deren Ziel völlige Unabhängigkeit und Trennung von den Vereinigten Staaten war, für den Augenblik unterlegen ist.

— Ein „Prophet" der Mormonen, dieser sonderbaren „Heiligen der lezten Tage", (Mr. J. M. Grant, ist neulich gestorben. Die Todesanzeige schließt mit folgenden Worten: „Er ist nun gegangen; er hinterläßt sieben trostlose Wittwen und mehrere Kinder, von denen vier unter 8 Wochen alt sind, die über ihren unersezlichen Verlust trauern."

Mexiko. Nach neuern Nachrichten hat sich der kalifornische Freibeuter Crabbe, der Raousset-Boulbon's Plan zur Eroberung Sonora's wieder aufgenommen, bei Corborea den mexikanischen Truppen auf Gnade und Ungnade ergeben müssen.

Südamerika. Die Regierung der Republik Neugranada will die Landenge von Panama zu einem souveränen, unabhängigen Staate machen, der unter dem Schuz von England, Frankreich und der nordamerikanischen Union stehen und dem Handel aller Nationen offen sein soll.

Australien. Die Goldproduktion Australiens scheint unerschöpflich zu sein. Es vergeht fast keine Woche, ohne daß ein neues Goldfeld entdekt wird. Bendigo ist die großartigste Goldmine in der Kolonie Viktoria, 6 englische Meilen von Bendigo ist Epsom, wo schon 7000 bis 8000 Menschen sich niedergelassen und mehrere Goldgräber bereits gute Geschäfte gemacht haben. Allein es ist ein eigen Ding mit dem Goldgraben, denn ich kenne viele, die jahraus jahrein gearbeitet haben, und kaum dadurch das Leben haben fristen können. Dahingegen gibt es auch viele, die ihr Glük damit gemacht. Unter den ersterwähnten werden natürlicherweise nur die Goldgräber verstanden, nicht die sogenannten Puddler (puddler, eigentlich Pfüz- und Schlammwühler), die sich eine Maschine bauen, welche 40 Karren Erde faßt, einen Damm zur Aufschlämmung des Wassers aufwerfen, und alsdann die Erde mit Hülfe ihrer Maschine auswaschen; hiernach kann man ungefähr berechnen, wie viel sie eigentlich zu erwerben im Stande sind. Unter den Deutschen, Dänen, Schweden und Norwegen finden sich verschiedene, welche solche Maschinen in Arbeit haben, und sich durch deren sehr preiswürdige Wirksamkeit ein hübsches Vermögen erworben. Man kann sich einen Begriff von den Massen Goldes machen, welche durch Puddlingmaschinen zu Tage gebracht werden, wenn man bedenkt, daß in Bendigo allein 2000 Menschen thätig sind; überdieß hat man noch mehrere Puddlingmaschinen errichtet, die mit Dampf arbeiten, desgleichen 20 Dampfmaschinen von 12 bis 20 Pferdekraft, welche den Quarz zermalmen, und es kommen immer noch mehr hinzu. Durch so viele Anstalten und Einrichtungen wird die Goldproduktion sehr groß, aber das beste ist, daß alles in Vergleich mit früheren Zeiten bedeutend billiger geworden ist. Wenn ein Arbeiter auch etwas weniger verdient als früher, so hat er doch mehr, da alles verhältnißmäßig wohlfeiler ist. Dieß gielt namentlich von den Nahrungsmitteln. Es ist ein gesegnetes Erdreich, die Natur bringt alles hervor, und das in so reichlichem Maaß, und von so vortrefflicher Beschaffenheit, daß man sagen kann: ein jedes Samenkorn trägt in Australiens Boden vielfältige Frucht.

Feuilleton.

Reisebriefe.

Von Dr. Christian Heuser.

(Aus dem literarischen Beiblatt der Neuen Züricher Zeitung abgedrukt.)

(Fortsezung.)

An Bord der Teutonia, den 2. Januar 1857.

Da die See ganz ruhig ist, will ich versuchen, wie es mit dem Schreiben geht. Altjahrabend und Neujahr liegen also schon hinter uns, und wir hatten über diese Tage seit der Abfahrt von Lissabon (den 30. Dezember Abends 4 Uhr) so herrliches Wetter, daß sich keine schönere Meerfahrt denken läßt. Sie hat auch in der That einen tiefern Eindruk auf mich gemacht, und größere Gegensäze, als wie ich den Jahresabend gewöhnlich zu Hause und wie ich ihn diesmal zur See zugebracht, lassen sich nicht leicht denken. Und doch ist dies zu viel gesagt, da der Gegensaz nur ein rein äußerer war, mit Beziehung auf Umgebung, Natur u. s. w.; innerlich war eigentlich gar keiner da. Auf dem Schiffe war keine gemeinschaftliche Feier, jeder gieng mit sich allein beschäftigt dem neuen Jahre entgegen; mehrere, und so auch ich, brachten die lezten Stunden des Jahres auf dem Verdek zu, in warmer Sommerluft, unterm herrlichsten Sternenhimmel, in tiefster Stille. Der gestrige Neujahrsabend war schon belebter; zwar nicht rauschende Freude, nicht Zechen und Trinkgelage, aber eine allgemeine fröhliche Stimmung, die sich besonders dadurch aussprach, daß man sich nicht mehr so vereinzelt hielt, sondern in kleinen Gruppen, wesentlich nach den Nationalitäten geordnet, zusammenthat und zusammen auf dem Dek spazierte. Was übrigens die Tafel betrifft, so wurde der Tag dadurch ausgezeichnet, daß der Kapitän uns mit Sherry regalirte, was vielleicht doch auch etwas zur Belebung mit beitrug. Von den Nationalitäten der Schiffsgesellschaft wißt Ihr einstweilen nur, daß unser drei Schweizer und außerdem viele Deutsche an Bord sind. Dazu kommen nun noch zehn Italiener aus der englischen Fremdenlegion, die nach der argentinischen Republik reisen und sich schon in Southampton eingeschifft haben; ferner Damen in Lissabon 15 bis 20 Portugiesen hinzu. Vor allen bemerkbar machten sich nun die Italiener durch wunderschöne Gesänge, die ihnen recht aus der Tiefe der Seele zu kommen scheinen und auch nur unter diesem südlichen Himmel ihre Heimat finden. Auch ich war theils durch diese Gesänge, theils durch den gewaltigen Eindruk, den die ganze umgebende Natur auf mich machte, theils durch die Erfahrungen der lezten Tage — nähere Bekanntschaft mit dem Kapitän — in so heitere Stimmung versezt, daß ich dieselbe gern als ein Omen für dies Jahr und für die Zukunft betrachte, und mit Zuversicht und Befriedigung der neuen Welt entgegen steure.

Den 4. Januar. Bereits haben wir am 2., Abends beim Eintachten die Kanarischen Inseln erreicht und sind zwischen Palma und Teneriffa durchgesegelt, doch viel näher der erstern Insel, die wir bei Mondschein ganz gut erbliken konnten, während ich dagegen von Teneriffa nichts sah; geübte See-Augen aber erbliken auch diese Insel. An Ferro, der dadurch bekannten Insel, daß die Spanier, und mit ihnen bis vor nicht gar länger Zeit die meisten Nationen, die geographische Länge von derselben aus rechnen, kamen wir auch ganz nahe, aber in den ersten Morgenstunden vorbei, so daß ich nichts von ihr sah. Gestern um Mittag erreichten wir den 26. Breitegrad und die heutige Ortsbestimmung, die wir jeden Tag um 12 Uhr gemacht wird, wird wahrscheinlich ergeben, daß wir den Wendekreis bereits passirt haben, und in die Tropen eingerükt sind. Darauf läßt auch die eingetretene große Hize schließen. In den Zwischendeks ist sie wirklich schon drükend genug. Und bei dieser Gelegenheit muß ich doch einmal etwas über die verschiedenen Plätze mittheilen. Was ich sage, gilt freilich nur von dieser Fahrt, wobei ich nicht übersehen kann, daß wenig Passagiere an Bord sind und daher alles, besonders auch für die Zwischendeks-Passagiere viel angenehmer und bequemer ist, als wenn das Schiff gefüllt wäre. Erste und zweite Kajüte haben also immer dieselben reichlichen und feinen Mahlzeiten — offenbar viel zu viel! — Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht darin, daß sich in der zweiten Kajüte nur zwei einzelne Zimmer finden; wenn mehr Passagiere sind, so müssen dieselben zusammen in der Kajüte selbst schlafen, so daß für Damen jedenfalls die erste Kajüte anzurathen ist, um so eher, als der Unterschied im Preise nicht sehr bedeutend ist. Weit größer ist er nun zwischen zweiter Kajüte und Zwischendek, wo er auch eben so bedeutend ist mit Beziehung auf alle Bequemlichkeit, Raum, Schlafstellen u. s. w. Alles Bettzeug müssen die Passagiere des Zwischendeks selbst mitnehmen und sich darauf in den hölzernen Bettstellen lagern, die neben und über einander dicht gedrängt an den Wänden des untern Schiffsraumes angebracht sind. Im freien Raum in der Mitte sind dann die Kisten und Koffern der Auswanderer gelagert, und dienen ihnen als Tische und Stühle, deren keine weiter vorhanden sind. Natürlich ist hier alles durcheinander, Männer, Weiber, Kinder, und dabei eine Luft — wirklich kaum zum Aushalten! Und doch sind wir hier auf einem ganz neuen, großen, trefflich mit Luftzug eingerichteten Schiffe, dessen Zwischendek nicht zum vierten Theil angefüllt ist. Wie mag es da manchmal ausgesehen haben und noch aussehen auf kleineren Schiffen, wo die Auswanderer wie eingepökelte Häringe zusammen liegen! Da begreift man wirklich, daß die eine Hälfte der Auswanderer zu Grunde geht, und die andere allen Muth verliert. Mein Begleiter W., der doch kein bemittelter Mann und für sich selbst zufrieden ist, sagt mir heute, daß er Frau und Kinder so lange nicht wolle nachkommen lassen, bis er für dieselben zweite Kajüte bezahlen könne. Die Preise der Plätze verhalten sich wie 1, 3 und 4, d. h. Zwischendek kostet von Southampton aus 10 Pfund — 250 Fr., zweite Kajüte 30 Pfund — 750 Fr. und erste Kajüte 40 Pfund — 1000 Fr. — Soeben klagte mir einer der Zwischendek-Passagiere, daß einzelne der Portugiesen von Ungeziefer geplagt seien und sich mitten unter allen andern Reisegesellschaften desselben zu entledigen suchen: natürlich sind auch solche Unannehmlichkeiten auf überfüllten Schiffen viel häufiger.

Den 5. Januar. Seit gestern Morgen leben wir also unter den Tropen; doch ist die Hize noch erträglich, theils wegen des stets wehenden Passates, theils weil eben jezt die Sonne auf der südlichen Hälfte senkrecht steht, wir uns also immer noch im hiesigen Winter befinden. Was nun meine Beschäftigung zur See betrifft, so mache ich täglich drei Mal, Morgens sechs, Mittags zwölf und Abends halb sechs Uhr astronomische und physikalische Beobachtungen, von denen ich später Einiges mitzutheilen hoffe. Für die Stunden nach der ersten Beobachtung hatte ich mir vorgenommen, Portugiesisch zu treiben, aber — das Fleisch ist schwach und so leicht lernt sich nicht mehr Grammatik, wie einst auf den Bänken des Gymnasiums. Zudem erscheint mir die Sprache, deren Schreibart auch gänzlich verschieden von der Aussprache ist, als eine von denen, die sich besser aus dem Leben, als aus Büchern erlernen lassen, und so habe ich mich des Umgangs einiger unserer bessern Portugiesen beflissen und ihnen in der That schon so manches abgewonnen, daß ich hoffe, wenn ich erst ausschließlich unter Portugiesen bin, mich auch bald verständlich machen zu können. Ich genieße daher nun die ersten, verhältnißmäßig noch kühlen Tagesstunden bis neun Uhr einfach durch einen Spaziergang auf dem Dek, im Anblik des schönen, stillen Meeres, mit einem der Mitreisenden oder einem der Offiziere, die mir über Seefahrt und was dahinein schlägt, viel Interessantes mittheilen. Nach dem sogenannten ersten Frühstük (der Kaffee wird schon ganz früh getrunken und ein zweites Frühstük um zwölf Uhr genommen), von halb zehn bis zwölf Uhr lese oder studire ich in den nautischen und astronomischen Büchern, die ich mitgenommen, oder ich schreibe, wenn die See — wie jezt fast immer — ruhig ist, an diesem Briefe. Die Nachmittagsstunden von eins bis vier Uhr sind sehr heiß und nicht zum Arbeiten geschaffen; in dieser Zeit bin ich gewöhnlich mit meinen beiden Schweizern zusammen. Nach dem sogenannten Mittagessen und meinen lezten Beobachtungen folgt alsobald der Sonnenuntergang; dieses herrliche Schauspiel betrachtet man gewöhnlich gemeinschaftlich auf dem Dek und bringt auch die Stunden bis zum Thee noch im Freien zu. Nach dem Thee folgt bisweilen ein kurzes Whist, gewöhnlicher aber gemeinsame Unterhaltung, die besonders durch die Erzählungen des Kapitäns, eines sehr liebenswürdigen und vielgereisten Mannes, interessant und anziehend wird. Er hat bereits alle Meere durchsegelt und alle fünf Welttheile gesehen, und ich finde hier eine schon früher gemachte Erfahrung bestätigt; Geographie in Schulen gelehrt, fesselte mich nie, wohl aber interessirte mich's im höchsten Grade, Land und Leute selbst zu sehen; jedes unbedeutende Thälchen, das ich selbst durchschritt, blieb mir zehnmal lebendiger im Gedächtniß, als was ich über die größten und berühmtesten Reiche nur las und lernte. So vermochte selbst der große Ritter nicht eigentlich für seine Wissenschaft mich ganz zu begeistern; mit größerm Interesse höre ich jezt unsern Kapitän sprechen, da er aus eigener Anschauung erzählt, und da auch mir selbst jezt mehr Aussicht geöffnet ist, die Welt zu sehen, als in den Hörsälen Berlins. So rükt die zehnte Stunde immer sehr rasch heran und ich kann wohl sagen, daß ich noch keinen Augenblik lange Weile gehabt habe. Um zehn Uhr werden alle Lichter ausgelöscht; indessen spazieren wir nachher immer noch eine Stunde oder länger, da die Nächte auf dem Schiffe weitaus das Schönste und der Kühle wegen das Angenehmste sind.

Den 9. Januar. Ich habe, nicht unruhiger See, sondern der Hize wegen in den lezten Tagen nichts geschrieben; gestern aber hatten wir ein Gewitter und heute früh ein zweites, wodurch die Luft etwas abgekühlt ist. Bereits sind wir nicht mehr als 4 oder 5 Breitegrade vom Aequator entfernt. — Um nun einmal von den Menschen zu sprechen, deren Gesellschaft ich hier auf dem Schiffe vorzüglich genieße, so bilden der Kapitän, die deutsche Dame, die beiden Aerzte, der junge Kaufmann und ich einen ziemlich strenge abgeschlossenen, recht gemüthlichen Klubb. Die meisten Portugiesen sind ekelhaft unreinlich, schon halb farbig, und alle scheinen das Uebergewicht der Deutschen selbst zu fühlen. Die Engländerin ist ganz ungebildet und hält sich zu den Zwischendeks-Passagieren, mit denen ich übrigens auch häufig verkehre; namentlich mit meinen beiden Schweizern bringe ich die angenehmsten Stunden zu; aber zu näherem Umgang und zur Unterhaltung in den Abendstunden hat sich aus begreiflichen Gründen wie von selbst jener kleine Kreis zusammengeschlossen. — Um mit dem Kapitän den Anfang zu machen, so ist derselbe ebensowohl durch sein freundliches Entgegenkommen als durch seine gründliche Bildung mir eine höchst angenehme und schäzenswerthe Persönlichkeit. Er gestattete mir gleich von Anfang an in seinem und der Offiziere Arbeitszimmer, das am allerwenigsten den Schwankungen ausgesezt ist, meine täglichen Beobachtungen an zwei Barometern zu machen und mit dem auf dem Schiffe befindlichen Normal-Barometer zu vergleichen. Außerdem machte ich von Lissabon aus täglich mit dem Kapitän zusammen um Mittag die Bestimmungen der Sonnenhöhe, aus welchen sich leicht die ganze Breite berechnen läßt. Seit einigen Tagen habe ich freilich damit aufgehört und zwar auf bestimmtes Anrathen des Kapitäns, weil bei diesem nahezu senkrechtin Stand der Sonne es für einen Neuling etwas gefährlich ist, sich den Strahlen derselben lange auszusezen; nachdem ich mich an die Hize gewöhnt, werde ich auch damit wieder fortfahren, und so noch praktisch einüben, was ich in Berlin, der Kürze der Zeit wegen, nur theoretisch mir aneignen konnte. Uebrigens ist der Kapitän nicht bloß praktischer Seemann, sondern weiß alles, was er macht, auf seinen Grund zurükzuführen und mathematisch zu beweisen. Theoretische Bildung verbunden mit Erfahrung gibt jedenfalls auch dem Seemann größere Sicherheit als leztere allein. Charakteristisch war lezthin eine Aeußerung des Kapitäns, als Einer bemerkte, wie weit die Engländer im Seewesen allen andern Nationen voraus seien. „Ja, das ist wahr," sagte er, „denn wenn die englischen Kapitäne eine Klippe im Meer sicher vermeiden wollen, so richten sie die Fahrt so ein, daß sie nach ihrer Ortsbestimmung genau den Felsen treffen müßten, in der Ueberzeugung, daß die Beobachtung immer so viel falsch ist, daß sie auf diese Weise gewiß neben durch kommen; wir Deutschen machen aber die Messungen so gründlich, daß wir, um den Felsen zu vermeiden, nicht auf denselben los, sondern um denselben herum steuern." Es sieht dieß zwar fast aus wie Großsprecherei, war es aber durchaus nicht; der Kapitän meinte damit natürlich nicht, daß alle Engländer in ihren Beobachtungen und Rechnungen so unsicher seien, wohl aber ein großer Theil der gleichwohl glüklichen Seefahrer, und daß die besten und gebildetsten englischen Kapitäne Ihresgleichen auch in Deutschland haben. Daß übrigens die meisten englischen Seeleute, wenigstens die Führer der unbedeutendern Kauffahrteischiffe, ihren Kurs auf die eben beschriebene Weise einrichten, ist faktisch und sieht auch der Naivität der Engländer ganz ähnlich. Gelegenheit zu diesen Bemerkungen gaben die St. Paul genannten Felsenriffe, die ungefähr einen Grad nördlich vom Aequator liegen, und auf den meisten Karten, weil sie den Seefahrern sehr gefährlich sind, angegeben stehen. Von allen Ländern, die der Kapitän durchreist, soll Chili das schönste sein; bekanntlich ist dasselbe sehr gebirgig; die Anden senken sich dort in steilem Abfall in's Meer, so daß dieß Land ohne Zweifel auch größere Aehnlichkeit mit unsern Alpen hat, als das ebnere und heißere Brasilien. Auch die Reise von Buenos Ayres nach Chili muß sehr interessant sein durch die Pampas — ungeheuer große und fruchtbare Ebenen, in denen überall ganze Heerden wilder Rosse sich herumtummeln. Diese Reise macht man auch zu Pferd und zwar stets im vollen Gallopp; so wie die Pferde müde sind, läßt man sie laufen und die begleitenden Indianer fangen mit ihren eigens dazu eingerichteten Schlingen andere der frei weidenden Pferde ein, und auf diesen reitet man wieder einige Stunden, bis auch sie ermatten. Lieber möchte ich aus Erfahrung erzählen, und kann nicht leugnen, daß dieses Chili eine große Anziehungskraft auf mich ausübt.

Es folgt nun das zweite Glied unserer engern Gesellschaft: die Hamburger Dame, die als Erzieherin nach Bahia reist, eine ächte Norddeutsche — fein, gebildet, zurükhaltend, aber wenn sie in's Gespräch kommt, doch ganz lebhaft und unterhaltend; sie gehört einer ernsten religiösen Richtung an, wenigstens sizt sie sehr oft über der Bibel und geistlichen Liederbüchern, hört es aber doch ganz ruhig an, wenn die beiden Doktoren immer und immer wieder auf dasselbe zurükkommen, ihr begreiflich machen zu wollen, daß ihre Lektüre gar nicht zu ihrer Geistesbildung passe. Sie vertheidigt sich dann mit viel Geschik; aber die tägliche, von demselben Punkt ausgehende Unterhaltung, die freilich dann sehr verschiedene Wendungen nimmt, läßt darauf schließen, daß es sich dabei eigentlich nur um den Anfang eines Gespräches handelt, denn an Ueberzeugung der Gegenpartei läßt sich jedenfalls von beiden Seiten nicht denken.

Die beiden Doktoren, der eine von Hamburg, der andere aus Holstein, sind der wahre Ausdruk nordwestdeutscher Musensöhne. Alle diese Leute aus Hamburg, Bremen, Oldenburg, Hannover, Mekkenburg, Schleswig-Holstein haben etwas Eigenthümliches, eine Mischung von feinem und treuherzigem Wesen, welche mir dieselben immer sehr anziehend gemacht hat. Unter sich sind die beiden verschieden im Alter, daher doch jeder ein eigenthümliches Element in die Gesellschaft bringt. Der eine, der Schiffsarzt, ist noch ganz jung, kaum den Universitätsjahren entwachsen, sein Ideal und Lieblingsthema daher noch alles, was mit Universitätsleben und Treiben zusammenhängt, womit er denn auch bei mir manche Erinnerung lebendig macht. Der andere hingegen, obgleich noch ganz jugendlich aussehend, steht in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre und hat im Verhältniß zum Alter noch mehr erlebt. Nach Beendigung seiner Studien, vor etwa zwölf Jahren, war er bereits in Brasilien Arzt auf einer Plantage mit sehr günstigen Aussichten; er sollte eben Mitbetheiligter an der großen und reichen Plantage seines Herrn werden, als 1848 der Krieg in Schleswig-Holstein ausbrach und ihn veranlaßte, schnell in seine Heimat zurükzukehren und mitzukämpfen. Der unglükliche Ausgang des Krieges machte ihm jede Stellung im Vaterlande unmöglich; zudem starb um diese Zeit seine Braut am Typhus in einer von den Dänen belagerten Stadt, und so wurde Doktor A. dann Schiffsarzt und suchte in großen Reisen Zerstreuung und Erholung. Bis zum Ausbruch des Krimfeldzuges durchsegelte er beinahe alle Länder und Meere, und merkwürdig ist mir, daß dieser Mann, dessen Persönlichkeit mich sehr anspricht, unter allen Nationen, die er kennen gelernt, die Nordamerikaner am tiefsten stellt, ja wirklich Feuer und Schwert auf sie herunter wünscht, als auf das gemeinste Judenvolk, bei dem um Geld rein Alles zu erhalten, und das um Geld Alles zu thun jeden Augenblik bereit sei. Der furchtbaren Gewissenlosigkeit und Prellerei dieses volkes wegen hält Doktor A. die Auswanderung dorthin für ein großes Unglük, während er in Brasilien viel größere Garantien für das Glük und Gedeihen deutscher Auswanderer erblikt. So verschieden sind die Urtheile! Sie mögen freilich großentheils von den verschiedenen Erfahrungen der Einzelnen abhangen, und ich möchte darum noch weder das eine noch das andere als absolute Wahrheit festhalten. Beim Beginn des Krimfeldzuges trat Doktor A. als Arzt in die englische Fremdenlegion, und jezt, da dieser Krieg beendet, geht er wieder nach Brasilien, wo er zwar auch menschliche Unvollkommenheit zu finden gefaßt ist, aber doch nach seinen Erfahrungen noch das freieste und angenehmste Leben zu finden hofft. Der junge Kaufmann endlich ist dem Geiste nach nicht sehr gebildet, spricht aber doch mit der größten Sicherheit und Keltheit über alles ab. Er hat etwas Eigenthümliches durch die Mischung der englischen und deutschen [Nationalitäten]: geborner Engländer, aber in Leipzig aufgewachsen, hat er sich zum brittischen Selbstgefühl die sächsische Redefertigkeit angeeignet. Mit dem Welthandel und den damit zusammenhängenden Fragen der Neuzeit sehr bekannt, da er wiederholt in England und bereits einmal 6 Jahre in Rio gelebt hat, und außerdem nicht ohne Wiz, bildet er doch auch ein ergänzendes Glied unserer Gesellschaft. Mich kennt Ihr und somit ist das Bild unsers kleinen Kreises entworfen. Der Kaufmann nennt mich nicht anders als abwechselnd: Wilhelm Tell, Winkelried und Zwingli, wohl die drei einzigen Schweizernamen, die ihm bekannt sind, von denen aber jeder in gewissem Sinne den geraden Gegensaz zu seiner rechnenden Kaufmannsseele ausdrükt.

(Schluß folgt.)

Anzeige.

Vortheilhafte Auswanderung
nach
Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 49 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Akerslente in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden**, der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in Lichtensteig.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 25. | Samstag den 20. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

„Der Kolonist"

ladet hiemit freundlich zum Abonnement auf das dritte Quartal laufenden Jahres ein.

Der „Kolonist" ist jezt die einzige schweizerische Auswanderungszeitung und bespricht als solche sowohl die allgemeinen Verhältnisse der Auswanderung, als er namentlich Mittheilungen über die sämmtlichen Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" erscheint wöchentlich ein Mal in großem Format, und kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz.

Bestellungen nehmen alle Postbüreaux an, so wie

Die Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Warnung für Auswanderer nach Nordamerika über New-York.

Da Beweise zu Handen gekommen sind, daß Auswanderer über New-York, innerhalb eines Jahres, durch in Europa gekaufte „Inland-Passage-Tikets", welche entweder gar keinen oder nur sehr geringen Werth besizen, einzig und allein in jenem Hafen um die Summe von 12 Millionen Fr. betrogen worden sind, so warnt hiemit die amerikanische Gesandtschaft die Auswanderer vor dem Ankaufe von solchen Billeten in der Schweiz oder irgendwo sonst, sogar auch von konzessionirten Auswanderungs-Bureaux. Bei ihrer Ankunft in New-York finden die Käufer, daß entweder:

die Billets zu theuer bezahlt worden, oder daß sie an falsche Firmen adressirt,

oder daß sie von jenen Firmen zurükgewiesen werden, an welche sie adressirt sind,

oder daß sie ungenügend sind und eine weitere Bezahlung im Ankunfts-Hafen nöthig machen;

oder daß sie betrügerischer Weise angefertigt sind.

Sogar wo das Billet in andern Hinsichten gültig ist, hat es folgenden Nachtheil:

Der Besizer, anstatt sich unmittelbar nach der Landung durch die weiter unten erwähnte Anstalt in Kastle-Garden gut berathen und unterstüzt zu finden, ist den Ränken gewissenloser Runner, Wirthe und andere Leute überliefert, deren Beruf es ist, die Auswanderer nach ihrer Ankunft zu berauben. Das Beste für den Auswanderer ist:

Kein „Inland-Passage-Tikel" in der Schweiz oder in Europa zu kaufen,

Sondern seine Reise nur bis nach New-York zu bezahlen, in Kastle-Garden zu landen und mit vollem Vertrauen den ihm in jener, aus Menschlichkeit von der Regierung des Staates New-York gegründeten Anstalt gegebenen Rath zu befolgen. Dort wird er von öffentlichen Beamten gütig empfangen; in dem Ankaufe von Billeten für den Plaz in den Vereinigten Staaten oder Canada, wohin er sich zu begeben wünscht, unterstüzt; ebenso für die Beförderung seines Gepäks, sowie auch für die Einkassirung von Wechseln, Anweisungen ꝛc.

Bern, 10. Juni 1857.

Gesandtschaft
der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nach dieser Bekanntmachung empfiehlt die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten in der Schweiz unbedingt das Institut Kastle-Garden. Wir glauben nicht, daß sie hierin ganz Recht hat. Ein von der Deutschen Gesellschaft in New-York zur Untersuchung der Zustände in Kastle-Garden niedergesezter Ausschuß erstattete derselben einen Bericht, dessen wesentlichen Inhalt ein Korrespondent der New-Yorker Kriminalzeitung in kurzen Säzen folgendermaßen bezeichnet.

„Für Kastle-Garden spricht:

1) Daß der Einwanderer seine Lebensmittel in Kastle-Garden zu billigen Preisen kaufen könne, wogegen er in Wirthshäusern bekanntlich geprellt würde.

2) Die europäischen Münzsorten würden zum richtigen Course berechnet, und

3) Gegen die Richtigkeit des Verfahrens des Gepäk-Wiegemeisters sei ihm, dem Komite, keine Klage zu Ohren gekommen.

Gegen Kastle-Garden:

1) Daß in Kastle-Garden nicht die Commissioners, sondern lediglich die New-York- und Erie- und die Zentral-Eisenbahn-Kompagnie regierten.

2) Daß die Commissioners diesen beiden Eisenbahngesellschaften in aller und jeder Beziehung das beilloseste Monopol eingeräumt, und daß dieß in einer ganz unverantwortlichen Weise ausgebeutet werde.

3) Ist das Komite ganz empört darüber, daß die Commissioners das ihnen gestattete Recht auf zwei Eisenbahn-Kompagnien übertragen, ohne daß diese dagegen auch deren Pflichten übernommen.

4) Die Einwanderer betrachteten Kastle-Garden als ein vom Staate geleitetes Institut, und die Commissioners präsentirten sich in ihren öffentlichen Dokumenten als diejenigen Herren, die der Einwanderung den gesezlichen Schuz böten! Aber daß trozdem die armen Leute schuzlos den Eisenbahnbeamten überantwortet würden, sei doch gewiß hart, und es sei ein solches Verfahren durchaus nicht zu beschönigen.

5) Der Einwanderer würde auf dem Emigrantenschiff von seinem Gepäk getrennt und müsse es sich nachher in Kastle-Garden selbst wieder suchen!

6) Der Mangel an Räumlichkeiten in Kastle-Garden sei schuld, daß Betten und andere Effekten bei Regenwetter völlig entwerthet würden.

7) Spricht der Bericht ausdrüklich von sehr häufig vorkommendem Gepäk-Verlust in Kastle-Garden und meint, wenn Seitens der Eisenbahn-Verwaltung eine strenge Wachsamkeit beobachtet würde, so müßte es sich herausstellen, ob die durchpassirenden Einwanderer stehlen oder die von den Eisenbahnen angestellten Arbeiter.

8) Daß eine Garantie für Gepäk in keinerlei Weise existire, trozdem daß dem Einwanderer, wenn man ihm seine Habe förmlich abgenommen, ein Kupferchel für jedes Gepäkstük gegeben wurde. Es hänge lediglich und allein irgend eine Vergütung von der Gnade der Eisenbahn-Kompagnien ab.

Der Bericht sagt ferner mit ganz dürren Worten: Dem Einwanderer wurde rundweg erklärt, daß man gar keine Verantwortlichkeit kenne.

9) Es möchten wohl die Beamten angewiesen sein, die Einwanderer nicht gegen ihren speziellen Wunsch über die Monopol-Eisenbahnen zu spediren, aber das Komite findet sich berechtigt zu der Annahme, daß seine Anweisung im Diensteifer nicht beachtet wurde.

10) Daß eine Kontrole wünschenswerth sei, um zu verhindern, daß man sich für Kinder nicht den vollen Fahrpreis zahlen lasse.

11) Daß das Buchen in Europa, was die Commissioners den deutschen Regierungen in einem besondern Memorial als höchst nachtheilig geschildert, in eben so ausgedehnter Weise wie früher von den Kastle-Garden monopolisirenden beiden Eisenbahnen fortbetrieben werde.

12) Daß die Fahrpreise 1 $ 50. bis 2 $ höher seien in Kastle-Garden als bei der Pennsylvania-Bahn, wofür die Gründe nichtig, und was unter keinerlei Umständen zu rechtfertigen."

Die Gründe für und wider Kastle-Garden gegen einander abgewogen, ergibt sich nach unserer Ansicht für den schweizerischen Auswanderer die Lehre: I'New-York ischt me bschisse, göng me-n-in Kastle-Garden oder nüd.

Der Schweizer Ansiedlungsverein in Cincinnati.

(Schluß.)

§. 14. Direktorium.

Sobald in einer Stadt wenigstens 20 Aktionäre sich befinden, so können dieselben sich zu einem Zweig-Verein konstituiren, dessen Vorsizer die Besorgung der Aktien für den Verein übernimmt, in engere Korrespondenz mit der Verwaltung tritt, und dadurch eine berathende Stimme in derselben erhält. Die Vorsizer sämmtlicher Zweig-Vereine bilden zusammen das Direktorium, dessen Mitglieder, Jeder, in allen wichtigen Fragen der Verwaltung brieflich die Ansichten und Wünsche seines resp. Vereins mitzutheilen hat. Die Namen der Direktoren werden veröffentlicht, sobald sie sich als solche bei der Verwaltung legitimirt haben.

Verwaltung des Schweizer Ansiedlungs-Vereins.

(Erwählt den 21. April 1856.)

J. C. Christin, erster Vorsizer,
J. C. Appenzeller, zweiter Vorsizer,
C. Steinauer, erster protokollirender Sekretär,
J. Eggers, zweiter " "
H. Gutherz, erster korrespondirender Sekretär,
Ch. Perret, zweiter " "
J. Goldenberger, Schazmeister,
Christian Tuffli, Peter Constanz, Michael Göpper, } Vertrauensmänner.

Ueben-Bestimmungen zur Konstitution.

§. 1.

Dem ersten korrespondirenden Sekretär ist für die nächsten drei Monate ein Gehalt von 200 Dollars ausgesezt.

§. 2.

Die Verwaltung ist berechtigt, allfällig weiter nöthige Neben-Bestimmungen beizufügen, doch dürfen selbe dem Sinne der Konstitution nicht widersprechen.

§. 3.

Es soll der nächsten außerordentlichen Konvention gestattet sein, die Artikel dieser Konstitution behufs der Verwaltung zu verändern.

§. 4.

Die Verwaltung soll nicht berechtigt sein, irgend welche Kontribution auf die Aktien zu erheben, ohne vorher die Zustimmung der Mehrheit der Zweig-Vereine, resp. die Zustimmung der Mehrheit sämmtlicher Aktionäre dafür eingeholt zu haben.

Obschon es jezt noch nicht in unserer Macht steht, einen definitiven Plan für die Schweizer Ansiedelung zu entwerfen, so müssen wir doch den Theilnehmern an derselben die Grundbestimmungen vorlegen, auf denen, unserer Ansicht nach, das Unternehmen ausgeführt werden soll. Veränderungen in dem hier beigelegten Plane sind natürlich in der Konvention vorbehalten, doch werden es nur solche sein, wie sie die besondern Lokalverhältnisse des erworbenen Landes und das allgemeine Interesse des Vereines seiner Zeit erheischen werden. Um näher anzudeuten, auf welche Weise der Verein seinen Zwek auszuführen gedenkt, folgt hier dessen

Provisorischer Ansiedelungsplan.

§. 1.

Sobald das Land für den Verein gekauft und ausgemessen ist, schreitet die Verwaltung zur Verloosung desselben, welche an einem vorher bekannt gemachten Tage in einem passenden Lokale des Verwaltungssizes vorgenommen wird.

§. 2.

Wenigstens ein Zehntel, sowohl der Stadtbauplätze als auch des Garten- und Farmlandes soll als Vereinseigenthum reservirt und dasselbe nach Bestimmung der Konvention verkauft werden.

§. 3.

Die Taxen für sämmtliches Land werden während der ersten zwei Jahre vom Vereine bezahlt.

§. 4.

Bei Aufnahme des Stadtplanes ist besonders darauf zu sehen, daß die Straßen breit, und die Bauplätze tief und stets auf eine breite Gasse (Alley) stoßend ausgelegt werden. Ferner sollen Plätze für öffentliche Gebäude, besonders für Schulen mit hinreichenden Spielgründen, vorbehalten werden.

§. 5.

Sobald zweihundert Mitglieder in der Ansiedlung wohnen, wird in der nächsten Konvention die Verwaltung dorthin versezt, und die Wahl derselben so gehalten, daß die Ansiedler fünf und die Konvention fünf Mitglieder erwählen.

§. 6.

Die Verwaltung hat die Pflicht auf sich, die Ansiedler durch folgende gemeinnüzige Anstalten zu unterstüzen, und dadurch das Gesammtinteresse des Vereins, sowie den Erfolg jedes Einzelnen bestens zu fördern:

1) Die Eröffnung der nothwendigsten Kommunikationswege im Bereiche der Ansiedlung.

2) Die Anschaffung und Unterhaltung der zwekmäßigsten und nothwendigsten — für kleinere Farmer jedoch zu kostbilligen — Akerbaumaschinen, welche von den Vereinsmitgliedern gegen billige Vergütung benüzt werden können.

3) Die Gründung eines Magazins (Store), in welchem stets ein gehöriger Vorrath der nothwendigsten Lebensmittel, sowie Haus- und Akergeräthe gehalten werden, um solche den Ansiedlern zum Kostenpreis, und wenn nothwendig, auf Kredit zu verkaufen.

4) Die Anlegung einer Musterfarm von wenigstens 320 Akern, welche durch einen im amerikanischen Akerbau erfahrenen und gebildeten Oekonomen eingerichtet und bestellt werden soll. Auf dieser Musterfarm sollen alle zur Hebung des Aker-, Wein- und Obstbaues, so wie die zur Viehzucht nothwendigen Einrichtungen getroffen werden, um dadurch den angesiedelten Farmern mit Rath und Beispiel, und besonders durch den billigen Verkauf der besten Sämereien, Bäume, Reben, Vieh u. s. w. jeden möglichen Beistand leisten zu können.

5) Einrichtung oder Ankauf einer Säge- und Mahlmühle, nebst andern solchen Maschinerien, welche sogleich eine Erwerbsquelle für den Verein sein werden.

6) Das Halten von Zugvieh zum Besten des Pflügens und anderer schwerer Feldarbeiten, um damit Neuangesiedelten im Anbau ihres Landes behülflich zu sein.

§. 7.

Die Konvention wählt einen tüchtigen und rechtschaffenen Mann als Agent des Vereins und Verwalter obiger Anstalten, dessen Pflicht es ist, mit Hülfe seiner, von der Verwaltung angestellten Assistenten, jene, nach den ihnen vom Vorstande gegebenen Instruktionen zu verwalten. Dieser Agent muß in der Ansiedlung wohnen, und ist Mitglied der Verwaltung.

§. 8.

Um die Niederlassung von Familien in unserer Kolonie zu ermuntern, soll die Verwaltung für jede während des ersten Jahres ankommende, unbemittelte Familie, auf deren Wunsch, ein einfaches Loghaus errichten, dessen Kostenbetrag diese in 2 Jahren, entweder in Baarzahlungen oder Produkten an den Verein zurükzuerstatten hat. Ferner soll die Verwaltung einige kleine Häuschen auf reservirte Stadt-Lotten bauen, um selbige an wirkliche Ansiedler zu vermiethen oder zu verkaufen.

§. 9.

Wer irgend einen Industriezweig in der Ansiedlung einführt, soll vom Vereine nach besten Kräften in seinem Unternehmen unterstüzt werden.

§. 10.

Die Versammlung der Ansiedler erwählt jedes Mal unmittelbar vor dem Zusammentritt der General-Konvention eine Schäzungskommission, deren Aufgabe es sein soll, das Vereinseigenthum anzuschlagen, und die Preise festzusezen, zu welchen es verkauft werden darf.

§. 11.

Der Erlös von allem, für den Verein reservirten Grundeigenthum, soll nach Kostenabzug zu gemeinnüzigen Zweken, und besonders zur Errichtung von sekten freien Schulen verwendet werden.

§. 12.

Die Rechtstitel (Deeds) für sämmtliches Grundeigenthum müssen von der Landkommission möglichst bald nach dem Ankaufe des Landes ausgefertigt und der Verwaltung übergeben werden, welche dieselben den Eigenthümern gegen Vergütung der Beglaubigungskosten und Verabfolgung der Aktienscheine zu übergeben hat, nachdem sie sich zuvor überzeugt, daß dieselben ihren Verpflichtungen gegen den Verein getreulich nachgekommen sind.

§. 13.

Wenn sämmtliches Reserveeigenthum veräußert ist, oder die Konvention dessen Uebergabe an die gesezliche Behörde, behufs der Uebertragung für einen bestimmten Zwek anordnet, und die Auflösung des Vereins beschließt, wozu zwei Drittheile aller Mitgliederstimmen nothwendig sind, so haben die in der Ansiedlung wohnenden Mitglieder eine Kommission von sieben zu erwählen, die nach Tilgung aller Verbindlichkeiten des Vereins, den Mitgliedern desselben eine genaue Uebersicht über den ganzen Sachbestand in Form eines ausführlichen Rapportes zu geben, und allfällige Ueberschüsse nach Beschluß der Ansiedler zu gemeinnüzigen Zweken zu verwenden haben.

Diese Kommission hat bis zur völligen Erledigung ihrer Aufgabe eine entsprechende Garantie zu stellen, worauf sich der Verein förmlich auflöst und die Ansiedelung zur einfachen politischen Gemeinde wird.

Verhandlungen der ersten General-Konvention des Schweizer Ansiedlungs-Vereins, gehalten den 19., 20. und 21 April 1857, in Cincinnati.

Die Konvention trat den 19. April 1857 in der Turnerhalle zusammen. Hr. Dr. Christin als erster Vorsizer eröffnete die Konvention mit einer passenden Anrede. Außer Cincinnati waren 14 Zweig-Vereine (durch Delegaten) vertreten. In Betreff der Cincinnati-Mitglieder wurde beschlossen, daß deren Repräsentation durch Delegaten für die ganze Konvention gelten müsse, so daß während derselben keine Stimmen übertragen werden dürfen.

Nach Ernennung der stehenden Komites, und während der Legitimirung der Delegaten wurden die folgenden Berichte der Verwaltung verlesen.

Da in lezter Zeit die Verwaltung zu sehr in Anspruch genommen war, indem in lezter Woche allein über 1400 Aktienscheine ausgestellt wurden, konnte auf die Ausarbeitung der verschiedenen Berichte und Auszüge nicht die erforderliche Zeit verwendet werden.

Bericht der korrespondirenden Sekretäre.

Seit Gründung dieses Vereins, den 10. Januar 1857, wurden von den korrespondirenden Sekretären folgende Geschäfte besorgt:

Briefe mit Konstitutionen wurden abgeschikt nach 92 verschiedenen Plätzen in 19 Staaten	163
An Gouverneure und andere einflußreiche Personen	46
Nach der Schweiz, an Bundes- und Kantonalregierungen	9
Nach Frankreich	2
Ferner wurden Briefe beantwortet	168
Total	388
Von diesen sind in englischer Sprache	36
" " " französischer "	10
Konstitutionen, worunter 67 nach der Schweiz, versandt	2742
Interims- und Aktienscheine verschikt	367
Empfangen wurden Briefe	189
Geld und Anweisungen per Post und Expreß Co. erhalten, die Summe von 3657 Dollars 25 Cents.	

Felix Schelling.
Richard Lüthy.

Bericht der protokollirenden Sekretäre.

Seit der Konstituirung des Schweizer Ansiedlungsvereins am 14. Dezember 1856 wurden 35 Sizungen gehalten, welche in den lezten Wochen regelmäßig von Abends 7 Uhr bis Morgens 2 und 3 Uhr dauerten.

Die wichtigsten Beschlüsse der Zentralverwaltung sind folgende:

Januar, 10. Beschlossen, den Schweizer Ansiedlungsverein inkorporiren zu lassen. Diesen Beschluß in Ausführung zu bringen, wurden gewählt:

Dr. Christin, J. C. Appenzeller, J. Schorttle, } Trustees.
Henry Pfister, Clerk.

Ferner wurde die Bürgschaft des J. Goldenberger, Schazmeister, auf 500 Dollars angenommen.

Februar, 14. Beschlossen, Herrn Billiod, Bierbrauer, als Bürge für Herrn Tuffli, Vertrauensmann, anzunehmen.

Andere Beschlüsse von Wichtigkeit werden im Verlaufe der Konvention von der Verwaltung zur Besprechung vorgelegt werden.

C. Steinauer.
J. Ludwig.

Bericht des Schazmeisters.

An Aktien- und Interimsscheine wurden bis heute eingezahlt .	35,235	Dollars.
Ausgaben im Ganzen . .	180	„
Restiren	35,055	Dollars.
Davon befinden sich in den Händen der Vertrauensmänner:		
1) Herr Christ. Tuffli .	34,400	„
2) „ Sal. Bänninger .	455	„
3) und in denen des Schazmeisters . . .	200	„
Total	35,055	Dollars.

J. Goldenberger.

Ein Komite von drei Delegaten auswärtiger Zweig-Vereine wukde ernannt, um die Bücher der Verwaltung zu untersuchen, und folgende Herren erwählt:

Sigm. Löw von Pittsburg.
J. L. Willi von Sandusky.
A. Heer von Chicago.

Die Berichte der auswärtigen Delegaten über ihre resp. Zweigvereine lieferten das erfreuliche Resultat, daß die meisten Mitglieder Arbeiter seien und sehr Viele, sobald thunlich, zu übersiedeln gedenken.

Die Nomination der Land-Kommission und der Verwaltung wurde nun vorgenommen, nachdem beschlossen war, daß nur Mitglieder des Vereins nominirt werden dürfen.

(Zweiter Tag, den 20. April.)

Dr. Christin rief die Versammlung zur Ordnung und eröffnete die Verhandlungen.

Nachdem verschiedene Komite-Berichte entgegengenommen, ward in Betreff der Untersuchung der Verwaltungsbücher beschlossen: Da laut Bericht des betreffenden Komite's die Verwaltungsbücher wegen Geschäfts-Ueberhäufung nicht kompletirt werden konnten, sei ein stehendes Komite zu erwählen, das nach Abschluß der Bücher nach der Konvention die Verwaltungsbücher zu untersuchen und seiner Zeit genauen öffentlichen Bericht abzustatten habe.

In dieses Komite wurden folgende Herren gewählt:

J. B. Willi von Sandusky,
M. Goepper von Cincinnati,
J. Eggers von Cincinnati,
N. Hossammer von Cincinnati, Ersazmann.

Diesem Komite sind alle in den Händen der Verwaltung befindlichen Papiere zur Verfügung zu stellen, auch kann es Informationen von allen Verwaltungs-Mitgliedern verlangen.

Das Komite für Revidirung der Statuten legte den Entwurf zur Berathung der Konvention vor. Nach artikelweiser Debattirung wurden die neuen Statuten zur Reinschrift und Wiederverlesung auf morgen beordert. Vertagung.

(Dritter Tag, den 21. April.)

Hr. J. C. Appenzeller, zweiter Vorsizer, eröffnete die Verhandlungen.

Die revidirten Statuten wurden verlesen, noch einmal berathen und mit einigen Amendements angenommen.

Das Komite für Ausarbeitung der Instruktionen an die Land-Kommission erstattete Bericht. Es wurde beschlossen, der Zentralverwaltung die Besorgung der Instruktionen an die Land-Kommission zu überlassen.

Wahl der Land-Kommission.

Diese Wahl wurde durch geheime Abstimmung vorgenommen. Resultat:

J. J. Livzy von Milwaukie.
H. Ehardt von Cincinnati.
Dr. Zwinger von Pittsburg.
S. Löw von Pittsburg.
A. Oehler von Dubuque.
Hösli von Illinoistown, Erfazmänner.
J. Senn von Cincinnati

Wahl der Verwaltung.

Durch geheime Abstimmung wurden obengenannte Herren erwählt. Siehe Konstitution.

Spezielle Beschlüsse der Konvention.

Die Verwaltung hat eine eigene Office zur möglichst bequemen und pünktlichen Besorgung der Vereinsgeschäfte zu miethen.

Die Verwaltung ist angewiesen, die Bürgschafts-Dokumente in legaler und möglichst bindender Form ausstellen zu lassen und gesezlich beglaubigte Kopien davon an sämmtliche Zweig-Vereine zu übersenden.

Verwaltungsmitglieder, die von den Vereinsgeschäften derart in Anspruch genommen werden, daß sie in ihren Geschäften beeinträchtigt werden, haben auf eine billige Entschädigung Anspruch.

Frauen, deren Männer Aktieninhaber sind, dürfen selbst keine Aktien besizen, und umgekehrt.

Vom ganzen Vereins-Kapital sollen 20,000 Doll. als Reserve-Fond für Verbesserungen auf der Ansiedlung zurükbehalten werden. Die Verwaltung hat jedoch das Recht, auf Bericht der Land-Kommission und vorherige Mittheilung an die Zweig-Vereine, wenn durchaus nöthig, andere Bestimmungen zu treffen.

Es sollen 5000 Exemplare der Statuten sammt einem kurzen Auszuge der Konventions-Verhandlungen in Pamphlet-Form gedrukt, und gegen eine Vergütung von 5 Cents ausgegeben werden.

Im Namen der Zentralverwaltung,
J. C. Christin, Vorsizer.
C. Steinauer, Sekretär.

Anhang.

In der Verwaltungssizung vom 30. April gab Hr. Perret seine definitive Entlassung ein, und wurde Hr. H. Pfister als zweiter korrespondirender Sekretär erwählt. Ferner resignirte Hr. C. Steinauer als erster protokollirender Sekretär zu Gunsten des Herrn J. Eggers, wurde aber sogleich an die dadurch erledigte Stelle des zweiten protokollirenden Sekretärs wieder gewählt.

Folgende Herren bilden dermalen die Zentral-Verwaltung:

J. C. Christin, erster Vorsizer,
J. C. Appenzeller, zweiter Vorsizer,
John Eggers, erster protokollirender Sekretär,
C. Steinauer, zweiter „ „ „
H. Gutherz, erster korrespondirender Sekretär,
H. Pfister, zweiter „ „
John Goldenberger, Schazmeister,
Michael Göpper, Peter Constanz, Christ. Tuffli, } Vertrauensmänner.

Adresse:

Swiss Colonisation Society, Box 2203,
Cincinnati, Ohio.

Verschiedenes.

Von kompetentester Seite geht uns die Mittheilung zu, daß die Auswanderung nach Puerto Montt und der Kolonie Llanquihue in Chili in diesem Jahre nicht rathsam erscheint, weil die von der chilenischen Regierung zur Sicherung der Zukunft der Auswanderer daselbst in Angriff genommenen Arbeiten noch nicht beendigt sind. — Wir verfehlen nicht, das auswandernde Publikum von dieser durchaus zuverlässigen Mittheilung, unter Warnung vor anders lautenden Berichten, in Kenntniß zu sezen. (Hansa.)

Baiern. Aus dem Rhöngebirge sollen in diesem Jahre 400 Personen nach dem tropischen Amerika (Santa Martha in Westindien) als Arbeiter zum Waldausroden, Tabak- und Reispflanzen befördert werden. Arme Teufel!

Frankreich. Der Solothurner Landbote schreibt: „Die Einwohner Solothurns erinnern sich noch des ersten Zuges von Wallisern, die ungefähr 70 Köpfe stark nach der argentinischen Republik auswanderten. Nach dem „Walliser Courier" liegt der ganze Zug geld- und hülflos in Marseille, ohne Mittel, weiter zu reisen oder zurükzukehren. Ihr mitgebrachtes Geld wurde ihnen gestohlen oder durch den zu langen Aufenthalt in Marseille aufgebraucht." Der erste Zug der Walliser nach Argentinien kann dieß nun aber nicht gewesen sein; denn 1) ist dieser schon vor wenigstens einem Jahre verreist und 2) reist man von Wallis aus nicht über Solothurn nach Marseille. Seien diese unglüklichen Walliser nun aber, wer sie wollen und nach Argentinien oder Algier auf dem Wege, so sind sie jedenfalls von einem schlechten Kerl betrogen worden und es wäre zu wünschen, daß der Name desselben veröffentlicht würde, damit sich die Leute vor ihm in Zukunft hüten können und reelle Agenten nicht mit ihm verwechselt werden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der Prozeß des Nordbahn-Diebstahls, welcher vor den amerikanischen Gerichten geführt wird, hat einen abermaligen unerwarteten Zwischenfall erlitten. Grellet der Jüngere starb am 20. Mai Nachts an einer Gehirnentzündung im Gefängniß zu Eldrigestreet. Schlechte ärztliche Behandlung und die schädliche Luft in dem kleinen Gefängnisse, wo sich 60 Gefangene zusammengedrängt finden, trugen ohne Zweifel das ihrige zum Tode des jungen Mannes bei. Die Leichenfeier Grellet's fand in sehr anständiger Weise in der französischen katholischen Kirche statt, und seine Leiche wurde nach dem katholischen Kirchhof von Williamsburg gebracht. Die Gefangenen, David, Parod und Grellet der Aeltere, wohnten der Zeremonie unter Bewachung von drei Polizeiagenten bei und etwa 50 Franzosen bildeten das Geleite. David sprach die Leichenrede. Am nächsten Tage wurden Grellet, Parod und David aus dem bisherigen Gefängnisse unter Aufsicht des Marschalls der Vereinigten Staaten nach einem andern Orte gebracht, wo sie bis zur Entscheidung über die Auslieferung, welche in etwa 14 Tagen erfolgen wird, bleiben werden. (Korr. Hav.)

— New-York. Die Zahl der dieses Jahr bis zum 20. Mai hier gelandeten Einwanderer beträgt 42,527, 15,237 mehr als in dem gleichen Zeitraum vorigen Jahres.

— Der Indianerüberfall in Jowa und Minnesota. Am lezten 24. März gingen drei Kompagnien Freiwilliger von Fort Dodge, Jowa, ab, um die Indianer, die die Ansiedler am Spirit-Lake ermordet hatten, zu bestrafen. Sie fanden unterwegs 25 Männer, Weiber und Kinder auf der Prairie, die vor den Indianern geflohen und von denen Einige verwundet waren. Diese Leute waren von Springfield an dem Des-Moines-Flusse im südlichen Minnesota gekommen und es bestand immer ein friedlicher Verkehr mit den Indianern, bis die Nachrichten von den Mordthaten vom Spirit-Lake ankamen. Die Ansiedler schikten alsbald um Hülfe nach Fort Ridgley und Einige derselben waren so unvorsichtig den Indianern dies mitzutheilen, um sie dadurch einzuschüchtern. Den Tag vor der Ankunft der Truppen griffen sie die Bewohner des Ortes an. Sie drangen in einige Häuser und ermordeten Männer, Weiber und Kinder. In einem andern gelang es einer Anzahl Weißer, sich zu verbarrikadiren und zu vertheidigen. Eine Frau Church, die die Büchsen laden half, erschoß einen Indianer. — Da die Vereinigten-Staaten-Truppen den Freiwilligen zuvorgekommen waren, so trafen Leztere die Indianer nicht mehr. Eine Abtheilung derselben begrub in Spirit-Lake 29 Leichen. Man schäzt die ganze Zahl auf 70. Vier Frauen wurden von den Indianern gefangen. Die Freiwilligen kehrten wieder zurük. William Barkholder und Kapitän Johnson verloren sich auf der Prairie südlich vom See. — Die Nachrichten von St. Paul stimmen mit dem Obigen ziemlich überein. In St. Peter herrschte große Aufregung, da man einen Ueberfall in Mankato am Minnesota-Flusse fürchtete. Col. Smith sandte alsbald von Fort Snelling drei Kompagnien an den Ort der Gefahr. Sen. Shields hat ebenfalls eine freiwillige Kompagnie gebildet. In Blue-Earth Kolonie sollen die Sioux wenigstens 40 Ansiedler massakrirt haben. Man schreibt von einem Bündnisse der Sioux und Chippewa's. — Das Burlington „Hawk Eye" enthält eine Mittheilung von Major Williams von Fort Dodge an Gouverneur Grimes, worin ein ausführlicher Bericht über die Bolontair-Expedition, welche er beschligte und nach Spirit-Lake führte, abgestattet wird. — Die Indianer sollen 200 Mann stark gewesen sein; sie begannen ihre Plünderungen der Ansiedler im südwestlichen Theile von Buena-Vista County und zogen durch die Counties Clay, Dikinson und Emmett, wo sie jede Ansiedlung zerstörten, das Vieh tödteten und die Weiber schändeten. Sie mordeten jedoch keine Menschen, bevor sie Spirit-Lake in Dikinson County erreichten. Dort be-

fanden sich 40 Ansiedler, welche sämmtlich von den Indianern niedergemezelt wurden. Von Spirit-Lake aus überschritten die Indianer die Staatsgrenze und griffen Springfield in Minnesota an, wo sie neun Ansiedler ermordeten und vier Weiber gefangen nahmen. Zwölf Ansiedler, welche nahe den Minnesota begrenzenden Seen wohnten, werden vermißt und ebenso vier Personen von Big Island Grove an dem obern Des-Moines-Flusse. — Die Volontairs unter Major Williams verfolgten die Indianer bis zur Grenze, wo sie die Nachricht erhielten, daß eine Kompagnie Soldaten von Fort Ridgley am Minnesota-Flusse die Indianer angegriffen und deren zwanzig getödtet habe. Zwei der Volontairs — Kapitän Johnson und Herr Barkholder — werden vermißt und sind wahrscheinlich in die Hände der Indianer gefallen. — Ein Korrespondent des Dubuque „Expreß" meldet, daß der Angriff der Indianer auf Springfield am 26. März stattfand, und daß alle Bewohner dieses Plazes, mit Ausnahme zweier Männer und mehrerer Frauen und Kinder, ermordet wurden. Neun Indianer wurden bei dem Angriffe getödtet.

— Maryland. Auf der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn hat ein Aufruhr entlassener Kondukteure und Arbeiter zu einer förmlichen Schlacht geführt, in welcher Hunderte von Gewehren und sogar eine Kanone in den Kampf geführt wurden und es auch an Todten nicht gefehlt zu haben scheint. Die entlassenen Arbeiter, zu Hunderten zusammengerottet, verhinderten zuerst den Abgang der Züge, griffen sodann alle nach einander abgehenden Züge mit den Waffen in der Hand an, obwohl dieselben zum Theil von Polizeimannschaften und Soldaten begleitet waren, und aus allen Fenstern derselben Gewehrläufe starrten, rissen zulezt die Schienen auf und verrammelten dieselben. Ein Zug ging aus dem Geleise, und stürzte die höhe Böschung hinab, wobei zwei Soldaten verwundet wurden. Der Schuz der Behörden hat sich bei dieser Gelegenheit als ganz ungenügend erwiesen. Deutsch-Amerikanische Blätter erinnern daran, daß derselbe gänzliche Mangel an gesezlichem Sinn, der sich hier gezeigt, bei den Wahlen zum Vorschein gekommen sei und auch hier die Ruhestörungen hauptsächlich von derselben Volksklasse, welche die Hauptstärke der Knownothings ausmachen, ausgegangen seien.

Meriko. Der in Sonora von den Merikanern gefangene Flibustierhäuptling Crabbl ist mit allen seinen Genossen füsilirt worden.

Zentralamerika. Mit Walker in Nicaragua ist's wirklich aus, wenigstens vorläufig. Er hat kapitulirt und ist bereits in den Vereinigten Staaten angelangt.

Südamerika. Peru. Die Revolution in Peru kann als beendigt betrachtet werden. Der Chef derselben, General Vivanko, wagte einen Angriff auf die Hauptstadt Lima, der aber von der Nationalgarde und den Regierungstruppen siegreich abgeschlagen wurde. Vivanko verlor 600 Mann und rettete seine werthe Person auf ein Schiff.

Feuilleton.

Reisebriefe.

Von Dr. Christian Heußer.

(Aus dem literarischen Beiblatt der Neuen Züricher Zeitung abgedruckt.)

(Fortsezung.)

Den 11. Januar. Gestern früh sind wir bei den oben erwähnten Felsenriffen St. Paul vorbeigekommen und haben dieselben mit aller Muße betrachten können. Abends gegen 5 Uhr passirten wir dann den Aequator. Die gewöhnliche Feier dieses Uebergangs, die bei den meisten französischen und englischen Schiffen immer noch stattfindet, und in einer sogenannten Taufe mit darauf folgendem allgemeinem Trinkgelage besteht, war vom Kapitän ganz verboten worden, weil sie gewöhnlich mit einer Prügelei der Matrosen endet. Unser kleine Kreis feierte den Schritt durch einen Champagner-Punsch in Eis, und so genossen wir bei fast unerträglicher Hize ganz angenehme Kühlung. Der Transport dieses Produkts des Nordens bis an den Aequator ist erst seit kurzer Zeit versucht worden und soll noch in vielen Schiffen mißlingen. Unser Eiskeller aber hält sich vortrefflich, und es sagte uns der Kapitän bei dieser Gelegenheit, daß bis jezt noch nicht ein einziges der an Bord befindlichen Schlachtopfer getödtet worden, sondern daß täglich ganz frisches Fleisch aus dem Eiskeller gekommen sei. — Bereits stellt sich das Gefühl einer glüklichen und schnell zurükgelegten Fahrt ein, denn schon übermorgen in der Frühe sollen wir in Fernambuko — auf dem Boden der neuen Welt, sein!

Den 12. Januar. Gestern Abend saßen wir bis nach zwölf Uhr unterm heitersten Himmel auf dem Verdek. Der Kapitän und Dr. A. erzählten uns viel von ihren Erlebnissen und lezterer bemerkte gelegentlich, er hätte unter seinen vielen Meerfahrten noch gar keine so angenehme und bequeme gemacht, wie diese, und ich wisse jedenfalls noch gar nicht, was das Seeleben sei, nicht blos, weil wir nicht den kleinsten Sturm erlebt, sondern hauptsächlich, weil man auf diesem bequem eingerichteten Dampfschiffe sich gar keinen Begriff machen könne, was Auswanderer in Segelschiffen bisweilen auszustehen haben. Darauf gab er uns die Schilderung einer Reise nach Australien, von der ich die Hauptzüge hier wieder geben will, damit Ihr sehet, daß ich auch mit der Schattenseite der Uebersiedlung vertraut geworden bin und wenn ich je zur Auswanderung rathe, ich es gewiß nicht thun ohne gewissenhafte Prüfung des Für und Wider. Nach Australien gehen nur Segelschiffe mit Auswanderern, und da hängt denn die Fahrzeit gar sehr vom Winde ab; diese Fahrt von Dr. A. dauerte 5 Monate und einige Tage, wohl ziemlich lange, doch kommen auch noch längere Fahrten vor. Nun war aber auf der Hälfte dieser Fahrt das Brod auf dem Schiffe ausgegangen, indem alles von Ratten aufgefressen worden, eben so alle andern Lebensmittel bis auf getrokneten Spek und Erbsen; dies wurde nun täglich in verschiedenen Kochweisen genossen, der Durst aber konnte gar nicht gestillt werden, da auch das Wasser fast ausgegangen war, das Wenige aber, das geblieben, — doch auch schon in Fäulniß übergegangen — zu Thee verwendet werden mußte. Die Ratten waren in solcher Zahl vorhanden, daß sie furchtlos in den Kajüten und überall herumliefen. Dr. A. schlug in einer Nacht, die er der Kranken wegen durchwachen mußte, acht Stük mit seinem Stoke todt, während viel mehrere, durch seine Streiche verwundet, entliefen. Dazu kam nun zwar nicht ein Orkan noch Schiffbruch, aber doch die heftigen tropischen Regen, bei denen man nicht mehr auf's Dek an die frische Luft gehen konnte; und in Folge aller dieser Uebel traten dann nach einander und neben einander Ruhr, Cholera, Typhus und Skorbut ein, von welchen Krankheiten die lezte auf der See die entsezlichste sein soll. Man denke sich unter solchen Umständen ein Zwischendek mit 100 Passagieren! Ich denke, die endliche Landung in Melbourne mußte den Ueberiggebliebenen unter allen Umständen eine Erlösung sein; und doch wartete ihrer kein gutes Loos. Dr. A. sagte einfach: sie waren verkauft — nicht zwar als wirkliche Leibeigene, aber als Sklaven des Geldes. Ohne alles Eigenthum, mußten sie jedweden Dienst annehmen, der sich ihnen bot; die Einen mögen vielleicht menschliche Herren gefunden haben, die meisten aber, denen die Ueberfahrt zur Hälfte bezahlt war, kamen in die Goldminen in's Innere des Landes und leben ohne Zweifel unter härterm Druke, in größerem Elend als zu Hause.

Endlich komme ich zu der, uns Schweizern so völlig fremden Natur, die mich auf dieser Reise umgibt. Und da muß ich zunächst gestehen, daß das Meer, das man sich im Binnenlande gewöhnlich als Bild der Größe und Unermeßlichkeit, zugleich der Macht und Unüberwindlichkeit denkt, auf mich keineswegs diesen Eindruk gemacht hat; ich habe mich mehr an seiner eigenthümlichen Schönheit erfreut. Größe und Unermeßlichkeit scheinen mir in den Hintergrund zu treten, theils weil das Auge hier bei dem unbegrenzten Horizont gar kein Maß hat, theils weil das Himmelsgewölbe, das als volle Halbkugel viel majestätischer erscheint, als auf dem Festlande, zunächst jenen überwältigenden Eindruk auf uns macht. Dies Gefühl hat man ganz besonders des Nachts. Man wende mir nicht ein, daß man dann der Dunkelheit wegen keinen Horizont, das Meer nicht in seiner ganzen Größe sehen könne. Ja wohl sieht man auch des Nachts, selbst ohne Mondschein, bei unbewölkter Luft und klarem Sternenhimmel einen ganz scharf abgegrenzten Horizont, und die Seeleute benuzen denselben oft, um die Höhe eines Gestirnes in seiner Kulmination zu beobachten. In solchen wundervollen Nächten ist man denn wirklich ganz besonders zu Betrachtungen über die Unendlichkeit aufgelegt. Oft kam mir Lenau's Wort zu Sinne:

> Die Zeit des Mondes und der Sterne,
> Das ist die ungestörte Zeit
> Der Sehnsucht nach der stillen Ferne
> Aus dieser Welt voll Schmerz und Streit.

Beim Anblik der Millionen Sterne, von denen die meisten unter sich um unendlich viele Erddurchmesser entfernt sind, muß eben selbst das gewaltige Meer den überwältigenden Eindruk der Unermeßlichkeit verlieren. Daß es auch nicht eigentlich den andern Eindruk, den der Macht und Unüberwindlichkeit, auf mich gemacht hat, hoffe ich zur guten Stunde zu sagen. Noch haben wir nicht den geringsten Sturm, immer ganz ruhige See gehabt. Da fühlt man sich denn auf so stolzem Schiffe, wie das unsere, das fast alle Arten Leute und außer den Offizieren und Matrosen auch die gewöhnlichen Handwerksleute an Bord hat, das nicht nur mit den einfachsten nothwendigen Bedürfnissen, wie z. B. reichlich mit frischem Wasser, sondern mit allem Ueberfluß versorgt ist, auf dem man in den geschmakvollsten Zimmern und Sälen wohnt (von dem Luxus der Salons erster Kajüte habe ich noch gar nichts gesagt, er ist aber wirklich großartig), eine kleine ausgewählte Bibliothek und zur Abwechslung Schach und Karte jeden Augenblik zur Verfügung hat, und das alles in guter Gesellschaft genießen kann, — da, sage ich, fühlt man sich bei anhaltend ruhiger See so sicher und wohl geborgen, wie in dem bunten, genußsüchtigen Leben einer Stadt, und denkt gar nicht an die Gefahr, welche jeden Augenblik entstehen könnte, wenn die schönen, blauen Wogen, die uns tragen, in Aufregung gebracht würden. (Schluß folgt.)

Inserate und Anzeigen.

Einladung zum Abonnement.

„Staufacher." „Monatrosen."

☞ Die Zeitung „Staufacher" wird forterscheinen, wie bisher, immer muthig vorausschreiten, troz alledem und alledem. In zwei Dingen soll sie von keinem andern Blatt übertroffen werden: in Entschiedenheit und Unabhängigkeit, in zwei andern mit Jedem wetteifern, in menschlicher Gesinnung und allseitiger Auffassung des öffentlichen Lebens. Sie erscheint Dienstag und Freitag in schönem Format in Glarus, Preis franko durch die Schweiz: jährlich 6 Fr., halbjährlich 3 Fr.

Die Zeitschrift „Schweizerische Monatrosen", die früher in der Brodtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen herauskam, wird nun wieder erscheinen und zwar ebenfalls in Glarus. Sie wird in jeder Lieferung einen kleinen Zeitspiegel in Bildern aus dem Leben darbieten, sodann größere Erzählungen, Novellen, kleine Romane enthalten, und endlich einen kleinen kritischen Sprachsaal öffnen, worin die Werke der Schriftsteller, die uns ihre Erzeugnisse einsenden, und auch die Schöpfungen schweizerischer Künstler besprochen werden sollen, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Die „Schweizerischen Monatrosen" erscheinen in monatlichen Lieferungen von 1 bis 2 Bogen und kosten jährlich 3 Fr. Das erste Heft wird am 15. Juli ausgegeben.

☞ Den Abonnenten des „Staufachers" werden sie unentgeltlich beigelegt.

C. A. Bruhin, Fürsprech, in Zürich.
J. Vogel, Buchdruker, in Glarus.

Anzeige.

Vortheilhafte Auswanderung
nach
Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 49 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Akersleute in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden**, der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in Lichtensteig.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 26. | Samstag den 27. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | **1857.**

„Der Kolonist"

ladet hiemit freundlich zum Abonnement auf das dritte Quartal laufenden Jahres ein.

Der „Kolonist" ist jezt die einzige schweizerische Auswanderungszeitung und bespricht als solche sowohl die allgemeinen Verhältnisse der Auswanderung, als er namentlich Mittheilungen über die sämmtlichen Länder bringt, welche ihr Ziel sind. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus diesen Ländern.

Der „Kolonist" erscheint wöchentlich ein Mal in großem Format, und kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz.

Bestellungen nehmen alle Postbüreaux an, so wie

Die Expedition des „Kolonist" in Lichtensteig.

Vorläufiger Bericht von Dr. Chr. Heuser über die Parceriakolonien in San Paulo.

Ein solcher halbamtlicher Bericht, der von Dr. Heußer selbst als in großer Eile geschrieben bezeichnet wird, ist an Herrn Regierungsrath Benz in Zürich gelangt. Nach demselben steht es auf den eigenen Kolonien der Herrn Vergueiro und einigen andern nicht so übel, wenn auch nicht so, wie man nach dem Briefe des Herrn Dr. Heußer an Herrn J. Vergueiro (vergl. Kolonist Nro. 21) erwarten konnte. Die Zustände auf den Kolonien mehrerer anderer Gutsbesizer sind hingegen offenbar trauriger, als wir uns sie je dachten. Indem wir von dem wirklichen amtlichen Berichte die Lösung der Widersprüche zwischen dem Briefe des Dr. Heußer an Vergueiro und demjenigen an Herrn Polizeidirektor Benz (aus St. Lorenzo vom 28. März) erwarten, theilen wir diesen hier mit, wie er in der Eidgenössischen Zeitung Nro. 170 und 171 steht:

„Nach meiner glüklichen Ueberfahrt werden Sie gewiß schon längere Zeit Nachrichten von mir über die Kolonien selbst erwartet haben. Es war mir indeß nicht möglich, früher etwas Sicheres an Sie zu schreiben. Am 19. Januar kam ich nämlich in Rio de Janeiro an und verweilte hier bis Ende des Monats. Wäre nicht die Nachricht von dem Ausbruch einer Revolution auf der Kolonie Ibicaba nach Rio gedrungen, so hätte ich mich wahrscheinlich noch länger in dieser Stadt aufgehalten; denn in Europa hat man, kurz gesagt, gar keinen Begriff von den hiesigen Verhältnissen, und 12 Tage sind jedenfalls sehr wenig, um sich mit dieser ganz neuen Denk- und Lebensweise der Brasilianer bekannt zu machen. — Vom schweizerischen Konsul David in Rio, von den Herren Vollenweider von Zürich, Luz von Bern, so wie von allen andern in Rio niedergelassenen schweizerischen Kaufleuten bin ich mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und von denselben auf eine Weise unterstüzt worden, die ich nicht genug anerkennen kann.

Die Schweizer in Rio gaben mir auf ihre Rechnung einen Begleiter mit, nämlich den Sekretär des Konsuls David, Herrn Diethelm von Lachen, der mir nicht bloß der Kenntniß der portugiesischen Sprache wegen, sondern ganz besonders in der Beurtheilung der Kaffeepreise, der Qualität des Kaffee's, der Arbeit der Kolonisten in den Kaffeebergen wesentliche Dienste geleistet hat. Da er längere Zeit als Direktor einer Kaffee-Plantage vorgestanden, konnte ich mich auf sein kompetentes Urtheil verlassen.

Am 1. Februar reisten also Diethelm und ich zusammen von Rio ab, trafen am 3. in Santos ein, mußten dort wegen Besorgung der Maulthiere einige Tage warten und traten am 5. die Landreise in's Innere an. In den Städten St. Paul und Campinas hielten wir uns noch je einen Tag auf und kamen so erst am 12. Februar in der etwa 40 Legoas (d. h. etwa 50 Schweizerstunden) von Santos entfernten Kolonie Ybicaba an. Ybicaba ist die größte aller dieser auf Halbpacht gegründeten Kolonien, Besizthum des Hauses Vergueiro. Hier war der Lehrer Davaz aus Graubünden, von dem voriges Jahr jener Jammerbrief an die Regierung Graubündens gelangt war, und welcher selbst der intellektuelle Urheber und der Leiter der ganzen Bewegung, ich kann fast sagen der einzige vernünftige und gebildete Mann auf sämmtlichen Kolonien war. Aus diesen Gründen und weil es außerdem im Anfang nothwendig war, einige Tage darauf zu verwenden, das Halbpachtsystem im Allgemeinen in seiner Anwendung kennen zu lernen, verweilten wir verhältnißmäßig lange auf Ybicaba, nämlich fast drei Wochen. Als wir hier fertig waren, brachten wir noch eine Woche auf der zweiten, kleinern, etwa 6 bis 7 Stunden entfernten Kolonie des Hauses Vergueiro, auf Angelica, zu, und legten dann dem Chef des Hauses Vergueiro, Herrn Joseph Vergueiro, die Klagen der Kolonisten, die uns begründet schienen, vor. Noch habe ich vergessen zu erwähnen, daß wir wirklich vollständig ungehindert die Rechnungsbücher der Kolonisten, so wie die Hauptbücher, Maß und Gewicht, kurz alles, was wir verlangten, einsehen und untersuchen konnten. Wir können die Offenheit und die ganze Art der Behandlung von Seite des Herrn Joseph Vergueiro nicht genug anerkennen, und es war uns besonders diese Offenheit ein Beweis, daß der Chef des Hauses nichts von den großen Mißbräuchen gewußt hatte, die sich in der Verwaltung eingeschlichen.*)

Diese Mißbräuche waren allerdings groß, so groß, daß man nach europäischen Rechtsbegriffen sich keine Vorstellung davon machen kann. Herr Joseph Vergueiro war aber bereit, alles geschehene Unrecht gut zu machen und den Kontrakt den Kolonisten gegenüber bis auf zwei streitige Punkte vollkommen zu halten; außerdem gewährte er den Kolonisten noch einige kleinere Vergünstigungen, zu denen er nicht einmal verpflichtet war. Eine Garantie dafür, daß Vergueiro Ernst machen will, liegt darin, daß Diethelm als Generaldirektor seiner beiden Kolonien von ihm angestellt ist.

Mit diesen Anerbietungen Vergueiro's traten wir Sonntags den 8. März vor die Kommission der Kolonisten und Montags den 9. vor sämmtliche Kolonisten in offener Landgemeinde. Es brauchte viel Mühe, die Leute zur Annahme zu bewegen, weil sie überspannte Hoffnungen und Erwartungen von unserer Mission hatten, und ich muß allerdings gestehen, daß es auch bei diesen Vergünstigungen Vergueiro's vielen Kolonisten, die eine große Schuldenlast auf sich gela-

*) Herr Dr. Heußer hat dem Koloniedirektor von Ibicaba folgendes Zeugniß ausgestellt:

„Ich habe im Auftrage von sechs Kantonsregierungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft mich von der ökonomischen Lage der hiesigen Schweizer-Kolonisten durch Besichtigung ihrer Bücher, die mir Herr José Vergueiro zu unbeschränkter Durchsicht überließ, in Kenntniß gesezt, und habe mich dabei überzeugt, daß der bisherige Direktor, Herr Jonas, dieselben mit vollkommener Gewissenhaftigkeit geführt hat, und daß ihm in dieser Beziehung nicht der mindeste Vorwurf gemacht werden kann.

„In Beziehung auf Behandlung der Kolonisten sind Herrn Jonas vielfach übertriebene Vorwürfe gemacht worden. Einzelne derbe Abfertigungen läßt Herr Jonas selbst auf sich kommen; ich begreife übrigens vollkommen, daß die Geduld eines Koloniedirektors oft auf eine harte Probe gestellt wird.

„Ibicaba, Donnerstag, 26. Febr. 1857.

„Dr. J. C. Heußer."

Und dem von Angelica das nachstehende:

„Ich bin von einigen Kantonsregierungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft zur Untersuchung der Schweizer-Kolonien in hiesiger Provinz abgeordnet worden und es sind mir zu dem Zwekе alle möglichen Bücher und Dokumente von Herrn José Vergueiro mit nicht genug anzuerkennender Offenheit zur Verfügung gestellt worden.

„In **Folge dieser** Untersuchung gebe ich dem Herrn **Direktor Bolles** mit Vergnügen das Zeugniß, daß er die Bücher auf das Gewissenhafteste geführt und die Kolonisten mit großer Unparteilichkeit, die Faulen streng, die Arbeitsamen aber freundlich behandelt hat.

„Angelica, den 3. März 1857.

„Dr. J. C. Heußer."

Aus diesen beiden Zeugnissen läßt sich auch einiger Widerspruch mit dem obigen Bericht herauslesen.

A. d. R.

den haben, schwer oder gar unmöglich sein wird, sich je schuldenfrei zu machen, wenn die Heimathgemeinden den Vorschuß nicht nachlassen.

Gegenforderungen Vergueiro's waren die, daß die Leute fleißiger und enthaltsamer — beides sehr begründet*) — werden, und daß Davaz die Kolonie verlassen soll.

In mehreren andern Kolonien sieht es noch viel schlimmer aus als früher selbst in Ybicaba. Ich habe bereits eine Kolonie getroffen, wo die Kolonisten wenig vor den Sklaven voraus haben, vielleicht seit ihrer Ankunft mehr leiden mußten, als Sklaven, hoffentlich aber nächstens befreit werden.

Auf der Kolonie, auf der ich mich jezt befinde, sind die Verhältnisse ähnlich wie in Ybicaba. Diese Kolonie „St. Lorenzo" gehört einem großen Gutsbesizer und reichen Herrn, der in der Hauptstadt der Provinz St. Paul wohnt und nur einige Wochen jedes Jahr hier zubringt. In die Verwaltung mögen sich auch hier Mißbräuche eingeschlichen haben, von denen der Herr nichts weiß. Indeß sind doch in einem wesentlichen Punkte die Kolonisten hier mit Wissen und Willen des Herrn schlechter gehalten als in Ybicaba, und da wird es wohl schwerer zu helfen sein. Die Kolonisten erhalten nämlich fast gar kein baares Geld; ganze große Familien erhalten in einem ganzen Jahre nicht mehr als 15 bis 20 Milreis (45—60 Fr.), d. h. bei den hohen Preisen, in denen hier Kleider, Schuhe, Eisenwaaren, kurz alle nothwendigen Sachen stehen, so wenig, daß die Kolonisten fast alles auf der Fazende zu kaufen gezwungen sind. Hier ist aber alles in höheren Preisen, als ringsumher bei den Bauern und in den kleinern Städten, und so gewinnt der Herr nicht bloß am Kaffee, sondern auch an den Lebensmitteln und in der Loge (so wird nämlich der Kaufladen genannt, der vom Herrn gehalten wird und in welchem sich alle nothwendigen Kleider und Geräthe vorfinden), und der Kolonist kommt gar nicht mehr aus den Schulden heraus. — Mit Beziehung auf die Loge habe ich vielleicht dem Besizer von St. Lorenzo Unrecht gethan. Es ist möglich, daß, wie der Direktor behauptet, die Logenpreise hier sogar billiger sind als in der Stadt. Mit Lebensmitteln wird aber sicher auch auf dieser großen und bekannten Kolonie Wucher getrieben, und die Entziehung des Geldes geht so weit, daß kranke Leute ohne Arzt, Arzneien und bessere Nahrung dahinsiechen müssen.

Die beiden andern Kolonien, die ich noch gesehen, gehören einem ungebildeten Bauer und einem auch nicht sehr gebildeten Doktor der Rechte, welche durch die Kolonisten schnell reich werden wollen, und darum die Entziehung des Geldes noch weiter treiben, in der Loge und auf den Lebensmitteln noch mehr gewinnen wollen, als dieß in Lorenzo der Fall ist. Außerdem sind beide sehr erfinderisch im Aufsuchen von Mitteln und Wegen, die Kolonisten recht tief in Schulden hineinzurennen. Ich will nur die grellsten Beispiele aufführen: Der Bauer ist offener, er führte einfach Geldstrafen ein für verschiedene Vergehen, zum Beispiel, wenn ein Kolonist ohne Erlaubniß nach dem Städtchen St. Joao zur Kirche oder zum Arzt ging, dann gleich 5 Milreis (15 Fr.) Strafe. Der Advokat trieb das Ding etwas geheimer, und hatte einen Alqueiro (das Maaß, nach welchem den Kolonisten der Kaffee bezahlt wird), der nahezu 5½ statt 4 Quart hielt. In einigen Punkten haben die Leute beim Advokaten (Bündner und Schaffhauser) es zwar noch besser, als beim Bauer (Unterwaldner). Durch einen Gewaltstreich des ersteren sind aber seine Kolonisten dermaßen verlezt und in Wuth gebracht, daß ein Bleiben nicht mehr möglich ist. Anfangs Februar nämlich, kurz vor unserer Ankunft in Ybicaba, ließ der Advokat mehreren Kolonisten-Familien ihre fast reifen Feldfrüchte (Reis, Mandioken, Bohnen) durch seine Schwarzen abschneiden. Grund hatte er keinen, reine Bosheit trieb ihn dazu. — Vergueiro selbst ist geneigt, diese Leute vom Advokaten wegzunehmen, den Unterwaldnern wollen wir sonst so gut als möglich zu helfen suchen. — Sie können sich denken, daß wir unter solchen Verhältnissen viel Jammer und Elend getroffen haben; daher noch einige Worte über diejenigen, welche ursprünglich das Unglük verschuldet haben, die Agenten. Allen legen die Leute ohne Zweifel mit Recht zur Last, daß sie ihnen Hoffnungen gemacht, die nie und nimmer in Erfüllung gehen, daß sie sie um schnöden Geldes willen nach Brasilien verlokt, d. h. eben nicht viel anders als verkauft haben. Alle werden ferner wegen wirklicher Betrügereien angeklagt, ob mit Grund, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; ziemlich sicher scheint aber diese Anklage zu sein mit Beziehung auf Bry in Genf, Erlach in Bern, Greve in Zürich."

In einer Nachschrift aus St. Joao den 6. April berichtet Hr. Dr. Heußer noch weiter:

„Ich habe seitdem zwei kleine Kolonien gesehen, beide von armen Teufeln angefangen, die bisher Peitoren (Sklavenaufseher) oder Administradoren (Verwalter von Fazenden) waren, und am besten beweisen, wie einträglich das Geschäft ist, Kolonisten zu halten. Der eine, der 5 Berner und 2 Freiburger Familien hat, wuchert in hohem Grade mit Lebensmitteln und in der Loge, hat Strafen darauf gesezt, wenn die Leute ohne Erlaubniß die Kolonie verlassen, und ist überhaupt ein roher Mensch, der die Kolonisten ziemlich den Sklaven gleich hält. Der beste Beweis, daß dieser Mann die Leute recht tief in Schulden hineinbringen und von sich abhängig machen will, ist der, daß er für alle 7 Familien nicht mehr Kaffee hat, als 2 Familien bearbeiten können, während doch diese Kaffee-Gewinnung der einzige Verdienst der Leute ist. — Die Berner sind erst voriges Jahr gekommen, und sind gleich von Anfang an dadurch vollständig entmuthiget worden, daß 4 Familien mit 28 Personen 7 Monate lang in einer Wohnung zubringen mußten, die ich höchstens mit einem europäischen Hühnerstall vergleichen kann, und die nicht mehr als 20 Schweizer Fuß Länge und 13 Fuß Breite hat; und dieß in der tropischen Regenzeit! — Kurz, ich glaube, diese Leute sind schlimmer daran als irgend welche andere, und diese Berner haben uns unter Thränen gebeten, sie aus dieser Sklaverei zu befreien.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß wir unser Möglichstes thun werden, aber wenn man keine Finger hat, kann man keine Faust machen! — Die Hauptursache habe ich noch vergessen, nämlich die, daß dieser Kaffeeberg-Besizer allgemein als ein Schurke bekannt ist, von dem also täglich die größten Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten zu erwarten sind.

„Ein wohlthuendes Gegenstük zu dem vorigen Bauer bildet ein zweiter mit zwei Schaffhauser Familien, der sein wahres Interesse am besten kennt und seine Leute als Menschen behandelt. Er hat in der That einen kleinen, aber so niedlichen und saubern Kaffeeberg, wie ich noch keinen gesehen, und sieht ein, daß es sein eigener Vortheil ist, die Kolonisten gut zu behandeln, und keinen andern Gewinn zu erzielen, als nach dem Kontrakt die Hälfte des Kaffee-Ertrages. Beide Familien waren leider früher bei dem obengenannten Advokaten, und erst seit vorigem Jahr bei dem jezigen Herrn; den Advokaten haben sie mit je 1000 und 600 Milreis (3000 und 1800 Fr.) Schulden verlassen, werden aber, wenn der jezige Herr sich gleich bleibt, in 4 oder 5 Jahren aus den Schulden herauskommen. Hätten sie seit ihrer Ankunft einen solchen Herrn gehabt, so hätten sie ohne Zweifel bereits ein kleines Vermögen. — Der Gedanke des Halbpachtsystems war schön, die Ausführung aber in den meisten Fällen schändlich!"

*) Außer dieser Andeutung findet sich in diesem Briefe Heußers nichts, woraus man schließen könnte, daß auch auf Seite der Kolonisten nicht alles war, wie es sein sollte, während die Sünden der Gutsbesizer kräftig genug hervorgehoben werden, und doch weiß man, was für nichtsnuziges Volk die große Masse dieser von den Gemeinden abgeschobenen Leute war und gewiß noch ist. Ferner vermißt man in diesem Briefe jede Bemerkung über die Lage solcher Familien, welche zwar Passagierzüge mit den Gutsbesizern abgeschlossen haben, aber schuldenfrei sind, weil sie die Reisekosten aus eigenen Mitteln bestritten oder ihnen dieselben von den Gemeinden geschenkt worden sind; solcher giebt es noch eine ziemliche Zahl und sie haben meist günstig berichtet. Das sind Lüken in diesem vorläufigen Bericht, welche der zu erwartende offizielle hoffentlich ausfüllen wird.
Anmerk. d. Red.

Verschiedenes.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Schlechte Aussichten.) Aus New-York den 16. Mai wird der Allg. Ztg. geschrieben: „Wir haben hier ein sonderbares Jahr. Im Norden und Westen der Union ist noch immer kein Frühling und noch kein grüner Baum. Man fürchtet ein allgemeines Mißjahr. Vieh und Menschen sterben in Michigan Hungers, und ähnliches gilt von anderen Staaten. Gott gebe, daß es wärmer wird." Auch der Berliner National-Zeitung wird eben daher vom 27. Mai gemeldet, daß aus allen Theilen des Landes traurige Berichte über die Witterung in den Frühlingsmonaten einlaufen, der Nachwinter hat in den großen getreidebauenden Staaten des Westens von 3 bis 6 Wochen länger angehalten und an vielen Orten das Wintergetreide zu Grunde gerichtet, so daß man die Felder von neuem mit Sommergetreide bestellen mußte. Dann wieder ist in Ohio, Indiana, Kentuky eine verderbliche Seuche unter den Schweinen ausgebrochen, die nach ungefährer Berechnung eines Cincinnatier Blattes an 60,000 Stük hinweggerafft hat. Bekanntlich bildet das Schlachtvieh einen sehr wesentlichen Theil unserer Einnahme. — Daß eine einzige schlechte Ernte „unermeßliches Unheil an Handel und Gewerbe der Vereinigten Staaten" anrichten würde, wird sogar von den Sanguinikern unumwunden zugestanden. — Ein neuerer Bericht der Allg. Ztg., ebenfalls vom 29. Mai, bestätigt zwar das oben über die Hungersnoth in Michigan gesagte, lautet aber im Uebrigen etwas tröstlicher.

— Zum Befehlshaber gegen die Mormonen ist der General Harvey ernannt.

— Das Kabinet in Washington hat immer noch nichts hinsichtlich der Anstellungen von Gesandten und Konsuln gethan. Die Zahl der Bewerber ist ungeheuer: so bewerben sich, wie ich aus sicherer Quelle erfahren, für das Konsulat in Stuttgart 34, Frankfurt 54, München 12, Aachen 31, Karlsruhe 9 u. s. w. Manche dieser Bewerber sind ganz unfähige Leute, die weder die deutsche noch englische Sprache nur mittelmäßig verstehen und dennoch die Frechheit haben, sich mit ihren Petitionen vorzudrängen.

— Washington. Am 1. Juni kam es in Washington zu einem bedenklichen Wahltumult zwischen den Bürgern und einer zahlreichen Bummlerrotte aus Baltimore. Leztere waren gut bewaffnet und hatten sich zum Ueberfluß einer Kanone bemächtiget. Zwei Kompagnien Marinesoldaten, die der Präsident dem Mayor zur Verfügung gestellt, erhielten Befehl, auf den Pöbel zu feuern; 5 oder 6 Personen sollen todtgeschossen, andere verwundet sein. Die Stadt befand sich in fieberhafter Aufregung, und die Marinesoldaten hielten die City-Hall besezt.

— Pennsylvanien. Die Strekе von Philadelphia bis Harrisburg, besonders die Umgegend von Lancaster, muß sogar den mit der Schönheit europäischer Landschaften Vertrauten in Erstaunen sezen. Zwischen weiten und fruchtbaren Ebenen ziehen sich mäßige Hügelrüken hin, welche man verständiger Weise mit Wald (meistens Kastanienbäumen) bewachsen erhält; in der Ebene verschwinden die niedrigen Zenzen für das Auge, man sieht nur die gartenmäßig angebauten Fluren, Wiesengründe, Bäche, die reinlich und nett aussehenden Farmhäuser, die freundlichen Städtchen. Die lezteren scheinen auch hier sich rasch zu vermehren und zu vergrößern, — das Land nährt und beschäftigt die wachsende Bevölkerung nicht mehr, und die Menschen sehen sich gezwungen, sich städtischen Gewerben zu widmen. — Dieser Theil von Pennsylvanien ist vorzugsweise deutsch, — es ist die vierte und fünfte Generation, welche jezt hier wohnt, und besser hätten jene ersten Ansiedler gewiß nicht wählen können. Jezt hier Grundeigenthümer und Bebauer des Bodens zu sein, hat vor dem Leben eines westlichen Farmers allerdings bedeutenden Vorzug, und es bliebe nichts zu wünschen, wenn die Bevölkerung sich gerade auf ihrem Quantum erhielte. So findet man aber die deutschen Pennsylvannier bereits in Menge in allen neuen Staaten und Gebieten. — In den Familien sprechen diese Leute noch immer ihr Pfälzer Deutsch, stehen sonst aber dem Amerikaner näher als dem neu eingewanderten Deutschen. Wenn auch nicht sehr vorgeschritten in Bildung und noch mit manchem Vorurtheile behaftet, sind diese Menschen doch im Ganzen ein frischer, solider und achtbarer Schlag, beneidenswerth im Vergleiche mit einem europäischen Landmann, und in Einsicht und Sitte ihm doch weit überlegen. (D. A. Z.)

— Ohio. Die Geschäfte in Cincinnati haben durch die Wanderung nach dem „fernen" Westen neuerdings einen großen Aufschwung erhalten. Hausgeräthe, Maschinen u. s. w. werden in großer Menge exportirt, ja, die Herren Hinkel und Guild haben sogar seit dem 2. März 150 Häuser versendet. Dieselben werden für den Transport zerlegt, können aber in einer Stunde wieder zusammengefügt werden.

— Illinois. Ein Sturz in einen Abgrund hat am 11. Mai dem belgischen Konsul in Chicago, Hrn. Ad. Poncelet, einem äußerst thätigen Vertreter der belgischen Interessen in Nordamerika, das Leben gekostet.

— Fünfundvierzig Passagierzüge verlassen Chicago jeden Tag auf den verschiedenen Eisenbahnen, und eine gleiche Anzahl kommt auch jeden Tag an, also im Ganzen 90 Passagierzüge täglich. Die Anzahl der

Frachtzüge ist etwa die nämliche. Chicago ist wahrlich die Eisenbahnstadt des Westens.

— Alabama. Im Süden der Vereinigten Staaten amüsiren sich die Turner ebenfalls nach alter deutscher Weise. Am 1. Mai d. J. feierte z. B. der deutsche Turnverein von Mobile sein Stiftungsfest und er hatte dazu die grauröckigen Brüder in New-Orleans eingeladen. Diese fuhren auch zahlreich dorthin, und nach der „N.-O. deutschen Zeitung" haben sie auf dem Dampfschiff durch Musik und deutschen Gesang sämmtliche amerikanische Passagiere bis spät in die Nacht aus ihrer gewöhnlichen langweiligen Stimmung gerissen und zu lautem Jubel mit veranlaßt. Sogar ein alter einäugiger Neger von der Schiffsmannschaft holte seine bestaubte und nur noch mit zwei Seiten bespannte Fiedel hervor, nach der, vom deutschen Humor angesteckt, Alles tanzte, was sich auf dem Dampfer befand. — In Mobile ging es aber erst recht hoch her, trotz ziemlich ungünstigen Wetters, und die englischredenden Bewohner des sklavenhaltenden Südens legten ein lebhaftes Interesse für die deutsche Lebensweise an den Tag. — Namentlich sollen unsere kräftigen und schmuken Landsleute auf die „Ladies" einen sehr anziehenden Eindruk gemacht haben.

— Nord-Karolina. (Ein amerikanischer Leichendoktor.) Der neueste wöchentliche Buffalo-Telegraph vom 28. Mai enthält folgende auch sonst in Amerika mögliche Geschichte: Zu Concord, in Mekklenburg-County, ereignete sich folgender Vorfall: Ein Quäkerdoktor, Namens Nugent, wollte einen Mann miethen, welcher ihm beim Ausgraben der Leiche eines Kindes helfen sollte. Der Mann erzählte hierauf einem Gentleman, daß die Leichen von zwei seiner Mädchen aus ihren Gräbern entfernt worden seien, und als derselbe nachforschte, fand er dieselbe bestätigt. Dadurch entstand eine ungeheure Aufregung, und die Bürger wollten Nugent umbringen, fanden ihn aber bereits dem Tode nahe. Einige glaubten, er habe aus Furcht Gift genommen; Andere waren der Meinung, er sei in Folge der Manipulationen mit den Leichnamen gestorben. Vor seinem Tode gestand er, daß er 16 Leichen ausgegraben habe, um sie zur Bereitung von Medizinen zu gebrauchen. Seine Theorie war, daß durch eine gekochte Menschenleber Leberkrankheiten, mit einer Menschenlunge Lungenkrankheiten u. s. w. geheilt werden können!! Was er mit seinen Medizinen anfing, weiß Niemand. Er hatte Agenturen in Salisbury und Goldboro. Einer seiner Gehülfen ist verhaftet.

— Texas. In der Galveston-Bai ist das Schiff Louisiana verbrannt, mit ihm 11 Personen; 31 Andere nebst dem Obersten Bainbridge werden vermißt. Auch die Post und eine Summe Geldes giengen mit dem Fahrzeug verloren.

— Virginien. Der Jamesfluß in Virginien ist über seine Ufer getreten. Ein Theil der Stadt Richmond steht unter Wasser. Man befürchtet den Verlust der Ernte zu beiden Seiten des Flusses.

— Utah. Unter den Mormonen ging es, nach dem Leavenworth-Herald vom 18. Mai, bunt her. Brigham Young versagte alle „Heiden." Richter Stiles und der Surveyor-General mit Familie, sowie eine Menge Auswanderer hatten eiligst das Gebiet verlassen.

— Brigham Young scheint keineswegs von seinen Jüngern verstoßen zu sein; er sei vielmehr auf einer geheimen Expedition nach dem Norden begriffen, welche eine neue Niederlassung der Sekte zum Zwecke haben soll. Unterdessen beabsichtigt man in Washington, einen neuen Gouverneur und eine beträchtliche Anzahl Truppen nach Utah abzusenden.

Zentralamerika. (Korrespondenz der N.-Ztg. aus New-York.) Nachdem unsere Zeitungen sich drei Wochen lang mit nichts als Utah und Landspekulation haben ernähren müssen, hat ihnen jezt die neueste Post aus Mittelamerika auf einmal einen fetten Bissen gebracht. Walker hat also seine Rolle ausgespielt (vergl. das vorletzte Blatt) — exoessit, erupit, evasit. Nachdem er in seinem Malepartus Rivas vier Wochen lang seine Freiheitskämpfer mit Hunde-, Katzen- und Rattenfleisch genährt, und eben als auch diese lekere Kost ausgehen wollte, reichte ihm Bruder Jonathan die Schwalbenschwänze seines Frakes und riß ihn damit aus der Noth, oder wenn dieses Bild zu spießbürgerlich klingt, der amerikanische Aar breitete seine schüzenden Fittige über ihn. Am 1. Mai ergab er sich sammt einem noch aus dritthalb Hundert Mann bestehenden Heere an den Kapitän des amerikanischen Kriegsschiffes St. Marys, der schon seit längerer Zeit im Hafen von San Juan del Sur gelegen hatte, eigens zu dem Zwek, um den großen Begründer des „eigenthümlichen Südreichs auf breitester militärischer Basis" vor dem hundertfach verdienten Tod am Galgen zu retten. So viel wenigstens mußte doch Hr. Buchanan für den Mann thun, der es unternommen hatte, Nicaragua mit ächter Patentzivilisation zu beglüken und von dem tyrannischen Sklavereiverbote zu „befreien." Und die Costarikaner? Des langen Haderns müde ließen sie es sich gefallen, daß dem geschlagenen Feinde eine goldene Brüke gebaut ward. Im lezten Tagesbefehle, worin er von seinen Leuten Abschied nahm, erklärte Walker, daß er für jezt vom Schauplaz abtrete. Wenn darin die Ankündigung einer zweiten Auflage des nun beendeten Räuberromans liegen soll, so ist nicht bloß wegen der Vernichtung des Einflusses der Vereinigten Staaten auf Zentralamerika, den die Rettung Walkers zur Folge haben wird, sondern auch aus Erwägungen der Humanität zu bedauern, daß er nicht dem Verbrechertode verfallen ist. Denn seit den Zeiten der alten Bukanier ist wohl nie eine verhältnißmäßig so große Masse von Greuelu und Scheußlichkeiten auf einem so kleinen Raum und eine so kurze Zeit zusammengedrängt worden, als während des Walkerschen Regiments in Nicaragua. Die kaltblütige Grausamkeit, die er gegen seine eifrigsten Freunde unter den Eingeborenen geübt hat, wäre eines Caracalla würdig gewesen; die entsezlichen Martern, unter denen die Verwundeten und Kranken in den Lazarethen aller Pflege baar, nicht sowohl gestorben, als bei lebendigem Leibe verfault, von Maden und Würmern zerfressen worden sind, entziehen sich jeder Beschreibung und finden nur in den Details des Feldzuges von 1812 entsprechende Seitenstüke. Wohl ist es wahr, was Walker zum Abschied sagte, wenn auch in anderm Sinn als er meinte, „daß die (Flibustier) Armee ein Blatt der amerikanischen Geschichte geschrieben hat, das nicht zu vergessen und nicht auszulöschen ist." Ein anderthalbjähriger blutiger Kampf, der, gering gerechnet, 12,000 Menschenleben und Millionen an Eigenthumswerth gekostet, hat nunmehr den Beweis geliefert, daß es nicht das amerikanische Nowdythum ist, welches die weltgeschichtliche Bestimmung der Vereinigten Staaten erfüllen wird, sondern amerikanische Industrie, Intelligenz und friedlicher Unternehmungsgeist.

— Die Köln. Ztg. erhält folgende Zuschrift des Obersten Schlesinger, ehemaligen Offiziers im Heere Walkers, der am 3. Mai 1856 wegen seines Benehmens im Gefecht von Santa Rosa vom Kriegsgericht zu Virgin Bay zum Tode durch Erschießen verurtheilt wurde, sich der Ausführung des Urtheils jedoch durch die Flucht entzog: „Hauptquartier der zentralamerikanischen Armee in Nikaragua, St. Jorse, 27. Februar 1857. Ihr Blatt enthält die irrige Anzeige, daß Oberst Schlesinger von Walker gefangen genommen und erschossen worden. Um meinen Freunden das Gegentheil zu versichern, erlaube ich mir, durch Ihr Blatt die Mittheilung zu geben, daß ich am Leben bin, mich der besten Gesundheit erfreue, trotz aller Mühseligkeiten einer bereits neun Monden langen Südkampagne, und hoffe, daß ich den Feldzug mit der uns zugesandten Hülfe der Staaten in zwei oder drei Monaten beendige. Ich habe ꝛc. Louis Schlesinger, Oberst und Generaladjudant der Armee von Salvador und Nikaragua." Aus diesem Schreiben ersieht man, daß Schlesinger, nachdem er das Heer Walkers verlassen, in das der zentralamerikanischen Verbündeten getreten ist.

Südamerika. Brasilien. Für das eifrige Streben Brasiliens, Einwanderer heranzuziehen und ihnen die Uebersiedlung zu erleichtern, liefert einen neuen Beweis der Geld-Zuschuß von 40 Contos, welchen die Provinzialassemblee von Rio Grande der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrts-Kompagnie bewilligt hat. Schade nur, daß dies Mal das Mittel für den Zwek besser gewählt sein könnte! Viel wirksamer wäre die Unterstüzung gewesen, wenn sie statt den Dampfern, welche die Einwanderer auf indirektem Wege über Rio befördern, der direkten Beförderung nach Rio Grande zu Theil geworden wäre. Die Passagekosten hätten dann niedriger gestellt und dadurch eine größere Anzahl Auswanderer gewonnen werden können. Wie die Sachen jezt liegen, ist der direkte Weg nach Rio Grande do Sul immer noch vorzugsweise zu empfehlen. (H. Z. f. d. A. u. K.)

Laplatastaaten. Zum Gouverneur von Buenos-Ayres ist Alsina gewählt. — Die Revolution in Rosario wurde durch den Gouverneur von Santa Fé unterdrükt; Waffenstillstand mit Urquiza. — In Folge arger Verheerungen des gelben Fiebers stoken in Montevideo die Geschäfte.

Feuilleton.

Reisebriefe.

Von Dr. Christian Heußer.

(Aus dem literarischen Beiblatt der Neuen Züricher Zeitung abgedruckt.)

(Schluß.)

Den 15. Januar. Dienstag, den 13., Morgens in der Frühe erblikten wir die Ufer der neuen Welt und lagen um 7 Uhr schon eine Stunde von Fernambuko vor Anker. Diese Stadt und besonders ihre Vorstadt — auf einem Hügel gelegen, nehmen sich ganz gut aus; das ganz bewaldete Ufer aber macht in der Entfernung nicht den imposanten Eindruk, den ich von den Tropen erwartete; statt üppiger Vegetation glaubte man eher dürre Wälder zu erblikken. Nachmittags fuhren wir zur Stadt, und je näher wir derselben kamen, desto schöner traten auch die Palmen hervor, aus denen jene Wälder denn doch bestehen, deren dunkles Grün in die Ferne ganz so aussieht, wie unsere Tannenwälder. Unsere kleine Gesellschaft miethete einen Wagen, um in der uns kurz zugemessenen Zeit die große, wenn auch nicht sehr bevölkerte Stadt zu betrachten. Das Eigenthümlichste, was dem Europäer zuerst auffällt, ist das bunte Gemisch von Schwarzen und Farbigmatten aller Abstufungen. Weiße sieht man wenige auf den heißen, ungepflasterten und des tiefen Sandes wegen fast ungangbaren Straßen. Gegen Abend fuhren wir an Bord zurük und gestern Morgen früh rükten wir wieder in's offene Meer, doch nur so weit, daß wir stets die Küste erblikken konnten; heute sind wir etwas weiter davon entfernt, hoffen aber noch heute Abend bis ungefähr 6 Uhr in Bahia einzutreffen.

In Fernambuko ist ein junges, vornehmes Brasilianisches Ehepaar auf unser Schiff gestiegen, das mit noch Rio fährt und zwei Sklaven bei sich hat, von denen der eine, erst 8 Jahre alt, ein ganz netter Junge, gestern ganz unglüklich war. Sein Herr und Frau blieben den ganzen Tag, der Seekrankheit wegen, in ihrer Kajüte; unterdessen lag der Kleine laut weinend und heulend auf dem Dek. Kajüten- und Zwischendek-Passagiere sammelten sich um ihn und überboten sich, ihm Freundlichkeiten zu erweisen, Lekereien anzubieten und ihn auf alle Weise zu trösten. Nichts half und doch war der Junge keineswegs seekrank. Ob er sich vielleicht für verkauft und von seiner Herrschaft verlassen hielt? Gegen Abend ließ sich das seekranke Paar etwas Bettzeug auf die Bänke des Dekes legen, um so die frische Luft zu genießen. So wie der Kleine seine Herrschaft erblikte, warf er sich zu ihren Füßen auf den harten Boden hin und war von dem Augenblik an glüklich und zufrieden. Sein Herr scheint aber auch wirklich gut- und großmüthig zu sein. Ich sah selbst zu, wie er die Farbigen, die ihn in einem Kahn zum Dampfschiff führten, mit 60 bis 70 Fr. bezahlte. Beim Ueberladen seines Gepäkes auf's Schiff fiel durch offenbare Nachläßigkeit eines Offiziers und der Matrosen ein Koffer in's Wasser, der mit seinen Büchern und den seidenen Kleidern seiner Frau angefüllt war, so daß der Schaden auf 1600 bis 1800 Fr. geschäzt wird. Der Kapitän war wüthend und wollte den Offizier dafür verantwortlich machen und den Schaden zahlen lassen. Der Brasilianer nahm das gar nicht an, sondern gab im Gegentheil den erschrokenen Matrosen noch ein Trinkgeld von ungefähr 18 Fr. Er erinnerte mich im Augenblik an jenen jungen Pflanzer — St. Clair glaub' ich — in Onkel Toms Hütte. Wenn nun auch dieser Herr ohne Zweifel sehr freigebig und sehr reich war, so kann man doch schon aus diesen wenigen Zügen ungefähr abnehmen, daß das Geld im Ganzen hier einen sehr geringen Werth hat.

Nun hoffentlich die nächsten Zeilen von meinem vorläufigen Reiseziel — von Rio Janeiro aus.

Rio Janeiro, den 22. Januar.

Bahia, das wir glüklich am 15. erreichten, macht einen ganz andern Eindruk als Fernambuko, und schon vom Hafen aus erschien es mir, als hätte die Tropenwelt hier ihre ganze Pracht entfaltet. Unser Schiff lag nur einen Tag daselbst vor Anker; ich gieng ans Land, wurde aber von einem Gewitter überrascht und durch die gleich darauf folgende drükende Hize veranlaßt, schnell wieder an Bord zurükzukehren. So habe ich Bahia nicht anders als vom Schiff aus gesehen, war aber auch so durch die schöne Lage der Stadt entzükt. Am Meeresufer eine ebene Straße mit Magazinen und Waarenlagern aller Art; gleich dahinter ein so steil aufsteigender Abhang, daß vom Befahren der Straßen hier keine Rede ist, ich glaube kaum vom Reiten. Die faulen Weißen lassen sich von den Schwarzen tragen. Oben dehnt sich ein ziemlich weites Plateau aus und hier liegt dann der weitaus größere Theil der Stadt. Große Gärten mit herrlichen tropischen Pflanzen und Bäumen sind massenhaft durch die ganze Stadt vertheilt, und der prächtige weiße Bau-

stein, aus dem die besseren Häuser und namentlich die Kirchen erbaut sind, stechen aus dem Grün so wunderschön ab, daß man sich wirklich fast in die Märchen von tausend und einer Nacht versezt glaubt. Der Abhang von Bahia mag vielleicht 200 Fuß hoch sein, weitere Berge treten hier nicht hervor. Freitag den 16. Januar gegen Abend verließen wir Bahia und fuhren zunächst wieder ziemlich weit in die See hinaus, so daß wir bis Montag den 19. keine Küste mehr sahen; an diesem Tage aber näherten wir uns gegen Mittag dem Kap Frio, einem Vorgebirge, das in einer Entfernung von etwa 20 Stunden von Rio Janeiro liegt. Es ist dies ein ganz bedeutender Berg, der in steilen Felsen in's Meer abfällt und seiner ganzen Form nach an unsern Rigi erinnert. Wenn auch der Rigi absolut höher ist, so wird doch seine Höhe über den Zugersee nicht viel beträchtlicher sein als die Höhe des Kap Frio über dem Meeresspiegel. Von hier aus blieben wir dem Ufer so nahe, daß wir es stets ganz deutlich im Auge hatten; es bleibt dasselbe gebirgig von hier bis Rio, und zwar zeigen die vom Meere aus sich erhebenden Berge eine Mannigfaltigkeit und bei aller Zerrissenheit eine Schönheit, der von allem, was ich gesehen, sich nichts vergleichen läßt als etwa die Aussicht von Luzern aus. Auch mein Begleiter W. sagte, daß man hier ganz an einen Schweizersee erinnert werde, nur dachte er an den Genfersee. — So zieht sich das Ufer hin bis Rio, wo die Berge immer höher werden und immer mehr eine ganz eigenthümliche Form annehmen; einer derselben heißt nach seiner Form wirklich ganz bezeichnend Zukerhut; zwischen ihm und einem andern Berge von ähnlicher Gestalt zieht sich die gegen eine Stunde breite Bai in's Land hinein, und unmittelbar hinter diesem Zukerhut ist die ungeheuer ausgedehnte Stadt gelegen. Die Bai selbst erstrekt sich in verschiedenen Verzweigungen tief in's Land hinein und hat hier ihren Zufluß, der vom Orgelgebirge herunter kömmt; das Orgelgebirge selbst begrenzt in einer Entfernung von 6 bis 8 Stunden die Aussicht und überragt alle vorstehenden Berge; es erreicht eine Höhe von 4000 bis 5000 Fuß, erscheint daher vom Meeresspiegel aus ziemlich gewaltig und zugleich seiner orgelpfeifenartigen Gipfel wegen ganz eigenthümlich romantisch. Dies ist ein kurzes ungefähres Bild von Rio. In der Entfernung von etwa drei Stunden ragt ein freistehender hoher Gipfel hervor, Croco vado genannt, der ähnlich wie von Zürich aus der Uetliberg, von hier aus häufig bestiegen wird, und eine wundervolle Aussicht bieten muß. Im hohen Sommer, in dem wir uns gegenwärtig hier befinden, ist es aber zu beschwerlich, für Neuangekommene sogar gefährlich, denselben zu besteigen, selbst wenn man in der Nacht hinauf geht. Darum bin ich auch noch nicht oben gewesen; habe ich mich von diesem Berge aus einmal umgesehen, so werde ich wohl noch einmal auf die Lage von Rio und seine schöne Umgebung zurükkommen.

Montags den 19. Januar also war es und zwar unmittelbar nach Sonnenuntergang, als wir in die Bai einfuhren; wir konnten aber denselben Abend das Schiff nicht mehr verlassen, weil man erst einen polizeilichen und sanitarischen Besuch abwarten mußte. Dienstags früh verließ ich das Schiff und suchte alsbald den schweiz. Konsul D. von B. auf, wo mir ein überaus freundlicher Empfang zu Theil wurde. Die gleiche zuvorkommende Freundlichkeit und Herzlichkeit fand ich in all den Schweizerfamilien, die ich bisher besuchte, was mir die ersten Tage in Brasilien zu höchst angenehmen machte und mir für immer eine schöne Erinnerung bleiben wird. Die hier angesiedelten Schweizer üben eine wahrhaft großartige Gastfreundschaft aus, und man fühlt hier recht, daß wir Schweizer in der Ferne und Fremde immer Eine Familie ausmachen, wie fremd wir uns in der Heimat oft gegenüber stehen mögen.

Mit dem Portugiesischen geht es ziemlich vorwärts und immer mehr befreunde ich mich mit dieser Sprache. Sie ist doch eine ziemlich reine Tochter des Lateinischen und klingt von Gebildeten gesprochen sehr schön. Die fremden Elemente stammen meist aus dem Arabischen, Ausdrüke aus der neueren See- und Handelssprache, Mechanik ꝛc. mögen auch aus dem Englischen aufgenommen worden sein. Keine Sprache, vielleicht mit Ausnahme des Spanischen, mag übrigens so verderbt worden sein, so verschieden schön oder häßlich klingen, je nachdem sie von gebildeten Portugiesen oder von gemeinem Volk, z. B. von Mulatten in allen Abstufungen bis zu den Schwarzen hinunter, gesprochen wird. Was nun diese leztern betrifft, die hier wohl in größerer Anzahl vorhanden sind als die Weißen und vorzüglich auf den Straßen viel häufiger gesehen werden, weil sie alle Handarbeiten verrichten, — so wunderte ich mich vor Allem über ihren schönen und starken Körperbau. Die meisten derselben sind Gestalten, so groß, muskulös und schön gebaut, wie kaum die stärksten Sennen unserer Alpen. Daß diese Leute so wenig ihrer Kraft bewußt sind und dieselbe gar nicht gegen die Weißen zu verwenden wissen, ist jedenfalls der größte Beweis, wie sie geistig tiefer stehn als jene. Bei allen vorkommenden Arbeiten benehmen sich die reinen Schwarzen ganz wie Kinder, sie machen die sonderbarsten Geberden und singen stets ganz eigenthümliche Melodien, die sie wahrscheinlich noch aus Afrika in Erinnerung haben. Sind ihrer mehrere beisammen, so singt Einer vor und die Andern fallen abwechselnd im Chor ein, und so geht es stunden-, ja tagelang ganz in denselben Tönen fort. Die Mulatten im zweiten, dritten Glied sind ebenfalls körperlich stark und schön gebaut, und wenn der Teint bis zum Hellbraun herunter gekommen ist, so macht er sich wirklich ganz eigenthümlich schön, und ich glaube wohl, daß die Mulattinnen die schönsten Frauen sind, die es überhaupt gibt, da sie die schöne Gestalt der Neger beibehalten und dabei seine menschliche Gesichtszüge angenommen haben. Auch in geistiger Beziehung sollen die Mulatten stufenweise immer begabter werden; indessen habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, näher mit solchen bekannt zu werden. Ein großer Theil der Mulatten sind auch noch Sklaven, da bekanntlich jedes Kind einer Sklavin Sklave bleibt, der Vater mag gewesen sein wer er will. Indessen sind die Mulatten bei öffentlichen Arbeiten lange nicht so häufig zu sehen wie Schwarze; jene werden mehr zu häuslichen Arbeiten verwendet. Reine Indianer habe ich noch keine gesehen; Mischlinge derselben sind kaum von den Mulatten zu unterscheiden.

Ich breche hier ab, da ich noch zu kurze Zeit hier verweile, um etwas mehr über das hiesige Leben mittheilen zu können, als diese oberflächlichen Eindrüke. Auch nimmt zunächst nun der Zwek meiner Sendung meine Zeit ganz in Anspruch. — Grüße an Freunde und Vaterland!

Inserate und Anzeigen.

Anzeige.

—

Vortheilhafte Auswanderung
nach
Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 49 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Aufseher in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden**, der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in **Lichtensteig.**

Einladung zum Abonnement.

„Staufacher." „Monatrosen."

☞ Die Zeitung „Staufacher" wird forterscheinen, wie bisher, immer muthig vorausschreiten, trotz alledem und alledem. In zwei Dingen soll sie von keinem andern Blatt übertroffen werden: in Entschiedenheit und Unabhängigkeit, in zwei andern mit Jedem wetteifern: in menschlicher Gesinnung und allseitiger Auffassung des öffentlichen Lebens. Sie erscheint Dienstag und Freitag in schönem Format in Glarus, Preis franko durch die Schweiz: jährlich 6 Fr., halbjährlich 3 Fr.

Die Zeitschrift „Schweizerische Monatrosen", die früher in der Brodtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen herauskam, wird nun wieder erscheinen und zwar ebenfalls in Glarus. Sie wird in jeder Lieferung einen kleinen Zeitspiegel in Bildern aus dem Leben darbieten, sodann größere Erzählungen, Novellen, kleine Romane enthalten, und endlich einen kleinen kritischen Sprachsaal öffnen, worin die Werke der Schriftsteller, die uns ihre Erzeugnisse einsenden, und auch die Schöpfungen schweizerischer Künstler besprochen werden sollen, worauf wir besonders aufmerksam machen.

Die „Schweizerischen Monatrosen" erscheinen in monatlichen Lieferungen von 1 bis 2 Bogen und kosten jährlich 3 Fr. Das erste Heft wird am 15. Juli ausgegeben.

☞ Den Abonnenten des „Staufachers" werden sie unentgeltlich beigelegt.

C. A. Bruhin, Fürsprech, in Zürich.
J. Vogel, Buchdruker, in Glarus.

Bei **Ch. Beyel** (Limmatquai Nro. 601) in Zürich ist soeben erschienen:

Amerika ohne Schminke.

Eine Quellensammlung zur Darstellung des amerikanischen Lebens in der Wirklichkeit von **Fr. J. Egenter.** I. Band. I. Heft. Seiten XXVI und 144. Preis 1 Fr.

Inhalt des ganzen Werkes: 1) Zur Einwanderung. 2) Unfälle zu Wasser und Land. 3) Zur Laster- und Verbrechergeschichte. 4) Polizei. 5) Zur amerikanischen Religion. 6) Gesellschaftliche Zustände. 7) Amerikanische Justiz. 8) Staatliches. 9) Temperenzgeschichte. 10) Knownothings (Partei der Fremdenhasser). 11) Eigenheiten. 12) Deutsche in Amerika. 13) Indianer. 14) Sklaverei. 15) Anzeigen und Gesuchsmuster.

Der Verfasser vorliegender Schrift, welcher sich mehr als 5 Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgehalten hat, bietet in derselben ein sehr reiches und gut geordnetes Material zur Beurtheilung der dortigen Zustände. Es sind, wie man aus dem ersten Hefte ersieht, nicht Schilderungen seiner eigenen zufälligen Erlebnisse, sondern eine Reihe von Thatsachen und Bildern, wie sich das dortige Leben nach allen Seiten hin abspiegelt. Durch diese Art der Behandlung erhalten wir einen tiefern Blik in die dortigen Verhältnisse, als uns nicht leicht auf andere Weise geboten wird.

Statt das Werk auf einmal in zwei starken Bänden erscheinen zu lassen, hat der Verleger vorgezogen, solches in Heften von je 10 Bogen für den billigen Preis à 1 Fr. per Heft herauszugeben. Er zählt hierbei auf erhöhte Theilnahme und bemerkt, daß, wer sich nach Empfang des ersten Heftes für Abnahme des ganzen Werkes verbindlich macht, solches für 5 Fr. erhält.

Auszug aus der Weser-Zeitung Nr. 4197

vom 5. Juni 1857.

Die unterzeichneten Passagiere des Dampfschiffes „Queen of the South" beehren sich hierdurch, dem Hrn. Kapitän Beal und dessen Offizieren ihren aufrichtigsten Dank für die einsichtsvolle Leitung dieses schönen Schiffes bei ihrer Ankunft in Newyork darzubringen. Sie drüken zugleich ihre Freude aus, in dem Passagier-Kapitän Herrn J. Heitmann einen Offizier kennen gelernt zu haben, der mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit und Freundlichkeit eine Sachkenntniß verbindet, die seine Thätigkeit zu einer segensreichen machte. Indem wir die Herrn Beal und Heitmann nebst den Offizieren der „Queen of the South" unserer aufrichtigsten Achtung versichern, wünschen wir von ganzem Herzen, daß sie noch lange zum Wohle unserer auswandernden deutschen Landsleute in dem Berufe auf die segensreiche Weise wirken mögen, die unsere dankbarste Anerkennung hervorgerufen hat.

Auf der Rhede von New-York, den 16. Mai 1857.
H. Sommerfeld aus Grünberg in Schl. Frau Wahle nebst Familie aus Pittsburg. Gustav Ensel aus Bremen. August Chiappino aus Braunschweig. Dolffzengre nebst Familie aus Preußen. A. Bertreny von Zürich. Julius Mann und Familie aus Berlin. H. Fügli aus Cincinnati. Otto Kaiser nebst Frau. Heinrich Bätzer aus Arsten. Max Gabriel aus Königsberg in Pr. Ignaz Schiff aus Randniz. Pauline **Werth** aus Lübeke in Westphalen. August J. **Mai aus** Bayern. Fr. Krohne aus Echte. Th. Husemann aus Stolzenau. George König aus Stolzenau im Namen der andern Passagiere.

Das Original obiger Danksagung ist bei der Unterzeichneten deponirt.

Die Redaktion der Weser-Zeitung.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 27. | Samstag den 4. Juli. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

☞ Auf das zweite Semester des „Kolonist" kann noch bis Ende dieses Monats bei allen Postämtern, so wie auch bei der Expedition in Lichtensteig abonnirt werden.

Sechster Bericht der Direktion des Kolonisationsvereins von 1849 in Hamburg.

Im Mai 1857.

Wir legten zulezt im Dezember 1855 einen Bericht über die Verhältnisse der Kolonie Dona Francisca ab, und können heute mit besonderer Befriedigung auf das seitdem verflossene Jahr zurükblikken, indem dasselbe in mehrfacher Beziehung ein für die Entwiklungsgeschichte und das fernere Aufblühen der Kolonie höchst wichtiges und erfreuliches war.

Die in unserm lezten Berichte ausführlicher erwähnten Kontrakte mit der kais. brasilischen Regierung und mit Hrn. L. Aubé, unter Garantie S. K. H. des Prinzen v. Joinville, sind inzwischen in Kraft getreten und haben bereits über ein Jahr der Bewährung hinter sich. — Hr. Aubé kam im Anfang Februar v. J. nach der Kolonie zurük und übernahm die Direktion, welche derselbe seitdem mit einer Energie und Umsicht fortführt, die uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen.

Als Beamte standen Hrn. Aubé zur Seite: Hr. Fr. Heeren als Inspektor, Hr. E. E. Hartung, später Hr. Dr. O. Dörffel als Kassier und Rechnungsführer und Hr. A. Wunderwald als Ingenieur, welche sich sämmtlich durch tüchtige Leistungen, jeder in seinem Fache, bewährten.

In Ausführung unserer lezten Vereinbarung mit Hrn. Aubé, resp. mit S. K. H. dem Prinzen v. Joinville, hat sich das Koloniegebiet um 30,000 Morgen Land erweitert, und trat unser Verein demzufolge das zweite Stadium seiner Wirksamkeit mit einem disponibeln Areal von zirka 60,000 Morgen (à 500 Quadratbraças) an, welche theils zerstreut im alten Umfange der Kolonie, theils innerhalb der neuen Grenzen im Norden und Süden gelegen sind.

Das neu erworbene Land entspricht in seiner Beschaffenheit dem Charakter des fruchtbaren Binnenlandes der Kolonie, wo gegen der großen, für den Fürsten v. Schönburg-Waldenburg u. a. reservirten Besizungen, wenig Land mehr zu verzeben ist. Der Wald ist fast durchgängig sehr stark und hat wenig Unterholz; zahlreiche Bäche mit starkem Gefälle, nie über ihre Ufer tretend, eignen sich für Triebwerke und Mühlenanlagen aller Art; die Ebenen sind vortrefflich für die Kultur des Zukerrohrs u. s. w., während das Hügelland ganz besonders den Anbau von Kaffee und Mandioka begünstigt.

Die bis auf Weiteres festgestellten Preise sind für das Land an der Cubatao-Straße (welche das neuerworbene Koloniegebiet im Norden durchschneiden wird) 3 Milreis gegen baar, 4 Milreis auf dreijährigen Kredit, 5 à 6 Milreis für Reserveland, 10 Milreis für Stadtplätze in Annaburg, einer neuen Dorf- oder Stadtanlage an der Cubatao-Straße, und 30 Milreis für Stadtplätze in Joinville, alles per Kolonie-Morgen von 500 Quadratbraças.

Nachdem wir hiemit in Kürze den jezigen Standpunkt des Koloniegebietes erörtert haben, verweisen wir hinsichtlich einzelner Spezialangaben auf die im Verfolg dieses Berichtes zusammengestellten statistischen Mittheilungen und gehen zu einem zweiten wichtigen Punkte unserer Thätigkeit, nämlich der Zuführung neuer Kolonisten, über.

Nach Uebernahme des Expeditionswesens durch die S. T. Herren C. M. Schröder u. Komp. hieselbst, haben diese eine weitere Vereinbarung mit dem rühmlichst bekannten Rhéder, Hrn. Rob. M. Sloman, getroffen, dessen Expedienten, die Herren Knorr u. Holtermann (jezt Louis Knorr u. Komp.), unterstüzt durch ausgebreitete Agenturen und durch das Vertrauen, dessen sich der Kolonisationsverein in Deutschland und der Schweiz erfreut, ihrer Aufgabe mit Eifer und Umsicht genügten.

Der bisherige Theilhaber der leztgenannten Firma, Hr. Karl Ad. Holtermann, fand sich bereit, das Sekretariat des Vereins zu übernehmen, welches uns um so angenehmer war, als wir gewiß von dessen gründlicher Kenntniß des ganzen Wesens der Auswanderung einen entschieden günstigen Einfluß auf diesen Zweig unserer Thätigkeit erwarten dürfen.

Diesen geschäftlichen Einrichtungen einerseits und den wirklich äußerst günstigen Berichten vieler Kolonisten andererseits, haben wir denn auch eine neue Belebung der Einwanderung in Dona Francisca zu danken; sie betrug im Jahr 1856: 456 Personen gegen 268 Personen in 1855.

Wir hoffen im gegenwärtigen Jahre ein noch besseres Resultat zu erreichen, da nicht nur von Seiten der Koloniedirektion Alles aufgeboten wird, um den neuen Ankömmlingen jede Erleichterung zu gewähren, sondern da auch durch eine erneuerte Ermäßigung des Passagepreises von 50 auf 45 Rthlr. für akerbautreibende Landleute unter 45 Jahr alles Mögliche gethan ist, um den Auswanderungslustigen die Reise selbst zu erleichtern.

Die Expeditionen finden bei genügenden Anmeldungen allmonatlich statt.

Wir können uns jedoch nicht verhehlen, daß alle unsere Bemühungen hauptsächlich einen nur momentanen Einfluß haben würden, wenn nicht die brasilianische Regierung uns in höchst erfreulicher Weise zur Erreichung dauernder Erfolge die Hand böte.

Wenngleich im Jahr 1856 unsere Beziehungen zur Regierung, wegen Abwesenheit unseres Agenten von Rio, so wie des Präsidenten des Ministerialausschusses für die Staatsländereien, in Folge einer Reise nach Europa, eine längere Unterbrechung erlitten, so hat sich das Versäumte doch in reichlichem Maße wieder ausgeglichen durch die Bereitwilligkeit der Regierung, nicht allein den übernommenen Verpflichtungen zu entsprechen, sondern darüberhinaus auch ferneren Bedürfnissen der geistigen und materiellen Wohlfahrt der Kolonie Rechnung zu tragen.

Sie bewilligte demgemäß noch in den lezten Monaten des verflossenen Jahres eine Summe von 8 Contos de Reis für Ausbesserung der Wege, Kanalisirung des Cachoeira und Planirung der Kirchenbauplätze in der Kolonie, 25 Contos de Reis zum Bau einer protestantischen und einer katholischen Kirche, 3 Contos de Reis zur Erbauung zweier Predigerhäuser; sie verfügte außerdem den Bau neuer Schulen und überdieß die Anstellung zweier, vom Staate zu salarirender Lehrer, dem Direktor der Kolonie.

Berüksichtigen wir, daß dieß alles neue Bewilligungen sind, und betrachten wir solche in Verbindung mit dem, was die Regierung schon gethan und noch ferner zu thun in Aussicht gestellt hat (wohin u. a. namentlich eine Aussezung von 30 Contos de Reis zu Kredit-Unterstüzungen tüchtiger, aber mittelloser Kolonisten gehört), so müssen wir die lebhafteste Anerkennung fühlen, und gereicht es uns deshalb zum Vergnügen, diese hier auszusprechen und besonders die Verdienste des Hrn. Manoel Felizardo de Sonza e Mello, Präsidenten des Ministerialausschusses für die Staatsländereien, in dieser Beziehung hervorzuheben, welcher Wohlwollen für die Kolonie mit großem Scharfblik und dem nöthigen Einfluß zur Durchführung der für das Wohl der Kolonie erforderlichen Maßnahmen verbindet.

Nächstdem fühlen wir uns aber auch unserm Agenten, Hrn. J. G. Nagel in Rio de Janeiro, für die eifrige und geschikte Wahrnehmung unseres Interesses in jeder Beziehung, für die kräftige Unterstüzung unserer Gesuche und die gute Führung unserer Verhandlungen mit der Regierung, zu Dank verpflichtet.

Sind nun die versteben mitgetheilten Bewilligungen der Regierung nur pekuniärer Art und hauptsächlich auf Verbesserung der Kolonieverhältnisse berechnet, so hat es auch an moralischen Zeichen des Wohlwollens nicht gefehlt.

Hiesiger Gründung und Leitung des Kolonisationsvereins von 1849 wurde in der Person seines bleibenden Direktors, Hrn. Senator C. M. Schröder, eine huldvolle Auszeichnung von Sr. Maj. dem Kaiser von Brasilien durch Uebersendung einer reichen, mit dessen Bildnisse geschmükten Tabatière zu Theil.

Die Direktion der Kolonie wurde im März d. J. mit einem Besuche des Präsidenten der Provinz Santa Catharina beehrt, welcher sich von den Fortschritten der Kolonie überrascht fand und bei einem ihm zu Ehren angestellten Fakelzug und Ständchen in herzlichen Worten das Wohl der Kolonie ausbrachte, nach Versicherung seiner Umgebung ein Zeichen von Zufriedenheit, die ihm keine andere Kolonie bis jezt hätte einflößen können.

Auch S. K. H. der Prinz v. Joinville, welchen der Verein jezt, wenn auch indirekt, zu seinen Mitgliedern zu zählen die Ehre hat, erwies der Kolonie und den Angelegenheiten des Vereins ein lebhaft eingehendes Interesse, als Beweis wofür die bisher noch unkultivirten dortigen Domainen des Prinzen und des Herzogs v. Aumale sehr bald in Angriff genommen werden dürften, woraus für die Kolonie höchst ersprießliche Vortheile erwachsen müssen.

Wir gehen jezt zu einem kurzen Bericht über die statistischen und gesellschaftlichen Zustände der Kolonie über, und es gereicht uns zur Genugthuung, auch hierüber viel Erfreuliches mittheilen zu können, um so mehr, als auch Hr. Aubé, als Direktor der Kolonie, in dem gedeihlichen Fortschritt derselben gewiß den schönsten Lohn für die vielen Mühen seiner Verwaltung finden muß.

Die Bevölkerung der Kolonie belief sich am Schlusse des Jahres 1856 auf 1428 Personen, wovon 793 männlichen und 635 weiblichen Geschlechts. Geburten zählte man während des Jahres 51, Sterbefälle 41, eheliche Verbindungen 18.

Der Religion nach bekannten sich 142 zum katholischen, 1286 zum protestantischen Kultus.

Die kirchlichen Gemeinde-Angelegenheiten wurden bisher durch den protestantischen Pfarrer, Hrn. Hölzel, verwaltet. Ein katholischer Prediger ist inzwischen auch bereits in der Person des jezigen Seminarpriesters, Hrn. Karl Bögershausen, in Hildesheim, von uns engagirt und wird mit dem nächsten Schiffe nach dort abgehen. — Der Bau einer katholischen und protestantischen Kirche steht nahe bevor; die Risse und Kostenanschläge liegen der Regierung, welche, wie bereits erwähnt, die Mittel dazu bewilligt hat, zur Genehmigung vor.

Der Schulbesuch war durch die Beschaffung der reichen Ernten und durch den Abgang eines Lehrers beeinträchtigt worden; Hr. Auler jedoch sezte seine verdienstvolle Thätigkeit im Unterricht der Jugend fort.

Die im Jahre 1856 herrschende Witterung zeigte das herrliche Klima der Provinz Santa Katharina im günstigsten Lichte. Die Sommermonate Januar und Februar waren durch gemäßigte Wärme und vorherrschende Trokenheit, die Herbstmonate März, April und Mai durch fast sommerliche Gunst, die Wintermonate Juni, Juli und August durch andauernd schönes, kühles und trokenes Wetter ausgezeichnet, während dann die Frühlings-Monate Regen in reichlicher Fülle brachten, der in der übrigen Zeit des Jahres durch erquikende Gewitterregen ersezt wird. Volle Regentage zählte man im Laufe des Jahres nur 24, gegen 195 ganz heitere Tage, während die übrigen durch Strichregen oder erfrischende Gewitter, deren man 49 zählte, unterbrochen wurden.

Die Durchschnitts-Temperatur (am Tage) betrug für das erste Quartal + 19°, für das zweite + 15,°° für das dritte + 11°° Reaumur; für das vierte Quartal liegen uns die Angaben nicht ganz komplet vor. Den höchsten Punkt erreichte das Thermometer am 8. Januar mit + 30°, den niedrigsten am 7. Juli mit + 2° Reaumur.

Es bestätigt sich aus Vorstehendem die Richtigkeit unserer früher ausgesprochenen Ueberzeugung, daß mit den zunehmenden Waldlichtungen die großen Regenmassen, welche anfänglich die Kolonie zuweilen heimsuchten, abnehmen würden; ohne aber einen Mangel dieses in den wärmeren Landstrichen so nothwendigen Elementes befürchten zu lassen.

Eine natürliche Folge dieser schönen klimatischen Verhältnisse war ein sehr günstiger Gesundheitszustand der Kolonisten. Von epidemischen Krankheiten zeigte sich keine Spur; Entzündungen, in den Sommern der Vorjahre häufiger vorgekommen, beschränken sich auf ein paar einzelne Fälle. Unter den Kindern verbreitete sich der Keuchhusten, aber in wenig bösartiger Natur, indem von zirka 60 Fällen nur 2, und diese unter sehr ungünstigen Nebenumständen, einen schlechten Verlauf nahmen.

Ein in gesundheitlicher Beziehung sehr wichtiger Umstand, daß nämlich die Ernten, zumal die mehrmonatliche Kaffeeernte, in die kühlere Jahreszeit fallen, machte auch dieses Jahr seine Vorzüge geltend.

Der gute Gesundheitszustand auf der Kolonie führt aber einen Uebelstand mit sich, den erst ein fernerer Anwachs derselben ganz wird beseitigen können; wir meinen den häufigen Wechsel der Aerzte, welche, trotz eines monatlichen Zuschusses ab Seiten der Direktion für Behandlung unbemittelter Kolonisten, doch keinen genügenden Erwerb finden und dann ein anderes Feld für ihre Thätigkeit aufsuchen. Nach Abgang des Dr. Gerhard ist die ärztliche Praxis im verflossenen Jahre — außer von zwei Wundärzten — provisorisch von Hrn. Apotheker Bemba und Hrn. Dr. Schmidt besorgt worden.

Diese wichtige Angelegenheit bildet jedoch unser stetes Augenmerk und hoffen wir, den bemerkten Uebelstand bald gehoben zu sehen.

Indem wir jezt zu den Fortschritten übergehen, welche die Bodenkultur im verflossenen Jahre machte, welche selbstverständlich als Grundpfeiler des Gedeihens der Kolonie zu betrachten ist, lassen wir Zahlen reden, und glauben, daß diese besser als Alles, was sich zu Gunsten des Fleißes der Kolonisten sagen ließe, überzeugen werden.

Es waren, einer am 18. November direktionsseitig aufgenommenen Statistik zufolge, in Kultur: 336 Morgen Mandioka, 211 Morgen Zukerrohr, 256 Morgen Reis, 270 Morgen Gemüsepflanzen, 533 Morgen Weide, und angepflanzt 37,715 Kaffeebäume; die Zahl der Bananen war nicht ermittelt, doch besaß ein einziger Grundbesizer deren an 2000 Stük. — Es ergibt sich seit dem 18. März eine Vermehrung um 25 Morgen Mandioka, 4 Morgen Zukerrohr, 80 Morgen Reis, 150 Morgen Gemüse, 115 Morgen Weide und 4240 Kaffeebäume. Am Schlusse des Jahres waren obige Zahlen auf 615 Morgen Weide, 1090 Morgen andere Kulturen und 43,900 Kaffeebäume gestiegen.

Die Ernteberichte lauteten mehr als je befriedigend; es war das erste Jahr, daß die Kolonie an Akerbauprodukten, außer Reis, über ihren Bedarf erzeugte, und wurde eine beträchtliche Ausfuhr an Knollengewächsen, Aipi, Taja, Cara ꝛc. mit erheblichem Vortheile in der Stadt San Francisco verwerthet. Der Kaffee war vorzüglich gerathen und vom Zukerrohr, zu Rum (Cachaça) verarbeitet, erwartet man einen Reingewinn von 130 Milreis per Morgen.

Im engsten Zusammenhange mit den Erzeugnissen des Bodens steht die höhere Verwerthung derselben durch die weitere Verarbeitung; diesem Bedürfnisse kamen bereits 31 Mandiokamühlen, 10 Zukermühlen, 5 Reisstampfen, 1 Mahlmühle (2 andere waren im Bau begriffen), 1 Oelmühle und 1 Dampfsägemühle mit Kreisrad, zu Hülfe, welche Anzahl von gewerblichen Anstalten fast das Doppelte gegen Anfang des Jahres 1855 ergiebt.

Die Gewerke waren den Bedürfnissen der Kolonie genügend, theilweise im Ueberfluß vertreten. Gesucht waren nur tüchtige Maurer und Ziegler. Uebrigens treiben viele Handwerker zugleich Aker- und Gartenbau und stehen sich gut dabei.

Der Handel hatte eine Veränderung hauptsächlich insofern erfahren, als er sich besonders auf Kolonial- und Manufakturwaaren beschränkte, weil die Einfuhr von Lebensmitteln ꝛc. durch die Fortschritte des Akerbaues sehr reduzirt war.

Mit der Vermehrung der Weideflächen hatte sich auch der Viehbestand gehoben, wenngleich dieser noch immer einen äußerst bescheidenen Standpunkt im Verhältniß zu seiner unfehlbaren Ergiebigkeit bei größerer Ausdehnung einnimmt. Es zählte die Kolonie am Ende des Jahres 68 Pferde, 79 Zugochsen und Kühe, 26 Kälber, 262 Schweine und eine verhältnißmäßige Anzahl anderen Haus- und Schlachtviehes.

Es wäre der Kolonie eine lebhafte Ausdehnung der Viehzucht um so mehr zu wünschen, als der Fleischkonsum, den Gesundheits-Verhältnissen entsprechend, ein sehr bedeutender ist, indem in den drei ersten Quartalen des vorigen Jahres nicht weniger als 103,074 Pfund daselbst verbraucht wurden, was, wenn wir den Bestand der Bevölkerung am Ende des dritten Quartals mit 1167 Seelen zu Grunde legen, einen jährlichen Konsum von zirka 118 Pfund per Kopf ergibt.

Die Preise waren für frisches Rindfleisch 6—7 Vintem (3—3½ Silbergr.), für Schweinefleisch 10—12 Vintem und für Carne seca 12 — 14 Vintem das Pfund.

Wir wenden uns jezt zur Besprechung eines ferneren wichtigen Punktes, der eine der Lebensfragen unserer Kolonie ausmacht, nämlich die geregelte und bequeme Kommunikation mit der näheren und ferneren Umgebung.

In Folge der bereits im Jahr 1855 begonnenen Herstellung der Wege, Brüken und Gräben waren die Hauptstraßen in besseren fahrbaren Zustand versezt worden und war es eine daraus hervorgehende freudige Erscheinung, den Transport von Waaren und Lasten, die früher mühselig von einem Ende der Kolonie zum andern getragen oder gekarrt werden mußten, mit Leichtigkeit durch Fuhrwerke, deren die Kolonie bereits 27 zählte, beschafft zu sehen. Die nicht unbedeutende Unterstüzung, welche das Gouvernement gegen Ende des vorigen Jahres diesem wichtigen Gegenstande zugewendet hat, wird uns zu fernerer energischer Fortführung des Begonnenen in den Stand sezen.

Nächst den Verbindungsstraßen im Innern der Kolonie ist aber auch eine leichte Kommunikation zu Wasser mit den am Cachoeira, am San Francisco-Strome und auf dessen Inseln gelegenen brasilianischen Niederlassungen, so wie mit der Stadt San Francisco höchst nothwendig, und freut es uns daher sagen zu können, daß auch diese viel regelmäßiger als früher, durch drei große Boote und mehrere leichtere Fahrzeuge zu billigen Preisen für Personen und Sachen vermittelt wurde, während wir auch die Landung und Einschiffung schwererer Lasten durch Errichtung eines Krahns am Cachoeirafluße erleichtern werden.

Dagegen bildet die einzige Verbindung der Kolonie mit der Hochebene des Innern, resp. mit der etwa 30 Legoas entfernten Hauptstadt der Provinz Parana, der Stadt Curitiba, noch immer die in der That sehr schlechte Straße über Tres Barras, auf welcher das Schlachtvieh, welches eben in Folge dieser mangelhaften Verbindung bis jezt fast den einzigen Handelsartikel mit der Hochebene ausmacht, heruntergetrieben wird und abgemagert in der Kolonie ankommt.

Um so angenehmer ist es uns, das baldige Ende dieses Mißstandes verkünden zu können, da die Regierung zur Anlage einer neuen Straße fest entschlossen ist, und es sich nur noch hauptsächlich um Auffindung des geeignetsten Uebergangs über die Serra handelt, so daß wir mit einiger Bestimmtheit glauben annehmen zu dürfen, daß bereits in wenigen Monaten der Anfang mit diesem für ganz Südbrasilien, besonders aber für unsere Kolonie Epoche machenden Straßenbau gemacht werden wird.

Bei mehreren, von Seiten der Koloniedirektion angestellten Gebirgsforschungen zur Auffindung eines guten Ueberganges über die Serra hat der Geometer der Kolonie, Hr. Wunderwald, eine äußerst dankenswerthe Ausdauer in den mühseligen und schwierigen Verhältnissen dieser Arbeit bewiesen, indem derselbe den größten Theil des Jahres Tag und Nacht im Urwalde zubrachte, um die nöthigen Terrainuntersuchungen mit möglichst geringem Zeitverlust zu beenden.

Außer den angeführten Verbindungswegen haben wir namentlich unsere Aufmerksamkeit auf eine freie Seeverbindung von und nach der Kolonie gerichtet und müssen bedauern, daß in dieser Beziehung unsere mehrjährigen Bemühungen zur Erlangung einer Zollstätte in San Francisco noch ohne Erfolg waren, wenngleich wir für die Ein- und Ausfuhr des Handels der Kolonie günstigen Ausnahmebewilligungen in nächster Zukunft entgegensehen.

Wir haben unserm Bericht jezt nur noch einige Worte über die gesellschaftlichen Zustände der Kolonie hinzuzufügen und die hauptsächlichsten Fortschritte auch auf diesem Gebiet mitzutheilen.

Es konstituirte sich der „Verein von Grundbesizern von Dona Francisca" zunächst, um die kontraktlichen Verpflichtungen der Grundbesizer in Bezug auf die Instandhaltung der Wege ꝛc. zu überwachen, indeß steht zu erwarten, daß dieser gemeinnüzige Verein allmälig auch sonstige kommunale Angelegenheiten seiner Aufmerksamkeit unterziehen und der Koloniedirektion die bisher fast einzig auf sie fallende Last der öffentlichen Fürsorge erleichtern werde.

Außerdem errichtete eine Anzahl Familienväter einen „Krankenunterstüzungs-Verein" zu gegenseitiger Hülfe; die Direktion der Kolonie gab sich alle Mühe, diesem selbstthätig aus dem Schooße der Kolonisten entsprungenen Verein die weiteste Verbreitung zu verschaffen.

Der schon länger bestehende „Kulturverein" fügte seinen verschiedenen Sektionen noch eine besondere zur Beaufsichtigung und Zuschuznahme verwaister Kinder hinzu, that Schritte bei der Regierung für die Gründung einer Hypotheken- und Depositenbank, veranstaltete lehrreiche Vorträge über Landwirthschaft ꝛc., verschrieb besten Saatreis von Santos, zur Vertheilung an tüchtige Landleute, und entwikelte so auf vielseitige Art die lobenswertheste Thätigkeit.

Indem wir die geselligen Vereine, welche mehr auf Erheiterung und Erholung nach der Arbeit ihren Zwek richten, als uns zu weit führend übergehen, sei nur beiläufig bemerkt, wie im Oktober die Anwesenheit des brasilianischen Admirals Lamego da Costa nebst einer ansehnlichen Suite von Offizieren Veranlassung zu einem glänzenden Balle gab, während ein anderer hoher Besuch aus Santa Catharina alle musikalischen

Kräfte der Kolonie zu einem als trefflich geschilderten Konzerte vereinigte.

Werfen wir zum Schluß jezt noch einen Blik auf das, was der Kolonisationsverein von 1849 seit seinem Bestehen geleistet hat, so glauben wir, daß im Verhältnisse zu den vorhandenen Mitteln allen gerechten Erwartungen genügt worden ist.

Wo im Jahr 1851 der erste Vertreter des Vereins landete, wo die Art an den ersten Baum des Urwaldes gelegt wurde, sehen wir jezt eine blühende Kolonie mit dem günstigsten Prognostikon für eine große Zukunft.

Dem ersten abgehenden Schiffe, dem „Kolon", folgten bereits 20 andere, und deutscher Fleiß hat dem Urwalde in wenigen Jahren ein großes Terrain abgewonnen und sich dienstbar gemacht; — die bis dahin unbekannte Hafenstadt San Francisco ist durch die Kolonie gehoben und ihr Hafen als einer der schönsten von ganz Südbrasilien zur Geltung gekommen.

Es ist dem Deutschen, der nun einmal sein Vaterland verlassen will, ein neuer Heerd gegründet, wo er ein gesundes und gesegnetes Klima und deutsche Brüder zu seiner Aufnahme bereit findet.

Diese Vortheile sind gewiß nicht gering anzuschlagen, und wir sehen deßhalb mit Ruhe der Zeit entgegen, wo das unserm Wirken häufig noch entgegentretende Vorurtheil gegen Brasilien, das keine Ausnahme kennt und unser Unternehmen mit allen andern daselbst gleichstellt — fallen wird, und dann werden wir die Genugthuung haben, unsere Aufgabe zum Vortheil für den Auswanderer, für die alte und neue Heimath, wie für die Unternehmer gelöst zu haben.

Bis dahin aber bedürfen wir der Ausdauer und der kräftigen Unterstüzung, namentlich von Seiten der brasilianischen Regierung, die uns hoffentlich auch ferner dieselbe ernste Beförderung der guten Zwecke unsers Vereins angedeihen lassen wird, welche sie uns bisher gewährte.

Amerikanische Lynchjustiz.

Die „New-Yorker Abendzeitung" entnimmt dem „Louisviller Anzeiger" über den Thatbestand des Verbrechens, wegen dessen am 14. Mai in Louisville vier Neger lynchrechtlich gehenkt wurden, so wie über den Akt der Volksjustiz selbst die folgenden Angaben:

„Der Mord ward am Abend des 19. Dezembers vorigen Jahres in dem Hause des einzigen noch übrigen Mitgliedes der von den Negern ermordeten Familie William Joyce verübt, während derselbe auf einer Hochzeit abwesend war. An jenem Abend befanden sich im Hause die Mutter des W. Joyce, ihr Sohn Richard, ein junger Mann von 19 Jahren, Mrs. Welch, ihre verwittwete Tochter und deren dreijähriges Töchterchen. Der älteste Sohn, William, war, wie gesagt, abwesend. Als er am andern Morgen zurükkehrte, fand er von seinem Hause nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen übrig und bei näherer Untersuchung entdekte man neben demselben die verkohlten Gebeine der beiden Frauen und an der Stelle, wo das Bett gestanden, die des jungen Marnes.

Man kam sofort auf den Gedanken, daß die ganze Familie ermordet und nach verübter That das Haus angezündet worden. Der Verdacht der Thäterschaft fiel auf mehrere Neger in der Nachbarschaft, namentlich auf einen einem Hrn. Pendleton zugehörigen Neger, Namens Bill. Bei Durchsuchung des Hauses des Hrn. Pendleton fand man auch eine Uhr, Rok, Hosen und dergleichen andere Gegenstände, die das Eigenthum von W. Joyce waren, unter dem Hause versteckt. Bill ward verhaftet und gestand sofort, daß er mit noch drei andern Negern die Familie Joyce ermordet und beraubt und dann das Haus angezündet habe. Aus den von Bill während der Untersuchung wiederholten Geständnissen geht hervor, daß die Neger, als sie vernahmen, daß W. Joyce abwesend sei, den Beschluß faßten, das Haus, unter dem Jener eine bedeutende Summe versteckt hatte, zu plündern. Sie begaben sich gegen Mitternacht dorthin und erbrachen die Thür. Der erste, der ihnen entgegenkam, war Richard Joyce, der Bruder Williams. Sie schlugen demselben in Gegenwart seiner Mutter und Schwester mit einem Knittel den Hirnschädel ein. Die bejahrte Mutter griff nach einer Zange, um ihrem Sohne zu Hülfe zu kommen, erhielt aber von einem der Neger einen Schlag, der sie bewußtlos zu Boden strekte. Die Tochter, Mrs. Welch, versuchte durch das Fenster zu entspringen, ward aber bei den Füßen festgehalten, in's Zimmer zurükgezerrt und todtgeschlagen. Die Scheusale plünderten dann das Haus, ergriffen die kleine Tochter der Mrs. Welch, warfen sie auf das Bett, steckten dasselbe in Brand, so daß das Kind bei lebendigem Leibe verbrannte, und eilten dann mit ihrem Raube davon. Die Flammen ergriffen bald das ganze Haus, welches mit allem, was sich darin befand, ein Raub derselben ward. — Bei dem vorstehenden Bekenntnisse ist Bill unerschütterlich bis zum lezten Augenblik, selbst da, als der wüthende Volkshaufe ihm bereits den Strik um den Hals gelegt hatte, geblieben.

Sobald am Donnerstag die um 5 Uhr Nachmittags erfolgte Freisprechung der Neger bekannt ward, sammelte sich eine aufgeregte Menschenmasse um das Gefängniß und sprach den Entschluß aus, die Neger herauszuführen und aufzuknüpfen. Gegen Abend ward der Haufe immer größer und entschloß sich, durch Reden von aufregendem Charakter zur höchsten Wuth entflammt, endlich zu einem Angriff auf das Gebäude. Die Umzäunung desselben ward niedergebrochen und der Haufe stürzte nach der Eingangsthür. Im Innern des Hofes war eine Polizeimannschaft von 10 bis 12 Mann aufgestellt, die einen durch leidenschaftliche Reden aufgeregten Haufen von 4—5000 Mann im Zaum halten sollte! Hätte man schon am Nachmittag die ganze Polizeimannschaft aufzeboten und durch eingeschworne muthige Bürger verstärkt, so hätte man den Haufen leicht zerstreuen und den Mob gleich im Beginn ersticken können. So aber ließ man denselben ruhig auf 4 bis 5000 Menschen anwachsen, durch leidenschaftliche Reden immer mehr entflammen und dann, als er nicht mehr zu halten war, wollte man mit 10 bis 12 Mann demselben Einhalt thun!

Als der Haufe auf das Gefängniß zustürzte, schossen die paar im Hofraume aufgestellten Polizisten mit blind geladenen Gewehren auf denselben. Dieser Widerstand reizte ihn nur noch mehr. Eine Anzahl entschlossener Personen stürzte nach dem fast unmittelbar neben dem Gefängnisse befindlichen Sprizenhause, sprengte die Thür und bemächtigte sich der dort aufbewahrten Kanonen und Musketen. Anstatt daß der Mayor und die Polizei dieselben vorher in Sicherheit genommen und zur Einschüchterung des Mob verwendet hätten, ließ man diesen Besiz von denselben nehmen. Die Kanone ward rasch geladen, statt mit Kugeln mit schweren Steinen und Eisenstüken, und gegen die Gefängnißthür gerichtet. Der Aufruhr war auf's höchste gestiegen. Der Haufe schrie und brüllte und drohte das ganze Gefängniß zu demoliren, wenn man die Neger nicht herausgäbe. Der Mayor machte noch eine vergebliche Anstrengung, demselben Einhalt zu thun und befahl der Polizei die Verhaftung eines der Rädelsführer. Es flogen aber bereits Steine gegen das Gefängniß, von denen einer den Mayor an der der Nase traf; sodann flogen Steine gegen die Polizeimannschaft, der Chef derselben, so wie der Gefängnißschließer und sein Gehülfe erhielten mehrere Steinwürfe, und einem Wachtmann, Jakob Weatherford, ward sogar ein Finger weggeschossen. Endlich erklärte man der Polizeimannschaft, daß man ihr nur noch eine Frist von fünf Minuten zur Auslieferung der Neger gestatten werde; erfolge diese bis dahin nicht, so werde die Kanone dieselbe sich schon zu erzwingen wissen.

Weiterer Widerstand wäre jezt natürlich fruchtlos gewesen. Der Schließer Thomas erklärte dem Haufen, die Neger herausgeben zu wollen. Die innere Thüre des Gefängnisses ward geöffnet und die vier Schlachtopfer wurden hinausgeführt. Ein teuflisches Freudengeschrei erscholl bei dem Anblik derselben. Aber ehe der wüthende Haufe Hand an sie legen konnte, hatte Jak, der Sklave von Hrn. Samuels, bereits ein (ihm wahrscheinlich zu dem Ende zugesteltes) Rasirmesser aus der Tasche gezogen und sich die Kehle durchschnitten. Die übrigen drei wurden auf den Vorplaz des Courthauses gebracht und dort an einem Baum aufgeknüpft. Dort hingen sie bis zu später Nachtstunde, worauf sie, nachdem man noch vorher den Versuch gemacht hatte, Feuer unter ihnen anzuzünden und sie zu verbrennen, in das Sprizenhaus gebracht wurden."

Verschiedenes.

Unsere nächste Nummer wird eine Korrespondenz aus Sion im Kanton Wallis im Auszuge enthalten, welche beweist, daß nicht die Unredlichkeit oder Unfähigkeit eines Agenten, sondern das unzwekmäßige Verfahren der Walliser Behörden an dem Schaden Schuld ist, den eine Anzahl Walliser Auswanderer durch unvorhergesehenen Aufenthalt in Marseille unlängst erlitten hat. Diese Korrespondenz liefert damit ferner ein neues Beleg zu der alten Wahrheit, daß es nicht genügt, Gesezе zu fabriziren, sondern daß sie mit Sachkenntniß gemacht werden müssen; sonst schaden sie mehr als sie nüzen, was nicht nur mit dem betreffenden Walliser, sondern auch mit den meisten andern schweizerischen Auswanderungsgesezen der Fall ist. Der ungerecht von der Volks-, respektive Zeitungsstimme leidende Führer der fraglichen Walliserauswanderer (er ist nicht Auswanderungsagent) ist nach unserer Korrespondenz ein sehr rechtlicher Mann und an der ganzen Kalamität unschuldig.

— Ganz Recht haben die „Basler Nachrichten", wenn sie die „unerwartet frühe" öffentliche Mittheilung des vorläufigen, an Hrn. Benz gerichteten Berichtes von Hrn. Dr. Heußer aus Brasilien tadeln: dieses Schreiben enthalte blos die ersten Eindrüke und folglich wohl auch (zumal wo Hr. Heußer mündliche Mittheilungen gewisser von ihren schweizerischen Gemeinden fortgeschobener Subjekte wiedergebe) — manches Irrthümliche. Dieß sei namentlich mit Bezug auf die gegen Hrn. F. v. Erlach in Bern geschleuderte Anklage der Fall. Hr. v. Erlach sei ein bekannter Ehrenmann, der diese Eigenschaft auch als Auswanderungsagent nicht verleugnet habe. Bereits auch erklärt der Angeschuldigte in der „Eidg. Ztg." sich gegen Hrn. Heußers „schwere Beschuldigung" nächstens „öffentlich und vollständig" verantworten zu wollen. Ohne Zweifel werden sich auch andere Agenten rühren und es wird ihnen nicht schwer fallen, die Beschuldigung, seinerzeit die Auswanderer überredet, verführt und übervortheilt zu haben, von sich abzuwälzen. Hingegen dürften einzelne Gemeindsbehörden und selbst hochgestellte Männer sich nicht so leicht weiß waschen können, wenn gewisse Enthüllungen gemacht werden.

— In der Zürcher Freitagszeitung steht auch ein Kapitel über die Parceriakolonien, aber ein kurioses. Der Verfasser des betreffenden Aufsazes meint es doch auch gar zu übel mit den Gutsbesizern, wenn er ihnen zumuthet, sie sollten nicht blos den Nettoertrag der Kaffeepflanzungen mit den Kolonisten theilen, sondern alle Auslagen für die Reinigung des Kaffees, den Transport auf den Markt und den Verkauf auf ihre (nämlich der Gutsherren) Kosten bestreiten. Daß die Ausgaben wie die Einnahmen von der Sozietät Gutsbesizer und Kolonist zu gleichen Theilen getragen werden müssen, nennt der Schreiber jenes Aufsazes den größten Wucher, den man sich denken kann. Hätte er einen Begriff von der Entfernung der Bergueirokolonien von Santos und Rio und von der Schwierigkeit des Transportes bei den schlechten Wegen auf Maulthieren, so könnte er die Berechnung von 25 % für den Transport nicht unbillig finden. Vergleiche er z. B., was das Holz im Toggenburg und was in Zürich kostet, eine Entfernung von 12 Stunden bei sehr guten Landstraßen, Eisenbahn und See. Wir glauben, da trifft es noch mehr als 25 % an. Nun, zugegeben, daß auf manchen Kolonien die Ansiedler von den Gutsbesizern widerrechtlich ausgebeutet, ja betrogen wurden, so war dieß doch auf den eigenen Kolonien Bergueiros nicht der Fall. Da man gegenwärtig überall mit Heußers Bericht an Rath Benz argumentirt, so wird es uns erlaubt sein, für diese unsere Behauptung auch den Brief Heußers an Bergueiro und die beiden den Koloniedirektoren ausgestellten Zeugnisse als Beweis aufzustellen. Hat das Haus Bergueiro gefehlt, so war es darin, daß es 1) den leichtsinnig und liederlich dahin lebenden Kolonisten nicht zur rechten Zeit Schranken sezte, daß es ihnen so viel Kredit gab, bis die Schulden mancher auf eine fast unerschwingliche Höhe anstiegen; 2) daß es nicht ängstlich genug war in der Auswahl der Gutsbesizer, für welche es Kolonisten besorgte. In beiden Beziehungen wäre es wohl nicht so weit gekommen, wenn schweizerische Behörden wiederholten Mahnungen Gehör gebend schon vor Jahren einen Untersuch an Ort und Stelle veranstaltet hätten. — Wenn übrigens der Brief, dem der Aufsaz in der Zürcher Fr.-Ztg. seine Entstehung verdankt, von einer Seite stammt, der ein kompetentes Urtheil durch eigene Einsicht in die Organisation der Parceriakolonien zusteht, so hätten wir gewünscht, daß er uns schon früher mitgetheilt worden wäre. Wir hätten ihn (mit unsern Anmerkungen) gerne aufgenommen, da es uns sehr daran gelegen, allseitig Licht über die Verhältnisse der Parceriakolonien zu verbreiten und wir keineswegs zu Gunsten Bergueiros parteiisch sind, sowenig wir in seine Verfezerung mit einstimmen. Materielle Vortheile hat der „Kolonist" von Bergueiro nie gehabt und sein Organ ist er so gar nicht gewesen, daß wir diesem Herrn nur nie ein Exemplar unseres Blattes zuschikten.

(Ein ezzürnter Sozialist.) Ein Herr C. G. Allhusen in Kiel fordert im „Pilot" auf, ihm in Washington einen Advokaten zu empfehlen, um im Supreme Court einen Prozeß wider den Präsidenten der Vereinigten Staaten wegen Nicht-Einspruchs für auf der Reise von Hamburg via Havre auf New-Orleans befindliche, in Havre zur Wiedereinfuhr in Entrepot gelagerte, daselbst aber auf Ordre des französischen Ministers des Innern gewaltsamer Weise ver-

rannte 6 Collis, enthaltend 12,000 verschiedene Broschüren sozial-philosophischen Inhalts, alles amerikanisches Eigenthum, einleiten zu können.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. In den deutschen Zeitungen Amerikas herrscht große Entrüstung, daß die Regierung von Bern den Brandstifter Zybach dorthin (so viel wir wissen nach Santa Fé oder Buenos-Ayres) gesandt habe. Namentlich finden sich die dort wohnenden Schweizer verletzt, daß man ihre bekannte Anhänglichkeit an ihr Schweizervaterland durch solche Geschenke belohne. Sie haben ganz Recht.

— Aus dem Mississippithal in Jowa wird geschrieben, daß die Farmer in Folge von Futtermangel ganze Heerden Vieh verlieren, und daß in Illinois das Futter stellenweise sehr knapp ist, so daß die in diesem Jahre in den Handel kommende Menge Getreide nicht den Erwartungen entsprechen wird, da die letzten Vorräthe des vorigen Jahres bei dem ungewöhnlich langen Winter vielfach ganz aufgezehrt sind.

— Am Ouachitafluß in Louisiana und in Mississippi oberhalb Viksburg sind reiche Kohlenlager, in lezterem Staate auch Eisen enthaltend, entdekt worden.

— Washington. Alle beim Wahltumult in Washington erschossenen Personen sollen unschuldige Zuschauer gewesen sein. Auf dem Indignationsmeeting, welches darüber am 9. stattfand, wurde das Benehmen des Mayors heftig angegriffen. — Nach der Ansicht des Schazsekretärs wird sich Ende dieses Jahres ein Ueberschuß von 22,000,000 Dollars im Staatsschaz befinden. Außerdem erwartet er eine Vermehrung der Einnahmen als Folge des neuen Tarifs, der am 1. Juli in Kraft tritt, und soll daher gesonnen sein, dem Kongreß eine Erweiterung der Liste zollfreier Importartikel vorzuschlagen.

— Ein „Trapper" im fernen kalifornischen Waldgebirge hat aus den Geweihen von vier Elennhirschen einen Armsessel verfertigt und ihn „Old Buk", d. h. Präsident Buchanan, in Washington überreicht. („Old Buk", „Alter Hirsch", ist nämlich der Spizname Buchanans.)

— Pennsylvanien. Am 30. Mai kamen in Philadelphia 550 Mormonen aus Skandinavien an. Unter ihnen befanden sich ein Hoheprieſter oder Präsident und zehn Propheten. Der Zug bewegte sich alsbald weiter nach dem Salzsee.

— Illinois. (Eine deutsche Stadt mit deutschen Beamten.) Bellville hat bei der jüngsten Stadtwahl ausschließlich Deutsche als Beamte erwählt. Herr Eduard Abend, ein gesinnungstüchtiger Republikaner, ist Mayor.

— Ohio. Milo Greenwood kam vor 25 Jahren als armer Arbeiter nach Cincinnati, wo er eine kleine Schmiede-Werkstatt in der nächsten Umgebung der Stadt errichtete. Jezt beschäftigt er über 450 Personen und bezahlt wöchentlich an seine Arbeiter 3500 Dollars. (Helvetia.)

— In der Nähe von Marion fanden kürzlich die Arbeiter, die mit dem Ausgraben von Kies für die Bellefontaine- und Indiana-Eisenbahn beschäftigt sind, 224 Indianer-Gerippe. Die Zierathen und Waffen, die mit denselben begraben waren, bilden ein kleines Museum und lassen vermuthen, daß sich unter den dort verscharrten Wilden mehrere berühmte Häuptlinge befunden haben müssen. So wandern wir täglich über den Staub untergegangener Geschlechter und die Reste des stolzen Indianer-Häuptlings, der einst auf den weiten Jagdgründen Ohio's die Herrschaft führte, müssen jezt als Ballast für die Eisenbahnschienen dienen. Mit Cäsars Staube verstopft man ein Windloch. So vergehen des Lebens Herrlichkeiten! (Ohiozig.)

— Massachusetts. Die Stadt Leon in Massachusetts ist der Hauptort der Papierfabrikation in den Vereinigten Staaten. Es bestehen daselbst 12 Papierfabrik-Gesellschaften, die 25 Mühlen im Gange haben, welche jährlich 8,000,000 Pfund Papier liefern, im Werthe von 2,000,000 Thlrn.

— Missouri. Der „St. Louis Intelligencer" will wissen, daß im ganzen Nordwesten von Missouri keine 100,000 Aker Kongreßland mehr zu finden, und daß das Meiste davon durch das Vorkaufs-Recht beansprucht sei.

— Nord-Karolina. (Ein moderner Don Juan.) In Nord-Karolina wurde vor Kurzem ein Individuum eingestekt, weil er mit dreizehn Frauen verheirathet war. Es gelang ihm aus dem Gefängniß zu brechen, und er machte sich mit Dampf aus dem Staub. Auf der Eisenbahn erkannte ihn ein Mitreisender, und beschloß, ihn einfangen zu lassen, um eine Belohnung vom Staat dafür zu bekommen. Also lud er ihn in der nächsten Stadt, wo er zu Hause war, zum Mittagessen ein. Der Weiberfreund nahm es an, und als das Essen vorbei war, ließ ihn der Herr in Unterhaltung mit seiner Frau sizen, und schlich fort, um die Polizei zu holen. Als er mit dem Polizeidiener zurükkam — war der Weiberheld mit seiner Frau durchgebrannt.

— Florida. (Ein Indianer-Häuptling.) Billy Bowlegs, der Seminolen-Häuptling in Florida, welchen General Harney so gerne zum Gefangenen machen möchte, beschreibt seine Lage mit den wenigen Worten: „Wenn Harney fängt, Billy hängt; wenn Billy fängt, Harney hängt."

— Kentuky. (Ein reicher Schwarzer.) In Kentuky gewann jüngst ein Negersklave den Preis von 15,000 Dollars in der Lotterie. Sein Meister behielt den Werth des Sklaven aus dieser Summe zurük, gab ihm den Rest und schenkte ihm die Freiheit.

— Walker scheint einen Triumph-Zug auf dem Ohio halten zu wollen. Er hielt am 10. großen Empfang in Louisville und besuchte Abends mit seinem Gefolge das Theater.

— Kalifornien. (Deutsche Kunst.) Jakob Zwek, ein Deutscher, hat das erste Piano in Kalifornien vollendet. Es kann sich den besten hier vorhandenen Instrumenten kühn an die Seite stellen.

— Minnesota. New-Ulm. Aus einer Korrespondenz an die „Jowa Staats-Zeitung" entnehmen wir Folgendes: „Die Turner-Ansiedlung wird jezt bedeutend an Werth gewinnen, da bereits entschieden ist, daß das Kapitol von St. Paul nach St. Peter verlegt wird. Zudem sollen zwei Eisenbahn-Gesellschaften beschlossen haben, ihre Vermessungen noch diesen Sommer bis New-Ulm auszudehnen. Zehn Territorial-Straßen werden New-Ulm mit der übrigen Welt verbinden und der Werth des Eigenthums um 500 Prozente erhöht werden." Der nimmt das Maul auch ziemlich voll.

Meriko. Die lezten Nachrichten von Meriko sind vom 16. von Vera-Cruz vom 21. Mai. Man beschäftigt sich mit großen Vorbereitungen gegen eine spanische Invasion. In Vera-Cruz macht man sich gefaßt, 25,000 Mann unter die Waffen zu rufen.

Afrika. Algerien. Der „Moniteur" weist das Aufblühen der Kolonie Algier nach. Im lezten Jahr seien in Algier 24,489 Häuser bewohnt und 913 Häuser im Bau begriffen gewesen, also 9178 Häuser mehr als im Jahr 1852. Die europäische Bevölkerung sei 1856 auf 167,670 Seelen gestiegen, während sie 1852 nur 131,878 betragen habe. Nichts desto weniger ist von der Auswanderung nach Algerien abzurathen.

Anzeigen.

Auswanderung.

Unterzeichneter

übernimmt fortwährend die Beförderung von Reisenden nach

Nord- und Südamerika und Australien.

Die Ausschiffungsplätze **Nordamerika's** sind:

Quebec, Montreal, Portland, Boston, **New-York**, Philadelphia, Baltimore, **New-Orleans**, Galveston (Texas), San Francisco (Kalifornien).

In **Südamerika:**

Pernambuco, Bahia, **Rio Janeiro**, Rio Grande do Sul, Santa Catharina, **Buenos-Ayres**, Montevideo, Valdivia, Valparaiso (Chile) und Lima.

In **Australien:**

Melbourne, Sidney, Port-Adelaide.

Die Verschiffung kann in **Havre, Antwerpen, Rotterdam, Bremen** und **Hamburg** stattfinden, je nach den vorhandenen Fahrgelegenheiten und dem Wunsche der Reisenden, mittelst tüchtigen, dreimastigen

Segel-, Post- und Klipperschiffen.

Ferner mit Dampfschiffen

zu sehr billigen Preisen nach **New-York:**

1) über **Bremen** mit den Dampfschiffen **Queen of the South, Indiana, Argo** und **Jason;**

2) über **Hamburg** mit den Dampfern **Hammonia, Borussia, Austria** und **Saxonia.**

Ueber **Hamburg** nach **Brasilien,**

nämlich: Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro mit den Post-Dampfschiffen **Teutonia, Petropolis** und **Golden Fleece.**

Ueber obige Fahrgelegenheiten ertheilt nähere Auskunft und schließt Reiseverträge ab der Unterzeichnete, wie dessen Agenten in den betreffenden Kantonen.

E. de Paravicini in Zürich.

Bei **Ch. Beyel** (Limmatquai Nro. 601) in Zürich ist soeben erschienen:

Amerika ohne Schminke.

Eine Quellensammlung zur Darstellung des amerikanischen Lebens in der Wirklichkeit von **Fr. J. Egenter.** I. Band I. Heft. Seiten XXVI und 144. Preis 1 Fr.

Inhalt des ganzen Werkes: 1) Zur Einwanderung. 2) Unfälle zu Wasser und Land. 3) Zur Laster- und Verbrechergeschichte. 4) Polizei. 5) Zur amerikanischen Religion. 6) Gesellschaftliche Zustände. 7) Amerikanische Justiz. 8) Staatliches. 9) Temperenzgeschichte. 10) Knownothings (Partei der Fremdenhasser). 11) Eigenheiten. 12) Deutsche in Amerika. 13) Indianer. 14) Sklaverei. 15) Anzeigen und Gesuchsmuster.

Der Verfasser vorliegender Schrift, welcher sich mehr als 5 Jahre in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgehalten hat, bietet in derselben ein sehr reiches und gut geordnetes Material zur Beurtheilung der dortigen Zustände. Es sind, wie man aus dem ersten Hefte ersieht, nicht Schilderungen seiner eigenen zufälligen Erlebnisse, sondern eine Reihe von Thatsachen und Bildern, wie sich das dortige Leben nach allen Seiten hin abspiegelt. Durch diese Art der Behandlung, erhalten wir einen tiefern Blik in die dortigen Verhältnisse, als uns nicht leicht auf andere Weise geboten wird.

Statt das Werk auf einmal in zwei starken Bänden erscheinen zu lassen, hat der Verleger vorgezogen, solches in Heften von je 10 Bogen für den billigen Preis à 1 Fr. per Heft herauszugeben. Er zählt hierbei auf erhöhte Theilnahme und bemerkt, da, wer sich nach Empfang des ersten Heftes für Abnahme des ganzen Werkes verbindlich macht, solches für 5 Fr. erhält.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 28. | Samstag den 11. Juli. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | **1857.**

☞ Auf das zweite Semester des **„Kolonist"** kann noch bis Ende dieses Monats bei allen Postämtern, so wie auch bei der Expedition in Lichtensteig abonnirt werden.

Akatholische Ehen in Brasilien.

Das zu Rio de Janeiro erscheinende Journal do Commercio vom 17. Mai enthält nachstehenden, wie es scheint, halboffiziellen Artikel über die vielbesprochene Vermählung einer nicht geschiedenen Frau, die vom Protestantismus zum Katholizismus übergegangen, mit einem Katholiken: „Die Nachricht von der Wiedervermählung der Frau Kerth hat in Europa und besonders in Deutschland eine höchst ungünstige Sensation erregt. Die Presse hat gegen uns, gegen unsere Intoleranz und unsern Fanatismus ein Zetergeschrei erhoben, welches eben so ungerecht als für das große National-Interesse der Kolonisation verderblich ist. Diese an sich schon so beklagenswerthe Thatsache wurde, um dieselbe in noch gehässigerem Lichte darzustellen, durch Ungenauigkeiten vergrößert, die einer Widerlegung bedürfen. So wurde behauptet, der Bischof von Rio de Janeiro habe einen Erlaß publizirt, wodurch jede gegen die Vorschriften des tridentinischen Concils eingegangene Ehe für null und nichtig erklärt wird. Das ist unrichtig. Der Bischof hat sich weder direkt noch indirekt in die Polemik gemischt, zu welcher sein Verfahren Anlaß gegeben. Als jene Thatsache zur öffentlichen Kunde gelangte, äußerte sich sowohl in der ganzen brasilianischen Gesellschaft (und nicht ausschließlich in den protestantischen Gemeinden) als in der hauptstädtischen Presse ein allgemeines Gefühl des Tadels. Kaum ein einziges der Tagesblätter unterließ es, seine Ansicht frei auszusprechen oder doch durchblicken zu lassen, daß es das Verfahren des Bischofs mißbilligte. Inmitten dieser brasilianischen Einstimmigkeit erhob sich ein Ausländer, der ein religiöses Blatt herausgibt und die Grundsätze des Katholizismus auf eine allen Ueberzeugungen des Landes widerstrebende Weise übertreibt. Nachdem die Presse sich einmal der Polemik bemächtigt, versuchten sich darin zwei einheimische Geistliche und ein fremder Theologe, um die bischöfliche Autorität zu vertheidigen, aber sicherlich ohne irgend einen Auftrag oder eine Verantwortlichkeit des Bischofs der hiesigen Diözese. In dieser Polemik kam die Behauptung vor, daß jede ohne die Vorschrift des tridentinischen Concils eingegangene Ehe für einen Katholiken nichtig und daß unsere Ehegesetzgebung noch ausschließlich die jenes Concils sei. Da inzwischen diese rein individuelle Meinung sich nur in der Hize einer Polemik äußerte, ohne durch irgend eine in Autorität stehende Person unterstüzt zu werden, so kann sie nicht das mindeste Gewicht haben und noch weniger die Ansicht des Bischofs und den Charakter unseres Volkes kompromittiren. Wollte die deutsche Presse gegen uns gerecht sein und der vollen Wahrheit die Ehre geben, so würde sie erkennen, daß wir schlagende Beweise von der höchsten Achtung und der umfassendsten Duldung gegen die religiösen Grundsäze und Gewohnheiten unserer fremden Gäste gegeben haben. War doch Brasilien das erste Land von ausschließlich katholischer Bevölkerung, wo den Fremden die Errichtung eines protestantischen Tempels gestattet wurde, und das im Jahre 1819, noch zur Zeit des Despotismus. Wirklich besizen seitdem durch Konzession König Johanns VI. die Engländer ihre Kapelle in der Straße dos Borbonos, und niemals hatten sie Anlaß, sich über populären Unfug gegen dieses Gebäude zu beschweren. Hier wurde immer Gottesdienst nach anglikanischem Ritus abgehalten, und es war kein seltener Fall, daß Brasilianer, selbst aus den untersten Ständen, demselben aus Neugierde, aber immer mit der gemessensten Haltung beiwohnten. Neuerdings ist auch für den lutherischen Cultus hier eine Kapelle gestiftet worden und mit derselben Aufnahme von Seite der Bevölkerung. Es sind dies feierliche Proteste gegen jeden Vorwurf der Intoleranz und Antworten auf die Beschuldigung des Mangels an Zivilisation und des Fanatismus, welche die Verleumdung uns aufbürdet. Schwerlich wird ein Land, selbst in dem gebildeten Europa, selbst unter denen, die in der Zivilisation am weitesten fortgeschritten sind, so entscheidende Beweise dieser Art anführen können. Vermählungen von unseren Landsmänninnen mit Protestanten sind häufig vorgekommen und immer zur Zufriedenheit ihrer Eltern und Verwandten; die Eintracht, die in diesen Familien herrscht, ist niemals gestört worden, am wenigsten durch religiöse Motive. Die Verschiedenheit der Religion der Ehegatten giebt niemals zu Spaltungen und Störungen des Hausfriedens Anlaß. Fallen solche Ehen mitunter unglüklich aus, so hat die Religionsverschiedenheit niemals den mindesten Antheil daran gehabt, sondern sie sind aus denselben Gründen unglüklich, wie sie auch unter den Katholiken unglüklich ausfallen können. In dieser Beziehung können wir nicht umhin, uns auf das Zeugniß aller Protestanten zu berufen, die sich hier aufgehalten. Mögen sie unsere Behauptungen bestreiten, wenn wir uns eine Ungenauigkeit haben zu Schulden kommen lassen; wenn dieselben aber vollkommen der Wahrheit gemäß sind, so mögen sie ihre Landsleute in Europa aufklären, damit wir nicht ungerechter Weise verleumdet werden. Selbst in diesem traurigen Vorfall, der zu der gegen uns vorliegenden Anklage Anlaß giebt, finden wir den feierlichsten Beweis der uns widerfahrenen Ungerechtigkeit. Kaum war dieses Ereigniß, anstatt begraben zu werden, wie dies zuweilen zur Vermeidung weiterer Unannehmlichkeiten geschieht, zur Kunde des Publikums gebracht, als sich in ganz Brasilien ein Schrei des Unwillens und des Tadels erhob. In Folge dessen sah die Regierung, welche sich schon früher mit der Ausarbeitung eines Gesezesentwurfes über die gemischten und nicht katholischen Ehen beschäftigt, die Nothwendigkeit ein, diese Arbeit möglichst schnell zu Ende zu bringen. Von guter Seite vernehmen wir, daß dieser Entwurf, welcher den Zivil-Status der Protestanten im Reiche nach den höchsten Grundsäzen der Philosophie und der Gerechtigkeit zu reguliren bezweckt, den gesezgebenden Kammern vorgelegt werden soll; und würde er nicht sofort genehmigt, so können wir mit voller Gewißheit versichern, daß dies wenigstens nicht darum geschehen würde, weil er irgend ein Prinzip der Intoleranz oder des Fanatismus umfaßt. Unter der brasilianischen Gesezgebung, nach brasilianischen Gesinnungen und Grundsäzen aufgefaßt, ist für die Familienbande, für die Gültigkeit der Ehen, für den rechtmäßigen Erbgang und für die Stellung der Kinder nicht das Mindeste zu besorgen. Sollten in dieser Beziehung noch Skrupel stattfinden — und wir erkennen an, daß bei Gegenständen dieser Art alle Skrupel gerecht sind und Beachtung verdienen — so werden sie sicherlich mit dem neuen Gesezе verschwinden, welches die Kammern annehmen werden."

Woher haben die Europäer das Recht, den Amerikanern unangefragt gute Räthe zu ertheilen und Lebensregeln aufzustellen?

Es gibt wohl schwerlich etwas Anmaßenderes, als die Adressen der Protestanten von Frankreich, England und Deutschland und sogar vom protestantischen Rom aus für Abschaffung der Sklaverei an die Regierung von Washington.

Hier möchte füglich erwiedert werden: Wischet allererst vor eurer eigen Thür, die ihr den Splitter in eures Bruders Auge sehet und des Balkens in dem euern nicht gewahr werdet!

Die Sklaven in Amerika befinden sich größtentheils weit besser, als die Proletarier, Taglöhner, Fabrikler und Schuldenbäuerlein in Europa. Ein glaubwürdiger, einsichtsvoller Mann, der sich längere Zeit in Amerika aufgehalten und einen Theil desselben durchreist und also aus eigener Anschauung näher kennen gelernt hat, versicherte uns vorige Tage, daß der Mehrtheil der Sklaven dort weit besser stehe, als der übrige Rest der Dienenden und in Folge der Besiz- und Vermögenslosigkeit von dem Reichthum Abhängigen. Derjenige, welcher Sklaven je nach ihrem Alter, Körperbau und ihren Fähigkeiten um beträchtliche Summen erhandelt, sucht sie möglichst zu schonen und zu schüzen, auf daß sie gesund und stark bleiben, ihm

lange dienen und er dadurch aus der Ankaufsauslage einen recht großen Gewinn ziehe, während er die Freien, bei ihm in Dienst und Arbeit Stehenden weit härtere Geschäfte verrichten lasse, nicht so für ihre Wohlfahrt, Sicherheit und Gesundheit Sorge trage, weil er denke, sie können ihn von heute auf morgen verlassen und er wolle von selben Vortheile ziehen, so lange er sie habe und zahlen müsse. Auch auf der Ueberfahrt von Afrika wird mit den Schwarzen lange nicht so hart verfahren, als gewöhnlich berichtet wird; denn es liegt im Interesse des Menschen-Waarenhändlers, daß die Sklaven am Leben und bei guter Gesundheit und recht käuflichem Ansehen erhalten werden, um sie desto eher absetzen und große Summen gewinnen zu können.

Man mag wohl einwenden, daß dies Alles nur ein Ausfluß des Egoismus sei. Aber, ach du mein Gott, wo ist in unserem Metallzeitalter die Selbstsucht in ihren verschiedenen Graden und Abstufungen, bald feiner, bald gröber, bald als Eigenliebe, bald als Eigennutz, als Eigensinn, Herrschsucht und Verachtung oder Geringschätzung aller Andern, nicht die Haupttriebfeder der Handlungen der meisten Sterblichen! — Der logische Egoist weiß alles besser; der ästhetische will, daß sein Geschmack der allgemein gültige sein soll; der moralische hält sich für den Mittelpunkt der Welt, um den sich alles drehen müsse, und thut nichts, als was ihm nach seiner Ansicht Vortheil und Glückseligkeit verspricht. Weil nun ein jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem macht, was er zu seiner Glückseligkeit rechnet, so ist es gerade der Egoismus, der es so weit bringt, gar keinen Probierstein des ächten Pflichtbegriffs zu haben, welcher doch durchaus ein allgemein geltendes Prinzip sein muß.

Ist es bei uns wohl der oberste Grundsatz der Religion und der Menschenweisheit: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst", der den Bauern veranlaßt, seine Knechte und Mägde, den Fabrikfürsten seine unterthänigen Spinner- und Zettlerschaaren, den Seidenbaron seine Webstuhl-Nymphen, die Dampf-Potentaten die Hunderte von ausgehungerten Bahnarbeitern, den Kapitalerben und Geldsakkrittern seine hanswurstleidigen Lakaien, Kutscher ꝛc. anzustellen, zu löhnen und nähren? Behüte Gott! Es ist Eigennutz, Egoismus im Schleier der Menschenliebe, der alle diese Wesen versorgt, so lange er ihrer nöthig hat und sie ihm Vortheil bringen. Stoken die Geschäfte, ändern sich die Verhältnisse, sind sie Krüppel, alt, kränklich ꝛc. geworden, so mögen sie zusehen, wie sie für sich selbst sorgen können. — Sind solche Wesen etwa besser daran, als die Sklaven Amerikas? Fürwahr nicht! Und die alte, materielle, dem Metallgözendienst verfallene, kranke Großmutter Europa will dem jugendfrischen Amerika Vorwürfe machen und Ermahnungen ertheilen, weil es Sklaven besser behandelt, als sie frei genannte Kinder!

Für Buchanan enthalten die Adressen nichts Neues, als daß er sich höchstens verwundern wird, woher die Europäer das Recht leiten, den Amerikanern unangefragt gute Räthe zu ertheilen und Lebensregeln aufzustellen. Die Emanzipationsfrage ist eine amerikanische Sache und wird nicht von den Thologen ausgemacht werden. (Tagbl. f. d. K. Schaffh.)

Aus der Provinz Rio Grande do Sul.

Kein einziges der transatlantischen Einwanderungsländer hat eine so große kompakte deutsche Ansiedlung aufzuweisen, als Brasilien in seinem San Leopoldo. In den fruchtbaren Flußthälern des Osteus von Rio Grande do Sul wohnt hier in städtischen und ländlichen Etablissements eine deutsche Bevölkerung von nunmehr über 12,000 Köpfen zusammen, in materieller und geistiger Hinsicht gleich reichlich ausgestattet. Die deutschen Bauern von San Leopoldo rivalisiren, was Geld und Gut betrifft, heut zu Tage mit den Bauern der reichsten Gegenden Deutschlands und was Kirche und Schule anbelangt, steht gar mancher Strich des Vaterlandes hinter der brasilianischen Ansiedlung, welche zur Zeit 21 Kirchen und Kapellen katholischer und protestantischer Konfession und 26 deutsche Privatschulen zählt, zurük. Kann es eine schlagendere Widerlegung derer geben, welche noch immer Brasilien der deutschen Auswanderung als Einwanderungsziel widerrathen und daselbst die erforderlichen Garantien für das Gedeihen derselben nicht geboten sehen wollen? Wie gesagt, weder der Norden Amerikas noch Australien haben eine gleich große zusammenhängende Niederlassung deutscher Auswanderer, in welcher dieselben zugleich ihre volle Nationalität in Sprache, Sitte und Lebensweise unverkürzt haben wahren dürfen, aufzuweisen — und dennoch soll nach dem Behaupten der geschäftigen Gegner Brasiliens, eine gedeihliche deutsche Kolonisation in diesem Reiche eine Unmöglichkeit sein! In San Leopoldo liegt die schlagende Thatsache des Gegentheils vor und wir meinen, eine solche Thatsache beweist mehr, als alles Reden und Argumentiren. San Leopoldo hat sich zu immer höherem Gedeihen entfaltet, nicht etwa dem Widerstreben der brasilianischen Verhältnisse und Zustände zum Troz, sondern wie durch die außerordentliche Gunst der daselbst gebotenen natürlichen Voraussezungen, so nicht minder durch die positive Unterstüzung der brasilianischen Staatsgewalten mächtig gefördert. Die Kolonisten in San Leopoldo waren dürftige und aller Mittel beraubte deutsche Auswanderer und gegenwärtig sind unter ihnen Familien, die ihr Vermögen nach vielen Tausenden zählen, ganz und gar nicht selten.

Naturgemäß übt eine so reiche und gedeihliche Kolonie von Landsleuten auf die in Rio Grande do Sul einwandernden Deutschen noch fortwährend eine große Anziehungskraft aus, und entstehen innerhalb ihres Gebietes noch immer neue Ansiedlungen. Gleichwohl nehmen die jungen deutschen Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul darum nicht minder einen gedeihlichen Aufschwung. So namentlich das in den ersten Jahren nach seiner Begründung in der deutschen Presse so vielfach und mit so großer Erbitterung geschmähte Santa Cruz. Diese Kolonie zählt gegenwärtig 6 Jahre des Bestehens und hat in dieser Zeit bei einer Einwanderung von 953 Köpfen bereits eine Bevölkerung von 1451 Köpfen erreicht. Auch ihre Einwanderer waren zum überwiegenden Theile Leute, welche auf der Kolonie ohne alle und jede Mittel anlangten und heute ist diese bereits reich genug, um zwei deutsche Privatschulen, eine für Knaben und eine für Mädchen, zu unterhalten, obgleich eine öffentliche Elementarschule der Verfassung des Landes gemäß den Kolonisten den unentgeldlichen Unterricht ihrer Kinder verbürgt. Dabei ist unverkennbar, daß bisher die Handelslage der Kolonie, da die von der Natur ihr angewiesene Wasserkommunikation des Rio Pardo in Folge von Versandung und den sein Bett unfahrbar machenden, darein versenkten Baumstämmen unbrauchbar war, Manches zu wünschen übrig ließ. Nur um so schlagender aber ist der auch hier wieder geführte thatsächliche Beweis für die Trefflichkeit des brasilianischen Südens für die Zweke deutscher Kolonisation. Was Santa Cruz in der kurzen Zeit seines Bestehens geworden ist, eine Stätte reichlichen Auskommens seiner Bewohner, das ist es geworden, troz der mächtigen Konkurrenz, welche das reiche, große und altbegründete San Leopoldo ihm machte und troz der Mängel seiner Handelslage. Erst jezt steht in lezterer Hinsicht ein Wandel bevor, indem die Arbeiten behufs Korrektion und Fahrbarmachung des Rio Pardo von Seiten der Provinzialregierung in Angriff genommen sind und es kaun keinem Zweifel unterliegen, daß, sobald diese Arbeiten vollendet, der Kolonie ein mächtiger Aufschwung gesichert ist. Bis jezt sind in Santa Cruz 240 Kolonistenstellen von verschiedenen Größen in Kultur genommen und 192 noch zu vermessen und zu vergeben. Außerdem beabsichtigt die Provinzialregierung, das Gebiet der Kolonie durch Ankauf angrenzender Privatländereien noch zu erweitern. (Hansa.)

Verschiedenes.

Der Auszug aus der Korrespondenz von Sitten, den wir vor acht Tagen auf heute versprachen, lautet in der Uebersezung wie folgt:

„Ueber den Vorfall zu Marseille kann ich Ihnen die genauesten Nachrichten zukommen lassen. Der Agent ist Herr Notar Martin ...., mein Freund, im gleichen Dorfe mit mir geboren und in N.... mit der Tochter des Herrn O... verheirathet.

„Der Sachverhalt ist folgender: Es war ein Zug freier Auswanderer und — um die Wirkung des Dekretes zu umgehen — sagte Herr O...: „Ich bin kein Agent, sondern nur Vertrauensmann, den die Auswanderer gewählt haben, um sie zu führen." — Dieses war aber für Einige nicht gut gehandelt.

„Herr O... war nach Marseille gegangen, um ein Schiff zum Theil zu bezahlen; vor seiner Abreise hatte er mich konsultirt und ich hatte ihm gerathen, sich mit dem Staatsrathe in Einklang zu sezen, um nicht gegen das Dekret zu verstoßen, und ich hatte mich selbst erboten, das die Garantiefrage betreffende zu verhandeln. — Er wollte mir aber nicht glauben.

„Im Augenblike nun, als man die Grenze überschreiten wollte, hielt die Gendarmerie die Personen an, deren Gepäke jedoch zum Theile entfernt war.

„Herr O... wandte sich nun an die Regierung und ich selbst habe ihm eine Schrift an dieselbe verfaßt; vermittelst einer Kaution von einigen tausend Franken reiste er sodann ab. Er kam nun jedoch erst an dem auf die Abfahrt des bezahlten Schiffes folgenden Tage in Marseille an, indem das Gepäke noch entfernt war.

„Nun bietet die Regierung 4000 Franken für die Rükkehr. Um abzureisen, sind 10,000 Franken nöthig. Wenn die Verwandten des Herrn O... dieselben herbeischaffen, so wird die Abreise stattfinden. Dieses sind die lezten Nachrichten, welche ich Ihnen als sicher verbürgen kann.

„Unbestimmte Nachrichten versichern, daß ein gewisser Franz E.... die Auswanderer betrogen habe, ich kann Ihnen jedoch in dieser Beziehung jezt keine weiteren Mittheilungen geben. Er war Associe des Herrn E...."

„Der Staatsrath bereitet neue Maßregeln gegen die Auswanderung vor."

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Die heurige Weizenernte.) Man gibt sich in den Vereinigten Staaten der Hoffnung hin, daß die diesjährige Weizenernte sich auf 57,000,000 Buschel belaufen werde, während die vorige zu 44,000,000 veranschlagt wurde. Dies wäre eine Zunahme fast um ein volles Drittel und zeigt wenigstens, bis zu welcher Ueberschwänglichkeit sich die Hoffnungen der Herren jenseits des Ozeans zu versteigen vermögen.

— (Der Sklavenhandel in Nordamerika.) Man schäzt die Zahl der Schiffe, die sich mit dem Sklavenhandel befassen, auf zirka 40, ohne diejenigen eingerechnet, welche von Amerikanern in Kuba ausgerüstet werden, und etwa 22 zusammen ausmachen. Von diesen 40 nimmt jedes nach den angestellten Berechnungen 600 Neger an der afrikanischen Küste auf, von denen höchstens 500 in den Hafen, für den sie bestimmt sind, gelandet werden. Rechnet man 3000 Dollars für Provision und Kommission auf jedes vom Hafen aus, aus dem das Schiff ausläuft, 4000 Dollars auf jedes Schiff für Bemante und Mannschaft, 15 Dollars auf den Kopf für den Kauf eines Negers, 42 Dollars auf jeden, um seine Landung in dem Bestimmungshafen zu sichern, so giebt dies einen Kostenbetrag von 1,367,600 Dollars, 20,000 Neger zu 500 Dollars per Kopf würden 10,000,000 Dollars bringen, also einen Rein-Gewinn von etwa 952,400 Dollars, oder bei zwei Reisen im Jahr über 17,000,000 Dollars.

— New-York. (Eine Seltenheit.) In Albany wurden am 11. Mai drei Emiganten-Mäkler, welche unerlaubten Handel, d. h. Schwindel mit Emiganten-Tikets getrieben hatten, zu 6 Monaten Zuchthaus verurtheilt. Der Richter bemerkte bei dieser Gelegenheit unter Anderm: „Allen Umstehenden möchten wir ja rathen, sich nicht durch die leichte Strafe, die Euch jezt ertheilt wird, verleiten zu lassen, dieses gesezwidrige Geschäft zu betreiben. Wären Eure Plätze von Jenen eingenommen, die den gleichen Handel treiben und die noch viel schuldiger sind als Ihr seid, so würde wohl die äußerste Strenge der Gesetze in Anwendung kommen. Wir hoffen, daß auf solche Weise dieser Handel im ganzen Lande niedergebrochen wird.

— Der „Kourier der Vereinigten Staaten" entwirft folgendes schmeichelhafte Bild von den New-Yorker Zuständen: Seit dem 1. April, da der Maire von Wood anfing, sein Programm des Widerstandes gegen die Gesetze zu entwikeln, wurden in unserer Stadt 16 Mordthaten begangen. Wenigstens noch einmal so viel Mordversuche wurden gemacht, die gewaltsamen Angriffe und unerhörten Wirthshauskämpfe nicht gerechnet. Zehntausend schamlose Frauen bewegen sich Nachts in den Straßen; zweitausend Kinder von 10 bis 16 Jahren dringen, unter dem Vorwande des Kolportirens, in alle Gebäude, Magazine und öffentlichen Bureaux der Stadt ein, um zu betteln, zu stehlen, zu Gunsten der Diebe zu spioniren und Laster zu begehen, für welche es in einer ehrlichen Sprache keine Benennung gibt. Fünftausend Spieler mästen sich vom Fette der Betrogenen; täglich stehen sie an den Thüren ihrer Höhlen von Broadway, obwohl sie und ihr Gewerbe so gut wie der Maire selbst bekannt sind. Zehntausend Taugenichtse, Faullenzer, Säufer, Diebe, short-boys, swill-boys, killers, roughs und Spizbuben anderer Namen gähnen an den Straßenecken abschreckend bei Tag, scheußlich bei Nacht und Jenen stets gefährlich, die im Verdacht der Ehrenhaftigkeit oder der Wohlhabenheit stehen. Tausende von sich Herumtreibenden, von Auswanderern, von falschen Ausrufern, von Lotteriecagenten, Spizbuben, Dieben aller Art üben ihre verbrecherische Industrie ebenso offen und ebenso sicher vor Strafe aus, als ob sie den ehrenhaftesten, loyalsten Handel trieben. Der Abschaum Londons, welcher vor den Argusaugen einer wirklichen Polizei flieht, die unausstehlichen Banditen San

Franzisko's, welche das Wachsamkeitskomite verjagt, werden mit offenen Armen empfangen und brüsten sich in den Straßen. So ist heutzutage der Zustand der Metropole des Westens, schmuzig nach innen, schmuzig nach außen, die Schande und der Kummer aller guten Bürger, das Mekka der politischen und moralischen Banditen der ganzen Welt.

— Die Einfuhr New-Yorks hat in den ersten 4 Monaten dieses Jahr die fabelhafte Summe von 93,362,893 Dollars betragen. Wenn dies so fortgeht und nicht eine gute Ernte die Ausfuhr amerikanischer Produkte steigert, so ist eine Handelskrisis mit allen nachtheiligen Folgen für Erwerb und Wohlstand der Bevölkerung zu erwarten.

— Wie der Gazette des Tribunaux aus New-York vom 20. Juni berichtet wird, ist Parod, einer der Angeklagten des Nordbahndiebstahls, entkommen. Am 17. v. M. wurden alle Parteien vor den Kommissär Betts berufen, worauf derselbe ihnen in einer langmotivirten Rede eröffnete, daß kein Grund vorhanden sei, auch Parod an Frankreich auszuliefern, worauf dieser, von mehreren Freunden und seinen Vertheidigern umgeben, eiligst den Saal verließ. Aber Parod war nicht nur kriminell verfolgt, sondern es war noch eine Zivilklage wegen der gestohlenen Summen gegen ihn anhängig und er deßhalb für 500,000 Dollars kautionspflichtig oder dem Sheriffgefängnißwärter von Eldridgestreet, wo Grellet gestorben ist, verfallen. Dieser ließ den Gefangenen denn von seinem 18jährigen Sohne begleiten, der auch bei dem Urtheilsspruch gegenwärtig war, und es in der ersten Ueberraschung geschehen ließ, daß Parod auf die Straße gelangte. Schnell jedoch seinen Fehler erkennend, eilte er demselben nach, legt die Hand auf seine Schulter und befiehlt, ihm zu folgen. Die Advokaten Galbraith und Townsend fragen den jungen Mann nach seiner Vollmacht, und auf die Antwort, daß er keine habe, geht man wieder hinauf, um den Bundesbeamten zu fragen, ob Parod auf seinen Befehl wieder festgenommen werde; dieser erwiederte, daß in seinen Augen Parod frei sei, und daß die Angelegenheiten des Sheriffs ihn nichts angehen. In die Straße zurückgekehrt, will der junge Mann sich seines Schuldners bemächtigen, aber die Advokaten legen sich in's Mittel, und unterdessen macht sich Parod davon, ohne daß man seiner bis jezt wieder habhaft werden konnte. Doch begnügt sich dieser Herr nicht mit der Defensive; er ging bereits zur Offensive über und beansprucht durch einen Mandatar die Restitution der ihm bei seiner Verhaftung abgenommenen Summen.

— In einem County des aufgeklärten Staates New-York miethet kürzlich Jemand ein Haus für die Dauer eines Jahres. Kaum hat er Besiz davon genommen, so zieht er wieder aus und wird auf Grund des Miethkontraktes verklagt. Er entschuldigt sich damit, daß das Haus von Geistern heimgesucht werde. Das Gericht läßt sich eine Reihe von Gespenstergeschichten aufzählen, nimmt Zeugnisse entgegen und hält es für erwiesen, daß es wirklich in dem Hause nicht geheuer sei. Obgleich nun allerdings ein solcher Prozeß im Gesezbuch nicht vorgesehen, schien es dem Gerichtshof doch ausgemacht, daß in körperlicher Hülle einherschreitende Geister unmöglich mit körperlosen in einem und demselben Hause wohnen könnten, und der Kläger verlor den Prozeß.

— Ohio. Von der ungeheuren Zahl der Wanderlustigen, welche im Laufe des verflossenen Jahres nach dem Westen zogen, mag man sich einen Begriff machen, wenn wir sagen, daß drei oder vier Eisenbahnen allein, die durch Chicago passiren, 207,853 Passagiere mehr nach Westen beförderten, als sie von dort zurückbrachten. Die Wanderlust für dieses Jahr scheint sich schon wieder zu regen. Vor ein paar Tagen sahen wir eine Reihe Emigrantenwagen, mit Männern, Weibern und Kindern bepakt, durch Columbus ziehen. Die Leute kamen von Pennsylvanien und wollen irgend wo im fernen Westen ihre Hütten aufschlagen. Mögen sie die kostspielige und beschwerliche Reise nicht zu bereuen haben!

(Columbus-Zeitung.)

— Cincinnati. (Ein Wiener Student.) Die Flußpolizei arretirte am 24. Mai am städtischen Landungsplaze ein Individuum mit einem Reisesake, welches sie Ursache hatte, für verrükt zu halten. Die ganze Nacht hindurch sprach er im Stationshause mit sich selbst, ohne sich einen Augenblik der Ruhe zu gönnen. Er wurde gestern vor den Polizeirichter gebracht und von diesem eine ärztliche Untersuchung angeordnet, die von dem Gefängnißarzte Muscroft später angestellt wurde. Der junge Mann heißt Karl Seyff, ist ein Wiener von Geburt, schloß sich zur Zeit der Revolution der Studenten-Legion an, und sah sich in der Folge genöthigt, nach Amerika auszuwandern. Seine akademischen Zeugnisse, die er in einem Bündel mit sich führte, geben ihm in allen Fächern das Prädikat: „sehr fleißig"; auch hat er verschiedene Belobungsdiplome aufzuweisen. In Amerika war er nicht im Stande, eine angemessene Beschäftigung zu erhalten. — Die meiste Zeit und kürzlich in St. Louis erwarb er sich seinen Unterhalt als Eisenbahnarbeiter (was sein sonnverbranntes Gesicht bezeugt), auch war er eine Zeit lang in einer Druckerei beschäftigt; Diebe haben ihn seiner Angabe nach um seine meiste Baarschaft gebracht. — Er giebt auf alle Fragen vernünftige Antworten in gewähltem Englisch, aber auch ungefragt, und wenn allein, spricht er fortwährend über Elektrizität und andere wissenschaftliche Fragen. Auf die Frage, ob er glaube, daß er bei rechtem Verstande sei, erwiederte er: Wenn Jemand den Tag über hart arbeitet und dann bei Nacht noch studirt, so muß er gewiß bei Verstande sein. Offenbar ist dies einer jener leider nicht allzu seltenen Fälle, wo getäuschte Hoffnungen und grausame Schiffalsschläge einen kenntnißreichen und freiheitsliebenden Jüngling in wenigen Jahren zum rettungslosen Idioten gemacht haben. Er ist 28 Jahre alt und seine Eltern leben noch in Wien. So oft auf sie zu sprechen kam, murmelte er etwas von „gebrochenem Herzen." Auf ihn läßt sich die Schlußstrophe des bekannten Lenau'schen Gedichtes anwenden: „Die Heimath hätte ihn weicher begraben." Er wurde vor den Richter der Probate Court gebracht und auf das Zeugniß des Dr. Muscroft hin in's Irrenhaus gesandt.

— In Green-County sollten am 27. Mai vier Personen verhaftet werden, weil sie einen flüchtigen Sklaven in ihrem Hause beherbergt hatten. Dabei entstand ein Konflikt zwischen dem Marschall, der die Verhaftung vornehmen und dem Sheriff, der sie verhindern wollte. Mehrere Schüsse fielen und schließlich wurde der Marschall mit seinen Gehülfen verhaftet.

— Georgien. In der Umgegend des Pigeon Mountain in Walker County ist nach vorhergegangenem leichterem Erdbeben ein neuer Vulkan entstanden, dessen Eruption nach den lezten Nachrichten noch fortdauerte. Die Bewohner wollen das Thal verlassen.

— Kentuky. Fünfzehn von den Ruhestörern, welche in Louisville in das Gefängniß eingebrochen sind und vier kurz vorher von der Jury freigesprochene Neger aufgeknüpft haben, sind wegen Mordes in Anklagestand versezt worden. Die „New-York-Tribüne" ist der Meinung, daß, da es lauter arme Teufel ohne Familien-Konnexionen sind, aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens einige von ihnen werden gehenkt werden, denn arme Leute von der weißen Race treffe in Kentuky dieses Schikfal ganz ebenso wie anderer Orten, während die Kentuky-Gentlemen in ähnlichen Fällen regelmäßig straffrei davonkommen.

— Jowa. Keokuk sah binnen zwei Jahren seine Einwohnerzahl von 4000 auf 15,000 steigen. In diesen zwei Jahren wurden allein in dieser Stadt 2000 Häuser mit einem Aufwande von 2,000,000 Thlrn. erbaut.

— Wiskonsin. Die lezte Ueberschwemmung des Wiskonsin hat einen großen Verlust an Menschenleben und Eigenthum zur Folge gehabt. — Die Ohio-Mississippi-Bahn, so wie die Cincinnati-Marietta-Bahn, welche eine direkte Verbindung zwischen Baltimore am atlantischen Ozean und St. Louis am Mississippi herstellen, sollen am 1. Juni eröffnet werden.

— Utah. Endlich ist in der Person des Obersten Cumming ein Gouverneur für Utah gefunden worden. Die Mormonen scheinen sich zum Widerstande gegen die ihnen drohenden militärischen Zwangsmaßregeln zu rüsten. Inzwischen ist im Anfange dieses Monats wieder ein Schiff mit 550 Heiligen aus Skandinavien in Philadelphia angekommen, worunter sich ein Hoherpriester oder Präsident und 10 Propheten befinden.

— Kalifornien. In San Francisco soll der Werth des Grundeigenthums im starken Sinken begriffen sein, so daß die Miethspreise der Häuser bis zu $^1/_{10}$ des frühern Betrages gesunken sind. Auch dieß scheint zu zeigen, daß der Kalifornia-Schwindel über seinen Gipfelpunkt hinaus ist.

— Minnesota. Die kleine Stadt Superior an der äußersten südwestlichen Ekke des Lake Superior, besteht erst dreißig und einige Monate, zählt aber bereits eine Bevölkerung von 1200 Seelen, und schon werden zwei Eisenbahnen nach ihr hingebaut.

— Nebraska. Es kommt uns heute eine neue Zeitung zu, „The Nebraska Pioneer" aus Cuming City, Washington County. Wir gestehen unsere geographische Unwissenheit, indem wir einräumen, vorher noch nie von der Stadt „Cuming" gehört zu haben. Und doch stellt diese schon etwas vor, denn, nicht blos, daß sie ihre eigene Zeitung hat, sondern sie macht sich auch über die „Städte auf dem Papier", die paper towns in Nebraska und im westlichen Jowa lustig, wie Matrose in Harrison County, Jowa und Hudson in Nebraska. Selbst Omaha und Florence sind, nach dem Editor des „Pionier", nichts gegen Cuming City, denn jene Städte lägen nur am Eingange der schönen Landschaft, die sich erst weiter westlich, gerade bei Cuming, recht entfalte. Das Gras sei dort 2—3 Fuß hoch und das Welschkorn wachse dort noch ein Mal so hoch als anderswo; die „River Resources" seien ausgezeichnet, denn die Stadt liegt am Fluß „Fischereek" mit Fischen im Ueberfluß; der Wald ist zwar etwas entfernt, „aber wenn die Settlers auf ihren Claims Holz anpflanzen, so werden sie einst den schönsten Wald in der Welt haben." — Wahrlich eine schöne Gegend das Cuming!

(Dav. Dem.)

Kanada. Die Bevölkerung Kanada's beläuft sich gegenwärtig auf 2½ Millionen Seelen. Die größte Stadt, Montreal, hat 75,000 Einwohner, Quebek 55,000, Toronto 43,000, London 15,000.

Afrika. Kapland. Aus Stutterheim, so heißt jezt die erste Ansiedlung der deutschen Legion im Kapland zu Ehren ihres Kommandanten, findet man im Morning Herald ein Schreiben eines Legionsoffiziers vom 16. April abgedruckt, das viel Erfreuliches über das Gedeihen der Ausgewanderten enthält. „In einem halben Jahre etwa," so schreibt er, „werden wir auf diesem öden Flek eine große Stadt aufgebaut haben. Es geht uns prächtig, und die Leute fügen sich vortrefflich in die Verhältnisse, bauen von Morgens bis Abends an ihren Hütten und Häusern. Sie können sich darauf verlassen, daß die Regierung die Kosten des Transportes für die Legion in kurzer Zeit mehr als heimgezahlt haben wird, da die neuen Kolonisten die Hülfsquellen ausbeuten und den Verkehr des Landes mächtig fördern werden. Abgesehen davon, sind die Kaffern über die vielen Weißen, die sich an ihrer Grenze ansiedeln, nicht wenig erschroken, so daß sie vielleicht für immer von Feindseligkeiten gegen England abstehen werden."

Feuilleton.

An der Atascosa.

Eine texanische Skizze.

(Atl. Stud.)

„So laßt uns hier unser Nachtquartier aufschlagen!" rief der Vorderste von vier Reitern, die soeben einen Berg hinangaloppirt waren und oben unter mächtigen Lebenseichen hielten. „Wir finden heute Abend bei dem dichten Nebel den Feldmesser und sein Zelt nicht mehr, und wäre es nur wenige hundert Schritte von hier. Der Plaz ist passend, und die Pferde finden ausreichende Weide."

Die andern drei sprangen von den Pferden und banden sie an, sattelten ab und ließen sie an den langen Striken grasen, ohne welche ein texanischer Reiter nie einen längeren Ritt unternimmt. Dann zerstreuten wir uns, der eine dürres Holz suchend, der andere trokenes Laub, um ein gewaltiges Feuer für die Nacht anzuflammen. Der dritte pakte Lebensmittel und Kaffeekocher aus; ich nahm ein Gefäß und stieg an den Fluß hinab, um Wasser zu holen. Die Atascosa, über die wir eben gekommen waren, ist mit einer texanisch dichten Uferwaldung bedekt, und beim Hinabklettern an dem steilen Ufer verfehlte ich im dichten Nebel den Weg. Bei jedem Schritte vorwärts galt es Gesträuche seitwärts zu biegen, die Kleider aus Dornen zu lösen, in denen sie sonst in Fezen hängen geblieben wären, und sich vor einem Sturze in die Tiefe zu hüten. Die Hände und das Gesicht waren mir über und über zerkrazt, als ich am Flusse anlam; wie ich aber das Wasser heraufbekommen wollte, da der Fluß in einem sechs Fuß hohen Ufer floß, kostete mir lange Ueberlegung. Ich fand endlich einen langen starken Ast, den ich auf den Boden des Flusses hinabstemmte — das Wasser war mindestens acht Fuß tief — und darauf mit einem Arme gestüzt, mit dem andern am Gestrüpp mich haltend, suchte ich mit den Füßen in dem Wurzelwerk nächst der Wasserfläche Halt, zog das Gefäß mir nach und schöpfte dann, blos noch mit der Rechten auf den Ast gestüzt, es voll. Es galt dabei doppelte Vorsicht; ein Fall in's Wasser würde mir als geübter Schwimmer an sich zwar nicht gefährlich geworden sein, aber ich hörte in der Nähe Alligatoren ihre Kinnbaken zusammenschlagen, der Fluß war schlammig, und, einmal im Wasser, war es schwer, ohne Verlust eines Armes oder Beines wieder heraus-

zukommen. Das Unheimliche der ganzen Umgebung, das durch das Brüllen der Riesenfrösche, das Gewimmel von allerhand Ungethier im Wasser und das melancholische Girren der Holztaube nur gesteigert wurde, machte indessen nicht so viel Eindruk auf mich, um das Gleichgewicht zu verlieren. Ich stand nach wenigen Minuten wieder am Ufer und klimmte mit wo möglich noch größerer Beschwerde bergauf, als vorher bergab. Kaum fand ich durch den Nebel unsern Lagerplaz wieder, wo ein tüchtiges Feuer mir entgegenleuchtete. Meine drei Gefährten lagen bereits um dasselbe, auf ihren Deken hingestrekt, und ich lagerte mich sofort zu ihnen, da ich, wie sie, nach einem Ritt von 50 Meilen über pfadlose Wildniß, der schon die vergangene Nacht ohne Unterbrechung gewährt hatte, und auf einem wilden Mustang, der wohl vor mir nur einen Reiter getragen hatte, den Mexikaner, der ihn gefangen, der Ruhe bedurfte.

Ich erzählte, was mir soeben widerfahren war, und dies brachte das Gespräch auf die Gefahren, denen die Ansiedler in der Wildniß zu trozen haben. Meine Gefährten, lauter Deutsche, waren fünf bis sechs Jahre länger im Lande und wußten mancherlei zu erzählen. Als gebildete Männer und Leute von anerkanntem Muth verschmähten sie Uebertreibungen und Prahlereien. Um so interessanter war was sie erzählten, und ich bedaure, daß ich diesen Erzählungen dasjenige Kolorit nicht geben kann, was sie unter den damaligen Umgebungen für mich hatten. Während dem Gespräche nämlich heulten die Wölfe in der Nähe in ganzen Schaaren, und es war nur zu gewiß, daß wir vor Indianern oder — was ebenso schlimm ist — vor schlechtem mexikanischen Gesindel auf der Hut sein mußten; denn wenige Tage vorher war unweit unseres Lagerplazes ein Amerikaner von ihnen überfallen, beraubt, skalpirt und, mit fünf Stichen verwundet, an einem Seil um den Hals eine Streke mit fortgeschleppt worden. Auch sonst fehlte es nicht an Mordgeschichten ringsum. Dazu nun das höchst Romantische der Scenerie — die ungeheuere Lebeneiche, unter deren immergrünem Laubdach und Riesenästen wir lagerten, das Blätterwerk von Rauchsäulen durchzogen, und auf 10 Schritte rings der Baum und Alles von einem Feuer beleuchtet, an dem man einen ganzen Ochsen hätte braten können, während eine fahle Mondscheibe matt durch den dichten Nebel blikte, und unsere Pferde ängstlich in unserer Nähe weideten — man wird gestehen, daß es schwer ist, Abenteuer, die wir in solcher Umgebung hören, entsprechend wiederzugeben.

„Ich gehörte", erzählte der Eine, „zu jener Expedition, welche der „„ Deutsche Verein für Ansiedlung in Texas"" nach dem Llano schikte, um dort, mitten unter Comanchen, Wakas und anderen kriegerischen Indianerstämmen, auf dem Grantgebiet des Vereins die erste Niederlassung zu gründen. Wir waren ihrer sieben, lauter junge, gebildete Männer gleichen Alters, und hatten uns ursprünglich zusammengethan, um in Wiskonsin uns niederzulassen. Wir bildeten eine kommunistische Verbindung im strengsten Wortsinne und würden sie vielleicht noch heute bilden, wenn die Umstände uns nicht getrennt hätten. Denn schwerlich gab es jemals sieben Menschen, so gleichgesinnt und so innig befreundet als wir. Als der Mainzer Verein von unserem Vorhaben und davon hörte, daß wir gleichzeitig unsere Staats-Anstellungen im D . . . . . ischen freiwillig aufgegeben hätten, um es auszuführen, glaubte er in uns die rechten Leute gefunden zu haben, um im Grant mit dem Beispiele einer Ansiedlung voranzugehen. Mit dem ersten größern Transporte unserer Landsleute war ihm dies nicht gelungen: es fand sich kein Einziger unter den Ansiedlern von Neubraunfels, der in den Grant hätte gehen mögen; man bedurfte dazu jener Entschlossenheit und Ausdauer, die dem deutschen Unterthan fehlt, und die man bei gebildeten Leuten von unserem Geiste voraussezen konnte. Man machte uns glänzende Anerbietungen, wenn wir das Werk ausführten, gab uns genügende Sicherheit, und wir gingen auf den Plan mehr der Ehre, die dabei zu ernten war, als des Vortheils wegen ein.

„Ehe wir das gelobte Land Texas betreten sollten, mußten wir noch ein kleines Abenteuer erleben. Auf der Galvestoner Rhede schifften wir uns nach Indianola in einem jener kleinen stinken Küstenfahrer, einem Schooner ein, welche den mexikanischen Meerbusen beleben, und der für uns gemiethet war. Das Schiff war alt und krachte in allen Fugen. Das Benehmen des Kapitäns kam uns bald genug verdächtig vor, und unser Verdacht wurde nur zu bald gerechtfertigt, da er uns in der Nähe der Halbinsel Matagorda beim günstigsten Winde auf den Strand laufen ließ. Er erklärte uns, das Schiff nicht wieder flott machen und nicht für unser Leben stehen zu können, wenn wir uns nicht an den Strand retteten. Er selbst wolle zuerst in's Boot steigen — aber in diesem Augenblike wurde uns Alles klar. Unser Gepäk war werthvoll und hatte seine Habgier gereizt; er hoffte, wenn er uns erst gehörig in Schreken gesezt und uns an's Land getrieben hätte, an unseren Sachen das Standrecht ausüben zu können. An seinem Schiffe lag ihm wenig — es war ja versichert. Einer von uns Sieben pakte den Kerl an der Brust und hielt ihn fest, und wir Andern bemächtigten uns der Mannschaft. Dann sezten wir unsern Landsleuten unsern Verdacht auseinander und fanden sie alle gleichgestimmt. Unter diesen war zufällig ein Ostpreuße, der als Schiffszimmermann eine oder mehrere Seereisen mitgemacht hatte und sich erbötig zeigte, das Schiff zu steuern, wenn wir ihm den Kurs zeigen wollten. Wir banden nun den Kapitän am Maste fest und stellten zwei Mann mit geladenen Gewehren neben ihn mit der Weisung, daß er ihnen den richtigen Kurs anzugeben habe, und ein Kind des Todes sei, wenn er uns nicht wohlbehalten in Indianola an's Land bringe. Von den Matrosen wurden einige der Unverdächtigsten wieder in Freiheit gesezt, um das Schiff flott zu machen und zu lenken, wobei ihnen zahlreiche kräftige Hände von den Auswanderern halfen. Wir selbst — es war ein tüchtiger Ingenieur unter uns — gingen in die Kajüte, holten die Karten hervor und studirten den Kurs, während ich die nöthigen Anstalten traf, das Schiff mit Hülfe langer Stangen wieder loszubringen. Dies gelang sehr bald, da wir Alle, von einem Geiste beseelt, Kommando hielten, — und siehe da — unser Benehmen imponirte dem vor Furcht zitternden Kapitän so, daß er uns wirklich ganz den richtigen Kurs anzeigte, wie ihn die Karten auswiesen, und uns noch am Abend desselben Tages über die die Barre in's Innere der Matagordabai brachte, wo uns die Karten im Stich ließen. Ja — was noch auffälliger war — kurz nach dem Auswerfen der Anker, als wir uns ein Abendessen zurecht gemacht hatten und jubelnd aßen und tranken, während er hungrig vom Maste aus zusah, fing er auf einmal an deutsch zu sprechen und gestand uns in unserer Muttersprache, daß er ein Deutscher, aber seit einer langen Reihe von Jahren in der Union sei. Natürlich wollte er sein verbrecherisches Vorhaben nicht eingestehen: wir banden ihn deshalb nur auf so lange vom Maste los, bis er sich satt gegessen und getrunken hatte, und wiederholten unsere Drohungen für den Fall, daß er uns nicht sicher bis Indianola bringen würde. Das half — am nächsten Morgen lichteten wir die Anker und waren am Mittage wohlbehalten im Hafen. Hier thaten wir die nöthigen Schritte, um den Schurken zur Strafe zu ziehen; es ist mir aber nie bekannt worden, ob er sie erhalten hat.

„Ich übergehe unsere mühselige Landreise bis Neubraunfels, das damals im Entstehen war. Soll ich Ihnen das eigenthümliche Leben schildern, welches damals in dieser ersten reindeutschen Ansiedelung in Texas herrschte? Aber das erfordert den Griffel eines Hogarth. Die Stadt bestand aus Zelten, welche der Verein mitgebracht hatte, und sehr wenigen Blothäusern der unwohnlichsten Art, die im bunten Gemisch ohne sichtbare Ordnung durcheinander standen. Die einzigen wohnlichen Gebäude waren die Häuser, die der Verein für seine Beamten auf dem Berge hatte bauen lassen. Vom Umbrechen und Anbau, von Einzäunen und Ansiedlung im eigentlichen Sinne des Wortes war noch keine Spur, obwohl einzelne wenige daran gingen, Vorbereitungen dazu zu treffen. Diese wurden von der Mehrzahl ausgelacht, welche auf's lustigste von den Vorräthen des Vereinsmagazins lebte. Gesang, Musik, Spiel und Tanz — das waren die Beschäftigungen der hoffnungsvollen Kolonisten. Das Geld rollte auf den roh gezimmerten Tischen hin und her — Alles tanzte, aß, trank und spielte. Die Preise aller nicht gelieferten Lebensbedürfnisse waren ungeheuer, und die Spekulanten, worunter mehrere Amerikaner, konnten sie noch weit über die bedeutende Höhe hinaustreiben, auf der sie der Mangel an Transportmitteln ohnehin hielt. Es war ein unsinniges Schlaraffenleben, ein Schauspiel, das bald anwidern mußte. Die Bevölkerung — vielleicht siebenhundert Seelen stark, war komisch genug zusammengesezt. Nassauische, hessische und andere Bauern bildeten den Grostheil, dazwischen etliche Handwerker aus derselben Gegend. Dann eine Menge Adeliger, ehemaliger Offiziere, Beamte, Ingenieure, bankerotter Kaufleute, verdorbener Studenten, ein Giftmischer von Arzt, etliche Spekulanten von Profession. Sie waren vom Vereine bestimmt, das deutsche Beamtenthum und Soldatenwesen auf den freien Boden einer Republik zu übertragen und verloren hier bald genug den Boden unter den Füßen, da die getreuen Unterthanen im Handumdrehen freie Bürger eines freien Landes geworden waren. Leider hatten sie mit dem behördlichen Gängelbande auch schnell genug den Fleiß, die Thätigkeit und Ordnungsliebe abgelegt und präsentirten sich mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen als nichtsnuziges Gesindel. Das war die deutsche Kolonie Neubraunfels. Heutzutage hat ihre Bevölkerung gewechselt — Sie finden nicht die Hälfte der ersten Einwohner mehr dort. Zuerst verdufteten die Adeligen und Offiziere, nachdem sie ihr bischen Geld verferkelt hatten. Ihnen folgte Alles, was nicht arbeiten mochte oder konnte, sobald die Vereinsmagazine aus Mangel an Nervorum sich schlossen, und bittere Noth zur härtesten aller Arbeiten trieb: die Urbarmachung des Bodens. Leider dauerten die Nachwehen lange und dauern theilweise noch fort. Die Pest, welche zu Indianola das Lager von vielen Hunderten von Auswanderern heimgesucht und alle Familien und Gesezesbande gelöst hatte, das Schlaraffenleben dann in Braunfels und die unmittelbar darauf folgende Noth mußten entsittlichend wirken.

Aber — warf ich hier ein — warum fütterte denn der Adelsverein so viele hundert Menschen so lange? Warum ließ er sie monatelang in Indianola liegen und verderben?

Weil das ganze Unternehmen ein verfehltes war, eine Mißgeburt von Anbeginn, so ließen sich später die gemachten Fehler nicht verbessern, und neue, ärgere Fehler mußten als Konsequenzen der älteren entstehen. Die ursprüngliche Absicht, in welcher der Adelsverein die Kolonie gründete, war eine politische. Man diente einer englischen Intrigue, welche Texas' Anschluß an die Union zu hintertreiben, und als dies nicht länger möglich war, rükgängig zu machen und Texas zu einer europäischen Zwingburg gegen die Union unzuschaffen suchte. Den englischen Kabinette lag daran, Texas mit Tausenden von Deutschen, die das passendste Material dazu schienen, zu kolonisiren, diese Deutschen militärisch zu organisiren und unter dem Kommando ihrer einheimischen Potentaten zu erhalten. Man hatte dazu freilich nicht den rechten Mann gewählt. Prinz Solms war zwar ein in vieler Beziehung passender, kräftiger und thatenlustiger Häuptling; aber er war kein Diplomat, und bei seinem Aufenthalt in London durchschaute ihn das englische Ministerium sofort und sah sich genöthigt, den Plan aufzugeben. Es war übrigens ein Schauspiel für Götter, den Mann und sein Auftreten in Texas mit anzusehen. Majestätisch ging er einher, eine Suite hinter sich in gehörig respektvoller Entfernung und Haltung, mit huldvoll gebieterischem Anstande gab er „seine Befehle", welche die Suite auszuführen eilte, und reizte dadurch den Unwillen der republikanischen Herrn des Landes auf's Aeußerste. Als er die Burg auf dem Neubraunfelser Berge erbaut und mit ein paar leichten Feldstüken armirt, eine Garde gebildet und den Grund zu einer deutschen Militär-Herrschaft im Lande gelegt zu haben glaubte, da feierte er jenes pompöse Fest, die welchem er die Burg mit einem ächt monarchischen Aufwande von Feierlichkeit „Sophienburg" taufte und offenbar sich in den glänzendsten Träumen seiner zukünftigen Größe wiegte. Wer es mit angesehen, kann noch heute das herzlichste Lachen nicht verbeißen. Als nun dem deutschen Adelsverein die englischen Geldmittel ausgingen, ward er bankerott. Er hatte von vielen wohlhabenden Kolonisten, die er beförderte, in Deutschland Gelder angenommen, für welche er ihnen Anweisungen auf seine texanische Kasse gab, und diese Anweisungen wurden nie eingelöst.

Es bestand aber ein Kontrakt des Vereins mit allen Ansiedlern, wonach der Verein diesen so lange allen nöthigen Lebensunterhalt liefern sollte, bis sie im Vereinsgrant ihre Ansiedlung geschaffen hätten und sich vom Ertrage des Bodens selbst erhalten könnten. Nun lag aber der Grant so gut wie im Monde, da er von kriegerischen Indianerstämmen wimmelte. Es konnte also ein hoher Beweis von Kriegstüchtigkeit dieser Ansiedler gelten, daß sie, von Indianern täglich umschwärmt, am Einfluß des Comal in die Guadelupe sich behaupteten, wo Prinz Solms mit wahrem Feldherrnblik ein passendes Stük Land auswählte, sofort ankaufte und einstweilen, 150 Meilen vom Llano, dem Ziele entfernt, Braunfels anlegte. Da nun der Verein den Kontrakt nicht erfüllen, d. h. keine Ansiedler in den Grant bringen konnte, so kostete es ihm sein ganzes Vermögen, die Ansiedler einstweilen zu verköstigen, und er that dies, bis das Geld ausging, in der oben angedeuteten Weise.

Unter solchen Umständen unternahmen wir es, das erste Beispiel einer Ansiedelung am Llano, im eigentlichen Grantgebiete zu geben. Wir konnten dazu nur etwa 30 Genossen finden, welche mit uns Sieben die Gefahr theilen wollten, und diese waren nicht ganz die Leute, wie wir sie brauchten. Auf halbem Wege zwischen Braunfels und Llano war damals Friedrichsburg eben gegründet worden, wo es ebenso wie in Braunfels herging. Zwischen Friedrichsburg und dem Punkte, wo wir uns ansiedeln sollten, lag das lezte Fort, von einer schwachen Mannschaft der Union besezt, und als wir vorbeizogen, rief man uns höhnisch nach: „Ihr Dötschman thätet besser, den Kopf nicht aus der Thür zu steken". Das waren die Auspizien, unter denen wir uns an's Werk machten.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 29. | Samstag den 18. Juli. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | **1857.**

☞ Auf das zweite Semester des „**Kolonist**" kann noch bis Ende dieses Monats bei allen Postämtern, so wie auch bei der Expedition in Lichtensteig abonnirt werden.

Süd-Amerika und die deutsche Auswanderung.

(Aus den „Hamburger Nachrichten".)

Zu den erfreulichen Erscheinungen der lezten Jahre dürfen wir die bedeutende Abnahme der deutschen Auswanderung rechnen, welche 1854 zu einer Art irländischen Exodus zu werden drohte. Hauptsächlich wohl durch den mächtigen Aufschwung, den alle Zweige unserer Volkswirthschaft seit 1848 erfahren haben, sind in jedem der lezten Jahre über 100,000 Deutsche mit ihren Arbeits- und Geldkräften dem Vaterlande erhalten worden, welche früher über's Meer gingen. Nichtsdestoweniger hat die Frage der Auswanderung für unser Nationalleben noch immer die größte Bedeutung, und eine glükliche Lösung dieses von unserer Literatur seit vielen Jahren eifrig, aber fast völlig erfolglos besprochenen Problems würde nicht wenig sowohl zur Förderung unseres materiellen Gedeihens als unserer nationalen Befriedigung beitragen.

Jedem, der sich auch nur oberflächlich mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, stehen heute folgende Säze unzweifelhaft fest: 1) Es ist für jedes Land, welches eine starke Auswanderung hat, von großer Wichtigkeit, namentlich in industrieller und kommerzieller Hinsicht, daß seine auswandernden Söhne in ihren neuen Wohnsizen ihre Nationalität und damit eine innigere Beziehung zur alten Heimath festhalten. 2) In dieser Hinsicht ist kein Land der Erde der deutschen Auswanderung ungünstiger als die Vereinigten Staaten in Nordamerika, welche überdieß seit Jahren auch dem rein materiellen Fortkommen des größten Theils der Auswanderer wenig entsprechen. In den lezten Jahren ist keine irgend erhebliche Schrift über die Auswanderungsfrage erschienen — und diese Literatur hat gerade in der lezten Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen, indem die unwissenden und gewissenlosen Lohnschreiber, in deren Händen sie früher größtentheils war, durch Männer von gediegenen wissenschaftlichen Kenntnissen und ernster Wahrheitsliebe, wie Wappaeus, Roscher u. a., verdrängt wurden — ich sage, seit Jahren ist keine nennenswerthe Schrift über diese Frage erschienen, welche nicht jene zwei Säze unwiderleglich festgestellt hätte, oder von ihnen als unbestreitbaren Axiomen ausgegangen wäre. Sehen wir nichtsdestoweniger noch immer wohl so ziemlich vier Fünftheile der deutschen Auswanderer nach den Vereinigten Staaten ziehen, so ist es klar, daß in diesem so wichtigen Punkte noch sehr viel gethan werden muß, um eine von der Theorie festgestellte Wahrheit für unser Volksleben fruchtbar zu machen.

Freilich wird jener Widerspruch zwischen Theorie und Praxis sofort begreiflich, wenn uns die Theorie, welche so einstimmig erklärte: geht nicht nach den Vereinigten Staaten! auf die Frage: wohin sollen wir denn gehen? eine fast so vielstimmige Antwort gibt, als die Erde kulturbedürftige Länder zählt. Alle Staaten Zentral- und Südamerika's machen sich da den Rang streitig; dazu preisen die Einen Australien, die Andern Kleinasien, Andere wieder die Länder der untern Donau, Andere gar Algier an. Und es ist wahr — und wir möchten diese Thatsache unsern malkontenten, alles Heimische geringschäzenden Landsleuten mit einigem Nachdruk in's Ohr rufen — der ganze gering bevölkerte und kultivirte Theil des Erdballs verlangt vor Allem nach deutschen Einwanderern. Die ersten Autoritäten in Buenos Ayres wie in Bolivia oder Brasilien erklären sogar laut: daß die Zukunft ihrer Länder den Fleiß, den Bildungstrieb und die Rechtlichkeit des deutschen Stammes nicht entbehren könne, und die Regierungen fast aller amerikanischen Staaten vom Rio Grande del Norte bis zum Plata haben seit Jahren einen Wettlauf begonnen, um einen recht mächtigen Arm des deutschen Auswanderungsstroms in ihr Land zu leiten, und alle diese Länder haben deutsche Federn gefunden, um sie den Auswanderern anzupreisen. So ehrenvoll nun diese allgemeine Anerkennung deutscher Thätigkeit ist, so nachtheilig hat sie auf unsere Auswanderung eingewirkt. Natürlich: auch der reiflicher prüfende, nicht nur den ausgetretenen Spuren früherer Jahre blind folgende Auswanderer, den es also nicht so unbedingt nach Nordamerika zieht, wird völlig irre, wenn er neben einander zehn oder mehr Länder des übrigen Amerika mit fast gleichem Nachdruk empfehlen hört, über deren Tauglichkeit noch keine ausgedehnte Erfahrung entschieden hat, und geht schließlich doch wohl nach den Vereinigten Staaten. Oder er folgt der neuen Stimme; aber neue Schiffsgenossen, die zugleich mit ihm die Heimath verlassen, folgen ein Jeder einer andern Stimme, und die zehn Deutschen, welche an demselben Ort vereinigt sich gegenseitig trefflich fördern würden, scheitern, da sie an verschiedenen Orten mit vereinzelten Kräften ringen müssen.

Es ist deßhalb ohne Frage heute das dringendste Bedürfniß, nicht immer neue Länder auszuspähen, welche sich dem deutschen Auswanderer empfehlen ließen, sondern unter den bereits empfohlenen und sich wirklich selbst empfehlenden mit sorgsamster Prüfung eine Wahl zu treffen, welche die Hauptmasse unserer Auswanderer in Zukunft ähnlich zusammenhielte, wie sie sich bisher auf Nordamerika vereinigte.

Versuchen wir hier einen geringen Beitrag zur Lösung dieser wichtigen Frage zu geben, so können wir von vornherein alle nichtamerikanischen Länder als jezt wenigstens nicht geeignet zur Seite lassen. In Australien (und — fügen wir gleich hinzu — ebenso in Kanada und Texas) wird der Deutsche so gewiß als in den Vereinigten Staaten seiner Nationalität verlustig gehen, ohne die materiellen, politischen und sozialen Vortheile zu gewinnen, welche ihm dort lange Zeit winkten. Die untern Donauländer und Kleinasien schreken nicht nur durch den Mangel fester politischer Ordnung und eine allem Fremden abgeneigte, vielfach fanatische Bevölkerung, sondern eben so sehr dadurch ab, daß gerade sie die Gebiete sind, auf welchen eine der größten Weltfragen, wie seit hundert Jahren mehrfach, so sicherlich auch in der nächsten Zukunft wiederholt durch den kriegerischen Zusammenstoß der Großmächte ausgefochten werden wird. Algier aber ist bekanntlich die mißlungenste aller Kolonialschöpfungen, von dem für Deutsche verderblichen Klima abgesehen. So finden wir die Wahl auf die Länder Mittel- und Südamerika's eingeschränkt.

Mittel-Amerika.

Mittelamerika war bis vor Kurzem in der Auswanderungsfrage fast nur durch die gleichmäßig gescheiterten Kolonialversuche einer belgischen Gesellschaft (in Santo Thomas) und des Baron v. Bülow bekannt. Aber das lezte Jahr hat uns zwei Werke gebracht, welche voraussichtlich die Blike Vieler auf die von der Natur zugleich mit einem unvergleichlichen Reichthum der verschiedenartigsten Produkte und einem herrlichen Klima begabte Staatengruppe Zentralamerika's lenken werden, ja bereits gelenkt haben, ich meine: „Mor. Wagner und C. Scherzer, die Republik Costa Rica, mit besonderer Berüksichtigung der Naturverhältnisse und der Frage der deutschen Auswanderung und Kolonisation," Lpz. 1856, und: „E. G. Squier (früher Gesandter der Vereinigten Staaten in Zentralamerika), notes on Central America, deutsch bearbeitet von K. Andree," Lpz. 1856. Beide preisen wie mit Einem Munde den unerschöpflichen Reichthum des Landes im Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche, die ganz unvergleichliche Lage in der wirklichen Mitte der Welt und des Welthandels, welche dieses Gebiet in wenig Jahren zum Durchgangspunkt des ganzen europäischen und nordamerikanischen Verkehrs mit dem stillen Meere und Ostasien auf einer Mehrzahl mit einander konkurrirender Eisenstraßen machen werde, die Herrlichkeit der ewig gleichen, an vielen Orten nur zwischen 14 und 20° schwankenden Frühlingstemperatur der ausgedehnten Tafelländer des Innern. Beide, über die Untauglichkeit Nordamerika's für unsere meisten Auswanderer einig, nicht nur weil sie auf die Erhaltung der deutschen Nationalität ein verdientes Gewicht legen, glauben diese von der Natur eben so reich beschenkten wie von der Tüchtigkeit menschlicher Arbeit bisher verlassenen Länder, welche durchaus der Energie einer neuen Race bedürfen, ihren deutschen Landsleuten nach-

drüklich empfehlen zu müssen. Diese Empfehlung ist ohne Frage nicht unmotivirt, und man kann wohl glauben, daß wenn einige tausend Deutsche sich zur Kultur des höher gelegenen Urwaldes von Costa Rica vereinigten (denn diese Republik verdient entschieden den Vorzug unter den Staaten Zentralamerika's), sie einen reichlichen Lohn ihrer Arbeit finden würden. Aber es sprechen doch eine Menge sehr gewichtiger Gründe gegen Zentralamerika. Die genannten Autoren rühmen vor Allem die gleichmäßige Frühlingswärme der innern Tafelländer. Es ist aber eine unbestreitbare Erfahrung, daß eine solche Gleichmäßigkeit des Klima's auf den Menschen einen außerordentlich erschlaffenden Einfluß übt und daß ein Wechsel der Temperatur, ja die sonst lästigen Kontraste der Hize und Kälte namentlich die geistige Entwiklung in hohem Grade fördern. Sodann sind die geographischen Verhältnisse dieses üppigen Landes vor der Hand gar nicht so günstig; Klima und Bodenbeschaffenheit haben fast die ganze Bevölkerung und die geringen Anfänge der Kultur auf der dem stillen Meere zugewandten Abdachung vereinigt, wo man von dem Verkehr mit Europa und Nordamerika durch das ganz unwegsame Innere abgeschnitten und für die meisten Waaren auf den schrecklichen Weg um das Cap Horn angewiesen ist, was z. B. der Kaffeeausfuhr Costa Rica's, wie Wagner bemerkt, sehr hinderlich wird. Die deutschen Ansiedlungen brauchten nun zwar nicht so weit von dem atlantischen Ozean fortzurüken, aber doch des Klima's wegen weit genug, um durch 15 oder 20 Meilen eines Urwaldes ohne andere als Indianerpfade vom Meere getrennt zu sein. Diesen Verhältnissen, zusammen mit den erschlaffenden Wirkungen des zu schönen Klima's, ist es ohne Frage zuzuschreiben, daß dieses Zentralamerika, obwohl es an Dichtigkeit der Bevölkerung alle übrigen spanisch-amerikanischen Länder, an natürlichem Reichthum die meisten übertrifft, dennoch in jeder Art von Kultur hinter allen zurükgeblieben ist.

(Fortsezung folgt.)

Verschiedenes.

Der schweizerische Vizekonsul in Melbourne, Hr. Achilles Bischoff, übermachte eine umfassende Denkschrift über die Verhältnisse der australischen Kolonie Viktoria in statistischer und kommerzieller Beziehung. Die für die Schweiz interessantesten Angaben daraus mögen folgende sein: Am 30. Juni 1856 bestand die Bevölkerung laut den amtlichen Angaben aus 331,438 Seelen. Davon sind 108,002 Anhänger der englisch-bischöflichen Kirche, 42,317 Presbyterianer, 15,284 Wesleyaner, 18,234 andere Protestanten, 45,111 römische Katholiken, 1547 Juden, 3009 Heiden und Muhamedaner und 3294 Bekenner anderer oder keiner Kirche. Die Schweizer in Viktoria belaufen sich auf ungefähr 4500, und zwar auf 2500 aus dem Kanton Tessin, wovon die wenigsten in den Minen beschäftigt sind; auf 500 aus der deutschen Schweiz, meistens in den Minen, und auf 1500 aus den Kantonen Neuenburg und Waadt, beinahe ausschließlich Weinbau in der Umgegend von Geelong betreibend. Die Einwanderer lassen sich eintheilen in: 1) solche mit mäßigem Kapital zur Anlage auf eine im Lande der Bestimmung zu entscheidende Weise; 2) solche, welche beabsichtigen, ihr Glük in den Goldminen zu machen, und mit dem Gewonnenen in die Heimat zurükzukehren; 3) Handwerker, Landarbeiter ꝛc., die, wenn es ihnen wohl geht, sich ansäßig machen und Familien oder Verwandte nachkommen lassen. Den erstern gelingt es selten. Die Goldgräber hingegen sind einfach Leute, die ihre Arbeit statt Geld in eine Lotterie sezen; hinge der günstige Erfolg einzig von der Arbeitsliebe, Ausdauer und Mäßigkeit ab, so würden unsere Schweizer an der Spize der Bewerber stehen; allein das Gold ligt so unregelmäßig, daß der Zufall in dem Ausgeben der Gewinne nur zu viel Spiel hat. Die dritte Kategorie findet in Viktoria ihr wahres Eldorado (Goldland). Schweizer werden ihrer Redlichkeit, Enthaltsamkeit, ihres Fleißes und ihrer allgemeinen guten Aufführung halber bei Anstellungen öfters Engländern und gemiß allen anderen Nationen vorgezogen; sicher würde dies noch mehr der Fall sein, läge nicht ihre Unkunde der englischen Sprache meistens im Wege. Nach Viktoria soll aber Niemand auswandern, der von Natur aus oder in Folge verweichlichter Erziehung keiner harten Arbeit (und zwar harten im vollen Sinne des Wortes) gewachsen ist. Denn in Viktoria muß Jeder, der Herr, der seine Schafe bei Tausenden zählt, wie sein Untergebener Hand anlegen. Die Arbeitslöhne in Viktoria sind höher als in irgend einem australischen Lande, und vermuthlich die höchsten in der ganzen Welt. Nach der Veröffentlichung vom 6. März 1857 gestalten sie sich folgendermaßen: a) Mit Beköstigung (Rationen) und Wohnung, wobei zu bemerken ist, daß die Ration für eine Person wöchentlich aus 12 Pfund Fleisch, 10 Pfund Mehl, 2 Pfund Zuker und ¼ Pfund Thee besteht: Ein verheirathetes Paar ohne Familie jährlich 2250 Fr., mit Familie jährlich 1875 Fr. Ein Gärtner jährlich 1750 Fr., ein Stallknecht jährlich 1625 Fr., ein Viehhüter 1750 Fr., ein Schäfer 825 Fr., ein Pflüger wöchentlich 37 Fr. u. s. w. b) Ohne Beköstigung und Wohnung: Ein Sezer für's Tausend 1 Fr. 87 Rp., ein Druker wöchentlich 125 Fr., ein Schmid 137 Fr. 50 Rp., ein Zimmergeselle täglich 18 Fr. 75 Rp., ein Maurer 18 Fr. 75 Rp., ein Stukaturarbeiter, Gypser 18 Fr. 75 Rp., ein Schneider die Stunde 1 Fr. 25 Rp., ein Uhrenmacher täglich 16 Fr. 20 Rp. u. s. w. Winzer aus den Kantonen Neuenburg und Waadt finden stets Anstellung in den Weinbergen ihrer Landsleute in Geelong. Den Einwandernden ist besonders zu empfehlen, keine fremden Münzen, wie Napoleons, Zwanzigfrankenstüke u. dgl. mitzubringen, da solche nur zu einem bedeutenden Diskonto anzubringen sind. Selbst Noten der Bank auf England sind nur unter pari gangbar. Der Reisende versehe sich daher mit englischen Souvereigns oder einem Kreditbriefe irgend einer australischen Bank in London auf deren Zweigbank in Viktoria.

— Amerika ohne Schminke. Unter diesem Titel erscheint in Zürich (Verlag von Chr. Beyel) ein Buch von Franz Joseph Egenter, wovon das erste Heft uns vorliegt. Der Verfasser, ein deutscher Flüchtling, war fünf Jahre lang durch sein Schikſal in das Getriebe amerikanischen Lebens hineingeworfen und hatte reiche Gelegenheit, die Schatten- von der Lichtseite der transatlantischen Zustände abzuheben. Er ist anspruchslos genug, dem amerikanischen Leben nicht alles Gute absprechen, noch überhaupt es nach allen Seiten schildern zu wollen. Er trägt aber die dunkeln Farben deßhalb ausschließlich auf, weil man diesseits des Ozeans vorherrschend und auf's Träumerischste nur die Lichtseiten im Auge habe. Das vorliegende Heft umfaßt zunächst eine sprechende Sammlung amerikanischer Zeitungsnotizen aus den Jahren 1851 bis 1856. Die Absicht des Verfassers ist, den Leser objektiv in die wirkliche Anschauung der Schlagschatten des transatlantischen Lebens einzuführen und einen thatsächlichen Boden für das räsonirende Urtheil zu legen. Soweit wir es zu beurtheilen vermögen, ist diese ungezwungene Aneinanderreihung der Notizen recht wohl geeignet, wirkliche Zustände in den Vereinigten Staaten zu entschleiern und auf eine zugleich unterhaltende Weise dem Leser, namentlich dem europamüden, zweimäßige Belehrung zu geben. Das Vorwort ist ansprechend geschrieben und erweckt Theilnahme für den Verfasser, welcher enttäuscht, aber mit einem um so wärmeren deutschen Herzen nach Europa zurükgekommen ist. (Schw. M.)

England. In dem südöstlichen Theil von Wales hat die Auswanderungslust die ganze Bevölkerung ergriffen. 16,000 Personen, ohne die Kinder, sollen, den amerikanischen Blättern zufolge, nach Tennessee, Illinois und Minnesota auswandern wollen.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Titelsucht.) Obgleich in keinem Staate der Union ein Adel stattfindet und nach den Grundgesezen der Republik auch keiner stattfinden darf — daher auch von Europa gekommene Edelleute, wenn dieselben Bürger dieses Landes werden wollen, sobald sie sich zu diesem Zweke melden, nicht nur dem Monarchen, dessen Unterthan sie waren, sondern auch ihrem Adel und allen damit verbundenen Rechten und Titeln abzuschwören haben — so herrscht dennoch nicht nur in den Städten, sondern sogar auf dem Lande eine nicht selten in das Lächerliche ausartende Titelsucht. Die meisten Offiziere der beinahe zwei Millionen Mann starken Landwehr lieben es, wenn sie auch nicht in Uniform sind, ihrem Range gemäß titulirt zu werden. Ja sogar dann, nachdem dieselben schon seit vielen Jahren ihre Offiziersstelle niedergelegt haben, werden sie gewöhnlich noch immer mit dem Titel der Offiziersstelle, welche sie bekleideten, angeredet. Man hört daher öfters nicht ohne Ueberraschung, wie ein ganz und gar nicht militärisch aussehender Mann Lieutenant, Kapitän, Major, Obrist oder gar General genannt wird. (Tout comme chez nous!) Auch der Titel Doktor ist in diesem Lande sehr beliebt, und viele junge Leute, besonders aus dem Süden, studiren Medizin und werden Doktoren dieser Wissenschaft, ohne die Absicht zu haben, jemals als solche zu praktiziren, sondern bloß um durch das Doktordiplom ein größeres Ansehen zu erlangen, wohl auch, um durch die mit der Doktorwürde verbundene Ehre die Tochter eines reichen Plantagenbesizers zur Gattin zu erhalten; was ihnen auch viel leichter gelingt, als wenn sie nicht nur mittel-, sondern auch titellos wären. Bürger, welche Mitglieder einer Staatsgesezgebung oder gar des Kongresses waren oder sind, erwarten sowohl als die im Amte stehenden und ehemaligen Courtrichter, daß, wenn man an sie schreibt oder spricht, der Ehrentitel „Honorable“ ihrem Namen vorangesezt wird. Die Damen unserer großen Städte fühlen sich hochgeehrt, einem europäischen Grafen oder Baron vorgestellt zu werden, und mancher sich als Graf oder Baron ausgebende Schwindler hat schon eine schöne und reiche junge Dame zur Gattin erlangt, die ihn, wenn sie gewußt hätte, daß er ein Bürgerlicher, auch dann nicht zum Gemahl genommen haben würde, wenn er ein rechtschaffener Mann gewesen wäre. Manchmal wird aber auch ein Pseudo-Edelmann geprellt. Ein im Sommer des Jahres 1856 in Saratoga in der Uniform eines englischen Majors erscheinender Schwindler gab sich als der Sohn eines englischen Lords aus und ward als solcher um die Hand einer jungen Wittwe aus Süd-Karolina, welche für sehr reich gehalten wurde, erhielt ihre Einwilligung und ließ sich mit ihr vermählen. Erst einige Tage nach der Hochzeit fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen und Schreken, daß er die Wittwe eines armen Advokaten geheirathet habe, welche blos deßwegen nach Saratoga gekommen war, um einen reichen Mann zu erhaschen. (Ch. Abdztg.)

— Am 29. Juni marschirten 250 Mann Unionstruppen von New-York gegen Utah ab, um sich unterwegs andern Abtheilungen anzuschließen, die von den verschiedenen Nebenstationen im ganzen Lande abgeschikt wurden. Insgesammt bilden sie eine Expedition von 2 Regimentern Infanterie und ein Kavallerieregiment oder 2500 Mann. Ihr Sammelpunkt ist Leavenworth in Kansas, wo sie unter das Kommando des neuen Gouverneurs von Utah treten. Der New-York Herald schildert das Kontingent aus New-York als einen Haufen Rekruten, die gerade nicht wie Prachtexemplare männlicher Kraft aussehen, und knüpft daran die naive Frage: Wäre es nicht ein guter Gedanke von der Regierung, eine Armee hübscher junger Junggesellen abzusenden, welche die Mormonen von ihrem Weiberüberfluß befreien und dann Utah in ein zivilisirtes und volkreiches Gemeinwesen verwandeln würden?

— Das chinesische Zukerrohr wird jezt in den Vereinigten Staaten mit Liebe und Erfolg gepflanzt. Es gedeiht in allen Gegenden, in denen das indianische Korn (Welschkorn) wächst. Die Kultur ist leicht, ähnlich der des Welschkorns, und wenn die Aussaat im Monat Mai in den mittleren Staaten und noch früher im Süden vorgenommen wird, so können selbst in den trokensten Jahrgängen zwei Ernten von demselben gemacht werden. Die Patent-Office zu Washington läßt jedem Farmer, der sich an sie wendet, kleine Proben Saamen zukommen.

— Washington. Unter den in der Straßenschlacht, welche in Washington bei der lezten Stadtwahl zwischen den Marinesoldaten und den Knownothings geliefert wurde, getödteten und verwundeten 24 Personen, scheinen die meisten, wie gewöhnlich, ruhige Bürger zu sein, während die eigentlichen Urheber des Skandals entwischten. Der Aufruhr wurde augenscheinlich durch Banden herbeigeführt, welche die Knownothings von Baltimore hatten kommen lassen.

— New-York. Ueber die Verwaltung des Castle-Garden-Depots in New-York wird von vielen Auswanderern Klage geführt. Entweder ist Diesem oder Jenem sein Gepäk dort abhanden gekommen und kein Ersaz dafür geleistet worden, oder es kommt mancher hier in Albany an, während durch die Schuld jener Verwaltung sein Gepäk in New-York zurükbleibt. Es sind schon so viele öffentliche Rügen dießfalls ergangen, daß man annehmen sollte, sie haben bei den in Castle-Garden Angestellten den beabsichtigten Eindruk hervorgebracht, allein das scheint sich in der Praxis nicht zu bewähren. Bei einer Anstalt, die sich den philantropischen Anstrich gibt, zum Schuze der Auswanderer da zu sein, sollten Klagen über Eigenthumsverluste, troz des starken Geschäftsandranges, nicht vorkommen. Kann sie das nicht, so muß sie unweigerlich und prompt den Schaden ersezen; da ist keine Ausrede. (Alb. Volksbl.)

— (Sängerfest.) Das hiesige Sängerfest, am Pfingstmontag durch Regen gestört, gelang um so schöner am folgenden Tag: ein wahres deutsches Volksfest. Es waren hier die Vereine: Teutonia-Männerchor, Germania, Harmonia, Arion, Kolonia, Euphonia, Harngard-Männerchor, Loveley-Männerchor, Mozartverein, Orpheus, Rheinischer Sängerbund,

sehen zu erlangen,
Doktorwürde ver-
chen Plantagenbe-
ihnen auch viel
ur mittel-, sondern
e Mitglieder einer
gresses waren oder
mte stehenden und
man an sie schreibt
rablo" ihrem Na-
n unserer großen
europäischen Gra-
en, und mancher
de Schwindler hat
Dame zur Gattin
hätte, daß er ein
Gemahl genommen
affener Mann ge-
auch ein Pseudo-
r des Jahres 1856
englischen Majors
ls der Sohn eines
ls solcher um die
-Karolina, welche
elt ihre Einwilli-
hlen. Erst einige
i seinem nicht ge-
aß er die Wittwe
habe, welche blos
n war, um einen
(Ch. Abdztg.)
50 Mann Unions-
ab, um sich un-
chließen, die von
ganzen Lande ab-
n sie eine Expedi-
und ein Kaval-
Ihr Sammelpunkt
r unter das Kom-
Utah treten. Der
ntingent aus New-
ie gerade nicht wie
ehen, und knüpft
icht ein guter Ge-
ee hübscher junger
ie Mormonen von
dann Utah in ein
wesen verwandeln

rohr wird jezt in
und Erfolg ge-
den, in denen das
chst. Die Kultur
s, und wenn die
leren Staaten und
n wird, so können
zwei Ernten von
Patent-Office zu
r sich an sie wen-
en.
den in der Stra-
ei der lezten Stadt-
und den Knowno-
nd verwundeten 24
gewöhnlich, ruhige
lichen Urheber des
yr wurde augen-
welche die Know-
nen lassen.
Verwaltung des
wird von vielen
weder ist Diesem
en gekommen und
er es kommt man-
durch die Schuld
New-York zurük
tliche Rügen dieß-
sollte, sie haben
n den beabsichtig-
das scheint sich in
einer Anstalt, die
t, zum Schuze der
lagen über Eigen-
eschäftsandranges,
ht, so muß sie un-
en ersezen; da ist
Alb. Volksbl.)
iesige Sängerfest,
ört, gelang um so
es deutsches Volks-
Teutonia-Männer-
Kolonia, Euphro-
ley-Männerchor,
her Sängerbund,

Sängerrunde, Schillerbund, Sozialreform-Gesangverein, Uplandbund, Liederkranz am Brooklyn, Sängerbund von Williamsburg und Harmonia von Hoboken (Vorstädte von New-York). Sie prozessionirten durch die Hauptstraßen der Stadt mit ihrer neuen Bundesfahne und segelten dann auf Booten über den East-River nach dem Festplaz, einem großen Park, wo Schenktische, unabsehbare Reihen gewaltiger Bierfässer, Kaffeetische, Kuchenbuden, Schießstände und für Temperenzler auch ein Sodawasseretablissement die Gäste einluden. Die Musikaufführungen auf einer Estrade in offenem Kreise leitete ein Hr. Hirschmann, die einzelnen Liedertafeln sangen den „Sturm" von Lachner, Bankettlied von Stang u. s. w. Ein eigens vom Kapellmeister Bergmann für das Fest komponirtes Weihelied wurde vom ganzen Sängerbund mit meisterhafter Präcision gesungen. Die Zahl der Theilnehmer mag an 8000 betragen haben, die der Sänger aus New-York und den Nachbarstädten 977.

— Auf dem Schiffe „Belle Wood", welches neulich mit 700 Passagieren von Liverpool in New-York eintraf, starben während der Fahrt 6 Menschen und bei der Ankunft an der Quarantäne hatte es eine Leiche, und 15 mit ansteckenden Krankheiten behaftete Personen an Bord. Das Fahrzeug muß so lange Quarantäne halten, bis es gereinigt ist. Drei Personen, welche sich vom Lande aus mit dem genannten Schiff in Verbindung sezten, wurden verhaftet.

— In New-York fand unlängst ein Lagerbierfest statt, bei welchem Prämien vertheilt wurden.

— Pennsylvanien. Philadelphia, den 16. Juni. Das großartigste und interessanteste Fest, welches je gefeiert wurde, fand am 13., 14., 15. und 16. Juni in Philadelphia statt. Es war das Sängerfest der deutschen Sänger der östlichen und Mittelstaaten von Nordamerika. Die Anzahl der Sänger betrug ungefähr (soweit man bis heute ermitteln konnte) 2000. Bei der Ankunft der fremden Sänger und Deputationen in Philadelphia wurden dieselben mit Kanonendonner und endlosem Vivatrufen empfangen, und nach dem Unabhängigkeitsplaz geführt, wo die Philadelphier Sänger versammelt waren und sie mit dem Sängergruß bewillkommten. Am Montag wurde die große Prozession ausgeführt, an welcher 7 deutsche Militärkompagnien, die Turner und sonstige deutsche Vereine Theil nahmen. Der endlose Zug, in welchem man die prachtvollsten Fahnen sehen konnte, bewegte sich nach der Unabhängigkeitshalle und Square, wo die Sänger von dem Mayor und den sonstigen Autoritäten der Stadt Philadelphia bewillkommt wurden, und Mayor Baur hielt bei dieser Gelegenheit eine seiner glänzendsten Reden, wobei er besonders der deutschen Meister der Tonkunst und unserer vaterländischen Dichter auf das Rühmlichste gedachte. — Am Abend fand das große Konzert in dem neuen Opernhaus statt, wo ohne die Sänger über 3000 Personen anwesend waren. Als der Vorhang beim Schluß der von 76 Musici ausgeführten Ouverture aufgezogen wurde, und sich die 2000 Sänger, welche terrassenförmig auf der ungeheuren Bühne aufgestellt waren, dem Publikum präsentirten, erschütterte der Applaus das ganze Gebäude. Hr. P. W. Wolsieffer, aus Frankenthal in Deutschland gebürtig, einer unserer tüchtigsten Tonsezer in Amerika, dirigirte, und hat sich abermals Lorbeeren errungen, besonders durch seine Komposition „der amerikanische Patriot"; als diese von sämmtlichen Sängern aufgeführt war, wurde er ganz mit Blumensträußen bedekt, die von allen Theilen der Bühne, wo er stand, zuflogen. Noch kein Deutscher in Amerika hat sich um die Musik so verdient gemacht, als Hr. Wolsieffer, er ist der Gründer der deutschen Gesangvereine in Amerika. Den Preis haben die New-Yorker Sänger errungen. Heute findet das große Pic Nic in den Anlagen von Lemonhill am Schuylkill River statt, an dem sich mehr als 10,000 Menschen betheiligen werden. — Das Wetter hat sich seit einigen Tagen sehr gebessert, doch haben die Früchte durch den vielen Regen bereits viel gelitten. (Schw. M.)

— (Aberglaube.) In Ephrata wurden die Ueberreste einer jungen Dame, die vor neun Jahren an der Auszehrung gestorben war, zu einem so widernatürlichen Zweke ausgegraben, daß es beinahe unglaublich erscheint. Seit ihrem Tode sind ihre Mutter, zwei Schwestern und zwei Brüder an derselben Krankheit gestorben. Die überlebenden Mitglieder der Familie, welche „Spiritualisten" sind, kamen auf den Glauben, daß das Leichentuch auf irgend eine Art in den Mund der Todten gekommen sei und daß durch fortwährendes Saugen sie bereits die anderen fünf Glieder der Familie nach sich gezogen hätte, und daß, wenn das Leichentuch nicht schleunig aus ihrem Munde entfernt würde, sie auf dieselbe Weise den frühen Tod der ganzen Verwandtschaft verursachen würde. Aus diesem Grunde wurde die Leiche ausgegraben.

— Wiskonsin. In Milwaukie wurden die „ehemaligen deutschen Studenten" zu einem „Burschenkommers" eingeladen.

— Louisiana. Der neueste Zensus von New-Orleans ergibt eine Einwohnerzahl von 149,700 Personen, davon 127,197 Weiße, 12,404 freie Farbige, 10,099 Sklaven. In der Stadt sind 8 Banken mit einem Bankkapital von 15 Millionen Dollars, 10 Banthäuser, Insurance-Kompagnien ꝛc. 14, Kirchen im Ganzen 55, darunter 3 Synagogen und 19 katholische, Zeitungen: 12 tägliche (die fast alle auch Wochenausgaben haben), 4 wöchentliche und 4 monatliche. Die öffentlichen Schulen wurden von 10,000 Kindern besucht. Unkosten derselben 210,000 Dollars jährlich. Das Areal der Stadt ist 14 Quadratmeilen — mit 180 Nachtwächtern, 4 Polizeirichtern und 6 Friedensrichtern.

— Maryland. (Wie man am besten Ratten vertilgt.) Baltimore, 6. Juni. Das schöne, erst kürzlich von Bremen hier angekommene, unter preußischer Flagge segelnde Schiff „Duisburg", welches Kapitän Meyer befehligt, wurde gestern Morgen beinahe ein Raub der Flammen. Da das Schiff auf der lezten Fahrt von hieher sehr von Ratten heimgesucht war, so beschloß der Kapitän, ein summarisches Strafverfahren gegen diese Vierfüßler anzuwenden, indem er sie durch Rauch zu ersticken suchte. Demgemäß ließ er sechs Pfannen mit brennenden Holzkohlen an verschiedenen Plätzen in dem Schiffe aufstellen und dann alle Zugänge luftdicht verschließen. Allein sein Strafgericht hätte bald den Verlust des schönen Fahrzeuges herbeigeführt. Man bemerkte nämlich um 3 Uhr gestern Morgen, daß es im Brande war, und traf sofort Anstalten zur Unterdrükung desselben. Matrosen der nahe dabei liegenden Fahrzeuge kamen mit Wassereimern heran, als sich die Nachricht verbreitete, das Schiff sei im Feuer, und bald ertönte die Lärmglokе der Columbian-Feuerkompagnie. Mittlerweile hatte der Steuermann die Luken geöffnet, und war in den Raum hinabgestiegen, um die Stelle zu entdeken, wo das Feuer ausgebrochen war, allein der starke Kohlendampf machte sein Vordringen unmöglich, und, als man über sein plözliches Schweigen besorgt, in den Raum hinabstieg, fand man ihn vom Rauche erstikt. Die Columbian-Feuerkompagnie war, weil man ihr die Richtung anzugeben unterlassen hatte, nach der Stadt mit ihrem Apparate gelaufen, und kam erst nach anderthalb Stunde an dem Werfte an. Sie begann unverzüglich die Sprize nach dem Schiffe zu richten, allein man gab dasselbe schon für verloren, da Niemand wegen des starken Rauches in's Zwischendek gehen konnte. Endlich bemeisterte man dennoch das Feuer und rettete das Fahrzeug, das erst vor anderthalb Jahren gebaut worden war. Der Verlust beträgt etwa 2000 Dollars und ist durch Versicherung in Bremen gedekt. Das Schiff wird sofort reparirt werden.

— Karolina. (Die Deutschen in Charleston.) Die „Charleston deutsche Zeitung" schreibt: Seit den lezten zehn bis zwölf Jahren haben sich die Deutschen in Charleston bereits bedeutend vermehrt, obgleich die direkte Einwanderung im Verhältniß zu andern Städten nur schwach war. Man findet hier Deutsche in allen Lagen des Lebens, von den ersten en gros Händlern bis zum bescheidenen Taglöhner. Die deutschen Dienstmädchen sind selten und es ist für eine deutsche Familie kaum möglich, eines zu bekommen, denn die hiesigen Amerikaner sind förmlich versessen auf deutsche Mädchen. Selbst solche, welche von Duzenden ihrer eigenen Sklaven bedient werden, nehmen deutsche Dienstmädchen, geben ihnen einen Lohn von 10 bis 12 Dollars monatlich, wofür sie nichts weiter zu thun haben, als den Parlor in Ordnung zu halten, ein bischen auf die Kinder zu sehen und vielleicht kochen; alle anderen gröberen Arbeiten werden von Schwarzen verrichtet. — Deutsche Handwerker nehmen hier einen hervorragenden Plaz ein, und wer eine gute Arbeit wünscht, geht zu Deutschen. Die Grocerieläden werden fast alle von Deutschen gehalten, und findet man darunter die respektabelsten Geschäfte der Stadt. Die deutschen en gros Händler sind als die reellsten bekannt. Deutsche Manufakturläden gibt es eine Masse, und sie wetteifern mit den größten amerikanischen Geschäften, sowohl in Güte der Waaren als in Billigkeit der Preise. — Deutsche Wirthe befinden sich hier in voller Anzahl und ist Lagerbier die Ordre des Tages. Amerikaner, die früher ein saures Gesicht schnitten, wenn sie nur von Lagerbier hörten, trinken es jezt wie der beste Deutsche und loben es auf alle mögliche Weise; in manchen Lokalen sieht man mehr Amerikaner als Deutsche, die sich an diesem Getränke laben. — Deutsche von Charleston waren es, welche die jezt so blühende Ansiedlung in Pikens Distrikt gründeten und das Städtchen Walhalla mitten in der Wildniß aufbauten, welches jezt sechs Jahre nach seiner Gründung bereits über 400 Einwohner zählt, zwei Schulen, über ein Duzend verschiedene Handlungen, vier bis fünf ausgezeichnete Hotels, eine wöchentliche Zeitung und eine Masse Handwerker hat, die alle gut „ausmachen." Charleston hat drei deutsche Militärkompagnien, welche jede durchschnittlich hundert Mitglieder zählt, eine deutsche Feuerkompagnie, so wie noch 12 andere deutsche Gesellschaften. Zwei deutsche Kirchen, sowie zwei deutsche Schulen befinden sich ebenfalls hier, und wir haben keinen Zweifel, daß, ehe ein paar Jahre vergehen, ein Zehntel der Bevölkerung Charlestons aus Deutschen besteht, wenn dieses nicht schon jezt der Fall ist.

— Texas. Auf dem vor Kurzem bei Galveston verbrannten Dampfer Louisiana befanden sich viele Deutsche, von denen mehrere ihr Leben einbüßten. In der Liste der Verunglükten bemerkten wir Franz Tschofe, Frau und drei Kinder (ein viertes gerettet) aus Neubraunfels. (New-Yorker Handelsz.)

— Kalifornien. Die kalifornische Legislatur hat ein äußerst strenges Spielgesez erlassen. Die Strafe für das verbotene Hasardspiel (wozu auch die Karten gehören) kann bis auf zweijähriges Gefängniß und 25,000 Franken Buße steigen.

— Die Zustände Kaliforniens verschlimmern sich zusehens; die Goldsendungen nehmen seit einem Jahre immer mehr ab und die Minen lohnen die Arbeit der Goldgräber nicht besser, als die der Bergwerksarbeiter. Das Grundeigenthum in San Franzisko soll so tief im Preise gefallen sein, daß Gläubiger, die in der guten Zeit auf Grundhypothek geliehen hatten, von den Schuldnern den verpfändeten Grund statt Geld annehmen müssen.

— (Große Früchte.) Auf der Akerbau-Ausstellung im Herbst vorigen Jahres zu San Franzisko war eine Zuker-Rübe die 100 Pfund wog, und viele kleinere von 60—90 Pfund Gewicht, ein gelber Kürbis von 400 Pfund, ein Kohlkopf von 50 Pfund, ein schwarzer Rettig von 20 Zoll Durchmesser, ferner riesige Mohrrüben ꝛc. Auch das Obst zeichnete sich aus: Birnen und Aepfel über 2 Pfund schwer, eine Birne 16 Zoll an Umfang und 11 Zoll lang, Aepfel von 15—18 Zoll Umfang; ähnlich vergrößert waren Quitten und Pfirsiche; aus Los Angelos und San Mater waren Trauben da bis 8 Pfund schwer. Getreide von achtfüßigen Halmen und mehr als fußlangen Aehren.

Mexiko. Das Ende des Flibustierhäuptlings Crabb wird vom San Franzisko Journal vom 20. Mai folgendermaßen geschildert: Mit 84 Mann marschirte Crabb von Sonvita nach Carvoka, einer kleinen mexikanischen Stadt bei Point Lobos am Golf von Kalifornien. Am 1. April erreichte er diesen Ort. Eine Anzahl Mexikaner, unter dem Befehl von Don Rodriguez, kam den Freibeutern entgegen, und der Führer näherte sich Crabb, um mit ihm zu unterhandeln, als die Flibustier Feuer gaben und ihn nebst einigen Leuten tödteten. Diese That sollte sich an ihnen furchtbar rächen. Die anfangs schrekgelähmten Bürger von Cavorka ermannten sich bald und trieben den fremden Haufen in eine Häuserreihe, wo sie ihn einschlossen und 8 Tage lang belagerten. Hier verlor Crabb 20 Mann, die belagernde Partei 25. Nach dem 8. Tage brachen die Bürger durch die Mauern der Häuser und trieben den Feind in ein Eksgebäude, dessen Dach ein Papagoindianer mit einem flammenden Pfeil in Brand stekte. Dies entschied das Schikksal der Flibustier, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben und am andern Morgen in Gruppen von je 10 bis 5 erschossen wurden. Crabb schrieb noch einen Brief an seine Frau und ging dem Tode mit Ruhe und Gelassenheit entgegen. Man band ihm die Hände über dem Kopf an einen Pfahl fest, dem sein Gesicht zugekehrt wurde, worauf gegen 100 Kugeln seinen Leib durchbohrten. Ein Mexikaner schnitt ihm den Kopf ab, der in einem Gefäß aufbewahrt wurde. Von allen Leuten Crabbs entkam nur ein 17jähriger Jüngling, dem auf die Fürbitte des Kommandanten Garcia das Leben geschenkt wurde. Eine Anzahl Kranker vom Crabbschen

Korps lag im Hause eines Mr. Dunbar; am 18. April drangen die Mexikaner in's Haus und schossen sie alle nieder. Kapitän Géant Grey, der dem Crabb 30 Rekruten zuführen wollte, wurde 50 Meilen von Cavorka von 200 Mexikanern angegriffen und mit Verlust auf das kalifornische Gebiet zurükgejagt.

Feuilleton.

An der Atascosa.

Eine texanische Skizze.

(Atl. Stud.)

(Fortsezung.)

Es zeigte sich aber bald, was Entschlossenheit, gepaart mit Ausdauer, Ordnung und Einigkeit vermag. Während ein Theil von uns Fenzriegel spaltete, Blokhäuser errichtete, das Land brach und einzäunte, eine Pallisadenbefestigung mit Graben um die Wohnungen zog und für die Ansiedelung sorgte, bewachte ein anderer Theil unablässig die Außenposten zu Pferd und zu Fuß und versorgte uns mit Wild, das damals noch überreichlich war; ein dritter und zwar der kleinste Theil mahlte Korn auf einer Handmühle, schlachtete, kochte, buk und briet, hielt auf Reinlichkeit und Ordnung daheim und unterhielt die Verbindung mit dem Fort, mit Friedrichsburg und Neubraunfels. Unser Ansiedlungspunkt war mit großer Umsicht am Llano selbst ausgewählt, und zwar in einer Gegend, wo uns die Indianer nie unvorbereitet überraschen konnten, während das Land für Zweke des Akerbaues und der Viehzucht vortrefflich geeignet war. Ueberdies mußte hier einstmals die Verbindungsstraße zwischen dem unteren Lande und den später weiter in's Grantgebiet voranzuschiebenden Ansiedelungen den Llano kreuzen und bald eine Stadt entstehen. In zwei Monaten waren unter unsern rüstigen Händen große, geräumige und bequeme Wohnungen entstanden, waren 40 Aker eingezäunt und mit Korn bepflanzt, das wohlgerieth, und waren die Indianer eingeschüchtert. So oft sie uns hatten überfallen wollen, so oft fanden sie uns allesammt auf unseren Posten; so oft wir sie fern genug wußten, griffen alle Hände mit Ausnahme zweier oder dreier Schildwachen an die Arbeiten; so oft sie mit uns zusammentrafen, mitunter in überlegener Anzahl, sahen sie, daß unsere Büchsen nie fehlten, und so gaben sie es bald auf, uns anzufallen. Wir zeigten ihnen, als endlich ein friedlicher Handelsverkehr zwischen ihnen und uns eröffnet war, die Stärke unserer Befestigungen, welche mit fünf bis sechs geübten Schüzen und einem Feldstük, dessen Wirkungen sie mit anschauen mußten, gegen Hunderte von ihnen erfolgreich vertheidigt werden konnten. Sie sahen die Menge unserer Waffen, Munition und Lebensmittel und sahen, mit wem sie es zu thun hatten. So verging die Zeit, für welche jene 30 Mann sich uns angeschlossen hatten, und da ihnen ihr bisheriges Leben zu mühsam und gefahrvoll schien, so ließen sie uns Sieben allein und zogen nach Friedrichsburg und Neubraunfels zurük.

Kaum waren einige Tage verflossen, als ein Lieutenant von der Besazung des nächsten Forts bei uns erschien und uns meldete, es seien unzweideutige Nachrichten eingelaufen, daß mehrere zwistige Indianerstämme der Nachbarschaft sich versöhnt und ein Bündniß zum gemeinsamen Angriff auf alle Ansiedlungen und auf das Fort selbst geschlossen hätten. Der Kommandant des Forts könne uns, da wir außerhalb der Linie von Grenzbefestigungen lägen, keinen Schuz gegen diese Wilden versprechen, außer wenn wir unsere Ansiedelung verlassen und uns in das Fort oder hinter die Linie zurükziehen wollten. Er rathe uns dazu, weil die Gefahr groß scheine, und es ihm um unser Leben leid thun würde.

Wir bedurften keiner langen Berathung, um die Antwort zu geben. Derjenige von uns, der am besten Englisch sprechen konnte, sezte dem Lieutenant unsern Entschluß auseinander, zu bleiben, wo wir wären. Wir fürchten die Indianer nicht — vor uns hätten sie Respekt — es sei ihnen noch nicht ein einziges Mal gelungen, uns ein Stük Vieh wegzutreiben; so oft sie es versucht, immer hätten wir sie sofort eingeholt, verjagt und das Geraubte ihnen abgenommen. Mehrere von ihnen trügen Denkzettel von uns. Glüklicherweise sei ihnen aber noch kein einziger Mann durch uns getödtet worden, so daß Rachsucht sie nicht reizen, die Furcht, einen von den ihrigen durch unsere sicheren Büchsen zu verlieren, sie ferne halten würde. „Wir sind" — schloß der Redner — „zur eignen Vertheidigung stark genug; falls aber das Militär im Fort noch einige Mann von uns brauchen sollte, so stehen sie auf das erste Signal zu Gebote."

Der Lieutenant schien das Ding übel zu nehmen und verließ uns, halb gereizt, halb erstaunt über unsere zuversichtliche Haltung. Da wir eben im Felde nichts zu thun hatten, lagen immer einige von uns auf der Lauer, ob Indianer sich bliken ließen, waren aber mehrere Tage lang nicht im Stande, das Mindeste zu entdeken. Wir waren schon so ziemlich sicher, daß das Ganze ein blinder Lärm gewesen sei, als eines Nachmittags ein Soldat von der Besazung auf schaumbedektem Pferde und waffenlos vor unser Gehöft sprengte und uns meldete, das Fort sei von einer Uebermacht von Indianern angegriffen. Er war zwar nicht abgeschikt, um von uns Hülfe zu holen — das gestand er uns auf Befragen ein, trozdem zeigten sich mehrere von uns sofort entschlossen, diese Hülfe unverlangt zu bringen, da die Besazung des Forts nicht über zwanzig Mann stark war, und uns viel daran lag, das Fort nicht in die Hände der Indianer fallen zu lassen. Drei Mann von uns schienen uns hinlänglich, mit zehn Doppelbüchsen, zehn Revolvern und einer Kanone mit Kartätschen unsere Wohnung stunden lang zu vertheidigen. Wir übrigen vier saßen auf, versahen den Soldaten mit Waffen und sprengten davon in der Richtung des Forts.

Wir waren vielleicht noch drei Meilen davon, als wir deutlich Kleingewehrfeuer zu hören glaubten. Wenn unsere Hülfe etwas werth sein sollte, mußten wir den Angreifern in den Rüken fallen, und wir schlugen uns deshalb seitwärts in eine tiefe Schlucht, die in der Richtung des Weges fortlief. Da wo sie etwa zwei Meilen unterhalb in eine andere, tiefere, waldbewachsene Schlucht mündete, stiegen wir ab, führten unsere Pferde am Zügel und gingen in dem trokenen Bachbett abwärts, bis wir, auf die Stelle stießen, wo der Weg nach dem Fort unsere Schlucht kreuzte. Das Gewehrfeuer ließ sich nahe genug hören — wir schlichen also immer vorsichtiger entlang und wollten eben den gebahnten Weg wieder betreten, als — es war eine mondhelle Nacht — in der Entfernung von kaum zwanzig Schritten uns gegenüber, ein, zwei, drei — es mochten wohl zehn Indianer sein — aus dem Schatten der Bäume auftauchten.

Wir hielten und legten unsere Büchsen an — sie spannten die Bogen. Instinktmäßig dekten wir uns hinter den Stämmen riesiger Bäume und ließen die Pferde los, sie an langen Seilen haltend. Unsere Lage war nicht beneidenswerth, da wir, ohne es zu merken, umzingelt sein konnten. So standen wir wohl zehn Minuten im Anschlag, als plözlich ein Signal sich hören ließ, das nachgeahmte Geheul eines Wolfes, worauf die Indianer einer nach dem anderen sich niederdukten, am Boden hinkrochen und verschwanden. Wir waren unschlüssig, ob wir sie daran hindern sollten; allein eine kurze Berathung überzeugte uns, daß nunmehr, da ein Ueberfall unsererseits mißlungen war, uns nichts übrig blieb, als — einer nach dem andern — rasch aufzusteigen und das Fort zu suchen. Dies führten wir auch ohne Hinderniß aus und kamen in wenigen Minuten an Ort und Stelle. Während dieser Zeit hatte der Schall des Gewehrfeuers unausgesezt fortgedauert.

(Fortsezung folgt.)

Anzeigen.

Auswanderung.

Unterzeichneter

übernimmt fortwährend die Beförderung von Reisenden nach

Nord- und Südamerika und Australien.

Die Ausschiffungsplätze **Nordamerika's** sind:

Quebec, Montreal, Portland, Boston, **New-York**, Philadelphia, Baltimore, **New-Orleans**, Galveston (Texas), San Francisco (Kalifornien).

In **Südamerika:**

Pernambuco, Bahia, **Rio Janeiro**, Rio Grande do Sul, Santa Catharina, **Buenos-Ayres**, Montevideo, Baldivia, Valparaiso (Chile) und Lima.

In **Australien:**

Melbourne, Sidney, Port-Adelaide.

Die Verschiffung kann in **Havre, Antwerpen, Rotterdam, Bremen** und **Hamburg** stattfinden, je nach den vorhandenen Fahrgelegenheiten und dem Wunsche der Reisenden, mittelst tüchtigen, dreimastigen

Segel-, Post- und Klipperschiffen.

Ferner mit Dampfschiffen

zu sehr billigen Preisen nach **New-York:**

1) über **Bremen** mit den Dampfschiffen **Queen of the South, Indiana, Argo** und **Jason;**

2) über **Hamburg** mit den Dampfern **Hammonia, Borussia, Austria** und **Saxonia.**

Ueber **Hamburg** nach **Brasilien,**

nämlich: Pernambuco, Bahia und Rio de Janeiro mit den Post-Dampfschiffen **Teutonia, Petropolis** und **Golden Fleece.**

Ueber obige Fahrgelegenheiten ertheilt nähere Auskunft und schließt Reiseverträge ab der Unterzeichnete, wie dessen Agenten in den betreffenden Kantonen.

E. de Paravicini in Zürich.

Anzeige.

Vortheilhafte Auswanderung

nach

Australien.

Ledige Männer im Alter von 21 bis 49 Jahren können unter sehr annehmbaren Bedingungen feste Anstellung als Schäfer oder Akersleute in

Australien

erhalten.

Für die ganze Reise ab Basel **müssen nur Franken 115 baar bezahlt werden**, der Rest der Reisekosten wird vorgeschossen.

Sich sofort zu melden bei

E. de Paravicini,
Unterstraß Nro. 132,
in **Zürich,**

oder bei dessen bevollmächtigten Kantonal-Agenten. — Für den Kanton St. Gallen bei Hrn. **J. J. Grob** zur Harmonie in Lichtensteig.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 30. | Samstag den 25. Juli. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | **1857.**

☞ Auf das zweite Semester des „Kolonist" kann noch bis Ende dieses Monats bei allen Postämtern, so wie auch bei der Expedition in Lichtensteig abonnirt werden.

Ein Brief aus Rio Novo in der brasilianischen Provinz Espirito Santo.

Rio Novo, den 19. März 1857.

Vielgeliebte Freunde und Bekannte!

Ich will Euch durch einige Zeilen treulich Bericht erstatten, wie es uns auf der Reise nach Brasilien gegangen ist. Die Reise von Basel nach Hamburg ging gut, denn wir wurden gut bewirthet und verpflegt. Acht Tage mußten wir in Hamburg zubringen bis wir auf das Schiff Franziska kamen. Die Seereise ging gut; Alle waren gesund und wohl, bis wir auf die große See kamen und das Schiff anfing zu schwanken, welches Vielen die Seekrankheit mit Erbrechen und Kopfschmerzen verursachte. Die kleine Karolina wurde sehr unwohl. Weil sie zu Hause schon unwohl war, so mochte sie die Schiffskost nicht ertragen und starb den 1. November. Am Seelensonntag wurde die Verstorbene auf Befehl des Kapitäns in einem kleinem Kahn in die Stadt Curhaven geführt und dort in geweihtem Kirchhof begraben; sonst war Niemand gestorben. Am 6. fuhr das Schiff glüklich an den englischen Küsten vorbei. Der Vater war drei Wochen und die Mutter nur 14 Tage krank. Den 1. Dezember, es war ein schöner Sommertag und hatten etwas starken Wind, passirten wir die Sonnenlinie. Am 12. Nachmittags gewahrte man auf der linken Seite eine Reihe Berge und in der Nacht darauf wurde Anker ausgeworfen; am 14. segelten wir in den mächtigen Hafen von Rio Janeiro. Die Seereise war sehr günstig und dauerte nur 50 Tage. Wir fuhren auf einem Dampfschiff ganz nahe an der Stadt vorbei nach dem Fluß Itapemeri und kamen auf einen Bauernhof, auf welchem Schwarze wohnten und woselbst unter uns 7 Schweine geschlachtet wurden. Die schwarzen Damen gingen schön gekleidet, aber baarfuß, in die Kirche. Am andern Tag wurden wir in ausgehöhlten Bäumen auf einen andern Hof geführt und alle 10 Familien in einem Haus, ganz in der Nähe des Kolonie-Direktors Gaetano Dias da Silva, untergebracht, und konnten alle Tage den Proviant bei ihm holen. Wir waren 6 Wochen ohne Arbeit. In Brasilien hat es keine so schöne Straßen wie in der Schweiz, sondern man hat bloß Fußwege. Der Koloniedirektor, Herr Gaetano Dias da Silva, kam fast alle Tage zu uns, bot jedem freundlich die Hand und die Kinder sangen ihm oft ein schönes Lied, was ihn so freute, daß er ihnen am Neujahrstag Weggen zum Geschenke machte, überhaupt scheint er ein guter Herr und menschenfreundlich zu sein. In Rio Novo bekommt man noch kein Brod, aber es wird bald eingeführt werden, denn wir haben zwei Bäker bei uns. An Lebensmitteln haben wir keinen Mangel. Wir wohnen noch auf St. Antoni, etwa eine halbe Stunde von Rio Novo. Wir sind zu frühe angekommen; es ist nicht, wie's uns versprochen war. Auf der Kolonie ist noch nichts urbar gemacht und wir können's jezt selbst machen, wie es wir haben wollen. Wir sind auf Gebirgsland, haben gesunde Luft und frisches Wasser. Wir haben ein Juchart Eibbe, Bataten, Welschkorn und Bohnen angepflanzt. Die Eibben werden so groß wie Kartoffeln, schmecken aber etwas süßlich. Die Bataten sind noch besser als die Kartoffeln. Europäische Pflanzen haben wir auch schon gesäet. Die Pflanzenzeit ist im April, März und August. Hier sind wir freie Leute, denn wir können zur Arbeit gehen, wenn's uns beliebt und niemand befiehlt uns etwas. Des Abends trinken wir fröhlich den Kaffee, aber nicht ohne Zuker und Eierkuchen, denn dies ist unser Brod. Wir haben 15 Hühner und 9 Schweine, können aber solche, sobald wir auf der Kolonie wohnen, halten, so viel wir wollen; diese sind bei uns leichter zu erhalten als bei Euch. Hier arbeitet man nicht wie in Deutschland. — Weiteres weiß ich Euch nichts zu schreiben. Schreibet mir zurük, damit ich weiß, ob Ihr meinen Brief empfangen habet oder nicht. Wir danken dem Johann Zimmermann und Allen denen, die uns geholfen haben in das neue Vaterland Brasilien. Alle sind gesund und wohl und lassen freundlich grüßen den Xaver Läber, Pathe und Base, die Großmutter und Pathin, Verena Müller und Schwager in Koblenz, sowie auch Karolina Pfiffer. Wenn Ihr schreibt, so schreibt die Adresse mit lateinischen Buchstaben an Herrn Major Gaetano Dias da Silva in Rio Novo an Kolonist Joseph Läber in Brasilien.

Diesen Brief hat geschrieben
Joseph Läber von Döttingen.
Verena Läber.

Süd-Amerika und die deutsche Auswanderung.

(Aus den „Hamburger Nachrichten".)

(Fortsezung.)

Es gibt in der Welt nichts sterileres, als die Geschichte Zentralamerikas unter der spanischen Kolonialherrschaft, nichts wüsteres, als seine Geschichte seit der Befreiung von jener Herrschaft. Bekanntlich ist die Vergangenheit aller ehemaligen spanisch-amerikanischen Kolonien wenig erquiklich, aber mag man auch die unglüklichsten dieser Staaten wie Mexiko und Peru mit ihrem endlosen Wirrsal einer Revolutionen, oder die Plataländer mit der scheußlichen Diktatur von M. Rosas in's Auge fassen, selbst sie zeigen doch ein, wenn auch noch so langsames Fortschreiten, oder sie haben wenigstens einige Momente eines kräftigeru Aufschwungs gehabt, an die sich eine wenn auch noch so schwache Hoffnung für die Zukunft knüpfen läßt. Nichts derartiges giebt es in der Geschichte von Zentralamerika. Dieses Land hat nicht einmal in der Erhebung gegen Spanien einen einzigen schönen Moment erlebt: die Freiheit, welche in allen übrigen Kolonien mit großen, in Buenos-Ayres, Chili und Venezuela sogar mit wahrhaft riesenmäßigen und ewig bewundernswerthen Anstrengungen errungen werden mußte, fiel diesem schlaffen Geschlechte ohne einen Schwertstreich in den Schooß, da es unter allen Kolonien zulezt die Hand darnach ausstrekte. So blieb diese große Wendung des Schiksals für Zentralamerika allein ohne jeden kräftigenden, erfrischenden Anstoß. Die schreklliche Reihe innerer Unruhen, welche fast überall auf die Losreißung von Spanien folgte, erklärt sich am Plata oder Orinoco aus den konvulsivischen Anstrengungen, welche die Befreiung erforderte: Zentralamerika wurde ohne diesen Grund der Schauplaz viel scheußlicherer Anarchie, die sich nun seit 36 Jahren völlig ziel- und planlos fortgewälzt hat, ohne in dieser ganzen Zeit nur einen einzigen Mann hervorzubringen, auf dem der Blik mit einigem Wohlgefallen ruhen könnte! Läßt eine so vollkommen trostlose Geschichte nicht auf die Unfruchtbarkeit eines Landes für alle höhere menschliche Kultur schließen? Und wer möchte deutsche Auswanderer in ein Land weisen, in dem, wie Montgomery 1838 schrieb und heute jeder Reisende wiederholen könnte, die Raserei der menschlichen Leidenschaften viel schrecklicher haus't, als Vulkane und Erdbeben? Wagner wird zwar erwidern, daß Costa-Rica von diesen revolutionären Erschütterungen ziemlich frei geblieben ist, meist ein höchst harmloses, unbewegtes Dasein geführt hat. Das ist wahr, obwohl doch auch Costa-Rica jeden Augenblik von dem Brande der Nachbarstaaten ergriffen worden, wie schon oft genug (und gerade jezt) geschehen ist. Diese verhältnißmäßige Ruhe wird aber bei Costa-Rica fast dadurch aufgewogen, daß es neben Guatemala das religiös bornirteste Land Zentralamerikas ist. Wagner freilich behauptet, das zwar gut und eifrig katholische Volk sei doch durchaus nicht fanatisch, die arme unwissende Geistlichkeit ohne allen politischen Einfluß. Daß ein Volk nicht fanatisch sein kann, welches nie mit einer Ketzerei in ernste Berührung kam, versteht sich von selbst; daß aber die Costa-Ricaner auch dann nicht fanatisch werden würden, wenn einmal einige Tausend Protestanten sich unter ihnen niederließen, das muß

für höchst fraglich gelten, um so mehr, als die Geistlichkeit ihren politischen Einfluß gegen Wagner's Behauptung in der Durchsezung des von ihm selbst angeführten Konkordats vom 7. Oktober 1852 schlagend dargethan hat, eines Konkordats, welches Rom alle nur möglichen Hebel in die Hand gibt, um die unwissende Bevölkerung kommenden Falls in eine wilde katholische Agitation zu werfen.

Es bleibt noch ein Punkt zu erörtern. Ich habe auf die ungünstigen geographischen Verhältnisse als Hauptschwierigkeit hingewiesen. Gewiß wird ja nie eine Ansiedelung gedeihen, welche ihre Produkte nicht leicht absezen kann; da nun aber an der Meeresküste von Zentralamerika jede europäische Ansiedelung durch das Klima unmöglich gemacht wird, aus dem gesunden Innern zum Meer aber weder Straßen noch leicht fahrbare Flüsse führen — über das Alles werden wir von Anderen wie von Wagner gründlich belehrt — so treten alle sonstigen Vorzüge vor diesem einen großen Mangel in den Schatten. Aber, wird man sagen, diese Argumentation, wie richtig sie scheine, ist doch sophistisch, weil ja bestimmt schon die allernächste Zukunft neben der Panama-Eisenbahn ähnliche Weltstraßen durch Honduras, wie Squier, oder durch Nicaragua, wie Reichardt („Nicaragua" Braunschweig 1854) zeigt, führen werde, womit dann Zentralamerika in den Besiz einiger der wichtigsten Verkehrswege der Welt komme. Gewiß wird mit diesem Augenblik eine ganz neue Aera für Zentralamerika beginnen, aber eben so gewiß — und auch darin sind Wagner, Scherzer und Squier-Andree vollkommen einig — wird mit demselben Augenblike, wo die Yankees diese neuen Weltstraßen vollendet haben, das von ihnen durchschnittene Land dem Einfluß, der Einwanderung oder der Okupation der Yankees erliegen, wie bei Panama bereits geschehen ist, d. h. die Eigenschaft verlieren, wegen deren es jezt dem deutschen Auswanderer im Gegensaz zu den Vereinigten Staaten empfohlen wird.

Südamerika.

Südamerika, dieses Riesenland, an Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit der Natur alle übrigen Länder der Erde weit überflügelnd, und die nicht gar günstige Küstenbildung seines sehr geschlossenen Körpers durch das großartigste Flußsystem von der Welt ersezend, welches mit geringer Mühe eine direkte Schifffahrt von der Mündung des Orinoco unter dem 12° S. Br. durch den Rio Negro, Amazonas, Tocantins, Paraguay bis zu der Mündung des Plata unter dem 25° auf einer Streke von 1500 Legeas möglich macht — dieses Land mit der spärlichen Bevölkerung von kaum 20 Millionen auf mehr als 300,000 Quadratmeilen, bildet ohne Frage das wichtigste Einwanderungsgebiet der Zukunft. Der ganze Tropenstrich freilich ist da, wo nicht bedeutende Höhen die Hize mildern, dem Europäer und besonders dem Deutschen unzugänglich. Andere ausgedehnte Gebiete sind durch nakte Unfruchtbarkeit, wie die ganze Küste von Peru und der nördliche Theil von Chili, oder durch unwegsame Gebirge wie Ecuador, oder durch weite Entfernung von der Küste wie Bolivia, der Einwanderung ganz oder doch für die nächste Zukunft verschlossen. Die ganze Westseite endlich am stillen Meere schmälert durch ihre große Entlegenheit die Vortheile, welche sie theilweise sonst bietet. Zu diesen Beschränkungen fügt der politische Zustand weit der meisten südamerikanischen Staaten eine weitere hinzu. Mit Ausnahme der europäischen Besizungen in Guyana und Brasilien war bekanntlich ganz Südamerika bis 1810 unter spanischer Herrschaft, von der es sich dann in einem 15jährigen Kampfe befreiend an die Stelle der absoluten Unfreiheit schrankenlose republikanische Freiheit sezte. Alle diese Republiken bis auf das einzige Chili haben seitdem mit geringen Unterbrechungen das Schauspiel des wildesten Wechsels von Militärdespotie und Anarchie dargeboten, nicht so trostlos leer an Momenten einer bessern Thätigkeit, eines hoffnungsreichen Aufschwungs wie die zentralamerikanischen Staaten, aber fast eben so arm an jeglichem wirklichen Fortschritt. Ja viele dieser Länder sind materiell und vielleicht selbst moralisch seit ihrer Befreiung vom spanischen Joch eher zurük als vorwärts gegangen.

Es verlohnt sich der Mühe, einen Blik auf die Ursachen dieser trostlosen Zustände zu werfen, zumal daraus ein wichtiges Moment zur Beurtheilung der Auswanderungsfrage genommen werden muß. Außer den schwer wiegenden Unterschieden des Klimas und des Naturreichthums hat auf den tiefen Gegensaz, den die Geschichte Nord- und Südamerikas bildet, am entscheidendsten der Umstand eingewirkt, daß der Norden mehr und mehr ein ausschließlicher Besiz der germanischen Race geworden, der Süden aber bis jezt in den Händen der Romanen, und zwar von Spaniern und Portugiesen geblieben ist, den zwei Völkern, die unter all' ihren Blutsverwandten am weitesten in Kultur aller Art zurük stehen. Diese Racenverschiedenheit aber, schon in Europa die Quelle so unendlich weit auseinander gehender Entwikelungen, hat auf dem amerikanischen Boden eine ganz eigenthümliche Erweiterung und Verstärkung gefunden. Der Angelsachse im Norden hat sein weißes Blut rein erhalten, die eingebornen Indianer ausgetilgt oder zurükgeworfen, die eingeführten Neger durch eine tiefe Kluft von sich geschieden. Ganz anders die Spanier und Portugiesen im Süden. Auch sie zwar haben die einst blühenden Reiche der Azteken und Incas mit unbarmherziger Hand in menschenleere Wildnisse verwandelt, sie zuerst die Sklaverei der Schwarzen eingeführt; aber diese feindselige Energie der ersten Conquistadorengenerationen erschlaffte rasch: neben dem militärischen und feudalen Element machte sich im 17. Jahrhundert das geistliche der Jesuiten geltend und die Bekehrung der Indianer und Neger zu einem Christenthume, welches in seinem bunten Zeremonienkram beiden ganz anders verständlich war, als die puritanische Orthodoxie der Ansiedler im Norden, schlug die Brüke zu einer ausgedehnten fleischlichen Vermischung der auch ihrerseits von den rothen und schwarzen Menschen in Charakter und Sitten nicht so weit wie die Germanen entfernten romanischen Creolen. Man hat die Milde des Katholizismus, der so auch die niedrigsten Racen in sich aufzunehmen wisse, und die Menschlichkeit der Spanier und Portugiesen gegen ihre Sklaven oft gerühmt. Aber aus einer sehr kurzsichtigen Weichherzigkeit. Ueberall in der Geschichte sind die bildungsunfähigen Völker vor den kräftigen, bildungstüchtigen verschwunden. Wozu das entgegengesezte Verfahren führe, zeigt Südamerika in einem abschrekenden Beispiele. Jene geistige und fleischliche Vermischung der Europär mit Indianern und Negern hat nicht diese zu Jenen hinauf-, sondern Jene zu diesen herabgezogen. Südamerika ist mit einem wüsten, fast unübersehbaren Chaos von Mischlingsracen überdekt, welche nach dem Urtheil der scharfsinnigen Forscher die Eigenthümlichkeit besizen, die Fehler der sie erzeugenden reinen Racen in potenzirtem Grade zu vereinigen. Die Sittenlosigkeit, Trägheit und nichtsnuzige Schlauheit der unter ein heißes, üppiges Klima versezten Südromanen auf der einen, die brutale Indolenz der Indianer und die faule Sinnlichkeit der Neger auf der anderen Seite kulminiren in den Mestizen und Mulatten. Der rohste Racenstolz und Racenhaß zerreißt überall diese vielfarbige Bevölkerung, in der die wenigen Weißen (nicht 5 unter den 20 Millionen) fast verschwinden. In diesem Verhältnisse liegt die Hauptquelle der traurigen Geschichte von Südamerika in diesem Jahrhundert. Die einzige Republik, welche eine tröstliche Ausnahme von dem despotisch-anarchischen Chaos der übrigen macht, Chili, hat dies nach Pöppig's Urtheil vor Allem seiner fast ungemischten Bevölkerung zu danken.

So ist Südamerika gegenwärtig überwiegend entweder von bildungsunfähigen oder von unreinen Racen, Menschen mit verdorbenem Blut, bevölkert, an denen ihr widernatürlicher Ursprung sich gerächt hat durch völlige Unfruchtbarkeit an aller edlen, menschenwürdigen Thätigkeit. Man kann kaum zweifeln: hat dieses gesegnetste Land der Erde eine bessere Zukunft, so wird sie nur durch Menschen von besserem und reinen Blut begründet werden können, nur durch germanische Elemente, wie die einsichtigsten Südamerikaner selbst uns belehrt haben. Die Frage wäre demnach lediglich: welchem germanischen Stamme wird dieses Werk, Südamerika der Kultur zu gewinnen, zufallen, dem amerikanischen oder dem europäischen, der englischen oder der deutschen Linie.

Auf die Zustände der einzelnen Republiken näher einzugehen, verlohnt durchaus der Mühe nicht. Sie Alle zwar haben das Glük gehabt, ihre Bürgerkriege durch längere oder kürzere Perioden des Friedens und der Ordnung unterbrochen zu sehen, wo dann überall, in Venezuela wie in Peru, der natürliche Reichthum die kurze Thätigkeit der Menschen rasch und freigebig belohnte; aber überall ist auch auf diese Perioden der Rükfall erfolgt und der kurze Aufschwung in einem zähen Verfall begraben. Ueberall wechseln Militärtyrannei und Militäraufstand, oder gehen Hand in Hand; überall sind moralische wie materielle Interessen völlig vernachlässigt; überall herrscht ärgste Finanznoth und Schwindel; überall Unsicherheit und äußerste Korruption in Verwaltung und Justiz; überall Mangel an den nöthigsten Straßen. Es versteht sich von selbst, daß es Verwerfenheit wäre, deutsche Ansiedler in so zerrüttete Staaten zu weisen, mögen sie auch, wie Peru 1853, die lokendsten Kolonialgeseze erlassen.

Nur mit zwei dieser Republiken haben sachverständige und gewissenhafte Männer eine Ausnahme gemacht und sie dringend zum Sammelplaz für deutsche Ansiedler empfohlen: die Plataſtaaten und Chili; beide größtentheils in gemäßigter Zone gelegen; beide reich an ausgedehnten Strichen trefflichen, aber bisher unbebauten Bodens, beide bereit, den deutschen Einwanderer zu unterstüzen. Unter ihnen hat Chili darin einen großen Vorzug, daß seine politische und materielle Entwiklung den erfreulichsten Gegensaz zu den wilden Taumel aller übrigen Republiken bildet. Chili kann man sagen, ist der südamerikanische Musterstaat. Um die Befreiung des Kontinents von Spanien eben so verdient, wie Buenos-Ayres, hat es sich nur kurze Zeit von den Folgen dieser gewaltsamen Aufregung beherrschen lassen; durch die Opfer des Krieges nicht Schulden beladen, wie nur eine andere Republik, hat es rasch begonnen, durch geordnete Wirthschaft seine Verpflichtungen zu erfüllen, dann sie allmälig abzulösen. Vom ersten Augenblike der Erhebung an zeigte der Gang der Dinge in Chili eine ganz abweichende Physiognomie. Hier blieben die Zügel der Regierung immer in den Händen der Vermögendsten und Gebildetsten, hier war immer Alles mehr geordnet, bürgerlich, solide. Gegen die weichliche Schlaffheit Peru's stach es köstlich ab durch eine unermüdliche Energie, gegen die wilde Kraft der argentinischen Provinzen durch verständige Mäßigung. Chili sah nie die Artigas, Lopez, Quiroga, Rosas, welche nacheinander am Plata mit ihren Gauchos dem menschlichen Wesen den Krieg zu erklären schienen, nie die demagogischen Ausschweifungen der Portenos oder Neugranadier, wie das wüste Ringen der Racen wie Venezuela oder Brasilien. Und es vermied alle diese Exzesse einer unreifen Freiheit, ohne der tristen Erstarrung Paraguay's unter einem halbverrükten Despoten nur von Ferne zu verfallen. Als Rosas in Buenos-Ayres die bluttriefende Geißel seiner 22jährigen „Restauration der Geseze" erhob, begann in Santiago eine regelmäßige, merkwürdig stetige Regierung (in 30 Jahren nur 3 Präsidenten!), die nun, seit 27 Jahren kaum durch einen flüchtigen Putsch unterbrochen, das Land auf der Bahn eines kräftigen Fortschritts vorangeführt hat. Wenn irgendwo in Südamerika, so scheint in Chili durch Gesez und Praxis, durch Einrichtungen und Menschen die Garantie einer sichern, stetig fortschreitenden Zukunft gegeben zu sein.

Man begreift unter diesen Verhältnissen, daß Chili der deutschen Auswanderung vielfach warm empfohlen ist. Leider kommt den Vortheilen der politischen Ordnung die Lage und Beschaffenheit des Landes nicht ganz gleich. Eine Reise um's Kap Horn ist heute und in alle Zukunft eine Fatalität, und sollte auch früher als wahrscheinlich die Eisenbahn von Bolivia über die Einsenkung der Anden und durch die Pampas an den Plata zu Stande kommen, so wird der Transport von Deutschland immer ein sehr schwieriger und kostspieliger sein. Auch die Beschaffenheit des Landes bietet einige Schwierigkeit. Vom Norden abgesehen, wo der Bergbau außerordentlich lohnend, der Akerbau aber so gut wie unmöglich, bedarf es auch in der Mitte des Landes fast überall der künstlichen Bewässerung. Um Concepcion, wo das Land in ewigem Grün prangen soll, stört die Nachbarschaft der Araucaner. Es bleibt der südlichste Theil, Valdivia und Chili übrig. Da haben nun Kurhessen (s. Philippi Nachrichten über Valdivia. Kassel 1851 und 1852) ein Stük Land ausgemittelt, das nach ihrer Schilderung alle Vortheile der Fruchtbarkeit, der Nachbarschaft an einem trefflichen Hafen u. s. w. vereinigt. In der That sind von 1846—1855 über Hamburg 1822 deutsche Auswanderer nach Chili gegangen. Ueber den Erfolg sind uns keine neuen Nachrichten bekannt. Wenn man aus der stetigen Abnahme der Auswanderung seit 1852 (1852: 581, 1853: 326, 1854: 263, 1855: 192) einen Schluß ziehen dürfte, so stände es nicht sehr günstig. Gewiß ist, daß die Regierung von Chili bisher nicht gar großen Werth auf die Einwanderung legte, außer wenn die Einwanderer sich etwa hergeben, höchst streitige Gebiete unten in Patagonien für Chili zu gewinnen! Liest man die Instruktionen bei Philippi und vergleicht damit die am Plata oder in Brasilien dargebotenen Hülfleistungen, so wird man inne, daß Chili bisher ziemlich kühl in dieser Frage sich verhält. Natürlich, da Aker- und Bergbau, Handel und Gewerbe ohne Einwanderer so schöne Fortschritte gemacht haben. Ohne wesentliche Unterstüzung aber von Seiten des zu kolonisirenden Staates wird eine Massenniederlassung in keinem südamerikanischen Lande gelingen.

(Fortsezung folgt.)

Verschiedenes.

Frankreich. (Auswanderungsstatistik von Havre.) Im Monat Juni schifften sich zu Havre 2009 Auswanderer ein. 1758 gingen nach New-York, 18 nach New-Orleans und 233 nach Buenos-Ayres. Während der sechs ersten Monate dieses Jahres betrug die Gesammt-Auswanderung über Havre 16,472 Personen; im vorigen Jahre nur 14,601.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Landwirthschaftliches.) Dem „Schwäb. Merkur" wird aus Philadelphia vom 11. Juni geschrieben: Wir hatten den sonderbarsten Frühling, dessen sich Amerika erinnern kann. Kalt bis Mitte Mai, dann Regen und warmes Wetter, so daß die Gewächse aus der Erde schossen und die Bäume sich in den schönsten Blüthenschmuk stellten, aber kaum jubelte Alles über die herrlichen Aussichten der Saat und des Obstes, so trat wieder kaltes und unfreundliches Regenwetter ein, und schon seit vierzehn Tagen sehen wir keinen klaren Himmel. Der Roggen, der in der Blüthe steht, leidet sehr, das Welschkorn, die Hauptfrucht Amerika's, bleibt zurük und das Frühobst verkrüppelt, und wenn dieses Wetter nur auf kurze Zeit andauert, so werden die Fruchtpreise, die wieder etwas gefallen waren, ungemein steigen und auch die Wirkung eines günstigen europäischen Ernteausfalls schwächen. Aber nicht allein über die Saat haben wir Klage zu führen, auch bei unsern Hausthieren ist eine Seuche eingetreten, die Tausende von Schweinen wegrafft und besonders junge. Schweinefleisch wird wegen der Seuche, die unter diese Thiere gerathen, wenig genossen, deswegen steigen aber die Preise des andern Fleisches so enorm, daß der fleischliebende Amerikaner ganz ungehalten wird. Kalbfleisch, das man früher für 5—6 Cents kaufte, kostet jezt 14 — 15 per Pfd. (35 kr.), Rindfleisch 16 — 18 Cents (43—46 kr.) per Pfd. u. s. w. Die Arbeiter verdienen jezt einen hohen Lohn, doch harmonirt derselbe noch lange nicht mit den ungeheuren Preisen der Lebensmittel.

— Der von seinem Freibeuterzuge heimgekehrte „General" Walker bereist jezt die Vereinigten Staaten, wie — Bacherl Deutschland, und erregt, wie dieser, viel Heiterkeit und Aufsehen unter der Jugend. Zulezt befand sich der Flibustier in New-York, wo er sich gerne zeigte und wo er oft „Lyeachte."

(D. Ausw.-Ztg.)

— New-York. Wegen Organisation der New-Yorker Polizei hatten sich die Köpfe der Bürger und Einwohner schon länger erhizt. Ein auf die streitige Frage bezüglicher Ausspruch des Gerichtshofes zu Albany führte am Unabhängigkeitsfeste (4. Juli) einen bedeutenden Straßenkrawall herbei, in welchem die Polizei und die unzufriedene Partei drei Stunden lang auf einander schossen. Man zählt 10 Todte und 150 Verwundete. Glüklicher Weise war es nicht nöthig, drei schon aufgebotene und mit scharfen Patronen versehene Milizregimenter in's Feuer zu führen.

— Jowa. Dubuque ist, wie Milwaukee, von einem Franzosen gegründet, hat sich aber gegen seinen Gründer (Julien Dubuque, gestorben zu Anfang dieses Jahrhunderts), indem es seinen Namen beibehielt, dankbarer bewiesen, als Milwaukee gegen den seinigen. Der Geschäftstheil von Dubuque liegt am flachen Ufer des Flusses, ein großer Theil der Wohnhäuser befindet sich aber auf den nahen Hügeln, von denen aus man einen herrlichen Ueberblik über Stadt und Umgegend hat. Die Hauptgebäude von Dubuque sind aus rothen Ziegelsteinen erbaut, die Hauptstraße ist die mehrere Meilen lange Mainstraße, mit vielen Kaufleuten und ziemlich lebhaftem Verkehr. Gegenwärtig hört man hier viel klagen über „schlechte Zeiten," Theurung und übermäßige Preise. In Bezug auf die lezteren will ich erwähnen, daß für einen nicht allzugeräumigen „Store" in der Hauptstraße 2—3000 Dollars Miethzins bezahlt werden, und daß z. B. der Preis des Heu's 60 Doll. per Tonne ist. Die Bevölkerung von Dubuque beträgt ungefähr 15,000, von denen ein Drittel Deutsche, ein Drittel Irländer und ein Drittel Amerikaner sind. Die Deutschen sind zur größeren Hälfte Katholiken, und als solche natürlicher Weise Demokraten; ihr Organ ist der „National-Demokrat," der von einem Irländer und einem Deutschen herausgegeben wird; den freisinnigen, d. h. nicht-katholischen und nicht-demokratischen Theil der Deutschen vertritt die „Jowa Staatszeitung." — Bei Dubuque wird auch etwas Catawba-Wein gebaut, der nicht übel, wenn auch nicht so gut schmekt, wie der von Burlington und Cincinnati. Daß es auch Brauereien in Dubuque giebt, ist selbstverständlich; die eine, die von Schmid und Komp., habe ich besucht; sie ist, so viel ich höre, die größte dieser Stadt und vortrefflich gelegen.

— Texas. (Der Brand des Dampfers Louisiana.) Galvestoner Blätter bringen die Einzelnheiten über den Brand des Dampfers Louisiana. Der Dampfer befand sich am 31. Mai 8 Meilen südöstlich von Galveston früh Morgens 1 Uhr, als sich plözlich eine Feuersäule aus der Mitte des Schiffes erhob, wie es schien aus dem Heizraum. Noch ehe sich die Flammen ringsum verbreiteten, wurde das Feuersignal gegeben, wahrscheinlich aber von den Passagieren, die in den Betten waren, nicht gehört. Zum Löschen war es sehr bald zu spät. Die Mannschaft und die aufgeweckten Passagiere rannten nach den Booten, ließen sie herab und stürzten hinein. Ein Boot mit Damen schlug um. Die Verwirrung war grenzenlos. Inzwischen befand sich Kapitän Sheppard allein im Steuerhaus und steuerte dem Lande zu, das er bald zu erreichen hoffte. Er rief den Leuten deshalb zu, das Schiff nicht zu verlassen. Die Absicht des Kapitäns wurde dadurch vereitelt, daß das Steuerseil verbrannte. Erst dann verließ er seinen Plaz, jezt aber hatte man die Boote, die erst halb gefüllt waren, weit zurükgelassen. Er rief nun allen noch an Bord befindlichen Personen zu, sich zu retten. Alles stürzte sich nun voll Verzweiflung mit Rettungsgürteln, Bänken, Thüren ꝛc. über Bord, der Kapitän zulezt mit einem Stuhl. Es eilten inzwischen mehrere Fahrzeuge herbei, zuerst der Dampfer Galveston, Kap. Dennison, der eine Anzahl Personen rettete, die länger als vier Stunden im Wasser gewesen, darunter Kapitän Sheppard. Von den an Bord befindlichen Personen, etwa 104, wurden 49 gerettet, und 55 werden nach den lezten Nachrichten vermißt.

Kanada. Durch den Indian sind Nachrichten aus Quebek vom 4. Juli eingetroffen. Bis dorthin waren 200 Leichen vom verunglükten Dampfer Montreal aufgefunden worden.

— Offiziellen Ausweisen zufolge waren im lezt-verflossenen Jahre 22,439 Auswanderer in Quebek gelandet, darunter 10,353 aus England, 1683 aus Irland, 2794 aus Schottland, 4537 aus Deutschland, 2806 aus Norwegen. Gegen 1855 hatte sich die Zahl der englischen Einwanderer um 1452 Köpfe vermindert, die der andern um 3047 vermehrt. Seit 1829 war Quebek das Ziel von 868,908 Einwanderern gewesen, davon die meisten arbeitsame, kräftige Leute, denen es im neuen Vaterlande sehr wohl ist.

Asien. Im russischen Theile der Mandschurei soll nun auch eine deutsche Kolonie gegründet werden. Mit dieser Absicht geht Otto Esche, ein Deutscher zu San Franzisko in Kalifornien, um. Er habe auf einer Reise durch England, Deutschland und Frankreich eine Anzahl Kapitalisten für seine Pläne gewonnen und der Großfürst Konstantin habe seine Protektion zugesagt. Ein Schiff sollte Mitte Mai mit Maschinen, häuslichen Geräthschaften u. s. w. von San Franzisko nach dem Amur abgehen. Die Mündung des Amur liegt bekanntlich noch unter einem sehr winterlichen Klima. Aber der mittlere Theil dieses Flusses, im Innern des Landes und bedeutend südlicher, durchfließt ein schönes fruchtbares Land mit gemäßigtem Klima. Akerbaukolonien in jener Gegend hätten bei der immer höher steigenden Bedeutung des Stillen Meeres ohne Zweifel sehr günstige Aussichten und es wäre Alles recht, wenn nur das Land — nicht russisch wäre.

Feuilleton.

An der Atascosa.

Eine texanische Skizze.

(Att. Stud.)

(Fortsezung.)

Der Kommandant war nicht wenig erstaunt, uns zu sehen. Die ganze Mannschaft war allarmirt, obwohl vom Fort aus, in dessen Nähe kein Feind zu sehen war, nicht geschossen wurde. Mit Ungeduld erwarteten wir den Anbruch des Tages, um die Indianer in ihrem Schlupfwinkel, der waldigen Schlucht, aufzusuchen. Er kam endlich, und mit ihm die Lösung des Räthsels, was jenes Gewehrfeuer zu bedeuten gehabt hatte.

Es mochte die Absicht des Feindes gewesen sein, die Besazung hinter ihren Wällen hervorzulokken, die sie nicht sich getrauten, einzunehmen. Sie überraschten einige Soldaten gegen Abend in der Nähe der Schlucht, als sie die weidenden Pferde nach Hause trieben, nahmen ihnen einige davon ab und vertrieben die Soldaten, die sich mit den übrigen Pferden in's Fort retteten. Einer der Flüchtlinge, dem der Weg abgeschnitten ward, entkam über die Schlucht, um uns Nachricht zu bringen. Darauf zündeten sie im Dikicht eine Unmasse von kleinen, dürren Flaschenkürbissen an, die beim Zerplazen einen Knall wie Schießgewehr geben, um die Besazung glauben zu machen, es sei ein Gefecht zwischen Indianern und Weißen im Gange, welche der Hülfe aus dem Fort bedürften. Wäre die Besazung verleitet worden, hervorzubrechen, so hätte sie der Feind von einer äußerst günstigen Stellung aus angreifen und in ihrem Rüken leicht das Fort einnehmen können. Das mochte, wie gesagt, der Plan gewesen sein; denn beim Ausrüken am Morgen fanden wir die Waldschlucht vom Feinde verlassen, eine mächtige Brandstätte mit den Resten der verbrannten Flaschenkürbisse bedekt; Fußstapfen rings um das Fort zeigten die innegehabte Stellung des Feindes und den Weg, auf dem sie abgezogen waren. Es war also offenbar, daß sie ihren Plan aufgegeben hatten, da sie die Besazung nicht hatten herauslokken können, und mit einem Duzend geraubter Pferde zufrieden abgezogen waren.

Der Kommandant ließ an Mannschaft ausrüken, was er beritten machen konnte, um dem Feinde auf seinem Rükmarsche die geraubten Pferde wieder abzunehmen und zugleich unserer Ansiedelung Hülfe zu bringen, im Falle sie von den Wilden angegriffen wäre. Er entließ uns mit den schmeichelhaftesten Worten und Versprechungen, und wir folgten den feindlichen Fußstapfen, die unweit unserer Ansiedelung vorüberführten. Hier fanden wir Alles in tiefsten Frieden — kein Feind hatte sich gezeigt.

An unserer Statt, die wir müde waren, stiegen unsere drei Kameraden zu Pferde und begleiteten die Soldaten auf der Verfolgung des Feindes. Es gelang ihnen auch am Ende des zweiten Tages, denselben unweit der San Saba zu überraschen. Da er aber wenigstens dreifach stärker war, als die Verfolger, so mußten diese sich damit begnügen, vier oder fünf der Pferde wieder zu erlangen und einige der Räuber zu verwunden und alle in die Flucht zu jagen.

Unser Auftreten in diesem einzigen Falle, wo wir feindselig mit größeren Indianerhaufen zusammentrafen, hat genügt, uns bei denselben in dauernden Respekt zu sezen. Nie ist eine deutsche Ansiedelung im Lande von ihnen mehr befeindet oder überfallen worden, und drei oder vier Raubmordfälle, die vereinzelten deutschen Reisenden begegneten, ausgenommen, können die Deutschen in West-Texas sich so wenig über Indianerfeindseligkeiten beklagen, daß vielmehr manche von ihnen die bevorstehende Ansiedelung der Indianer an Redriver sehr bedauern, weil diese den vortheilhaften Zwischenhandel mit ihnen aufheben muß.

Ich bin oft als Bote, oder um Proviant zu holen, nach Friedrichsburg und Neubraunfels von unserer Ansiedelung ausgesandt worden. Nie ist mir wieder ein feindseliger Indianer aufgestoßen. Ich bediente mich freilich auch doppelter Vorsicht, da ich allein ritt. Nie machte ich ein Feuer an auf meinem Nachtlagerplaze. Ich bereitete an der Straße kurz vor Sonnenuntergang mein Abendbrod und ließ mein Pferd grasen. Nach Einbruch der Nacht ritt ich dann immer einige Meilen in die Prairie hinein und wählte zum Nachtlager einen hochgelegenen Punkt, von welchem aus ich weit und breit die Gegend übersehen konnte. Im Uebrigen verließ ich mich auf mein scharfes Auge, meine nie fehlende Büchse und mein rasches Pferd.

Es ist doch merkwürdig — versezte ich — daß diese Indianer so sehr den Verlust Eines der ihrigen fürchten und nie einen Feind angreifen, wenn sie nicht mit möglichst wenigen Opfern ihn zu vernichten hoffen können.

Gar nicht merkwürdig — entgegneten die Anderen. Sie kennen zu gut die große Anzahl der weißen Männer und wissen, daß deren Lüken im Kampfe leicht zu ersezen sind, während sie selbst nur eine kleine Anzahl bilden, und keinen ihrer Krieger ohne Noth verlieren dürfen, da ihre Lüken nicht wieder auszufüllen sind.

Mir ist ein Vorfall erinnerlich, der in der Nähe meiner Farm am Salado vor nicht langer Zeit passirte — fuhr ein Zweiter meiner Gefährten fort. Es waren zwei kühne Jäger, welche dort auf Bären, Panther und Hirsche jagten und vom Erlös aus den Fellen sich ernährten. Sie sahen sich eines Tages plözlich von zehn bis zwölf Indianern umzingelt und zogen sich mit genauer Noth auf einen nahen Hügel zurük, dessen Spize mit großen Felsstüken bedekt war. „Wir sind verloren!" rief der Jüngere von beiden und duke sich hinter die Felsen. „Noch nicht!" erwiderte der Aeltere und zeigte sich dem Feind über die Brustwehr hervor. Die Indi

auer kamen ringsum näher, obwohl mit großer Vorsicht, und Einer davon, der ihr Führer zu sein schien, rief auf Spanisch dem Jäger sich zu ergeben. Dieser schüttelte zur Antwort ganz ruhig mit dem Kopfe. Der Häuptling trat nach einer Weile allein, indem er das Zeichen gab, daß er parlamentiren wolle. „Warum ergebt Ihr Euch nicht? Ihr seid nur zwei Mann und wir sind so viele." — „Weil wir stark genug sind für Euch," war die kühne Antwort, und er zeigte ihm zwei Doppelbüchsen, zwei Revolver und zwei lange Bowiemesser. — Diese Antwort genügte dem Indianer, der sich bald mit seinen Leuten zurük zog. — So sehr müssen diese Wilden den Verlust eines einzigen Kriegers fürchten. Ein kühner Mann kann ihnen gegenüber unglaublich viel wagen, nur muß er immer auf seiner Hut sein und sich nie überraschen lassen. In den lezten Jahren sind sie übrigens von Hunger und Elend so dezimirt und durch die vorrükenden Ansiedelungen von ihrer Schwäche belehrt worden, daß sie nur in den entlegensten Gegenden noch zu fürchten sind.

Wie als wenn diese Behauptung Lügen gestraft werden sollte, ließ sich einmal ein langgezogener durchdringender Ton, wie das Geheul vieler Wölfe, hören. Wir erhoben uns gleichzeitig, griffen zu den Büchsen und ich hörte den Ansiedler vom Llano vor sich hin murmeln: „Das könnte doch ein War-whoop sein. Wir sind in einer hinlänglich entlegenen Gegend." Wir stahlen uns nach verschiedenen Seiten aus dem Bereiche des Feuerscheins in die tiefsten Schatten und umkreisten unsere Lagerstatt in ziemlichem Umfange. Wir schlichen geräuschlos durch das fast mannshohe Gras und lauschten. Aber die ganze Natur war verstummt, nur der Spottvogel ließ seinen mannigfachen Ruf hören. Als wir nach einer Weile wieder am Feuer vereinigt waren, banden wir die Pferde näher heran, und Einer von uns mußte abwechselnd im Schatten der Eiche Wache halten, während wir Anderen behaglich am Feuer uns niederließen, das fleißig unterhalten wurde, und den Kaffee zu Maisbrod und Wurst schlürften.

Das frugale Mahl war bald beendet und wir legten uns nach langer Anstrengung zum Schlafen. Aber ein wehmüthiges Gefühl und eine traurige Erinnerung hielt mich wach — die Erinnerung an einen abgeschiedenen Freund, der noch bei mir gesessen hatte, als ich das lezte Mal — vor fast zwei Jahren — unter freiem Himmel „gekämpt" hatte. Die Anderen konnten auch nicht schlafen — dem Einen war es zu naßkalt auf der nebligen Wacht, dem Anderen zu heiß an dem riesigen Feuer, das bereits die untersten Aeste der Eiche verkohlte. Wir kamen wieder zum Schwazen und ich erzählte die Schiksale dieses meines Freundes.

„Er war ein Bauer, aber ein Mann von Bildung. Unglüklich verheirathet, suchte er außer dem Hause Trost, aber nicht beim Schnapsglase, sondern im eifrigen Umgange mit unterrichteten Männern. So lernte ich ihn kennen. Als er an der Bewegung des Jahres 1848 sich mit Feuereifer betheiligte, fanden seine Verwandten so großes Aergerniß daran, daß sie ihn zu verderben beschlossen. Ein bestochener Advokat und zwei bestochene Aerzte waren bald gefunden, die ihn für wahnsinnig erklärten, so daß die Behörden ihn unter Vormundschaft stellten und seiner Vermögensverwaltung beraubten. Er ward unter Aufsicht derselben Verwandten gebracht, die ihm diesen Streich gespielt hatten, um ihn, weil er kinderlos war, desto sicherer beerben zu können, und mußte als Knecht für das liebe Brod arbeiten.

In dieser aussichtslosen und elenden Lage klagte er mir seine Noth, und machte mir große Versprechungen, wenn ich ihn aus derselben befreite. Ich wies die Versprechungen zurük, ging aber unverzüglich an's Werk. Den Advokaten, seinen Verderber, kannte ich und wußte, daß er Ursache mich zu fürchten und warmzuhalten hatte. Ich versprach ihm etliche hundert Thaler, wenn es ihm gelänge, meinen Freund W . . . wieder frei zu machen, und er ließ sich darauf ein. Um aber seiner redlichen Sachführung gewiß zu sein, nahmen wir einen zweiten Advokaten an, den ehrlichsten und tüchtigsten im Lande, der mein Freund war. Mit der Ehefrau und ihrer Familie, die auf Scheidung angetragen hatten und dabei einen ziemlichen Theil des ehemännlichen Vermögens zu schnappen dachten, das sie heimlich auf die Seite gebracht hatten, unterhandelte ich selbst — und mit vielem Erfolge. Was fast unmöglich geschienen hatte, wir sezten es durch unermüdliche Bemühungen durch, W . . . wurde nach einigen Monaten für vollständig geheilt erklärt, in die Verwaltung seines Vermögens eingesezt, seine Ehe wurde unter der Bedingung geschieden, daß er sofort nach Amerika auswandere; der Vergleich mit seiner Frau fiel so günstig aus, daß er alles von ihr bei Seite gebrachte Geld wiedererhielt — und was mehr als Alles war — er war in den Augen der Welt wiederhergestellt und ein freier Mann.

Seine Dankbarkeit gegen mich kannte keine Grenzen. Ich hatte genug zu thun, seine freundschaftlichen Anerbietungen zurükzuweisen, mußte ihm aber, da ich aus politischen Gründen gezwungen war, Deutschland zu verlassen, versprechen, ihn nach Texas, dem Ziele meiner Auswanderung, mitzunehmen und ihn nie von meiner Seite zu lassen.

Wir gingen zur See. Sein herzliches, edelmenschliches Betragen, sein Verstand und seine sonstigen gewinnenden Eigenschaften machten ihm alle Schiffsgenossen zu Freunden. Es war ein bodenlos tollkühner Wagehals trotz seiner 38 Jahre. Auf die höchste Mastspize hinaufzuklettern und an den äußersten Spanntauen herabzugleiten, um die ganze äußere Wandung des Rumpfes wie ein Eichhörnchen herumzusteigen und weit draußen auf dem Bugspriet zu reiten — das machte ihm Kurzweil; er that es nicht, um bewundert zu werden — es trieb ihn die Fülle seines vor Freude und Jubel übersprudelnden Gemüthes, aller unserer Bitten ungeachtet, den möglichst umfassenden Gebrauch von seiner Freiheit zu machen. Es war in dieser Beziehung etwas Kindliches — ich möchte sagen — bei aller Unschuld und Herzensreinheit Knäbisches an ihm. Niemand konnte ihm gram sein. Wäre er glüklich verheirathet gewesen — gewiß er hätte einen musterhaften Ehemann, Familienvater und Weltbürger abgegeben. — Auf dem Schiffe lernte er ein junges Mädchen kennen, die an ihm eine Eroberung machte. Er war ja wohlhabend, schön und männlich — kurz eine Partie, wie sie jedes Mädchen gern macht. Sie hatte viel Empfehlendes — und in Kurzem war W . . . s Schiksal unwiderruflich besiegelt.

Ich warnte ihn ein einziges Mal vor zu schnellem Handeln. Vergebens — die Liebe hatte ihn blind gemacht, und ich war zu stolz, um meinen Rath zu wiederholen.

Wir landeten in Indianola, kauften zwei Pferde und zwei Maulthiere, spannten sie vor einen aus Deutschland mitgebrachten eigens dazu gebauten Wagen, luden meine Familie und W . . . s Geliebte darauf und fuhren, grün an Landeserfahrung, wie an Hoffnungen in's Land hinein. Die Reise war abenteuerlich genug. Schon beim ersten Nachtlager entliefen uns unsere vier Zugthiere, und mit Mühe trieben wir sie wieder auf am nächsten Morgen. Wir waren kaum einige Meilen weit gefahren, als sie mit dem schwerbeladenen Wagen durchgingen. Dabei fiel der Fuhrmann, ein auf unsere Kosten mitgebrachter Landsmann, zwischen die Pferde und das linke Vorder- und Hinterrad, und kam wie durch ein Wunder nur durch eine plözliche Biegung des Wagens mit einen halben Glaxlopfe davon. Die Thiere aber rannten im Galopp mit dem Wagen, auf dem unsere Lieben, die Frauen und Kinder, saßen, dem Ufer des nahen Chocolade-Flusses zu, wo keine Rettung für sie zu hoffen war. Wir Beide keuchten hinterdrein und brachten sie endlich zum Stehen, ohne weiteren Verlust. In der zweiten Nacht liefen uns drei von den Thieren abermals hinweg. Das dritte fingen wir am Wasser wieder ein, und da ich der einzige sattelfeste Reiter war, so mußte ich mich entschließen, die Flüchtlinge zu suchen. Kurzsichtig, wie ich bin, wollte es mir trotz meiner Augengläser lange nicht gelingen, unsere Thiere aus einer Heerde von Tausenden zahmer und halbwilder Pferde und Maulthiere herauszufinden, und nur mit bezahlter Hülfe eines Negerknaben und nach stundenlangem Jagen gelang es, die ganze Heerde in eine große Penne einzutreiben, wo wir dann unsere Schnellläufer herausholten. Diese wilde Jagd, die ich seitdem noch besser kennen gelernt habe, konnte für uns Neulinge ein Kunststük heißen, und da sie sich neun Tage lang fast täglich wiederholte, so lernten wir auf diese Weise ein gut Stük Landes, seiner Bewohner und ihrer Lebensweise kennen. Mir, als ehemaliger Stubensizer und Bücherwurm, gewann das Viehtreiben bald etwas höchlig Anziehendes. Auf der endlosen Prairie dahinjagen, bald wilde Pferde, bald zahme, oder Rinder vor sich her, die alle Augenblike seitwärts vom Wege abbiegen, so daß man sein eignes Roß im ärgsten Galopp bald rechts, bald links herumwerfen muß, um die Flüchtlinge einzukreisen; über Gräben und Baumstümpfe, über Gesträpp und Steine sezen und dabei fest im Sattel sizen, der Flüchtling, wie der Jäger und sein Roß immer mehr in's Feuer gerathend, bis jener endlich müde wird und sich eintreiben läßt — dabei die glühende Sonne über dem Scheitel, die eine im Norden unbekannte Fülle von Licht über die saftige, blumige Steppe gießt — es ist etwas in diesem Treiben, daß auch den verstaubtesten Büchermenschen wieder jung und frisch machen muß!

Doch das ist Ihnen bekannt genug, Freunde. Was Ihnen nicht bekannt sein wird, war, daß mit mir auf demselben Schiffe an 120 Landsleute alte Freunde und Bekannte, in Texas anlangten, die gutentheils mir zu lieb dieses Land zu ihrer neuen Heimath gewählt hatten. Mit Ochsenfuhrwerk waren sie von Indianola ein oder zwei Tage vor uns landeinwärts gezogen. Das Unglük wollte, daß wenige Tage vor unserer Ankunft in Viktoria einige Cholerafälle ausgebrochen waren, während übrigens im ganzen Lande nichts von dieser Krankheit zu spüren war. Auch hatten sie meinen wohlbegründeten Rath nicht beachtet, der dahin ging, sie sollten ihr Nachtquartier immer in der Nähe menschlicher Wohnungen aufschlagen. So hatte sie denn eines Nachts ein ächt texanisches Gewitter mit einer Sündfluth von Regen auf freier Prairie heimgesucht, und nun mußten die Aermsten, mehrentheils Familienväter und Mütter, ihre kleinsten Kinder auf den Rüken, die größeren an der Hand, fünf Meilen weit bis zur nächsten Farm durch eine fußhoch überfluthete Prairie und brustief durch angeschwollene Creeks waten. Diese Anstrengung und die aus Viktoria mitgebrachte Ansteckung warf eine Anzahl davon auf's Krankenlager. Auf den mit Kisten und Kasten vollgepfropften Ochsenwagen, unter einer dünnen Plane vor der Sonnengluth kaum nothdürftig geschüzt, kamen sie bis nach Seguin, wo ich eben recht eintraf, um sieben Familienväter und Mütter in einem Tage begraben zu helfen. Ein Kind wurde in einer Stunde ganz elternlos und fand glüklicherweise ein kinderloses Ehepaar, das die Kleine an Kindesstatt annahm. In Neubraunfels starben nachträglich noch an zwanzig Personen, und einige Andere, über so vieles Unglük außer sich, begingen Selbstmord.

Es ist wahr, Texas ist ein schönes Land; aber ich lernte es gleich bei meinem Eintritt von einer sehr unvortheilhaften Seite kennen, ohne daß die Schuld davon auf das Land fallen mag.

Nachdem wir, W . . . und ich, einige Wochen lang von Neubraunfels aus das Land besehen und Pläne geschmiedet hatten, wo wir uns niederlassen wollten, eröffnete er mir eines Morgens, er wolle soeben mit seiner Braut zum Friedensrichter gehen und sich trauen lassen. Er erbat meine Zeugenschaft und ich sah sie trauen. Wie strahlte er vor Freude in der Erwartung, nach einer so langen und unglüklichen Ehe endlich glüklich werden zu sollen!

Es war Nachmittag geworden, als er mich aufforderte, mit ihm baden zu gehen, da der Tag sehr heiß war. Wir gingen selbdritt — ein Landsmann war mit uns — hinaus an den herrlichen Comal. Oberhalb der Mühle einige hundert Schritte ist ein köstliches Plätzchen. Das Wasser des stark strömenden Flusses, der dort an 30 Schritte breit ist, zeigt sich so durchsichtig, daß es bei einer Tiefe von meistentheils 15 und mehr Fuß kaum zwei Fuß tief zu sein scheint. Dabei ist es so kühl, so einladend, und die mit dichtem Urwald von einem unbeschreiblich reichen und üppigen Wuchse und mit wilden Reben und zwanzig Arten von Schlingpflanzen, guirlandenartig geschmükten hohen Ufer, über die nur ein schmaler Streifen tiefblauen, heiteren Himmels hereinblikt, bilden, mit dem unvergleichlich schönen Strome zusammen eine so bezaubernde Landschaft, wie sie nur in diesen Zonen möglich ist. Das Wasser ist mein Element — ich kann mit Göthe's Fischer stundenlang daran sizen und den Nixen lauschen, die daraus emportauchen; oder noch lieber suche ich mir ein Plätzchen aus, wo ich recht tief in die klare Tiefe springen und tauchen kann. So that ich auch diesmal, nachdem ich meine beiden Begleiter, die nicht schwimmen konnten, zur gehörigen Abkühlung ermahnte und ihnen eine seichte Bucht zum Baden angewiesen hatte, die vollkommen sicher war, wenn sie nicht über einen Pfahl hinausgingen, der den Beginn der tieferen und reißenderen Wasser bezeichnete. Ich ging etwa hundert Schritte stromaufwärts und sprang in eine prächtige Tiefe. Als ich wieder emportauchte, sah ich voll Entsezen meinen Freund W . . . mitten im tiefsten und stärksten Strome treiben und hörte unsern Begleiter, der sich am Ufer gehalten hatte, um Hülfe rufen. Der tollkühne Mann hatte meine Warnung nicht beachtet, war zu tief hineingegangen und vom Strome gefaßt worden.

Ich schwamm ihm aus Leibeskräften nach, erreichte ihn aber erst viel weiter unten, wo die Ufer völlig steil waren. Er war bis über die Augen versunken — der Fluß war hier überall haustief. Ich packte ihn mit beiden Händen unter den Schultern und stieß ihn nach dem Ufer zurük, etwa drei Schritte weit; ich wiederholte es ein zweites und drittes Mal. Beim dritten Male drehte ihn unglüklicher Weise der starke Strom so, daß er mir das Gesicht zeigte, und er langte mit den Händen nach mir. Ich mußte einige Zeit verlieren, um ihm in den Rüken zu kommen — wir waren dicht am Ufer — da drehte ihn der Strom wieder nach mir um, und er packte mit seiner rechten Hand krampfhaft meine Linke. Er war ein starker Mann, und die Todesangst gab ihm Riesenkräfte. Es kostete mich eine verzweifelte Anstrengung, mich loszureißen, und es wäre mir dies nicht gelungen, hätte er mich statt am untern Handende oben am Gelenke gepakt. Aber mit Blizesschnelle durchzukte mich der Gedanke: ich bin Gatte und Vater von vier Kindern, und ich habe ihn gewarnt; er ist kinderlos und tollkühn, — — und ich riß mich los.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 31. | Samstag den 1. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Ein Brief aus Dona Franziska.

(Aus dem Schaffhauser Tagblatt.)

Nachstehenden Brief, welcher uns zufällig in die Hände kam, veröffentlichen wir um so lieber, als er das Gepräge ungekünstelter Darstellung und der reinen Wahrheit an sich trägt. Aus demselben geht abermals hervor, daß ohne angestrengte Arbeit und Ausdauer auch in Amerika keine Existenz sich gründen läßt, daß aber Fleiß und Anstrengung sich zulezt lohnen.

Kolonie Dona Franzisla (Provinz Santa Catharina), im Dezember 1857.

Liebe Verwandte und Bekannte!

Es sind gerade zwei Jahre, seitdem wir mit schwerem Herzen von Euch Abschied nahmen.

Nachdem wir sieben Tage in Hamburg gelegen, sind wir den 11. Januar mit einem holländischen Zweimaster „Komet" durch einen kleinen Dampfer aus dem Hamburger Hafen bis Curhaven burirt worden, welche Tour wir in vier Stunden zurüklegten, um hier zu ankern und auf guten Wind zu warten.

Das Schiffspersonal bestund aus 74 Zwischendekspassagieren. Mit Ausnahme von zwei Personen aus dem Meklenburgischen waren alles Schweizer aus dem Kanton Schaffhausen.

Den 15. Januar bekamen wir endlich guten Wind und liefen aus der Elbe in den Seekanal; sogleich stellte sich die Seekrankheit fast bei dem ganzen Schiffspersonal ein und dauerte beinahe bei Allen 24 Stunden und länger, unsere Mutter hatte aber 8—9 Wochen daran zu leiden und wurde so schwach, daß man sie beinahe heben und tragen mußte. Die Fahrt ging Anfangs sehr gut von Statten, das Schif flog dahin wie ein Vogel in der Luft, so daß wir schon in fünf Tagen den Seekanal zwischen England und Frankreich passirt hatten, und wir freuten uns daher, sehr bald in dem gelobten Land zu sein. Etwa 14 Tage hatten wir günstigen und sehr starken Wind, aber nun war der Sturmmonat, der Februar da; das mußten wir fühlen, denn fast der ganze Monat war sehr stürmisch und vielmal hieß es, wenn wir des Morgens mit schwerem Kopfe aus der unsanften Wiege aufstanden, diese Nacht haben wir ein paar Grade rükwärts gemacht. Im Uebrigen, wenn man sich einmal an das Schiffsleben gewöhnt hat und guter Wind und schönes Wetter harmoniren, so ist es recht behaglich auf dem Verdek, wenn man schon blos Himmel und Wasser vor Augen hat. Gewähren doch die vielen Sterne und die aufgehende Sonne einen prächtigen Anblik. Die Schiffsmannschaft, vom Kapitän bis auf den Matrosen, waren alles sehr artige, freundliche Leute. Auch mit der Schiffskost sind wir völlig zufrieden gewesen.

Nach zwei Monate langer Fahrt kamen wir endlich dem Aequator oder der Sonnenlinie näher und passirten dieselbe; aber so schreklich ist die Hize nicht, wie man uns vorher sagte, denn wir hätten die Röte ganz füglich ertragen können, freilich hat der Wind auch etwas zur Abkühlung beigetragen.

Nach langer Sehnsucht erblikten wir endlich brasilianische Küstengebirge. Nun könnet Ihr Euch die Freude denken, die wir Alle hatten. Auch mit der Mutter war es jezt wieder ziemlich besser. Am 24. März Abends kamen wir vor den Meeresarm, der sich gegen die Stadt San Franzisko hinzieht, da es aber die Nacht nicht zuließ in den Hafen hineinzufahren, wurde geankert und am Morgen, Sonntags den 25. März, kamen wir vor die Stadt San Franzisko. Dieselbe ist klein, von fast lauter Brasilianern und einem großen Theil Schwarzer bewohnt. Nachdem wir nun noch zwei Tage hier auf dem Schiffe gewesen waren, wurden wir mittelst kleiner Boote durch den Kanal oder Meeresarm nach der 6 Stunden weiter oben liegenden Kolonie Dona Franzisla gebracht, welche wir den 30. März betraten. Auf der ganzen Reise bis hieher sind drei kleine Kinder gestorben.

Hier trafen wir nun unsere Landsleute, Alle guten Muthes. Sogleich erhielten wir, wie uns in Hamburg versprochen wurde, ein Obdach angewiesen. Da wir nun bereits kein Geld mehr hatten und hier die Lebensmittel sehr theuer sind, waren wir bemüht, Arbeit zu bekommen, welches uns gelang, und es verdiente ein jeder von uns (Vater, Jakob und ich) täglich 32 Vinten (nach Euerm Gelde 2 Fr.). Nachdem wir vier Wochen in dem Aufnahmsgebäude gewesen, mietheten wir uns ein Grundstük mit einem ziemlich guten Wohnhause darauf, eine Viertelstunde von der Stadt Joinville, oder dem Hauptplaz der Kolonie, denn Ihr müßt Euch darunter keine Stadt wie bei Euch vorstellen. Joinville bestand damals aus ungefähr 100 einzeln stehenden Häusern. Als wir ein Viertelsahr auf diesem Grundstük gewesen, kauften wir uns eine Stunde von der Stadt in der Nähe eines reichen Hamburger Kolonisten ein solches von 10 Morgen Land, woran 5 Morgen geschlagen und angepflanzt waren und worauf ein Wohnhaus stand, für die Summe von 250 Milreis (1 Milreis etwas mehr als 3 Fr.). Die Zahlung wurde auch ganz billig gestellt, wir müssen dem oben genannten reichen Kolonisten, bei dem wir 4 Kinder und der Vater stets Arbeit und guten Verdienst haben, wöchentlich 2½ Milreis abbezahlen.

Wir haben hier immer Frühling und Sommer; jezt sind wir mitten im Sommer, aber nie oder nur selten steigt die Hize so hoch, daß der Arbeitsmann von der Arbeit weglaufen muß, denn jeden Mittag bekommen wir den kühlenden Seewind, welcher ein paar Stunden anhält. Die Winterszeit beschränkt sich auf ganz unbedeutende Kälte und ist an Eis oder Schnee gar nicht zu denken. Ueberhaupt ist das Klima hier sehr gesund.

Was das Land oder den Erdboden anbelangt, so ist er sehr erträglich; es gedeihen hier Kaffee und Zukerrohr vortrefflich. Diese beiden Handelsartikel, welche in der ganzen Welt ihren Absaz haben, müssen den kleinen und großen Kolonisten in kurzer Zeit einen gewissen Wohlstand verschaffen, da beide Produkte noch einmal so viel einbringen, als bei Euch der Kornafer. Auch gerathen Reis und Mais sehr gut hier, und wir glauben, daß Gerste und Hafer auch gedeihen, wenn wir das Land einmal pflügen können. Kartoffeln und kartoffelartige Knollengewächse gibt es hier wohl 6 oder 8 Sorten, darunter hat es noch viel bessere und schmakhaftere, als Eure europäischen Kartoffeln sind; auch unsere Brodfrucht hier, der Maniok, ist ein sehr schönes knollen- oder wurzelartiges Gewächs, die Wurzeln werden gemahlen und geben einen Brei, welcher troken ausgepreßt und dann in einer dazu eingerichteten Pfanne geröstet wird; diese Einrichtung hat jeder schon längere Zeit hier anwesende Kolonist, und es gibt dieses Maniokmehl, hier „Farin" genannt, mit Reis- und Maismehl unter einander gebaken, für Arbeitsleute ein gutes und schmakhaftes Brod.

Baumfrüchte haben wir hier auch etliche Sorten, die schönsten davon sind Oranzen und Bananen, von leztern selbst gibt es 6 oder noch mehr Sorten; wenn der Bananenbaum als 3 Fuß hohe und schenkeldike Pflanze gepflanzt wird, ist er in einem Jahre 14—16 Fuß hoch und 1½ Fuß dik und trägt eine große Blume, nach 2—3, bei einigen Sorten 6—8 Monaten. Wenn die Blume verblüht ist, trägt der Baum einen Kloben, wie wir es nennen, woran manchmal 180 bis 250 Bananen sind; sie sehen aus wie eine kleine Wurst, haben eine dike, aber leicht abziehbare Haut und sind sehr schmakhaft; und was noch das beste ist, wenn man einen Baum pflanzt, stehen in einem bis anderthalb Jahren, wenn die Frucht an dem gepflanzten Baume reif ist und derselbe umgehauen wird, wieder 4—5 junge Bäume von allen Größen da. Es blühen das ganze Jahr Bäume und kann man das ganze Jahr davon ernten, wie dieß überhaupt bei allen Früchten hier der Fall ist.

Rindvieh hat es hier noch nicht viel, weil man noch zu wenig Futter pflanzt, auch war es den ärmern Kolonisten noch nicht möglich, solches anzuschaffen, aber so viel ist gewiß, daß es hier gut gedeiht. Das meiste Vieh, das bis jezt geschlachtet werden, ist von der Hochebene Coritiba, wo sie beinahe nichts als Viehzucht treiben; diese Kolonie ist fünf Tagreisen von hier entfernt.

Unsere Kolonie hier ist im Ganzen genommen sehr gut zu Wege, denn es ist dem Kaiser sehr viel daran gelegen, daß sie zu Stande komme. Vorigen Jahr hat er 1500 Milreis zur Verbesserung der Straßen und Brüken gegeben, und dieses Jahr steuerte er wieder zur Erbauung einer Kirche und Schiffbarma-

chung eines Flusses; wir haben hier Pfarrer, Schullehrer, Doktor und Apotheker.

Nun muß ich Euch noch schreiben, wie es in diesem Augenblike um uns steht. Wir sind Gott sei Dank alle gesund; auch die Mutter befindet sich hier gesunder als in Europa. Wir haben jezt 50 Morgen Land, der Morgen Urwald kostet von der Direktion 5 Milreis bei zweijährigem Kredit; 13 Morgen haben wir geschlagen und angepflanzt, nämlich 4 Morgen mit Zukerrohr, woraus wir nächsten August Cachas (Branntwein) brennen wollen; ferners 5 Morgen Reis und das Uebrige mit Kartoffeln von allen Sorten, Maniok, Mais, Bohnen und auch viele Gemüse. Wenn Gott das Gedeihen dazu gibt, so haben wir für Leute und Vieh genug und können noch viel verkaufen, alle Lebensmittel werden der Einwanderung wegen gut bezahlt. Wir haben auch wenigstens 300 Bananenbäume und 30 Kafferbäume, welche schon tragen; ferner noch 4 Schweine, Hühner und Enten eine Masse. Eine Wohnung haben wir mit Thüren, Fenstern und Bretterboden, so gut oder noch besser als in Europa.

Arbeiten muß man hier freilich in der ersten Zeit noch mehr als bei Euch; aber wer soll das nicht gerne, wenn man einer besseren, sorgenfreien Zukunft entgegensieht? Es gibt freilich viele Leute hier, die des Arbeitens nicht gewöhnt oder zu faul sind; diese machen keine großen Fortschritte und schimpfen und schelten über dieses gute Land. Aber für Leute, welche arbeiten können, besonders für Familienväter, die tüchtige Arbeitskräfte haben und für junge ledige Leute ist es gut hier. Ein Knecht, der alle Arbeiten versteht, erhält monatlich 10—14 Milreis nebst Kost, und eine Magd 5—6 Milreis. Die Kleider sind hier beinahe so billig wie bei Euch, die Schuhe dagegen etwas theurer.

Von unsern Landsleuten muß ich noch melden, daß Konrad Bührer, Maurer, vor ungefähr 5 Vierteljahren gestorben ist, und Jakob Fischer, Groß, beim Waldschlagen verunglükte, indem er von einem Ast todtgeschlagen wurde. Auch ist Kernenhändler Stamm von Thurgau vor ungefähr 6 Wochen im Kanal zwischen San Franzisko und hier ertrunken, als er in der genannten Stadt mit einem kleinen Boote für einen hiesigen Kaufmann Waaren holen wollte; Jakob Bührer und Georg Ziegler haben sich erst kürzlich verheirathet.

Nun will ich Euch aber noch gebeten haben, diesem Briefe kein schlechtes Zutrauen zu schenken, denn es ist alles gründlich wahr, was ich Euch geschrieben. In der Hoffnung, dieser Brief werde Euch antreffen, wie er uns verlassen, grüßen wir Euch Alle viel tausend Mal.

Konrad Baumer.

Süd-Amerika und die deutsche Auswanderung.

(Aus den „Hamburger Nachrichten".)

(Fortsezung.)

Auf die Bedeutung der Plataländer für die deutsche Auswanderung hat Wappaeus schon vor 11 und mit vermehrtem Nachdruk vor 9 Jahren aufmerksam gemacht. Selbst damals, als Rosas in Buenos Ayres gegen die Salvages unitarios, d. h. gegen alle Menschen so ziemlich von Moral und Bildung wüthete, Montevideo mit vieljährigem Krieg heimsuchte und mit wildem Geschrei die Fahne seines s. g. Amerikanismus gegen alle europäische Zivilisation erhob, meinte der gelehrte Mann, nirgends besser als in dieser unermeßlichen menschenleeren Ebene lasse sich die deutsche Auswanderung massenhaft vereinigen, zum gleich großen Gewinn der Wandernden wie der alten und neuen Heimath. Seitdem ist Rosas gefallen und relative Ruhe in die lang und schwergeprüften Länder eingekehrt. Man hat angefangen, die Finanzen zu ordnen, Wege, ja Eisenbahnen zu bauen, den Parana, diesen Strom der Zukunft, der freien Schifffahrt zu öffnen, Dampfschiffe für den Rio Salado und Rio Dulce in Brasilien bauen zu lassen, und unter dieser Thätigkeit hat in wenigen Jahren Verkehr und Einkommen einen nur in so überreichen Ländern so schnell möglichen Aufschwung genommen. Man ruft nun um die Wette nach Einwanderern, unterhandelt bald mit Neapel über die Zusendung von Staatsgefangenen, bald mit England über Abtretung der deutschen Legion u. s. w. Die (freilich von Manchen bestrittene) Wohlthätigkeit des Klima's, die enorme Ertragfähigkeit des Akerbaues und der Viehzucht bei unglaublicher Wohlfeilheit des Landes, die Lage am Meer oder an Nebenflüssen — all diese und viele andere Umstände müssen die Blike vieler Auswanderer auf die Plataländer lenken, trotz des Dunkels, in welches die politische Zukunft derselben noch immer gehüllt ist. Denn in dieser Hinsicht läßt sich leider auch heute noch nicht viel rühmen. Der vierzigjährige Kampf zwischen den drei durch Handelsrivalität, oder Abstammung und Bildung geschiedenen Gruppen der Argentina, zwischen den Städten Buenos Ayres und Montevideo und ihren bezüglichen Gebieten und der wilden Landbevölkerung des Innern, wurde bekanntlich 1852 dahin entschieden, daß diese drei trotz aller Gegensäze von Lokalinteressen und Kulturverschiedenheiten durch die Natur doch wieder zu einem unlösbaren Ganzen verbundenen Gruppen völlig auseinander fielen. Es konnte denn natürlich nicht fehlen, daß das Hinterland, welches sich als argentinische Konföderation in Santa Fé organisirte, mit Buenos Ayres, dem natürlichen Haupte und Verkehrsmittelpunkte des ganzen Landes bis an die Cordilleren, in ewige Reibereien gerieth, namentlich in Bezug auf Handel und die große Frage der freien Flußschifffahrt, und daß die Jahrhunderte alte Rivalität von Buenos Ayres mit Montevideo durch jenes Auseinanderfallen des Rosas'schen Reiches nicht beseitigt wurde. Kaum war Rosas gestürzt, als zwischen dem Sieger Urquiza und dem durch ihn befreiten Buenos Ayres neuer Hader ausbrach, eine neue Saat von Unruhen aufging, von denen Rosas sagen konnte: „Sie schreiben meine Geschichte und rechtfertigen mich." In Uruguay, welches Anfangs der Dreißiger Jahre so schöne Keime einer gedeihlichen Entwikelung gezeigt hatte, die nur durch Rosas zertreten zu sein schienen, zog mit der Freiheit eine wüste Zuchtlosigkeit ein, welche entweder die Intervention Brasiliens nöthig machte oder zu kaum unterbrochener Anarchie führte. Niemand wird bei solcher Sachlage leugnen, daß diesen Ländern bis jezt die zuverlässige Basis für ein geordnetes Staatsleben mangelt, und nach der Erfahrung eines halben Jahrhunderts zu schließen, wird diese Basis kaum ohne neue Kämpfe gewonnen werden, welche endlich dem einen der ringenden Elemente ein entschiedenes Uebergewicht geben, dem die Andern sich unterordnen müssen. Doch läßt sich hinwieder die Möglichkeit nicht leugnen, daß die wilden Kräfte dort endlich ausgetobt haben, daß die Gegner die Unfruchtbarkeit ihrer Feindschaft und ihre gegenseitige Unentbehrlichkeit einsehen, daß der materielle Aufschwung, der steigende Zufluß europäischer Industrie und Bildung, der erleichterte Verkehr dem Frieden und der Ordnung einen neuen höhern Werth auch in den Augen der unbändigen Ganchos verleihen. Gewiß hat man es hier mit einem eigenthümlichen Zirkel zu thun: alle diese südamerikanischen Länder werden nicht gedeihen, weder politisch noch moralisch noch materiell, ohne eine starke Beimischung germanischen Fleißes und Ordnungssinnes, und diese unentbehrliche Hülfe wird sich ihnen so lange entziehen, als sie nicht aus sich einige Garantien dafür geben, daß der Einwanderer die Früchte seines Fleißes ungestört genießen kann. Dieser fatale Widerspruch ließe sich sofort lösen, wenn Deutschland eine Macht wäre, die die Ihrigen in der Ferne zu schüzen wüßte, und wenn diese Macht so viel Einsicht besäße, um den außerordentlichen Gewinn zu fassen, den 100,000 am Plata ansäßige Deutsche dem deutschen Verkehr und Gewerbfleiß bringen müßten, und so viel Energie und Geschik, um einer solchen Ansiedlung die Wege zu bahnen. Gottlob fehlt es auch ohne diese Förderung bei uns nicht an Menschen, welche sich in jene zukunftreichen Gebiete wagen, und unter den Wahrheiten, die man bei der Auswanderungsfrage nie vergessen darf, nimmt der Saz Wappaeus' nicht den lezten Rang ein: „Gern gestehen wir ein, daß alles dies nicht ohne Wagniß ist, allein wir halten es auch für ganz unmöglich, ohne Wagniß, ohne Muth und Aufopferung solche deutsche Ansiedlungen zu erreichen, in denen das nationale Element bewahrt wird." Nur das würden wir beklagen, wenn Deutsche sich verleiten ließen, wie am Cap gegen die Kaffern, so an der patagonischen Grenze gegen die Ranchueles und andere Wilde ihr Blut zu opfern im Dienste fremder Interessen.

Zu Brasilien werden jezt an 30,000 deutsche Ansiedler leben und zwar fast ausschließlich in den südlichen Provinzen Rio de Janeiro, Minas Geraes, San Paulo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul. In der leztern Provinz ist besonders die große Niederlassung San Leopoldo mit 11—12,000 Deutschen bekannt und in Santa Catharina haben die deutschen Kolonien Blumenau und Dona Francisca ein warmes Interesse bei uns gewekt. Die deutsche Auswanderung begann schon 1818 unter König Johann VI., und in den Zwanzigerjahren gingen mehrere Tausend unserer Landsleute hinüber. Aber König Johann's Regierung war in Brasilien wie in Portugal eine der schwächsten und verkehrtesten, welche unser Jahrhundert gesehen hat, und die Zwanzigerjahre brachten über Brasilien bekanntlich erst Revolution und Losreißung vom Mutterlande, dann lange, eben so verkehrte als unglükliche Kriege mit den Vereinigten Staaten des Plata, dadurch eine ungeheure Schuldenlast, Noth und Verwirrung aller Art. D. Pedro, der erste Kaiser von Brasilien, ein untergeordneter Kopf und ungezogener Charakter, in dem sich das böse Blut seiner Mutter, der berüchtigten Carlota, mit reichen Anlagen wunderlich mischte, zwischen despotischen und liberalen Einfällen hin und her taumelnd, bald ein Werkzeug seiner Mutter, bald der europäischen Reaktion, bald von Gedanken nationaler Größe beherrscht, der heute die schönsten Grundsäze der Freiheit pomphaft proklamirte, morgen die von ihm selbst gegebene Verfassung untergrub, zugleich Portugal mit einer freisinnigen Konstitution beschenkte und gegen den schrecklichen Absolutismus seines Bruders Dom Miguel Krieg führte, während er in Brasilien daran arbeitete, sich selbst zum unbeschränkten Herrn zu machen.

Dom Pedro I. versezte sein neues Kaiserreich in einen Zustand, unter dem nichts gedeihen konnte, alle Zweige des öffentlichen Lebens namenloser Unordnung verfallen mußten. Die deutschen Einwanderer sollten das schwer empfinden. Leichtfertig meist von betrügerischen Agenten angeworben, fanden sie bei ihrer Ankunft nicht das nöthigste vorbereitet, die Ansiedlungspläne unklug gewählt, die Regierung außer Stande, ihre Verheißungen zu erfüllen. Neben den Ansiedlern ward man Soldaten in Deutschland, oder preßte auch jene zum Dienst; sie wurden da noch übler behandelt, nach altem portugiesischen Herkommen schlecht oder gar nicht bezahlt, ernährt und gekleidet; eine Emeute der irischen und deutschen Söldlinge in Rio wirkte mit; daß Dom Pedro seine Pläne auf die Banda 1828 aufgeben, einen unrühmlichen Frieden schließen und dadurch der längst gährenden Unruhe den entscheidenden Anstoß geben mußte. Europa wurde erfüllt mit den Klagen der mißhandelten Kriegsleute, wobei diese natürlich ihre eigenen Missethaten verschwiegen; mehrere Offiziere griffen zur Feder und entwarfen entsezliche Gemälde von diesem Brasilien, das ihnen vor wenig Jahren für das irdische Paradies gegolten hatte. Brasilien kam in den Ruf des corruptesten Staates, — der damals eingesogene Groll ist noch heute in unsern Publikationen über Brasilien vielfach zu spüren. Auf die Abdankung Dom Pedro's 1832 folgte bekanntlich eine lange traurige Zeit der ärgsten Anarchie. Das unermeßliche Reich war über 10 Jahre der Spielball maßloser Parteien. Eine Menge zum Theil fähiger, aber fast ohne Ausnahme ehr- und gewissenloser Männer, welche die politischen Glaubensbekenntnisse wie ein Kleid tauschten, machten sich die Herrschaft streitig; republikanische und reaktionäre, provinzielle und separatistische Tendenzen mischten sich mit der entfesselten Wuth des Racenkampfes, so daß damals wenige Europäer Brasilien kennen lernten, ohne ihm den Untergang zu prophezeien. Man kann denken, wie die deutschen Kolonien unter solchen Zuständen florirten! Es war fast ein Wunder, daß sie nicht völlig zu Grunde gingen. Ein größeres aber noch, daß Brasilien selbst aus diesem trostlosen Chaos einen Ausgang fand. Hier sollte sich die rettende Kraft der konstitutionellen Monarchie an einem schlagenden Beispiele erproben. Sobald der 15jährige Dom Pedro II. 1840 für volljährig erklärt war, beruhigte sich dieses brausende Meer der Anarchie; nicht lange und das Staatsschiff gewann einen festen Kours. Mit Ausnahme des unruhigen Pernambuco, welches 1848 nochmal einen revolutionären Augenblik sah über provinzielle Fragen, hat seit 13 Jahren überall ungestörte Ordnung geherrscht und die politische Lage ist so nicht nur äußerlich befestigt, daß man mit Vertrauen auf die Zukunft dieses Landes blikn darf.

(Schluß folgt.)

Frankreichs Eroberungen am Senegal.

Während Frankreich im Norden der Sahara sein Eroberungswerk gegen die Kabylen zu vollenden im Begriff steht, hat es nicht minder eifrig im Süden der großen Wüste von der Küste aus Fuß zu fassen begonnen. Der Moniteur bringt alle paar Monate Kriegsberichte vom Senegal; sie pflegen im Einzelnen unverständlich zu sein und werden, da sie ein anschauliches Bild nicht geben, von der Presse gewöhnlich vernachlässigt. Der Constitutionel unterzieht sich in einer neueren Nummer der dankenswerthen Mühe, eine Uebersicht der französischen Operationen am Senegal zu geben; wir entnehmen daraus Folgendes: Das französische Etablissement am Senegal liegt be-

...eißung vom Mut-
...te als unglückliche
...n des Plata, da-
... Noth und Ver-
...erste Kaiser von
... und ungezogener
...nt seiner Mutter,
...Anlagen wunder-
...nd liberalen Ein-
...n Werkzeug seiner
...on, bald von Ge-
..., der heute die
...phast proklamirte,
...Verfassung unter-
...eisinnigen Konsti-
...klichen Absolutis-
...rieg führte, wäh-
..., sich selbst zum

...es Kaiserreich in
...eihen konnte, alle
...loser Unordnung
...nwanderer sollten
...meist von betrü-
...en sie bei ihrer
... die Ansiedlungs-
...g außer Stande,
...en den Ansiedlern
... oder preßte auch
...übler behandelt,
...en schlecht oder
...et; eine Emeute
...e in Rio wirkte
...f die Banda 1828
...eth schließen und
...den entscheiden-
...urde erfüllt mit
...leute, wobei diese
...wiegen; mehrere
...arfen entsetzliche
...ihnen vor wenig
... gegolten hatte.
...ptesten Staates,
...noch heute in un-
...lfach zu spüren.
...2 folgte bekannt-
...rgistes Anarchie.
... 10 Jahre der
...Menge zum Theil
...r- und gewissen-
...Glaubensbekennt-
...n sich die Herr-
...aktionäre, pro-
...nischten sich mit
...fes, so daß da-
...en lernten, ohne
... Man kann den-
...solchen Zustän-
...under, daß sie
... größeres aber
...trostlosen Chaos
...ch die rettende
... an einem schla-
... der 15jährige
...erklärt war, be-
...Anarchie; nicht
...en festen Kours.
...mbuco, welches
...genblik sah über
...en überall unge-
...litische Lage ist
... man mit Ver-
...bliken darf.

...t am Se...

...er Sahara sein
...zu vollenden im
...ifrig im Süden
... Fuß zu fassen
...e paar Monate
...n im Einzelnen
...sie ein anschau-
...esse gewöhnlich
...terzieht sich ein
...verthen Mühe,
...ationen am Se-
...aus Folgendes:
...negal liegt be-

...lanntlich an der Mündung des Flusses; von hier aus gehen die Schiffe und Fahrzeuge ab, welche zu gewissen Zeiten des Jahres diese große Wasserstraße hinauffahren, um die Landesprodukte: Gummi, Hirse und Oel einzukaufen. Das linke Ufer dieses Flusses ist von schwarzen Völkerschaften bewohnt, die seßhaft sind und sich dem von der Fruchtbarkeit des Landes begünstigten Akerbau widmen. Die Provinzen des rechten Ufers, über welche man übrigens nur sehr unvollständige geographische Kenntnisse hat, sind im Allgemeinen nicht bebaut und wahrscheinlich nicht bebaubar. Man findet dort Wälder von Gummibäumen, die auf dem trokenen sandigen Boden wachsen, und außerhalb der Zone, wohin der wohlthätige Einfluß des Wassers dringt, ist Alles Wüste. Dieses rechte Ufer ist von zwei getrennten nomadischen Racen bewohnt: den Berbern und Arabern. Erstere ist lezterer unterworfen. Die Berber treiben Handel, Viehzucht und getinge Industrie. Die Araber sind die erobernde Race, welche auf Kosten der eroberten Race durch Druk und Erpressung lebt. Beide aber sind einig gegen die schwarze Race, die auf dem linken Ufer lebt. Noch vor Kurzem übten die kriegerischeren Araber eine gefürchtete Herrschaft über den ganzen Fluß aus. Sie lebten von regelmäßigen Razzias gegen die seßhaften Stämme des linken Ufers und hatten als Beherrscher des Flusses ihre Erpressungen sogar auf den französischen Handel ausgedehnt. Die unter den früheren Regierungen von den Gouverneuren des Senegals mit den Arabern des Ufers abgeschlossenen Verträge gestanden ihnen nicht nur einen jährlichen Tribut zu, sondern hatten den Händen dieser selben Araber das Monopol des Gummihandels überlassen. Der Handel im Senegal lag sohin darnieder. Es war Zeit, diesem unwortheilhaften und wenig ehrenvollen Zustande ein Ende zu machen. . . . . Die Regierung zögerte nicht. 1854 ging von St. Louis eine Truppenabtheilung ab, um Angesichts des Landes der Araber ein Fort zu bauen und die schwarzen Bevölkerungen unter dem Schuz seiner Kanonen zu vereinigen. Aber die Völkerschaften des linken Ufers selbst, die beschüzt werden sollten, widersezten sich zuerst der Festsezung der Franzosen, weil sie die Rache der Araber fürchteten. Dennoch wurde das Fort nach einigen Kämpfen gebaut und ein neuer Gouverneur, Oberstlieutenant Faidherbe, übernahm die Leitung der Geschäfte am Senegal mit dem festen Vorsaze, die Araber zu unterwerfen und die Freiheit des Handels auf dem ganzen Flusse herzustellen. Es galt Entschlossenheit; alle Völkerschaften der Flußufer, von den Thoren von St. Louis bis an die 200 Stunden entfernten Kataraften, waren im Aufstand. Nicht nur die schwarzen Stämme hatten sich erhoben, nicht nur die Araber des rechten Ufers hatten die Waffen ergriffen und griffen die Franzosen auf dem Terrain am linken Ufer an, welches sie ihren Räubereien entziehen wollten, sondern ein Ehrgeiziger hatte auch die Fahne Mohameds erhoben und bedrohte die Forts, welche wir seit langer Zeit am obern Flusse erbaut hatten. Der Gouverneur fing damit an, die Provinzen des linken Ufers für frei zu erklären und forderte die Araber auf, sich auf ihr Gebiet zurükzuziehen und sich nicht mehr in die Angelegenheiten der Andern zu mischen. Er trat selbst den Feldzug an, und eine Reihe glüklicher (aber auch verlustreicher) Gefechte hob den Muth der zagenden Stämme wieder. Die Araber, von allen Seiten bedrängt und verfolgt, sahen sich genöthigt, auf's rechte Ufer überzugehen oder in's Innere einzudringen. Einer der reichsten Gebietstheile dieser Küste, „Oualo", wurde zur französischen Provinz gemacht, und bald hatte die Regierung außer ihren europäischen Truppen freiwillige Korps zur Verfügung. Aber es bedurfte eines Jahres, um die Araber zu verjagen, und als sie auf das linke Ufer zurükgedrängt waren, blieben sie noch immer ununterworfen. Sie blieben in der Küste des Flusses, den sie bewohnten, immer bewaffnet, drohend und jeden Augenblik benüzend, den Fluß zu überschreiten und ihre Verwüstungen wieder zu beginnen. Man entschloß sich deßhalb, den Krieg in ihnen zu übertragen und ihnen denselben so empfindlich zu machen, daß sie sich genöthigt sehen werden, früher oder später in unsere Friedensbedingungen zu willigen. Zwei Mal drang der Gouverneur mit seinen Expeditionskolonnen in ihr Land ein und strafte die Strenge, indem er ihnen auf einen Umkreis von 10 bis 15 Stunden längs des Flusses Karawanen, Heerden und Lebensmittel wegnahm. Selbstverständlich konnten bei der todtdrohenden Hize und in einer Wüste, wo die Truppen Alles mit sich führen müssen, die Expeditionen nur kurz sein, aber die häufigen Strafen und die Festigkeit des Gouverneurs werden die begonnene Pazifizirung des Senegals vollenden. — So schnell wird es übrigens nicht gehen.

(Schwäbischer Merkur.)

Verschiedenes.

Deutschland. Bakuang (Württemberg), den 21. Juli. Am Freitag und Samstag war auf dem benachbarten Kirschenhardthof ein sehr bewegtes Leben und Treiben. Die süddeutsche Warte hat nämlich zu einer öffentlichen Versammlung und Besprechung dahin eingeladen, deren Grundlage die Auswanderung und Ansiedelung in Jerusalem bildete. Wirklich war die Versammlung zahlreich besucht, und selbst weit entfernte Gegenden, bis hinauf auf den Heuberg theils durch Deputationen, theils durch ganze Gesellschaften vertreten. Die schon früher gewählte Kommission, mit dem Siz auf dem Kirschenhardthof, hat in der ihr zur Ausarbeitung des Auswanderungsplanes zugemessenen Zeit ihre Aufgabe durch Aufstellung der Grundzüge der neu zu gründenden Gemeinde zu lösen, und die verschiedenen Gebrechen unserer Zeit, die der freien Entfaltung ihrer Tendenzen schnurstraks entgegenwirken, zu beleuchten gesucht. Ein Haupthinderniß für eine nachhaltige Reform unserer kirchlichen Zustände nach ihrem Geschmak glaubte die Kommission hauptsächlich in unsern bürgerlichen und kirchlichen Gesezen erkannt zu haben, die einer freieren Entfaltung des religiösen Lebens hemmend entgegentreten. Auch die vielen Blätter und Zeitschriften, die sich nachgerade im Dienst des Staates bemühten, die Volkszustände im bürgerlichen und kirchlichen Leben nicht in ihrem wahren Lichte darzustellen, seien mehr als geeignet, den Pharisäismus in seiner Urgestalt, der alles verderbenden Heuchelei, herzustellen. In weiterem Referat glaubte übrigens die Kommission, dem ersten Projekt, der alsbaldigen und gemeinsamen Auswanderung, nicht das Wort reden zu sollen, schlug vielmehr vor, im Interesse der neu zu gründenden Kirche vorerst eine Deputation auf gemeinsame Kosten nach Jerusalem abzusenden, welche die Aufgabe hätte, die dortigen Zustände etwas genauer zu untersuchen, und wenn sie dieselben ihren An- und Absichten gemäß treffe, alsbald Schritte zur Ansiedlung thun solle. Die Kosten zur Hin- und Herreise der Deputation, auf 10,000 fl. berechnet, werden durch beliebige und freiwillige Beiträge der Einzelnen zusammengebracht, und es sollen 4000 fl. jezt schon zu Händen der Kommission sein. Der Rest dürfte vielleicht bälder zusammen gebracht werden, als man glauben sollte, sofern die Begeisterung eine unverkennbar starke ist, wenn nicht ein Vortrag eines anwesenden Missionärs in manchem Gemüth etwas andere Gedanken geweckt hat. In wirklich sehr gediegener Rede, anknüpfend an die Worte: Jeremia 8, 22. 9, 1. u. ff. glaubte der Redner, daß insbesondere unser Württemberg derjenige Staat sei, der am allerwenigsten der freieren Entfaltung einer ächt christlichen Kirche irgend welche Hindernisse in den Weg stelle. Wie stark nun die abzusendende Deputation sein, und aus welchen Personen sie bestehen soll, bleibt einer spätern Verhandlung vorbehalten. (Schw. M.)

Frankreich. Wieder einmal liegen 72 schweizerische Auswanderer im größten Elende zu Marseille. Ein Agent hatte den Leuten Ländereien in Buenos-Ayres versprochen und sie nach Marseille gebracht. Nachdem er dann einige Wochen mit ihnen in einem dortigen Hotel logirt und in Herrlichkeit und Freuden gelebt hatte, verschwand er plözlich und der Wirth stellte die Unglüklichen auf die Straße. Bei dieser Gelegenheit nun soll sich die Untüchtigkeit und Nachlässigkeit des dortigen Konsuls wieder einmal klar gezeigt haben. Die dort niedergelassenen Schweizer beklagen sich sehr, daß dieser nebenbei auch in schlechtem Kredit stehende Beamte sich um ihre Anliegen nicht im mindesten bekümmere und keinerlei Schuz je von ihm zu erwarten sei. Man ruft daher allgemein nach seiner Entlassung. (Sollte diese traurige Geschichte nicht etwa bloß eine zweite etwas veränderte Auflage der jüngst durch unsern Korrespondenten in Sitten berichtigten sein?)

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten vom 30. September 1843 bis 31. Dezember 1856 betrug im Ganzen 3,635,460 Personen, wovon 2,180,643 männlichen, 1,447,733 weiblichen, 7084 nicht angegebenen Geschlechts. Am stärksten war die Einwanderung im Jahre 1854, wo 460,474 Personen zur See in den Vereinigten Staaten anlangten. Von den 1856 angekommenen 224,496 Personen landeten 162,103 in New-York, 8130 in Pennsylvanien, 18,758 in Louisiana, 5668 in Kalifornien. Der Heimath nach waren 71,028 aus Deutschland, 84,676 aus Großbritannien und Irland.

— **New-York.** Die Feier des Jahrestages der Unabhängigkeitserklärung wurde dieses Jahr in New-York durch einen schmählichen Straßenskandal entweiht. In dem berüchtigten 6. Stadtbezirke existirt eine Gesellschaft junger Raufbolde — um sie nicht mit einem schlimmern Namen zu bezeichnen — die unter dem Namen des todten Kaninchen-Klubs bekannt ist. Zwischen diesem Klub und einem andern, dem der Lauben-Jungen, bestand schon seit langer Zeit eine Fehde. Die alte Polizei war am Freitag, dem Tage vor der Feier, entlassen worden, die neue noch nicht hinlänglich organisirt, und diesen Umstand benuzten die beiden Banden, um sich eine Schlacht zu liefern. Die Lauben-Jungen griffen die todten Kaninchen muthig an und wurden von ihnen mit Pistolen und Musketen empfangen. Von der einen Seite ward sogar eine Haubize herbeigeschleppt; dieselbe ward jedoch schmählich erbeutet, noch ehe sie zum Schießen kam. Auf den Straßen wurden Barrikaden errichtet. Auch Weiber nahmen an dem Kampfe Theil, indem Negerinnen und Irländerinnen den Kämpfern von den Dächern der Häuser herab Ziegelsteine auf die Köpfe warfen. Die Polizei war so dumm einzuschreiten und verhinderte auf diese Weise, daß der Kampf ein ähnliches Ende nahm wie der zwischen den beiden Löwen, die einander auffraßen. Drei Regimenter, darunter zwei mit Miniébüchsen und je 12 Schüssen auf den Mann, wurden aufgeboten. Dadurch ward der Schlägerei ohne weiteres Blutvergießen ein Ende gemacht. Die Hospitäler sind mit Verwundeten angefüllt. Ein Arzt, der in Paris vielerlei erlebt hat, sagte, er habe niemals so viele Schußwunden zu gleicher Zeit gesehen.

— **Minnesota.** Am 2. Juni fuhr das Dampfboot „Frank Steele" von Cincinnati nach New-Ulm mit mehr als 100 Personen, meistens aus Turnern von Cincinnati bestehend, die sich sämmtlich in New-Ulm ansiedeln wollen. Dieselben machten in ihren kräftigen Gestalten und im Gefolge von ihren Frauen und rosigen Kindern einen wohlthuenden Eindruk. Wir können die Turner-Ansiedlung in New-Ulm wegen dieses neuen Zuwachses nur beglükwünschen, ja beneiden; außer den Vorzügen eines festen Zusammenhaltes und bereits entworfenen Planes, die diese wohlorganisirte Ansiedelung schon verbindet und emporhebt, besteht der neue Zuwachs aus gebildeten und bereits längere Zeit in Amerika befindlichen Männern aus allen Ständen, den Handwerker- und Farmerstand vertretend, welcher außer einem ansehnlichen Baarkapital seine ganze häusliche Einrichtung nebst Vieh und Wirthschaftsgeräthen mit sich führt. Durch die Güte des Hrn. Köhne, des Reiseagenten auf dem „Frank Steele", erhielten wir nähere Angaben über die Reise und einige Notizen über New-Ulm. Die Reise des Bootes hat über vier Wochen bereits gedauert und ist durch den späten Aufgang des Eises im Lace Pepin verzögert worden. Am Samstag, den 4., sezte das Boot seine Weiterreise bis Mankato fort. Es waren einige Krankheitsfälle am Bord vorgekommen, die aber bald gehoben sein werden; sonst war Alles wohl. Außer dieser Turnerschaar mag auf anderen Booten sich eine gleiche Anzahl befinden, welche ebenfalls ihren Weg nach New-Ulm einschlägt. Die Stadt New-Ulm hat ungefähr 40 bis 50 Gebäude, darunter 6 große, zu Storezweken erbaute; im Ganzen mögen ungefähr 10 Stores dort sein, in denen Eisenwaaren, Groceries, Schuhe und Stiefeln, Kleidungsstüke, Dry-Goods ꝛc. verkauft werden; außerdem existiren 4—6 Schmieden, ein Blechschmiedshop, Schlächterei und alle anderen Handwerker sind gut vertreten. Die Chicago Dampf-Sägemühle schneidet seit einiger Zeit von 6—10,000 Fuß Bretter, und wird in zirka 4—6 Wochen durch eine zweite von einer Aktiengesellschaft zu erbauende (die zugleich auch eine Mahlmühle herrichtet) unterstüzt werden. Die Gesellschaft wird bald mit einem Waarenhaus-Bau anfangen, ebenso wird eine Schule von 40 bis 60 Fuß mit Nächstem erbaut werden. Für diesen Sommer werden Bauholz und Arbeitskräfte kaum hinreichen, um die gewünschten Bauten durchsezen zu können. Außer gutem Holz besizt das Settlement die schönsten Kalkgruben und ist eine Strekе Landes mit dem schönsten rothen Baustein (Sandstein) im Besize eines der Mitglieder.

— **Kalifornien.** In der Münze zu San Francisco soll ein Unterschleif von 50,000 Dollars stattgefunden haben. Der Schmelzer, den man als den Schuldigen bezeichnet, entschuldigte sich damit, daß bei der mangelhaften Einrichtung der Zugröhren der Geldstaub in Masse zum Schornstein hinausfliege.

Feuilleton.

An der Atascosa.

Eine texanische Skizze.

(Alf. Stud.)

(Fortsezung.)

Er muß nun besinnungslos sein — dachte ich — und ich kann ihn doch noch retten. Ich tauchte unter; aber, obwohl das Wasser kristallklar war, — ich konnte ihn nicht mehr sehen. Der Boden war hier durchaus mit Wasserpflanzen bedekt, die einige Fuß hoch über den Boden reichen und unter denen er hintreiben mochte. Ich schwamm an's gegenüberliegende Ufer, wo der Strom sich brach — ich sah ihn nicht. Ich suchte einen Baumast abzubrechen, und bemerkte in meiner Verzweiflung erst nach Minuten, daß ich eine armdike Weinranke abzuringen suchte, deren Zähigkeit menschlicher Kraft trozt. Nun erst rief ich nach Hülfe, was unser Begleiter längst gethan. Ich schwamm über den Strom zurük — ich glaubte alle Augenblike selbst versinken zu müssen — kleidete mich rasch an und eilte nach der Mühle, wo schon mehrere Menschen allarmirt waren. Unterhalb des Wehres lag auf den Kalkplatten des Bodens ein schwerer Kahn versunken. Der Müller und ich stiegen hinab, stürzten ihn mit fast übermenschlicher Anstrengung, schleiften ihn bis an eine Stelle des Ufers, wo vier Joch Ochsen bereit standen, ihn über Land hinauf in's obere Wasser zu schleppen. Da stiegen wir zu Dritt hinein und ruderten dahin, wo W . . . allem Vermuthen nach angespült sein mußte. Und hier fanden wir ihn auch. Als wir ihn in die Höhe brachten, erschien zuerst die krampfhaft zusammengebogene Hand, mit der er mich gepakt und gehalten hatte. Wir schafften ihn an's Ufer, und alle erdenkbaren Wiederbelebungsversuche wurden angewandt. Vergebens. Schon im Verlauf einer Stunde stellten sich die untrüglichen Todesmerkmale ein, und die Aerzte erklärten einstimmig, der Schlag habe ihn gerührt, und er sei rettungslos verloren gewesen, hätte ich ihn auch gleich im Anfange seines Todeskampfes retten können.

Es war keine vierunzwanzig Stunden später, da ruhte er in kühler Erde. Wahrlich, in Texas hat der Tod etwas ungleich Schrecklicheres, als in unserer nordischen Heimath. In Italien trägt man die Leichen unverhüllt zu Grabe, in Deutschland kann man seine geliebten Todten doch noch drei Tage und länger bei sich haben, ohne sie zu sehr entstellt zu sehen. In Schweden und Rußland bewahrt man Leichen in kühlen Gewölben Jahrhunderte lang auf, vor Verwesung geschüzt. Hier im Süden ist die Leiche der geliebten Personen vor Ablauf eines Tages dem Grabe verfallen und kein Gegenstand mehr, der Anziehungskraft hätte. Ueberhaupt ist der Tod hier schrecklicher als in unserem Vaterlande. Alle Krankheiten verlaufen rascher, der Tod kommt plözlicher, ungezähmter und ist in vielen Fällen mit härteren Kämpfen verbunden. Das Klima unseres Westtexas mag gesünder sein, als das von hundert Ländern, die Sterblichkeitslisten mögen ein bei weitem günstigeres Verhältniß zeigen, als anderwärts — aber der Tod selber ist hier tyrannischer.

So war in einer verschwindend kleinen Zeit ein rüstiger Mann, ein Mann, wie er so recht für dieses Land paßte, da in das Grab gesenkt, wo er eben erst den Pflug zu lenken angekommen war; eine junge, blühende Gattin war nach wenigen Stunden ihrer Ehe Wittwe geworden, und ich und meine Familie hatten einen Freund verloren, wie wir keinen besseren wünschten. Ich habe bald nachher fünf Monate schwer krank gelegen, dreimal von den Aerzten aufgegeben; ich habe manches Harte erduldet — aber nichts, das mich so tief als jener Todesfall ergriffen hätte."

Ich schwieg, und nach einer längeren Pause frug mich einer der Gefährten: „Nun — und was wurde denn mit W . . . s Hinterlassenschaft? Es gab wohl viele Bewerber darum?"

Sie fiel ungetheilt der jungen Wittwe anheim. Allerdings hätte ich gern gesehen, daß eine blutarme Schwester des Verstorbenen, die mit ihren vielen Kindern in Deutschland lebt, wenigstens das gesezliche Drittel geerbt hätte. Allein es würde mich, hätte ich die Sache betreiben können — woran mich Krankheit verhinderte — mindestend eben so viel Auslage gekostet haben, dies durchzusezen, als die Erbschaft werth war. Man scheint in diesen Vereinigten Staaten darüber einig zu sein, keine Erbschaften nach Europa auszubezahlen.

So ist es allerdings, und hierin ist man bei uns, ist man selbst in dem engherzigen England oder Holland rechtschaffener — versezte der Mann vom Salado. Mir sind Fälle in Menge bekannt, daß Landsleute von uns hier Vermögen hinterließen; aber nicht in einem einzigen Falle haben die in Deutschland wohnenden Verwandten einen Cent von demselben erhalten. Ein recht augenscheinliches Beispiel dafür stieß mir vor zwei Jahren auf. Es wohnte in demselben Hause mit mir ein arbeitsamer Bauhandwerker, der als guter Wirth und pünktlicher Zahler bekannt war. Er ertrank beim Baden im San Antoniofluße, der so viele Opfer schon gefordert hat. Das Gericht übertrug mir die Aufsicht über sein hinterlassenes Vermögen, bis ein Administrator ernannt sein würde. Als dies einer der Freunde des Verstorbenen erfuhr, kam er zu mir und fragte: Ohne Zweifel hat mein Freund bedeutende Baarsummen hinterlassen. Wenn sie ein gutes Werk thun wollen, so nehmen Sie das Geld und senden es den armen Geschwistern des Mannes nach Deutschland. Hier haben Sie die Adresse derselben. Ich konnte dem Manne nicht Unrecht geben, hielt mich aber nicht für befugt dazu. Auch glaubte ich, das unbewegliche Vermögen des Verstorbenen an Häusern und Ländereien werde alle Gerichtskosten deken und das Baargeld werde für die armen Verwandten übrig bleiben. — Was geschah? Man fand eine bedeutende Baargeldsumme und nicht eine einzige unbezahlte Rechnung, wohl aber eine genaue Buchführung über alle Ausgaben und Einnahmen des Verstorbenen vor, aus der hervorging, daß er Niemanden etwas schuldete, wohl aber bedeutende Außenstände hatte. Für seine Beköstigung hatte er dem Speisewirthe zwei Monate vorausbezahlt. Und dennoch erbten seine armen Verwandten in Deutschland nicht einen rothen Heller. Dem Manne, der den Todten aus dem Wasser gezogen, bezahlte man eine königliche Belohnung, alle Beerdigungskosten wurden doppelt und dreifach bezahlt, ein Administrator wurde über das Vermögen gesezt, der täglich 1½ Dollar für eine Mühewaltung bekam, die so gut als keine war — bis das ganze Vermögen veradministrirt war, und Leuten, welche dem Verstorbenen geschuldet hatten, wurden ohne verlangten Beweis größere und kleinere Summen bezahlt, die sie angeblich noch von demselben Verstorbenen zu fordern hatten. Nein, — schlimmer kann es in dieser Hinsicht nicht in China oder Rußland sein, als in diesem vielgepriesenen freien Lande.

Wir schwazten noch eine Weile hin und her, als abermals der unheimliche heulende Laut, wie vorhin erscholl. Er schien Aufruhr in die ganze Natur zu bringen. Eulen flatterten auf und schnurrten, die Pferde schauderten, die Ochsenfröschen brüllten, in der Ferne bellten Hunde und die Laute aller möglichen Thierarten vermischten sich.

Wir waren aufgesprungen bis auf einen Ansiedler vom San Antonio, der vom Wachtposten hervortrat und versezte: Es ist ein Panther in der Nähe, und die Wölfe heulen ihn an, weil sie wissen, daß von seiner Beute immer genug für sie übrig bleibt.

Er warf einen mannsdiken Eichenast in die Flamme, daß sie hoch aufsprühte, und legte sich, in seine wollene Dele gehüllt, an den Boden, indem ein Anderer ihn ablöste. Die Nacht war etwas kühl, denn es war im Dezember.

Sagen Sie mir, fragte ich ihn, Sie als der älteste Ansiedler im Lande werden wissen, ob der Panther Menschen angreift oder nicht?

Freiwillig niemals. Mir ist wenigstens nie ein Beispiel davon zu Ohren gekommen. Es giebt überhaupt in Texas kein reißendes Thier, das Menschen ansiele, den Alligator ausgenommen, von dem es einige Beispiele giebt, der aber in den oberen Flußläufen nicht mehr von solcher Größe vorkommt, um Menschen gefährlich zu werden. Angegriffen wehrt sich der Panther so gut, als es das zahmste Thier in der Nothwehr thut, und mir selber ist eine kleine Geschichte passirt, die schief ablaufen konnte.

Erzählen Sie, rief ich, und stüzte mich hörbegierig auf den Ellenbogen.

Nun, es war auf meinem früheren Plaze an der Guadelupe, als ich gegen Morgen durch wüthendes Gebell meiner Hunde geweckt wurde. Sie lenkten meinen Verdacht nach einem dichten Busche hin, der nahe außerhalb der Umzäunung meines Hofes lag. Ich ging mit meinem Bruder, da wir aus dem Fenster nichts gewahr werden konnten, in den Hof hinab, und die Hunde, dadurch dreist gemacht, stürzten sich wüthend in den Busch. Heulend kehrten sie zurük, und der eine davon, eine riesige Bulldogge, hauchte, aus dem zerfleischten Naken blutend, zu meinen Füßen ihr Leben aus. Wir wußten, daß wir einen Panther zu erwarten hatten, und hielten uns innerhalb der Fence, indem wir abwechselnd in den Busch schossen, um den ungebetenen Gast herauszutreiben und sichtbar zu machen. Das half aber so viel wie nichts. Es war beim ersten Tagesgrauen, und wir mußten größere Helle abwarten. Sobald diese eingetreten war, rükten wir näher und sahen zwei riesige Panther aus dem Busche hervor und in den benachbarten Wald sezen. Mit drei bis vier weiten Bogensprüngen waren sie zwischen den Bäumen, und ehe wir die Büchsen angelegt hatten, an den Stämmen in die Höhe geklettert und hatten sich in den Kronen dicht mit Bartmoos behangener Lebenseichen verborgen.

Den Feind mußten wir vernichten — er ist den Heerden gar zu gefährlich. Aber das Werk kostete uns einen ganzen Tag und am Ende noch manchen Blutstropfen. Da wir meilenweit keinen Nachbar hatten, waren wir auf unsere beiden Büchsen und zwei Hunde beschränkt. Wir umkreisten die Bäume, die wir sie hatten ersteigen sehen, und warfen, um unsere Schüsse zu sparen, mit Steinen in das Laubdikicht. Wenn es uns aber einmal gelungen war, eine der Bestien zu werfen, so sprangen sie von einem Baume auf den nächsten, und waren unsern Bliken wieder eine Zeit lang entschwunden. Oder sie sprangen, ehe wir anlegen konnten, vom Baume herab und in großen Säzen auf andere Bäume hinauf.

Bisher hatten wir jeder eine von den Bestien auf's Rohr genommen. Wir hatten einige Male vergebens geschossen — nicht einen Blutstropfen hatten wir fließen sehen. Jezt überlegten wir uns die Sache anders. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß das Pärchen sich nicht so leicht trennen würde, nahmen wir zuerst beide das Weibchen zugleich zum Ziele, als es eben wieder in der Krone mächtiger Zweige sich verborgen hatte. Es war von ihm nur eine Vorderpfote sichtbar, als ich anlegte und durch einen gutgezielten Schuß sie zerschmetterte. Das Thier suchte sich mit den gesunden drei Pfoten anzuklammern, vermochte es aber nicht, sondern rutschte halb, halb stürzte es vom Baume herab; es war kaum am Boden angekommen, als ein Schuß meines Bruders das Thier todt niederstrekte.

Wir sahen uns jezt nach dem Männchen um, das mittlerweile uns aus den Augen gekommen war. Aber wir brauchten es nicht lange zu suchen. Es zeigte sich auf einem alleinstehenden Baume, zum Sprung auf meinen Bruder gerüstet, der ihm am nächsten stand. Es schien den Tod seines Weibchens rächen zu wollen. Nie habe ich den Kolben geschwinder an die Bake gebracht, als damals, nie besser gezielt. In demselben Augenblike, wo der Schuß fiel und wo es vom Baume sprang, spritzte ihm das Blut aus der Brust.

Aber es hatte seinen Sprung gut bemessen. Im Nu war mein armer Bruder zu Boden gestrekt, und das Thier kugelte sich über ihm im Todeskampfe.

Ich hatte keinen Schuß mehr im Gewehr, zum Laden war keine Zeit, ein einziger Hieb mit der Klaue konnte meinem ächzenden Bruder den Tod geben. Ich wollte einen Kolbenschlag nach seinem Hirnschädel führen — es wich mir aus, indem es auf den Hinterpfoten sich erhob, und ehe ich Zeit hatte, zum zweiten Male auszuholen, schmetterte mich ein fürchterlicher Schlag zu Boden.

Ein heftiger Schmerz riß mich aus der kurzen Betäubung, in welche ich verfallen war; als ich zu mir kam, lag der Panther todt auf mir, und mein Bruder zog sein blutiges Messer ihm aus den Rippen.

Er war in demselben Augenblike von der Last, die auf ihm gelegen hatte, frei geworden, als das Thier sich aufrichtete, um sich auf mich zu stürzen. Seine Büchse war zerbrochen, als der Panther ihn niedergeworfen hatte. Er mußte alle Kräfte zusammenraffen, um sein Messer zu ziehen und es dem grimmigen Feinde in die Brust zu stoßen.

Es war keine kleine Arbeit für unsere vereinten Kräfte, das verendete Unthier mir von den Beinen wegzuschaffen, über welche es mir gefallen war. Wir untersuchten uns gegenseitig und ich fand seinen linken Oberarm von den Krallen zerfleischt, während ich blos von Falle derb geschunden war und aus mehreren, aber leichten Hautwunden blutete. Mein Gewehr hatte den Schlag der Klaue aufgefangen.

Wir hinkten nach Hause und konnten die Felle nicht mitnehmen. Am nächsten Morgen wollten wir die Trophäen abholen, fanden aber beide Panther von Wölfen aufgezehrt bis auf's Gerippe. Es dauerte lange, ehe wir von unsern Wunden wieder hergestellt waren.

Daß Sie so leichten Kaufes davon gekommen, läßt sich noch erklären — warf ich ein — aber daß Ihr Bruder nicht geradezu erschlagen wurde durch die Wucht eines von solcher Höhe auf ihn sich stürzenden Thieres, ist schwer erklärlich, selbst wenn man annimmt, das Thier habe ihn beim Falle selber nicht mit den Pfoten berührt.

Wenn Sie meiner Erzählung mißtrauen, erwiderte der Jäger, indem er kaum merklich den ruhigen Ton seiner Stimme erhöhte, so kann Sie noch heute die Spur unserer vernarbten Wunden auf das Augenscheinlichste überzeugen. — Und dabei zeigte er mir an seinen Armen und Schenkeln allerdings Narben genug, welche der Erzählung Glauben verliehen.

(Schluß folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig all Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 32. | Samstag den 8. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Süd-Amerika und die deutsche Auswanderung.

(Aus den „Hamburger Nachrichten".)

(Schluß.)

Alle Schwierigkeiten sind freilich noch weit nicht überwunden. Brasilien leidet mehr fast als ein anderes südamerikanisches Land an der Racemischung. Bei aller Abweichung der verschiedenen Angaben über die Zahlenverhältnisse ist so viel gewiß, daß die Neger den weit überwiegenden Bestandtheil der Bevölkerung ausmachen und die Weißen kaum über 20 Prozent. Schon 1834 äußerte ein hervorragender brasilianischer Staatsmann gegen Campbell Scarlett, das Uebergewicht der Schwarzen sei für die Regierung eine Quelle beständiger Angst. Seitdem ist der starke Zuwachs der Bevölkerung (1831: 5,735,502 gegen 7,677,800 in 1856) ohne Zweifel großentheils durch die Sklaveneinfuhr hervorgebracht, da jener Zuwachs zumeist auf die hauptsächlich Sklaven haltenden nördlichen Provinzen Bahia, Pernambuco u. s. w. kommt. Der scharfsinnige Pöppig, der 1832 die gräßlichen Zustände am Amazonas kennen gelernt hatte, meinte 1835: „Die vielfachen Uebergänge der einen Race in die andere müssen in Ländern wie Brasilien früher oder später einen furchtbaren Kampf der Vertilgung herbeiführen." Zu diesem Krebsschaden gesellen sich andere Mißstände. Der Provinzialhaß, der enge Lokalgeist (der alle rein romanischen Völker weit ärger heimsucht, als uns durch Uneinigkeit berühmte Deutsche) hat Brasilien so gut wie die Nachbarrepubliken zerfleischt. Bahia und Pernambuco bliken mit Neid auf den Vorrang des jungen Rio, welches bekanntlich erst 1763 an Bahia's Stelle Residenz wurde. Die nördlichen Provinzen scheint die Natur selbst durch Wind und Meeresströmung, welche sie früher in näheren Verkehr mit Lissabon, als mit Rio setzte, abgetrennt zu haben. Ferner bilden die Stromgebiete des Amazonas und des Plata für sich bestehende Ganze mit vielfach auseinandergehenden Interessen, und die Küstenlandschaften der Mitte haben wieder ihren eigenen Schwerpunkt. Mathison schien es schon 1821 im Angesicht der heftig verfeindeten Provinzen und der in ihnen lebenden politischen Gegensätze „ungewiß, ob Brasilien lange ein einziges Reich bleiben wird," und Graf von der Straten-Ponthoz, vielleicht der gründlichste Kenner des modernen Brasiliens in Europa, hat neuerdings in seinem werthvollen Werk: „Le Budget du Brésil, Bruxelles 1854", die Gefahr eines Auseinanderfallens in jene drei geographisch geschiedenen Gruppen hervorgehoben. Wie werden diese verschiedenen, zum Theil lebensgefährlichen Uebelstände gehoben werden in diesem Lande, von dem das Wort eines Brasilianers bekannt ist: „In Brasilien hat die Faulheit ihren Thron aufgeschlagen?" Wie werden die Abkömmlinge der Portugiesen, dieses ohne Frage verkommensten aller romanischen Stämme, die kolossale Aufgabe lösen, in jenem ewig gährenden Kontinente ein unermeßliches Reich zu kultiviren; die Sklaverei, an der das kräftige Nordamerika so schwer zu tragen hat, allmälig zu beseitigen, ohne die tropischen Provinzen der Arbeitskräfte zu berauben; den schweren Stürmen, welche den spanisch-portugiesischen Besitzern Südamerika's von den nordischen Yankee's drohen, Stand zu halten?

Man sieht, wir sind nicht blind für die Schäden dieses südlichen Kolosses. Von der Korruption und Indolenz, welche im Privat- und Staatsleben Brasiliens üppig wuchert, kann niemand mehr durchdrungen sein. Wir gehören durchaus nicht zu denen, welche von den allerdings großen materiellen Fortschritten dieses Landes oder vom eigenen Interesse geblendet, dort nur Licht sehen und Brasilien sich selbst und Andern als ein Paradies ausmalen, von dem es fast unbegreiflich wäre, daß in ihm nicht längst die Bevölkerung der übrigen armseligen Erde ihre Zuflucht gesucht. Aber wir hegen nichtsdestoweniger, nach reiflicher Prüfung der brasilianischen Geschichte seit 50 Jahren und der verschiedensten Berichte über die heutigen Zustände, die feste Ueberzeugung, daß jezt unter allen Ländern Brasilien der deutschen Auswanderung, wie wir sie wünschen, die günstigsten Aussichten bietet. Was zunächst die erwähnten Gefahren der Zukunft angeht, so stellt ihnen die Erfahrung der lezten zehn Jahre eine stattliche Reihe von Schuzwehren entgegen. Auf die Anarchie von 1831—1844 ist hier nicht eine gewaltthätige Reaktion, sondern die legale Ordnung einer wirklich konstitutionellen Regierung gefolgt. Die furchtbaren Folgen der absolutistischen Machinationen D. Pedro's I. haben für alle folgenden Herrscher dieses Landes ein warnendes Beilpiel aufgestellt, und es liegt außerdem nahe, daß der einzige Monarch Amerika's gegen die rings andringende republikanische Propaganda nur in der strengsten Gesezlichkeit und in der ernstesten Thätigkeit für das Wohl seines Landes einen Schuz zu finden hoffen darf. Und D. Pedro II. scheint nach allen Berichten ganz die Persönlichkeit zu sein, um die Monarchie in Amerika zu vollsten Ehren zu bringen. Ebenso ist der Provinzialismus Brasiliens nicht wie in Oesterreich durch eine gewaltsame Zentralisation vorübergehend niedergedrükt, sondern versöhnt worden durch die freie Bewegung, welche die Verfassung den Provinzen für die Verwaltung all ihrer Angelegenheiten gewährt. Und wenn die nördlichen Handelsplätze vor 20 Jahren vom Mittelpunkte des Reiches getrennt schienen, so hat sie seitdem die reichlich benuzte Kraft des Dampfes in nahe Verbindung gesezt. Unter Johann VI. und D. Pedro I. klagten die Provinzen, daß ihre Steuern nach Rio fließen, um dort in der Verschwendung eines sittenlosen Hofes oder in eiteln Eroberungsplänen verprazt zu werden: seit 10 Jahren ist dieses Rio für ganz Brasilien der Ausgangspunkt der fruchtbarsten Schöpfungen geworden. In Rio laufen die mächtig gehobenen Verkehrsbewegungen zusammen, in Rio werden die Eisenbahnen von Süd, Nord und West sich treffen, wie jezt die Dampfschiffe von Para und Porto Allegre, die, welche von Amazonas im Norden, von Paraguay im Süden tief aus dem Herzen des Reiches herkommen; in Rio hat sich ein gewisses geistiges und wissenschaftliches Leben konzentrirt, dort ist die Geburtsstätte der verschiedensten Versuche und Bestrebungen in Akerbau, Industrie und Handel. Brasilien hat überhaupt die gefährlichste Periode überwunden, wo sich die öffentliche Thätigkeit in politischen Parteifragen erschöpft; heute dreht sich dort Alles um positive Schöpfungen in Unterricht und Justiz, in Straßen- und Eisenbahnbau, in Beschiffung der unzähligen, bisher durch nie betretene Wildnisse fließenden Ströme u. s. w.; d. h. um lauter Dinge, in denen alle Theile und Parteien das ganz gleiche Interesse haben. Wer mag da fragen, was aus diesem Brasilien wird, wenn in ihm sich einmal 100 Millionen tummeln, in wie viele kleinere Staaten es dann naturgemäß auseinander fallen könnte? Vor der Hand, für die Zeit unserer Generation, scheint die einheitliche Existenz ziemlich gesichert, denn so lange wird wohl Rio im Stande sein, nach allen Seiten anregend und leitend zu wirken. Und wenn einmal eine Million Deutscher im Süden sizt, welche Gefahr würde ihnen dann ein solches Auseinanderfallen bringen? Der größten Gefahr endlich, die aus dem Uebergewicht der Schwarzen und der geringen Zahl der Weißen droht, hat Brasilien seit sieben Jahren durch streugste Unterdrükung der Sklaveneinfuhr und durch eine großartige Thätigkeit für Heranziehung freier europäischer Menschen entgegen zu wirken begonnen.

Eine ziemlich zahlreiche Literatur hat es Jedem, der sich dafür interessirt, bekannt gemacht, was Brasilien seit 1850 für die Kolonisation gethan, welchen Erfolg es damit gehabt hat und was man von der Zukunft erwarten kann. Es würde die Leser dieser Zeitung, welche sich das Verdienst erwirbt, unter allen politischen Blättern Deutschlands weit die besten Mittheilungen über Brasilien zu bringen, langweilen, wollten wir auf die Einzelnheiten hier eingehen. Es mag genügen hervorzuheben, daß die Thätigkeit der brasilianischen Regierung sich seit einigen Jahren dieser Frage ganz vorzüglich zugewendet, daß die Kammern ihr darin vollkommen zugestimmt haben und daß die ersten Autoritäten des Landes es für eine von Brasiliens Lebensfragen halten, ob es ihm gelingen werde, einen reichen Arm der europäischen, besonders der deutschen Auswanderung in seine Provinzen zu leiten. Die lezte Kammersession hat für diese Zweke 6000 Contos (über 4½ Mill. Rthlr.) bewilligt, welche theils für die Vollendung der Landvermessung, theils für die den Einwanderern (man hat verläufig auf 37,000 ge-

rechnet) zu leistende Hülfe, theils für den Bau von Straßen und Brüken, von Kirchen und Schulen, und für die Besoldung der (katholischen wie protestantischen) Geistlichen und Lehrer bestimmt sind. Die Regierung hat in verschiedenen offiziellen Kundgebungen hervorgehoben, daß es ihr besonders um solche Ansiedler zu thun sei, die freie Grundeigenthümer werden würden, und für die Heranziehung solcher Einwanderer mit Männern und Gesellschaften Verträge abgeschlossen, für deren Rechtschaffenheit ihre Vergangenheit Garantie bietet. Die große Gefahr, welche der Einwanderer bekanntlich vor Allem in Nordamerika läuft, daß er bei seiner Ankunft einem Schwarm der raffinirtesten Betrüger in die Hände fällt, deren Sprache er so wenig kennt als ihre List, ist hier völlig vermieden, indem er sich länger bestehenden deutschen Kolonien anschließen kann, welche ihm die vortheilhaftesten Bedingungen gewähren. Dort, in Santa Catharina oder Rio Grande, findet er an vielen Punkten deutsche Gemeinden mit Kirchen und Schulen, in denen er nicht nur Rath und Hülfe für den Anfang, sondern für immer ein Leben nach heimathlicher Sitte, in der Religion seiner Väter, haben kann. Und sollte die Zeit nicht nachgerade nahen, wo auch dem Gleichgültigsten unter uns die Aussicht einen Werth hat, seine Kinder und Kindeskinder in deutscher Weise und Sprache erhalten zu können, zumal wenn zugleich sein ökonomisches Fortkommen so gesichert ist wie nur möglich? Bietet sich aber diese Aussicht jezt irgendwo, so ist es in jenen südbrasilianischen Provinzen, wo eine geringe eingeborne Bevölkerung der deutschen Raum gibt, sich in großen zusammenhängenden Niederlaßungen zu versammeln, wo ihr die Berührung mit einer sehr fremden, wenig entwikelten Nationalität nur geringe Versuchung bereitet, Charakter und Sprache preiszugeben, wo der Deutsche keine Gefahr läuft, wie vom Yankee, in aller Art praktischer Thätigkeit überflügelt zu werden, sondern wo ihm in Akerbau und Gewerbe der Preis winkt, wo endlich das Gedeihen deutschen Wesens durch eine nicht geringfügige Erfahrung verschiedener Kolonien verbürgt ist. Man denke sich nur jene glüklichen hafen- und flußreichen Gestade vom 25.—50.° S. Br., jene ewiggrünen Hochebenen und Thäler an den Quellen des Uruguay und Coritiba mit einer halben Million Deutscher bevölkert: welche Fülle des reichsten Lebens würde sich da erschließen, welche ganz anders befriedigende und ehrenvolle Existenz würde da dem Deutschen erblühen, als im fernen Westen der Union, wo er immer der Diener, immer das wenig geachtete Werkzeug eines fremden Gemeinwesens bleiben wird! Und welche Welt könnte sich dort unserm heimischen Gewerbsfleiß und Handel öffnen!

Wer mit unbefangenem Auge die brasilianischen Zustände, den Charakter der Regierung, die unabweisbaren Bedürfnisse des Landes, die Lage der dortigen deutschen Kolonien auf der einen, und sie natürlich im Verhältniß der fraglichen Gegenden auf der anderen Seite überblikt, der kann kein Bedenken tragen, der Masse der deutschen Auswanderung die Richtung auf Süddrasilien zu geben. Auch dem für Brasiliens Zukunft Besorgtesten müssen namentlich die still für sich lebenden, von keiner der bisherigen Erschütterungen berührten Provinzen Santa Katharina und Parana alle nur möglichen Garantien gewähren. Wenn man heute noch hie und da vor der Auswanderung nach diesen Gegenden warnen hört, so ist das unbedingt entweder aus Unkunde der neuesten Entwiklung Brasiliens, oder aus persönlicher Abneigung zu erklären. Die leidenschaftlichen Anklagen, welche Dr. Kerst noch vor vier Jahren gegen Brasilien erhob, sind wenigstens, was die Auswanderungsfrage angeht, durch das seitdem Geschehene völlig widerlegt und man kann heute keine wirksamere Empfehlung Brasiliens lesen, als die Expektorationen dieses Gegners, der übrigens schon damals nicht umhin konnte, Santa Katharina und Rio Grande unter die dem Auswanderer am meisten zu empfehlenden Länder der Erde zu rechnen. Nur möchten wir dem, was dieser Mann und Andere gegen die Parceriakolonien gesagt haben, auch heute noch Beherzigung wünschen; denn wenn auch die Regierung, wie sie verheißen hat, sorgfältig über genaue Vollziehung der Pachtverträge wachen wird, so weiß jeder Kenner brasilianischer Zustände, daß der beste Wille der kaiserlichen Regierung nicht im Stande ist, Mißbräuche aller Art zu unterdrüken. Auch scheint es nicht wohlgethan, daß neuerdings deutsche Ansiedelungen sich bis nach Espiritu Santo vorwagen. Wir meinen, man sollte sich, vor der Hand wenigstens, auf das Gebiet südlich vom 25° beschränken, nicht nur aus Gründen der Gesundheit, sondern auch deßwegen, damit dort auf engerem Raume sich einmal größere Massen zusammen finden, welche allein im Stande sind, die für das Gedeihen einer Kolonie nöthigen Ausrodungen, Straßen- und Brükenbauten, Fluß- und Hafenkorrektionen u. s. w. rasch auszuführen. Will man, was so wichtig wäre, ein gewinnendes Beispiel üppig blühender Kolonisation aufstellen, so mögen Gesellschaften und Regierung Alles thun, für die nächsten 10 Jahre die deutsche Einwanderung in Santa Katharina zu konzentriren, der für eine solche Schöpfung ohne Frage geeignetsten Provinz.

H. B.

Jowa.

Es ist außerordentlich, wie sich durch genauere Untersuchung die Meinung über die Bodenbeschaffenheit gewisser Theile von Jowa in den leztern Jahren geändert hat. Der erste Erforscher der nördlichen Theile von Jowa, der berühmte Geograph Nicollet, stellt das Land, welches gegenwärtig die 24 Counties von Jowa bildet, die vom Turkey-Fluß westlich liegen, als eine fast ganz unfruchtbare Ebene dar. Denn, sagt er, bei Weitem der größte Theil des Bodens ist entweder sumpfig oder er ist sandig und mit Steinen so sehr bedekt, daß an Akerbau nicht viel zu denken ist. — Nicollet's Untersuchungen sind aus den Jahren 1838 und 1839. Etwa zehn Jahre später erforschte der bekannte Geolog D. D. Owen diesen Theil von Jowa und bestätigte im Ganzen Nicollet's Ansicht. Er behauptet, alle höher gelegenen Gegenden seien mit Sand, Kies, Steingruß und größeren und kleineren Steinblöken (sogenannten erratischen Blöken oder Findlingen) so dicht bedekt, daß dort nur eine „sehr ärmliche Vegetation" gedeihen könne. Die Thäler und Niederungen dagegen seien mit Seen und Morästen ausgefüllt oder wenigstens so feucht und sumpfig, daß aus diesem Grunde kein Akerbau getrieben werden könne. Die Masse des höheren Landes möge etwa noch zur Schafzucht tauglich sein; für den Akerbau wären nur einzelne von unfruchtbarem Lande umgebene Landstreken zu benuzen, die wie Oasen in einer Wüste lägen. Trotz dieser wenig einladenden Schilderung wagte es die Einwanderung in diese sogenannte Wüste einzudringen. Sie nahm zuerst Besiz von Howard-, Chikasaw-, Floyd- und Mitchell-County und fand das Land keineswegs so schlecht, wie es dargestellt war. Allerdings befand sich viel Gerölle und viele Steine auf dem höheren Lande; man entfernte ersteres stellenweise ein wenig, ließ die großen Steinblöke ruhig liegen, brakerte das Land, und es zeigte sich ganz fruchtbar. Und gerade die Steine, welche auf dem leichteren Boden die Feuchtigkeit zurükhalten, bewiesen sich vortheilhaft, wie dieß in manchen Gegenden in der großen norddeutschen Ebene, die ebenfalls mit Granitblöken überstreut ist, der Fall ist. Man drang weiter in die Counties Worth, Cerro-Gordo, Franklin und noch weiter westlich bis Kossuth, Palo Alto und Dikinson und konnte noch immer das unfruchtbare Land nicht finden. Zwar ist diese ganze Gegend reich an Landseen und Sümpfen, aber abgesehen von diesen ist das meiste Land zum Akerbau tauglich und die Seen wenigstens geben der Landschaft vielfach einen lieblichen Charakter und heben die Einförmigkeit auf, welche die westlichen Ebenen im Allgemeinen charakterisiren. Die Besiedelung wird nun wahrscheinlich bis an den Sioux-Fluß, die Westgrenze von Jowa, fortschreiten, und die angebliche Wüste immer weiter westlich zurükdrängen. Wer weiß, ob dieß nicht später auch noch mit der Nebraska-Wüste der Fall sein und sich die ganze große Ebene bis an die Roky Mountains im Allgemeinen als anbaufähig herausstellen wird.

Eben so wenig sind die Gelehrten ganz glüklich gewesen in der Feststellung der Grenze für die Kohlenformation. Owen läßt dieselbe nördlich nur bis Webster County reichen. Nun aber hat man schon nicht nur im nördlichen Webster County, in der Gegend von Fort Dodge, reichlich Steinkohlen gefunden, sondern auch in Humboldt und Kossuth County, so daß gegenwärtig die Kohlenbildung bereits bis nahe an die Nordgrenze von Jowa hinanreicht.

Dasselbe gilt endlich in Bezug auf die Bleiregion. Man hat bis vor Kurzem nach geologischen Untersuchungen angenommen, daß das Bleierz in Jowa nicht nördlicher gefunden werde, als wenig über Gutenberg hinaus. Aber gegen diese Annahme fand man im vorigen Jahre in Allamakee-County, 36 bis 40 Meilen nördlicher (bei New-Galena) einen reichen Vorrath von vortrefflichem Bleierz, den man jezt mit Glük ausbeutet. Irren wir nicht, so sind auch in Buttler-County, nicht sehr weit von Cedar-Falls, bedeutende Bleilager gefunden.

Diese Thatsachen zeigen, wie wenig eine so allgemeine geologische Untersuchung, wie sie die Vereinigten Staaten Regierung z. B. durch Owen hat anstellen lassen, genügen kann, um die Bodenbeschaffenheit und die Schäze unter der Erdoberfläche genauer kennen zu lernen. Männer wie Owen haben unbestreitbar ihre großen Verdienste in Bezug auf die Aufstellung der Prinzipien über die geologische Bildung des Landes, aber sie hatten nicht Zeit und Gelegenheit, die Bodenverhältnisse im Einzelnen zu untersuchen. Dies ist eine Aufgabe, welche die einzelnen Staaten zu lösen haben. Die Legislatur von Jowa könnte gern noch größere Bewilligungen machen, um die Erforschung Jowa's in geologischer und landwirthschaftlicher Hinsicht mehr zu beschleunigen. Dies ist auch in Bezug auf die anzulegenden Eisenbahnen nicht unwichtig. So würde z. B. die Cedar-Valley-Bahn eine erhöhte Bedeutung erhalten, wenn sich die angeblich in Buttler-County befindlichen Bleiminen als besonders ergiebig ausweisen sollten.

(Dav. Democrat.)

Nebraska.

Die Hauptstadt Nebraska's ist Omaha am Missouri-Fluß; dieselbe besizt ein Kapitol, zu dessen Vergrößerung und Verschönerung der Kongreß kürzlich 50,000 Dollars bewilligt hat. Es existiren in diesem Nebraska-Territorium 8 Banken, welche in voller Thätigkeit sind. Die Gesammtzahl der Einwohner beträgt nur 12,000. — Vom Juni dieses Jahres ab tritt das neue Gesezbuch, welches die Legislatur daselbst gemacht, in Kraft. Die klimatischen Verhältnisse sind günstig. Bekanntlich war der dießjährige Winter in Nordamerika fast überall höchst streng. In Mitte Novembers verflossenen Jahres fiel in Nebraska unter heftigen Stürmen der Schnee zwei Fuß hoch; die Kälte war gleichmäßig, das Thermometer stand zwischen 1 bis 10 unter Null nach Fahrenheit durchschnittlich zwischen Dezember und Anfang Februar. Doch schon in den ersten Tagen des Februars schmolz der Schnee, mildes Wetter trat ein, die Eisdeke des Flusses verschwand. Nebraska ist gesund, wie schon daraus zu entnehmen ist, daß es 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Der Boden daselbst ist poröß, so daß er Massen von Feuchtigkeit in sich aufnimmt und dadurch vor den Nachtheilen großer Trokenheit gesichert ist. Die Land-Office in Omaha ist am 2. Februar laufenden Jahres eröffnet worden, so daß Ansiedler sicher daselbst Land kaufen können. Außerdem können Ländereien mit einem Preemptions- oder Claimrechte belegt werden: es genügt hierbei der Beweis nur eines Zeugen darüber, daß derjenige, welcher einen Claim oder ein Verkaufsrecht geltend machen will, 5 Tage vorher, ehe er seinen Titel erlangen kann, auf dem Lande gelebt und eine Schändy oder Loghaus daselbst errichtet hat.

Das Städtchen Hermann in Missouri,

welches in den nun fast 20 Jahren seines Bestehens mit bewunderungswürdiger Festigkeit seinen ausschließlich deutschen Charakter festgehalten hat und unter vielen Schwierigkeiten stetig, wenn auch nicht mit der fieberhaftesten Hast der Yankee-Niederlassungen fortgeschritten ist, liegt im Mittelpunkt einer der größeren deutschen Ansiedlungen des Westens und hat eine überaus gesunde romantische Lage am Missouri-Fluß. Es ist umgeben von Hügeln, die mit Obst und Wein*) bepflanzt sind und zählt ungefähr 1000 bis 1100 Einwohner. Das Städtchen Hermann ist der Siz des Gasconade County, und das gesellige Leben, das hier herrscht, wird deutsche Einwanderer wieder freundlich an die Annehmlichkeiten der alten Heimath erinnern. Als Beweis der friedlichen Gesinnungen, von denen die Einwohner Hermann's beseelt sind, mag der Umstand dienen, daß kein Advokat hier aufkommen kann, wie einige Versuche schon gezeigt haben. In Bezug auf die Gesundheitsverhältnisse werden nur wenige Städte im Westen sich eines ähnlichen Gesundheitszustandes rühmen können. Für viele Arten von Geschäften sind hier noch gute Aussichten, namentlich für Fabriken, z. B. Wollenspinnereien, Webereien und Färbereien, Kattundrukereien, Mühlen u. dgl., welche

*) Hermann verdankt bekanntlich dem Weinbau seine Entstehung. Leider aber haben die Erfahrungen vieler Jahre bewiesen, daß es mit diesem Erwerbszweig nicht weit her ist. Die Trauben faulen fast jedesmal sehr früh und gute Weinjahre sind sehr selten.

Anm. d. Red.

wohl schon entstanden wären, wenn es nicht an Arbeitskräften mangelte. Ein Arbeiter verdient hier 1 Dollar bis 1¼ Dollar per Tag, was bei dem billigen Lebensunterhalt, der hier zu finden ist, sich besser herausstellt, als ein gleich hoher bei dem großen Lebensbedarf in andern Städten. Die große Mehrzahl der Einwohner Hermanns besteht aus Deutschen, und damit das deutsche Element fortbestehe, haben die hiesigen Bürger eine Summe von 10,000 Dollars deponirt, von deren Zinsen zwei Lehrer besoldet werden, welche unsere Jugend in der Sprache der Väter unterrichten. Das Kapital ist für alle Zeit für obige Zwecke bestimmt. Außer der eben erwähnten Freischule besteht hier noch eine englische und katholische Schule, ferner auch eine protestantische und katholische Kirche. Außer diesen besteht noch ein Gebäude, welches auf Aktien gegründet wurde und die Bestimmung hat, den Einwohnern Hermann's zu geselligen Vergnügungen zu dienen. Bälle, Gesangproduktionen u. dgl. werden in diesem Gebäude abgehalten, eine Bibliothek ist gleichfalls daselbst zu finden. An Verbesserung unserer Straßen wird wirklich mit Eifer gearbeitet. Die Hauptstraße wird geebnet und gepflastert und die Seitenwege mit hübschen Schattenbäumen bepflanzt. Gute Hotels, so wie Bierbrauereien verdienen gleichfalls Erwähnung. Auch an Storekeepers und Aerzten fehlt es hier nicht. Erstere versorgen uns mit Waaren, deren Preise den St. Louiser Preisen fast gleichkommen. Leztere sind der gesunden Lage des Städtchens wegen zu häufigen Feiertagen veranlaßt. Die Farmer umher in einem Umkreise von zirka 10 Meilen sind meist Deutsche und fast alle wohlhabend. (Anz. d. W.)

Verschiedenes.

Schweiz. Aargau. (Auswanderung zum Heirathen.) In Sarmensdorf ist jüngst eine neue Art zu heirathen probirt und ausgeführt worden. Ein ganz mittelloser Bürger sollte heirathen, wurde aber infolge gemeinderäthlichen Ehereinspruchs durch Urtheil des Bezirksgerichts daran verhindert. Der Verlobte macht nun eine vierteljährliche Pause und gibt sich den Anschein, nach Amerika auszuwandern. Zu diesem Zwecke erhält er vom Schwiegervater ein Reisegeld von 300, und von der Gemeinde den verlangten Zuschuß von 50 Fr. Mit dieser Ausstattung, nebst Tauf- und Heimathschein marschiren die Leutchen ab. Schon glaubt man die Verlobten auf dem Weltmeere; da heißt's auf einmal: Das Hochzeitpaar ist soeben wieder gesund und wohl aus Amerika heimgekehrt. Und es war so. Der Bräutigam ging mit seiner Braut in's Elsaß, gab dem Pfarrer in Schlettstadt vor, er wolle nach Amerika und wünsche in Europa noch kirchlich getraut zu werden. Der Pfarrer willigt ein, nimmt die Sporteln, kopulirt und Koch bringt eine Frau und dazu einen Heirathsschein nach Sarmensdorf zurük. Die Gemeinde bestreitet nun die Gültigkeit einer solchen Ehe und hat den Vorfall gehörigen Orts angezeigt.

— **Bünden.** Lehrer Davaz ist aus Brasilien wieder zu Hause angelangt, und gedenkt seine Erlebnisse auf der Kolonie Bergueiro der Oeffentlichkeit zu übergeben.

— **Wallis.** Die angeführten Walliser Auswanderer, die in Marseille, nachdem sie ihr Anführer im Stiche gelassen, auf die Straße gesezt worden, sind bereits wieder bei Hause angelangt. In Genf hatte man sie in der Kaserne einquartirt.

Frankreich. (Schweizerische Auswanderung über Havre.) Nach einer vom schweizerischen Konsul in Havre dem Bundesrathe eingesandten Uebersicht der im ersten Semester dieses Jahres vom dortigen Hafen aus nach Amerika ausgewanderten Schweizer ergiebt es sich, daß ihre Zahl 2107 beträgt. Hievon kommen 129 Personen auf den Kanton Zürich, 527 auf Bern, 82 auf Luzern, 1 auf Uri, 7 auf Schwiz, 1 auf Unterwalden, 28 auf Glarus, 24 auf Freiburg, 137 auf Solothurn, 47 auf Basel, 80 auf Schaffhausen, 4 auf Appenzell, 92 auf St. Gallen, 120 auf Graubünden, 195 auf Aargau, 22 auf Thurgau, 27 auf Tessin, 32 auf Waadt, 534 auf Wallis, 36 auf Neuenburg, 2 auf Genf. Von diesen Auswanderern gingen 688 nach Buenos-Ayres. Vergleicht man die Zahl der im ersten Semester des vorigen Jahres über Havre nach Amerika ausgewanderten Schweizer, im Ganzen 1756, mit derjenigen des laufenden Jahres, so bemerkt man wieder eine Zunahme in der Auswanderung.

Nordamerika, Vereinigte Staaten. Die Gesammtlänge aller Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten soll jezt 20,000 Meilen betragen und die Herstellungskosten sich auf 500,000,000 Dollars belaufen. Die bemerkenswertheste derselben ist die New-York-Erie-Bahn von 500 Meilen Länge und einem Doppelgeleise von 262 Meilen. Dieselbe hat etwa 35,500,000 Dollars gekostet. An Länge wird dieselbe von mehreren anderen noch weit übertroffen.

— In den Prairien, westlich von Fort Riley, wurde Anfangs vorigen Monats eine Gesellschaft kalifornischer Auswanderer von 150 berittenen Indianern (wahrscheinlich Chegennes) angefallen, die Wagen geplündert und 4 Männer getödtet. Die übrigen waren mit Weibern und Kindern auf der Flucht begriffen. Kapitän Friedrikson, der zufällig mit zwei Kompagnien in Fort Riley angekommen war, hatte dasselbe verlassen, um dieselben wo möglich zu retten und die Indianer zu verfolgen.

— Von verschiedenen Seiten wird der Regierung in Washington über Gräuelthaten berichtet, welche die Indianer in Texas, Neu-Mexiko und Oregon ausüben. Die Grenzbewohner bitten dringend um Hülfe, da die entfernten Ansiedler keinen Augenblik sicher sind, von den Wilden plözlich überfallen zu werden.

— (Leicht verdient.) Die landwirthschaftliche Akademie in New-Orleans hatte 100 Dollars für die Lösung der Preisfrage bestimmt: „Welches ist das sicherste Mittel zur Ratten-Vertilgung?" Unter mehreren fingerdiken Abhandlungen lief auch ein Papierschnizel ein mit mit den drei Worten: „Vermehrung der Kazen!" Die Preisrichter lachten und erkannten die 100 Dollars dem lakonischen Kauz, einem Dr. Frankesto, zu.

— (Statistisches.) Die Vereinigten Staaten sind aus einunddreißig Staaten und neun Territorien zusammengesezt, die eine Bevölkerung von 27,000,000 Seelen enthalten, darunter sind etwa 4,000,000 farbig und 23,000,000 weiß. Die Ausdehnung der Seeküsten beträgt 12,600 Meilen. Die Länge der zehn Hauptströme beträgt 20,000 Meilen, die Oberfläche der fünf großen Landseen ist 90,000 Quadratmeilen; gegenwärtig sind 20,000 Meilen Eisenbahnen dem Betriebe übergeben. Die Länge der Kanäle ist 5000 Meilen. Die größte Eisenbahn der Welt ist die Illinois-Zentralbahn, die 784 Meilen lang ist. Der Werth der in den Vereinigten Staaten produzirten Feldfrüchte beträgt 200,000,000 Dollars. Mais ist das Haupt-Agrikulturprodukt und liefert 400,000,000 Bushel. Die einregistrirte Tonnenzahl unserer Handelsmarine beträgt 4,407,010 Tonnen. Das Betriebs-Kapital für Fabriken beläuft sich auf 600,000,000 Dollars. Der Werth des Binnenhandels wird jährlich auf 600,000,000 Dollars geschäzt. Die Goldernte beträgt durchschnittlich etwa 100,000,000 jährlich. Die Ausdehnung der Kohlenregion in den Vereinigten Staaten umfaßt 138,131 Quadratakre, die bereits bearbeitet werden. Innerhalb der Vereinigten Staaten bestehen 80,000 Schulen, 5000 Akademieen, 234 Kolleges und etwa 3800 Kirchen.

— (Faustdiker Puff.) Als einen Beitrag zu den Einwirkungen der Elektrizität erzählt die amerikanische „Detroit Free Preß" folgenden Vorfall: Eine Lokomotive sollte aus der Fabrik nach einer Zentralstation geschafft werden, und war schon auf der Hälfte des Weges angekommen, als plözlich sämmtliche Arbeiter, welche die Maschine mit eisernen Hebelstangen fortbewegten, leztere aus den Händen fallen ließen. Nicht besser erging es ihnen bei allen nachfolgenden Versuchen. So oft sie die die Hebelstangen in die eisernen Radspeichen einschoben, verspürten sie einen Schlag und mußten die Hebel fallen lassen. Bei genauerer Untersuchung stellte es sich endlich heraus, daß die Lokomotive, während sie unter einem Telegraphendrahte fortgeschoben wurde, mit einem herabhängenden, nicht isolirten Drahtende in Berührung gekommen war. Die kolossale, zumeist aus Eisen bestehende Maschine war dadurch mit Elektrizität geladen worden, die sich entleerte, so wie die eisernen Hebelstangen mit ihr in Berührung gebracht wurden. Als man den Draht bei Seite geschoben hatte, waren die elektrischen Erscheinungen gebannt.

— (Vom Wetter.) Man hat dieses Jahr in den Vereinigten Staaten eigentlich gar keinen Frühling gehabt. Bis tief in den Juni hinein war es naß und kalt. Am 23. Juni fiel sogar in Oswego, New-York, noch Schnee. Auch im Juli ist das Wetter noch nicht besser geworden. Aus Philadelphia schreibt man: So lange als zivilisirte Menschen Nordamerika bewohnen, kann man sich keines Wetters erinnern, das so schädlich auf alle Erzeugnisse wirkte, als dasjenige, von welchem wir nun besonders in den östlichen Staaten heimgesucht sind. Nach etlichen warmen Tagen trat am 30. Juni wieder Regenwetter ein, von dem wir schon mehr als genug hatten, und heute, den 3. Juli, ist es so unfreundlich und kalt, daß man Winterkleider tragen muß, um sich keine Erkältung zuzuziehen, während in sonstigen Jahren um diese Zeit der Thermometer gewöhnlich auf 24—28½° Reaumur stand. Alle Lebensmittel steigen zu enormen Preisen heran, und sollte das Wetter nur noch kurze Zeit andauern, so ist die Ernte sehr bedroht, und wir werden Theurung haben. Der Regen fällt heute hier so kalt, daß wir uns gar nicht wundern würden, wenn wir von gefallenem Schnee in den blauen Bergen von Pennsylvanien hörten, fanden doch die Reisenden im Juni noch Schnee in dem Felsengebirg und trieb sich Ausgangs Mai das Eis noch meilenweit auf dem obern See.

— New-York. Am 8. Juli wurde der Exstaatssekretär, Hr. Marcy, in der Stadt Albany begraben. Der Leichenzug, welcher sich vom Kapitol aus bewegte, war über eine Stunde lang und der imposanteste, der je in dieser Stadt gesehen wurde. Es waren 21 Musikkorps dabei. Der Leichenwagen wurde von sechs weißen Pferden gezogen.

— Die Raufereien, die vom 4. bis 6. Juli in New-York stattfanden, sind durch das Bürgermilitär, das energische Maßregeln ergriff, gehoben, und man begräbt jezt mit Pomp die Rowdies, die während der Raufereien fielen.

— Pennsylvanien. Philadelphia wird jezt bald statt mit Omnibussen mit Eisenbahnwagen durchfahren werden; der Anfang ist in der fünften und sechsten Straße gemacht; wird die Fahrt dort günstig aufgenommen, so wird man bald keine Omnibusse mehr sehen, trozdem daß Philadelphia jezt mehrere Tausende zählt.

— Philadelphia, 3. Juli. Das deutsche Sängerfest, welches beinahe eine volle Woche unsere Bevölkerung in Aufregung erhielt, ist glüklich ohne alle Störungen vorübergegangen. Auf dem Pic Nic waren nicht 10,000, wie ich vorausgagte, sondern beinahe 40,000 Menschen anwesend. Die Ordnung auf dem schönen und geräumigen Plaz an den lieblichen Ufern des Schuylkillflusses war ausgezeichnet, so daß die Eingebornen, welche zahlreich anwesend waren, in ein wahres Staunen geriethen; 30—40,000 schöngekleidete Männer, Frauen und Kinder, jedes höflich gegen das andere, sich bestrebend, einander aufzuheitern, kein Streit, keine Betrunkenen, aber auch kein Branntwein, oder die sonst bei den Amerikanern gebräuchlichen vergifteten Getränke, das war etwas, was für den Yankee noch nicht da war, und was er kaum begreifen konnte. (Schw. M.)

— Ohio. Aus Ohio wollen zahlreiche freie Neger nach Jowa auswandern, wenn die neue Konstitution, welche den Aufenthalt derselben gestatten soll, angenommen wird.

— Utah. Die lezten Berichte aus dem Lande der Heiligen der lezten Tage zeigen, daß sehr viele Mormonen die Salzseehauptstadt verlassen, um wieder nach dem Osten zu ziehen; trozdem soll Brigham Young, der große Prophet, an der Erweiterung seines Reiches fortarbeiten. Der Tempel des neuen Jerusalems, der im Bau begriffen ist, soll an Größe Alles übertreffen, was je auf der Welt gesehen wurde; 500 Mann sollen am Steinhauen und Mauern beschäftigt sein.

— Kansas. In Kansas geht der Streit von Neuem los, und die Republikaner und Demokraten liegen sich täglich in den Haaren. Man befürchtet allgemein, daß dort bald blutige Szenen aufgeführt werden und dann eine starke Militärmacht zum Schuz der Beamten in dem Territorium aufgestellt werden muß. Durch diese unseligen Reibereien werden Präsident Buchanan und seinem Kabinet große Lasten zu tragen gegeben.

Südamerika. Brasilien. Der neue brasilianische Zolltarif ist mit dem 1. Juli in Kraft getreten. Die Direktion der Zentral-Gesellschaft für Kolonisation in Rio de Janeiro hat bekannt gemacht, daß das nöthige Aktienkapital gezeichnet sei und die Gesellschaft ihre Wirksamkeit beginnen werde. Ein sehr fähiger Mann, Hr. F. Jose Fialho, hat die spezielle Leitung der Geschäfte der Gesellschaft übernommen, sowie die Direktion aus Männern besteht, deren Intelligenz und Charakter für segensreiche Resultate der Thätigkeit der Gesellschaft bürgen.

Feuilleton.

An der Atascosa.

Eine texanische Skizze.

(Atl. Stud.)

(Schluß.)

Es scheint — fuhr er fort — daß der Panther beim Sturze selbst nicht meinen Bruder, sondern nur den Boden berührte, und daß ihn die Wucht seines Falles auf meinen Bruder stürzen ließ, dessen Oberarm, wie er versichert, erst beim Daliegen unter dem Thiere zersteischt wurde. Es würde uns heute schlechterdings unmöglich sein, Alles, was sich in den wenigen Augenblicken von dem Sprung bis zu unserer Rettung begab, genau zu beschreiben. Wir waren in einem Zustande der Ueberraschung und Betäubung, der die Sinne außer alle Wirksamkeit sezte.

Es wurden noch mehrere Jagdgeschichten, Panther und Bären betreffend, erzählt, und wir hatten die erste Schlaflust bereits verscheucht, als der Mann vom Salado wieder anhob:

„Texas ist kein Land der Romantik. Was will der Panther gegen die riesigen Kazenarten Asiens und Afrikas bedeuten? Oder der Bär, unser kleiner, schwarzer, gegen den grauen Bären Californiens oder den Eisbären? Oder der kleine Texanische Wolf — von dem es übrigens drei Spielarten giebt, eine immer kleiner und furchtsamer als die andere — gegen den russischen Wolf? Oder unser Alligator von meist nicht 12 Fuß Länge gegen die Krokodile des Nil, Senegal und Ganges? Oder unser wilder Hund und das fast ganz ausgestorbene wilde Schwein gegen die wilden Hunde und Schakale Asiens und Ebers Deutschlands? So wahr es ist, daß hier die Hausthiere wilder sind, als in Europa, so wahr ist es, daß unsere Raubthiere seltener, schwächer und ungefährlicher sind, als die anderer wenig kultivirter Länder. Merkwürdig — selbst das Hirsch- und Hasengeschlecht ist hier kleiner und weniger wild als anderwärts. Nein, Texas ist kein Land der Romantik, troz seiner unkultivirten, hie und da selbst reizenden Scenerien, seiner zurükweichenden, halbverhungerten Indianer, seiner Hidalgos von Mexikanern und seiner Raubthiere. Wer hierher auf Abenteuer ausziehen wollte, würde schlecht spekuliren. Trozdem ist das Land für den Europäer, der nie ein ander Stük der Welt sah, abenteuerlich genug und bietet Erlebnisse, die erzählenswerth, wenn auch nicht sehr spannend erscheinen. Eines meiner merkwürdigsten Erlebnisse dreht sich um Fata Morgana und Nordsturm.

Ich war in Indianola gewesen und war auf der Heimkehr begriffen. Am Chokolate fand ich das Wasser ausgegangen. Durstig sammt meinem Pferde bis zum Verschmachten, schlug ich, da in der Richtung der Straße auf 10 Meilen sicherlich kein Wasser za finden war, die Richtung nach dem Green Lake ein, ein Süßwassersee zwischen dort und der Guadelupe. Der Weg konnte nur wenige Meilen messen, aber mir ward er zur Unendlichkeit. Denn auf einmal packte mich ein hiziges Fieber, die hizige Phase des Wechselfiebers, von dem ich erst unlängst genesen war. O dieser Durst — wie geht er doch über alle Leiden und Schmerzen, die ich kenne! Alle anderen Schmerzen und Qualen reizen doch wenigstens den Körper zu verzweifelten Gegenanstrengungen, um den Feind zu besiegen; — Wechselfieber aber und Durst zugleich macht aus dem kurz vorher noch rüstigen Manne ein muthloses Kind.

Auf die platte Höhe der Wasserscheide gekommen, sah ich rund um mich meilenweit nicht einen Baum oder Strauch, nicht eine Bodeneinsenkung, die Trinkwasser bergen mochte, nicht ein Stük Vieh, das mir den Weg zum Wasser andeuten konnte — nichts als die endlose Grassteppe mit ihrem sonnverbrannten Gestrüpp. Sollte ich mich in der Richtung geirrt haben? — Aber nein — da stand die Sonne — dort deuteten leichte Wölkchen die schlimmste Jahreszeit. Spätherbst, und lange war kein Regen gefallen. Die Sonne brannte so heiß am Mittage, als bei uns in Deutschland zur Hochsommerzeit.

Ich fiel mehr vom Pferde, als ich herabstieg, und das edle Thier wälzte sich troz Sattel und Zeug im Grase, um mit den Nüstern die Feuchtigkeit des Bodens zu erschnobern. Keine Minute litt es mich am Boden, so heiß und hart war er. Ich erhob mich und führte das Pferd am Zügel. Langsam ging es voran nach derjenigen Stelle des Horizontes, wo der Boden noch am meisten eingesenkt war.

Was soll ich Sie mit langen Schilderungen meiner Leiden langweilen? Nach Verlauf dreier tödtlich langer Stunden kamen wir in eine Regenschlucht, wo wir Wasser vermutheten. Mein Pferd gab unzweideutige Beweise, daß ich mich nicht irrte. Aber lange, lange mußten wir unter mannshohem Klettengestrüpp den Tümpel suchen, der eine grasgrüne, mit Entenlinsen bewachsene, schlangenbelebte, stinkende Pfüze barg. So verschmachtet ich auch war — ich konnte davon nicht trinken. Ich ließ mein Pferd saufen und wartete stehend in der heißen Nachmittagssonne ohne Schatten, bis es sich sattgegrast hatte. Das ist in wenigen Worten gesagt, aber schwer nachzuempfinden. Endlich mahnte mich die sinkende Sonne an den Aufbruch. Mein Pferd ging wieder einen schnellen Schritt, ich hatte bald einige Meilen zurükgelegt — eine andere Aussicht bot sich mir — aber keine bessere — ich mußte den Green Lake verfehlt und weit seitwärts von mir haben. Völlige Trostlosigkeit bemächtigte sich meiner, ich war nahe daran, vom Pferde zu sinken, als ich auf einmal gerade vor mir eine ammuthige grüne Landschaft mit grünen Bäumen und — Wasser vor mir sah. Ich sezte mein Pferd in Galopp — neues Leben durchströmte meine Glieder — das Fieber war wie verschwunden. Ich schien näher und näher zu kommen; aber es wurde auch später und immer später — die Sonne stand am Rande des Horizontes.

Wer beschreibt mein Staunen und meinen Schreken, als ich bei Eintritt des Sonnenunterganges die grüne Landschaft sammt Wasser verschwinden sah, indem sie bleicher und bleicher, endlich unsichtbar wurde! Ich begriff sofort, daß eine Fata Morgana mich geäfft hatte und war nahe daran, ohnmächtig zu werden.

Allein mein Gaul, dem ich die Zügel gelassen hatte, galloppirte weiter. Es war bald völlig dunkel, und ich vertraute mich mit einem lezten Schimmer von Hoffnung seinem Instinkte an. Endlich — endlich schimmerte mir von Weitem ein Lichtstrahl entgegen, auf den das Pferd zulief — und eine Viertelstunde später saß ich am Lagerfeuer einer Abtheilung Vereinigte-Staaten-Truppen, die hier seit mehreren Tagen im Lager waren. Sie eilten mir Wasser zu bringen und führten mein Thier an die nahe Guadeluppe zum Saufen; denn an der Guadeluppe war ich angelangt. Dann sorgten sie — Amerikaner wie Deutsche, deren es eine große Anzahl darunter gab — für mein Abendbrod und Nachquartier. An einem mächtigen Feuer hingestrekt, empfand ich nichts mehr vom Fieber und vergaß bald alles Ausgestandene.

So lag ich bis ungefähr gegen Mitternacht, als ein mächtiges Brausen und eine empfindliche Kälte mich wekte. Ein Nordsturm war losgebrochen, wie ich nur wenige erlebt, und der Regen goß sehr bald in Strömen nieder, welche es schwierig machten, das Lagerfeuer zu unterhalten. Das Lager war im Bottom nahe dem Flusse, dessen bewaldete Ränder uns einigermaßen schüzten.

Aber als wir uns eben etwas trokener und sicherer unter einem der wasserdichten Zelte, mit welchen das Militair hier versehen ist, eingerichtet hatten und behaglich zu fühlen anfingen, rief plözlich einer der Soldaten: Hilf Himmel! was wird aus der armen Emigrantenfamilie werden, die oben am Bottomrande liegt?

Wer sind die Leute?

Es sind Deutsche, unlängst angekommen und hierher verirrt, da sie auf den Stationen kein Wasser fanden und mit eigenem Fuhrwerk fuhren. Der Mann ist krank, die Familie muth- und hülflos.

Ich will sie retten helfen, wenn Einige von Euch mitgehen. Aber man kann ja kein Lagerfeuer sehen!

Es ist vom Regen wohl erloschen und liegt auch in einer kleinen Einsenkung. Wir gehen mit! — riefen drei oder vier.

So gingen wir denn, wenn das Gehen heißen kann. Der Weg führte nicht sehr stark bergan, aber so gewaltig war die Regenfluth, daß sie uns alle Augenblike mit hinwegspülte. In Strömen kam das Wasser uns entgegengeschossen und in Strömen stürzte es vom Himmel. Dabei war eine Kälte, die für den dikblutigen Nordländer erträglich sein mochte, aber nicht für uns bereits Acclimatisirte mit unserm dünnen Blute. Der Norther war wie gewöhnlich mit Gewitter eingetreten, dessen Schläge immer furchtbarer rollten, während die Blize in Einem fort den rabenschwarzen Horizont durchzukten. Dies half uns die Richtung finden, die wir sonst verloren haben würden.

Es war trozdem zweifelhaft, ob wir zum Ziele kommen würden. Der Boden war so glitschig, daß wir fast bei jedem Schritte rutschten und öfters zu Boden stürzten. Wir gingen zulezt auf allen Vieren bergan, ohne weit vorwärts zu kommen. Endlich, als wir von Müdigkeit fast erschöpft waren, hörten wir Stimmen hinter uns.

Es waren mehrere Soldaten, die, um uns zu unterstüzen, zu Pferde gestiegen waren. Mit ihrer Hülfe langten wir endlich an dem Rande des Bottoms an. Beim Schein der Blize fanden wir den Planenwagen — das Lagerfeuer war erloschen. Durch den endlos rollenden Donner hindurch hörten wir eine weibliche Stimme wehklagen: „Er stirbt, o Gott, er stirbt! Mein armer, armer Mann! Meine armen Kinder!“

Wir fanden unter einer seitlängs am Wagen ausgespannten Leinwand, durch welche aber der eisigkalte Regen niederplätscherte und am Boden zu Glatteis wurde, eine Scene des Jammers. Auf durchweichten Federbetten lag ein schöner Mann, in den Zwanzigen noch, dem die Zähne vor Fieber und Frost zusammenklappten, mit allen Zeichen der heftigsten Krankheit. Daneben auf andern, eben so nassen Betten und sorglich mit Kleidern und allerhand Wäsche zugedekt drei kleine Kinder, die ebenfalls vor Frost schauderten, während die Gattin und Mutter, durchnäßt und frierend, nicht um sich, nur um die Ihrigen bemüht war und jammerte. Der Sturm peitschte den kalten Regen unter dem Wagen und vom Eingange des überspannten Raumes her in's Innere, und nirgends war ein trokenes Plätzchen zu finden; während wir noch vor dem Eingange hielten, faßte ein Windstoß die übergespannte Leinwand und riß sie auf einer Seite völlig los, daß sie — eine lange Fahne — vom Hintertheile des Wagens herabflatterte. Die Blize beleuchteten das erschütternde Bild, und bei ihrem Scheine erblikte uns die Frau — sie war jung und wohlgebildet — erkannte meine Begleiter und bat in den rührendsten Tönen um Hülfe, ehe es zu spät wäre.

Und sie wurde ihr, so gut es uns möglich war. Drei von den Reitern nahmen jeder ein Kind zu sich auf's Pferd, in die Betten und Soldatenmäntel eingehüllt; mir fiel die Frau zu, die ich hinter mir auf ein leer mitgebrachtes Pferd sezte. Den Mann trugen vier der Stärksten, nachdem sie ihn in ihre Mäntel gehüllt, den Berg hinab, alle übrige Habe der Eingewanderten dem Unwetter zu Gnade und Ungnade preisgebend.

Das Tragen bergab war eine halsbrechende Arbeit. Der Regen hatte sich mit Glatteis bedekt. Nachdem mehrere der Träger gestürzt waren und selbst der fiebernde Emigrant unsanft mehrmals an den Boden gekommen war, beschlossen die Vier, sizend den Hügel hinabzurutschen. Und sie führten es glüklich aus. Ohne weiteren Unfall kamen wir an das Flußufer. Hier war unter mächtigen Pekanbäumen inzwischen ein weiteres Zelt für die Emigranten aufgerichtet und vor dem Eingange ein wohlthätiges Feuer angezündet worden. Hier brachte man die Leidenden unter.

Ich muß gestehen, daß ich nie Männer des Krieges und Feldlagers so eifrig beschäftigt gesehen habe, die Noth ihrer Mitmenschen zu lindern, wie damals. Jeder der Soldaten — die Amerikaner nicht ausgenommen — brachte irgend ein trokenes und warmes Stük Wäsche oder Kleidung, half irgend eine Bequemlichkeit für den Kranken und die Kinder erdenken und zurechtmachen oder brachte Speise und Trank. Für den Fiebernden hatte man keine weitere Arznei, als ein gutes, starkes Glas Franzbranntwein. Nie habe ich aber auch von dieser Medizin so heilsamen und erfolgreichen Gebrauch machen sehen, als damals. Unmittelbar nach dem Genusse derselben hörte das Fieber auf, und der Kranke fühlte sich besser.

Nachdem wir es so weit hatten, ließen wir die vor Dankbarkeit weinende Gattin mit einigen trokenen Kleidungsstüken allein, wie sie für sie einigermaßen passen mochten, damit auch sie an ihre Körperpflege denken mochte, und in unsere eigenen Zelte oder an die Lagerfeuer zurükgezogen, trokneten wir unsere durchnäßten Kleider und erprobten an uns selber die wärmende Wohlthat eines Schlukes aus der Flasche.

Das Ungewitter wurde zwar gelinder, hielt aber doch seine gesezlichen drei Tage an. Dann brach eine wahre Frühlingssonne durch die Wolken, und es schien unglaublich — nach der milden, lauen Luft und dem Gesange der Vögel zu schließen — daß diesem entzükenden Wetter so harte Tage hatten unmittelbar vorhergehen können. Ich eilte nach Hause. Der Emigrant aber genas und ist jezt wohlbehalten. Sie kennen ihn Alle. Es ist der Sattler H . . . . in N.

Wie man dem Zoll entgeht. Englische Blätter erzählen folgenden Spaß: Vor einiger Zeit wurde eine ganze Armee von Statuen des Lords Brougham, in Blei und in riesenhaften Verhältnissen ausgeführt, in einen Hafen der Vereinigten Staaten an's Land gesezt und auf einem öffentlichen Quai in zwei Linien, ähnlich einer Allee von egyptischen Statuen, aufgestellt. Die Zollbeamten staunten nicht wenig über den Anblik so vieler Riesen, die dem Bruder Jonathan in's Gesicht starrten, und fragten, was diese unmäßige, ungewöhnliche Einfuhr zu bedeuten habe. — „Statuen von Lord Brougham sind es,“ antwortete der Schiffkapitän, „eine für jede Stadt in der Union; die englischen Bewunderer Seiner Herrlichkeit machen damit der Union ein Geschenk.“ — Blei als solches ist einem schweren Eingangszoll unterworfen, aber „Kunstwerke“ passiren frei. Was konnten die Zollbeamten thun? Sie konnten des Kapitäns Antwort nicht schlukken, aber doch auch seine Statuen nicht zurükhalten, und in kurzer Zeit war Lord Brougham im Schmelztiegel und wurde zu Kugeln für die Mexikaner umgegossen.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig all Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 33. | Samstag den 15. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Schweizerische Gesezе über das Auswanderungswesen.

VI.

(Fortsezung zu Nummer 20.)

IL GRAN CONSIGLIO

della Repubblica e Cantone del Ticino

sulla proposta del Consiglio di Stato

L'Emigrazione per l'Australia e le Americhe avendo assunto delle proporzioni esorbitanti, ed essendo conveniente di impedire molti abusi che hanno luogo in fatto di stipulazioni per il trasporto, decreta:

Art. 1. E richiamata la legge 17 maggio 1838 per la stretta sua osservanza.

In caso che un Comune o Patriziato fornisca mezzi o si obblighi in forma di garanzia od in qualsiasi altro modo allo scopo di facilitare l'emigrazione, sarà punito in 100 franchi ogni membro della Municipalità o dell'Amministrazione Patriziale, del Comune o del Patriziato che ne avrà fatta la proposta, ed in 50 franchi ogni membro del Comune o del Patriziato che vi avrà aderito.

Art. 2. E severamente interdetto qualsivoglia Contratto in cui, per il pagamento del prezzo di trasporto, venga obbligata la persona dell'Emigrante.

La violazione di questo divieto, oltre alla nullità del contratto, sarà punita nella Casa assuntrice con 100 franchi, e con 20 franchi nell'Emigrante.

Non potrà rendersi Emigrante per le Americhe ed Australia se non chi abbia 18 anni cómpiti, oppure avendò più bassa età, non sia accompagnato dal padre od altro parente delegato dalla famiglia a fargli assistenza.

Art. 3. Ogni Contratto d'emigrazione sarà per parte della Casa assuntrice notificato e presentato al Consiglio di Stato prima della partenza dell'Emigrante dal Cantone, sotto pena di 50 franchi in caso di inesecuzione.

Art. 4. Niuna Casa potrà far dei Contratti di trasporto per l'Australia od Americhe, se per ciò non abbia ottenuto una previa generica autorizzazione dal Consiglio di Stato.

Art. 5. L'autorizzazione non potrà essere accordata dal Consiglio di Stato se non a chi abbia fornito un deposito almeno di 20,000 franchi in danaro o in effetti liquidi portanti un interesse pari a quello del danaro (che durante il deposito decorrerà a favor dello Stato); abbia per ogni effetto di ragione eletto il suo domicilio in uno dei Capiluoghi del Cantone, ed abbia notificato al Consiglio di Stato i di lui agenti accreditati nel Cantone per la stipulazione dei Contratti di trasporto.

Art. 6. All'evenienza d'un decreto d'autorizzazione, sollecitamente il Consiglio di Stato notifica, col mezzo del Foglio Officiale, il fatto di tale autorizzazione, e quello del seguito deposito, e i nomi degli agenti della Casa.

Art. 7. Ogni Casa proprietaria d'un deposito, volendo cessare dalla propria speculazione nel Cantone, potrà ritirarlo; ma la retrocessione non potrà essere fatta se non dopo otto mesi dal giorno che sarà formalmente richiesta.

In caso di domanda per ritiro di deposito, il Consiglio di Stato ne informa il pubblico col Foglio Officiale, indicando il termine, dopo il quale, in difetto di contraddizione, sarà retrocesso il deposito.

Le contraddizione, se ve ne siano, saranno insinuate presso il Consiglio di Stato.

Art. 8. La Casa che si permettesse di fare dei cóntratti di trasporto senza essere a ciò autorizzata come sopra, incorrerà nella multa di 500 a 1000 franchi, oltre alla nullità dei Contratti.

Art. 9. Il Consiglio di Stato è incaricato dell' esecuzione della presente legge.

Bellinzona, 13 giugno 1855.

Die Uebersezung des nebenstehenden Auswanderungsgesezes lautet:

Der Große Rath des Kantons Tessin auf Bericht des Kleinen Rathes in Betracht, daß die Auswanderung nach Australien und Amerika eine an Zahl bedenkliche geworden, und daß es nothwendig ist, den Uebeln, welche in Folge der leichtfertig abgeschlossenen Transport-Verträge sich ergeben, zu begegnen, beschließt:

Art. 1. Der strenge Vollzug des Gesezes vom 17. Mai 1838 wird verlangt.

Im Falle, daß eine Gemeinde oder Korperation die Mittel zur Reise hergibt, oder sich dafür verpflichtet oder wie anders die Auswanderung begünstigt, wird derjenige, der den Antrag stellt, um 100 Fr. gebüßt, und alle diejenigen Miglieder der Behörden, welche dazu mitgewirkt haben, 50 Fr. ein jedes.

Art. 2. Jeder Kontrakt, in welchem der Auswanderer für Vorschuß von Privaten gewisse Verpflichtungen eingeht*), ist strenge verboten. Wer entgegen dieser Verordnung Kontrakte abschließt, bezahlt 100 Fr., und so deßgleichen der Auswanderer selbst eine Buße von 20 Fr.

Wer das 18. Altersjahr nicht erreicht hat, kann nicht auswandern, wenn nicht begleitet vom Vater oder einem andern Abgeordneten der Familie.

Art. 3. Jede Art von Kontrakt muß dem Kleinen Rath vorgelegt werden von dem betreffenden Auswanderungsagenten, und vor der Abreise des Auswanderers, unter 50 Fr. Buße des Fehlbaren.

Art. 4. Wer nicht das Patent vom Kleinen Rath erhalten, darf keine Auswanderungs-Verträge abschließen.

Art. 5. Der Kleine Rath kann dieses Patent an Niemand geben, der nicht eine Summe von wenigstens 20,000 Fr. deponirt hat. Das Geld oder Interesse bringende Titel sollen während der Zeit, in welcher solches deponirt ist, zu Gunsten der Staats-Kassa sein. Der Auswanderungsagent hat in einem der drei Hauptorte des Kantons Tessin niedergelassen zu sein, und muß jeweilen dem Kleinen Rath von seinen Unterageuten Kenntniß geben.

Art. 6. Sollte ein solches Patent gegeben werden, so wird der Kleine Rath dem Publikum sofort durch das Amtsblatt davon Kenntniß geben, sowie von der erfolgten Depositon und von den Unterageuten des Auswanderungshauses.

Art. 7. Wenn ein solches Auswanderungshaus seine Geschäfte im Kanton aufgeben will, so kann die deponirte Summe wieder zurükbezogen werden, aber

*) Geht auf die damals sehr schwunghaft betriebenen Vorschußwerbungen nach Australien. A. d. R.

nicht vor Ablauf von 8 Monaten vom Tage des eingegebenen Gesuchs an gerechnet.

Das Publikum wird von einem solchen Rükgabegesuch durch das Amtsblatt in Kenntniß gesezt, und wenn innert der bestimmten Frist keine Einsprache erfolgt, so wird die Deposition zurükgegeben.

Art. 8. Dasjenige Auswanderungshaus, welches Verträge abschließt, ohne das Patent zu besizen, verfällt in eine Buße von 500 bis 1000 Fr., und seine Verträge haben keine Gültigkeit.

Art. 9. Der Kleine Rath ist mit dem Vollzug dieses Gesezes beauftragt.

Bellinzona, 13. Juni 1855.

Inlandsfahrbillete u. Castle-Garden.

Durch Kreisschreiben vom 27. Juli hat der Bundesrath auf Ansuchen der nordamerikanischen Gesandtschaft in der Schweiz eine zweite Warnung gegen den Ankauf von sogenannten „Inlandsfahrbilleten" zu Handen der Auswanderer mitgetheilt, welche unter anderm Folgendes enthält: „Personen, welche ihre Reise nach Orten im Innern der Vereinigten Staaten oder Kanada fortzusezen wünschen, bietet das Landungs-Depot (Castle-Garden) volle Gelegenheit zur Anschaffung von Fahrkarten zur Personen- und Gepäkbeförderung, sowie zur Einkassirung von Wechseln auf New-Yorker Handelshäuser. Die Kontrakte für Inlandreisen haben nicht eine einzige empfehlenswerthe Seite und wirken in jeder Beziehung gegen das Interesse des Inhabers, welcher, wenn er nicht einen Theil oder sein ganzes Geld darauf verwendet hätte, im Stande gewesen wäre, den Schuz des Landungsdepot zu benuzen und ohne Gefahr von Verlust und Aufenthalt seine Reise fortzusezen. Die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika in der Schweiz wiederholt daher ernstlich die Empfehlung an Auswanderer, in keinem Fall in Europa oder an Bord des Schiffes zu kontrahiren, und an keinem anderen Plaze als in Castle-Garden zu landen."

Anmerkung der Redaktion. Wir haben uns auch immer gegen den in Europa betriebenen Inlandspassagebillethandel ausgesprochen; wenn man aber auch diesen verwirft, so folgt doch daraus noch keineswegs eine unbedingte Empfehlung des Castle-Garden-Instituts. Mit dem Schuz, den der Einwanderer dort findet, ist es nicht weit her und es giebt zahlreiche Beispiele, daß Auswanderer in Castle-Garden betrogen werden und namentlich um ihr Gepäk gekommen sind. Die in Castle-Garden logirenden Einwanderer sind zwei einzelnen Eisenbahngesellschaften in die Hände gegeben, die ihnen willkürlich die Preise für die Fahrt machen, während sie oft mit anderer Gelegenheit billiger reisen könnten. Es macht sich also gar nicht gut, daß der amerikanische Konsul ausschließlich nur Castle-Garden und damit unbedingt nur die Beförderung durch die New-York-Eriebahn und die Zentralbahn empfiehlt und daß unsere schweizerischen Regierungen ihm so gehorsam nachbeten und demnach ebenfalls für zwei von mehreren rivalisirenden Eisenbahngesellschaften, die es nicht mehr und nicht weniger verdienen, als die andern, Partei nehmen.

Verschiedenes.

Schweiz. Die schweizerische Auswanderung über Hamburg hat sich merklich vermindert: während des lezten Semesters nahmen nur 24 unserer Landsleute jenen Weg, während im gleichen Zeitraum über Havre gegen 600 Personen befördert wurden.

Belgien. Die belgische Regierung hat in Antwerpen ein Auswanderungs-Büreau errichten lassen, welches die Auswanderer vor den so allgemein gewordenen betrügerischen Praktiken der Europäischen Agenten beschüzen wird. Ein gleiches Büreau besteht bekanntlich schon in New-York zum Besten der neuen Ankömmlinge. Die deutschen Auswanderer sollen in Verviers (deutsch abgefaßte) Cirkulare erhalten, die sie vor den Kniffen jener Betrüger warnen, und auf die Thätigkeit der beiden angeführten Büreaus, welche ihnen alle nur wünschenswerthe Aufklärung zu geben verpflichtet sind, hinweisen. Diese Maßregel ist jedenfalls als eine uneigennüzig-humane lobend zu begrüßen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. New-York. Infolge der Barrikadenkämpfe, welche am 4. und 5. Juli die Rowdies in New-York gegen einander ausfochten und woran der Bürgermeister Wood schuld war, indem er sich gegen das neue, von der Staatsgesezgebung angeordnete Polizeigesez auflehnte, — waren bis zum 8. Juli 11 Mann gestorben und 60 bis 80 verwundet. Ein Korrespondent der Augsb. „A. Z." nennt in Nro. 209 Herrn Fernando Wood einen „irischen Abgott," „den Schuzpatron der Schnapsspelunken, Spielhöllen und Bordelle." Ferner heißt es: „Leider muß auch gesagt werden, daß dieser verwegene politische Hasardspieler (Wood), von demjenigen Theil der hier wohnenden Deutschen, dem das Bierglas Alpha und Omega aller „politischen" Betrachtungen ist, förmlich vergöttert wird, — vergöttert mit einem Fanatismus, der zuweilen geradezu in Tobsucht ausartet, so daß derjenige, der nur mit einer Sylbe oder mit stummer Miene eine Mißbilligung des Woodschen Gebahrens auszudrüken wagt, seines Lebens nicht sicher ist. Diese wahrhaft schimpfliche Erscheinung hat sogar den Grimm der hiesigen (New-Yorker) „Staatszeitung" erregt, obschon diese zu derselben Partei gehört, wie Wood.

— Der Fleisch-Konsum der Stadt New-York betrug in voriger Woche 3,472,270 Pfund, zum Durchschnitts-Preise für Rind-, Kalb- und Hammelfleisch von 12½ Cents 454,033 Dollars 75 Cens. Diese Summe schließt Geflügel ein.

— Das Staats-Irrenhaus in Utika ist theilweise abgebrannt; die Irren sind sämmtlich gerettet worden. Der Schaden beläuft sich auf etwa 200,000 Dollars.

— Illinois. In Chicago kam vor einigen Tagen ein interessanter Klagefall zur Entscheidung. Ein gewisser Zillingen hatte im August 1856 in Preußen mit Keiser und dessen Frau einen Kontrakt abgeschlossen, der folgende Punkte feststellte. Zillingen verpflichtete sich, Keiser und Frau mit nach Amerika zu nehmen und für sie die Ueberfahrtskosten zu bezahlen; anderen Theils verpflichteten sich Keiser und Frau, als Dienstgehörige in Zillingen's Hause zu bleiben und seine Befehle zu erfüllen, bis das ausgelegte Geld abverdient sei. Da von Seiten der Keiser'schen Eheleute der Kontrakt nicht völlig erfüllt wurde, so machte Zillingen eine Klage gegen sie anhängig. — Ohne sich aus ihren Sizen zu entfernen, erklärte die Jury den Kontrakt für null und sprach die Angeklagten frei.

— Wiskonsin. Alter Pionier. Bei der Versammlung der alten Ansiedler von Wiskonsin, welche kürzlich in Madison gehalten wurde, war auch der 107jährige Franzose Joseph Erelen, gebürtig aus Detroit, der unter französischer, britischer, spanischer (in St. Louis) und amerikanischer Herrschaft gelebt hat.

— Michigan. Der Hafen von Marquette in Ober-Michigan war am 20. Juni noch theilweise vom Eis blokirt.

— Ohio. Auf der Marietta- und Cincinati-Eisenbahn sind durch das Herabstürzen eines Passagierwagens über einen 50 Fuß hohen Viadukt vier Personen getödtet und einige zwanzig schwer verwundet worden.

— Oregon. In Oregon haben sich die Indianer des Umpquadistriktes empört und waren auf dem Marsche nach Port-Orford, dessen Bewohner sich zum Widerstande bewaffnet hatten. — An den Ufern des Columbiaflusses sollen sich in den lezten 10 Monaten an 16,000 Neuengländer niedergelassen haben.

— Kansas. Der Präsident Buchanan soll den vom Gouverneur Walker eingeschlagenen Weg zur Beruhigung von Kansas gebilligt haben. Dennoch ist in Lawrence ein ernster Aufstand ausgebrochen, zu dessen Unterdrükung das reguläre Militär aufgeboten ist. Der Gouverneur hat eine Proklamation erlassen, durch welche er erklärt, daß er jeden Widerstand gegen die Territorialgeseze mit Gewalt niederschlagen werde. Die Ursache des Aufstandes scheint die Weigerung der Freistaatsmänner zu sein, die von der Sklaverei-freundlichen Legislatur dekretirten Steuern zu bezahlen.

— Nebraska. Papierstädte. Der Herausgeber des „Nebraskian" ist kürzlich den oberen Missouri hinaufgefahren und hat sich verschiedene neue Städte angesehen, die auf dem Papiere so hübsch ausgelegt sind. Er sagt, es sei ihm nicht möglich, anzugeben, an wie vielen solcher Städte er vorüber passirte, über einige derselben aber liefert er einen wahrheitsgetreuen Bericht. Die neue „Stadt" Hiawatha konnte er selbst durch ein Vergrößerungsglas nicht entdeken, kein Haus, keine Mauer, ja nicht ein Grenzpfahl war zu sehen. Missouri City, ebenfalls eine aufgepuzte neue Stadt, wovon sich einzelne Lots kürzlich in New-York zu 400 Dollars das Stük verkauften, war ebenfalls, trez der am Dek des Dampfbootes ausgestellten Wachposten, nicht zu entdeken. Die nächste „Stadt" Woodville machte sich durch drei Häuser bemerkbar und einer der 10 Einwohner der „Stadt" kam an Bord und versicherte, daß Lots an der Hauptstraße von 400—600 Doll. einbringen, daß bereits vor zwei Monaten zwölf Häuser errichtet worden seien, die man der habea abreißen müssen, um sie vor dem Hochwasser zu retten. Die nächste „Stadt" Central City gab sich zu erkennen durch ein Zelt — es war das einzige „Gebäude" auf dem ganzen Stadtplaz.

— Kalifornien.) (Bilder aus San Francisco.) Kalifornien ist gewissermaßen für Europa noch immer das Land der Wunder und ungelösten Probleme. San Francisco soll gegenwärtig 60,000 Einwohner zählen. So nimmt man an. Legt sich das Dampfschiff an das Werft, so tritt dem Ankömmling das geschäftige Treiben einer großen Stadt entgegen. Zudringliche Miethkutscher, unverschämte Packträger, drängende Zeitungsreporter, wartende Geschäftsleute und neugierige Pflastertreter reproduziren das Gemälde, das jeder Reisende kennt. Dem Beobachter wird es indeß in wenigen Minuten klar, daß er an einer kosmopolitischen Küste gelandet, wo eine Konglomeration der verschiedensten Nationen stattfindet, die, obgleich von einer gemeinsamen Sprache beherrscht, sich doch in die verschiedensten Mundarten theilen, und wie in der Berechtigung einer alten Erinnerung ihren Accent der neu adoptirten Sprache beimischen. Man kann kaum sagen, daß San Francisco englisch spricht, es spricht englisch-irisch, englisch-deutsch, englisch-französisch, englisch-italienisch, englisch-spanisch und englisch-chinesisch, mit Ausnahme der Amerikaner, die wieder englisch-neuengländisch, englisch-new-yorkisch, englisch-kentukisch, englisch-virginisch u. s. w. reden. Die verschiedenen Nationen haben dem Konversationsmangel in den Hotels durch die Einführung heimathlicher Institute abzuhelfen gesucht. Die Franzosen haben ihre Kaffee's, die Deutschen ihre Bierhallen und die Amerikaner und Engländer ihre Bar-Rooms. Es ist kein französisches Estaminet, noch ein türkisches Calumet. Das hauptsächliche oder vielmehr einzige Möbel besteht in einer Art Ladentisch, hinter dem auf einem Repositorium längs der Wand alle Getränke der Welt in schöngeschliffenen oder mit bunten Etiquetten versehenen Flaschen und Caraffinen in der verkol-ndsten Weise aufgestellt sind. Der Bedienende (Barkeeper) — ein elegant und dandyartig gekleideter Bursche — ist einem kunsterfahrenen Apotheker in der Geschiklichkeit, Mischungen herzustellen, vergleichbar. Aus Tropfen und Tröpfchen sezt er mit zierlicher Handbewegung die Lebenselixiere zusammen und streicht mit majestätischer Nonchalance die Schillinge (hier „Bits" genannt) ein. Seiten sind in einem solchen Zimmer Bänke oder Sessel zum Niedersizen vorhanden, die Konversation wird stehend geführt und stehend wird getrunken; ist diese Einrichtung getroffen, um Gelage zu vermeiden, so hat sie praktisch ihren Zwek verfehlt; der Amerikaner betrinkt sich wie der Engländer stehend, während andere Nationen sich gemüthlich dazu niedersezen. Eine eigenthümliche Zuthat, eine Art Hülfsinstitut zu diesem Arrangement, das wohl in der verhältnißmäßigen Wohlhabenheit der kalifornischen und der Bevölkerung einiger anderer amerikanischer Staaten ihren Grund hat, ist die Aufstellung von Speisen, die unentgeltlich als Zugabe zu den Getränken nach Belieben genommen und genossen werden können. Auf einem ausgedehnten Tisch sind Suppe, Fisch, Braten, Gemüse, Käse u. dgl. aufgestellt und in den meisten Fällen ist sogar ein besonderer Kellner beschäftigt, den Gästen die Speisen im höflichsten Styl zu verabreichen. Allerdings sind die Wirthe des reichen Kaliforniens nicht reich genug, ganz uneigennüzig dabei zu sein; diese freien Speisen sind hier nur die Lokmittel, die dazu leiten sollen, das Geld, das sonst für solide Mahlzeiten ausgegeben würde, zu vertrinken, und die Bedürfnisse des Magens mit einem hastigen Bissen zu befriedigen. Die Stadt San Francisco macht auf den Neuankommenden einen eigenthümlichen Eindruk. Ich möchte sie am liebsten mit dem Gesicht eines jugendlichen Rekonvaleszenten vergleichen, in dessen Zügen man Jugend und die Spuren einer eben überstandenen Krankheit gleichzeitig wahrzunehmen vermag, dem aber dabei der Ausdruk nicht fehlt, der auf baldige Erholung schließen läßt. Ein großer Theil der Stadt an der Bay ruht auf Pfählen, die von der steigenden Fluth umspült werden. Die Pfähle, die von unermüdlichen zahllosen Seewürmern zerfressen wurden, fangen an zusammenzubrechen und verlangen Ersaz durch ein solideres Material; und allerdings gehört es in diesem Stadttheil nicht zu den unerhörten Vorfällen, daß einzelne Werfte mit den leichtgebauten Häusern darauf zur Tages- oder zur Nachtzeit einstürzen. Der Unternehmungsgeist in San Francisco, der jezt mit den ehemals in der Hast aufgerichteten mangelhaften Einrichtungen fortwährend zu kämpfen hat, ist aber nicht erschlafft. Wo die Kartenhäuser einstürzen, baut man jezt Steingebäude, die an Mächtigkeit die Bauten in den östlichen Staaten bei weitem übertreffen und die es verrathen, daß man bereits für die Nachwelt sorgt.

— Kalifornien besizt nach der lezten Abschäzung 507,067 Einwohner, worunter sich 332,338 geborn

Amerikaner befinden. Die Deutschen werden nur auf 10,000 angegeben. Diese Summe erscheint auch dann noch zu niedrig, wenn man annimmt, es seien darunter nur die direkt aus Europa eingewanderten Deutschen verstanden und diejenigen Deutschen, die sich vorher in den Vereinigten Staaten aufgehalten, zu den Amerikanern gerechnet worden.

Kanada. Nach einer kanadischen Zeitung belief sich die Ausfuhr Kanada's im Jahre 1855 auf mehr als 28 Millionen Dollars und bestand fast ganz aus Akerbau- und Waldprodukten. Die lezteren werden auf etwa 8 Millionen veranschlagt, dagegen lieferte die Fischerei nur 459,820 Dollars und die Bergwerke den winzigen Betrag von 125,832 Dollars. Der Schiffbau von Quebec wird auf 1,210,544 Dollars veranschlagt. Der Tonnengehalt der im transatlantischen Verkehr eingelaufenen Schiffe wird auf 419,554 Tonnen, der ausgelaufenen auf 451,241 Tonnen angegeben. Die Kanäle der Provinz passirten 1341 Segelschiffe von 12,318 Tonnen. Westkanada besizt 43 Dampfschiffe, 12 Propeller und 172 Schooner, im Ganzen 227 Schiffe von 40,000 Tonnen, die kleinern Fahrzeuge nicht inbegriffen. Was den Verkehr mit fremden Staaten betrift, so fallen über zwei Drittheile der Ein- und Ausfuhr auf die Vereinigten Staaten, das Uebrige fast ganz auf Großbritannien und die übrigen nordamerikanischen Kolonien.

— In Montreal hat am 14. v. M. während einer Feuersbrunst ein Straßenkampf zwischen Protestanten und Katholiken stattgefunden, der mehrfache Verhaftungen zur Folge hatte. — Kapitän Rudolf, der Befehlshaber des verunglükten Dampfschiffes Montreal, dessen Zerstörung so vielen Menschen das Leben gekostet hat, ist auf Anlaß des Verdikts der Todtenschau-Jury verhaftet worden.

Südamerika. Brasilien. Die Theekultur hat in den lezten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1810 zum ersten Male versucht, liefert sie jezt in den Provinzen San Paulo und Minas Geraes schon mehrere Millionen Pfund fährlich. Gut zubereitet, soll er nicht schlechter sein, als der chinesische. Man hofft, daß derselbe einst, wie der vor 50 Jahren zuerst ausgeführte Kaffee, ein wichtiger Exportartikel werden wird.

Australien. Man schreibt aus Port Adelaide vom April d. J.: „Die gesezgebende Versammlung der Kolonie hat im vergangenen Jahr ein Gesez über die Verhältnisse der Ausländer angenommen, welches nach eingegangener Bestätigung seitens der Königin neuerdings publizirt worden ist. Danach kann jeder Ausländer, ohne naturalisirt zu sein, in Südaustralien Land erwerben und darüber frei verfügen. Die Naturalisation ist erleichtert, indem die Leistung des Huldigungseides, die früher von dem Registrar-General in Adelaide geschehen mußte, fortan vor dem Distriktsrichter geschehen darf. Die Naturalisation gewährt unmittelbar vollständige Gleichstellung mit gebornen Engländern; nur um Mitglied der gesezgebenden Versammlung werden zu können, bedarf es eines fünfjährigen Aufenthaltes in der Kolonie. Thatsächlich kommen diese nur von Ausländern überhaupt redende Bestimmungen fast ausschließlich den Deutschen zu gute, da außer den leztern, deren 11,000 in der Kolonie wohnen, kaum 100 Fremde vorhanden sind. Die neue Verfassung von Südaustralien, die gleichfalls erst neuerdings veröffentlicht worden ist, übergiebt der Kolonialregierung die Verwaltung und Verwendung des sogenannten Landfondes, d. h. des Ertrags aus dem Verkauf von Kronländereien, ohne irgend welche Beschränkung. Bisher mußte die Hälfte dieses Fonds zur Beförderung englischer Emigranten verwendet werden, von denen mehr als die Hälfte jederzeit die freie Fahrt nach Adelaide nur als eine billige Gelegenheit nach den Goldminen von Viktoria behandelte, um welche es ihnen eigentlich zu thun war. Jezt steht eine völlige Aenderung des bisherigen Systems bevor, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein Theil des Landfonds nunmehr zur Unterstüzung deutscher Einwanderer bewilligt werden wird. Eine von vielen der hiesigen Kolonisten unterzeichnete Petition an die Legislative verlangt, daß die Verwendung dieser Gelder, — falls dergleichen bewilligt werden, — in die Hände der hierz ansäßigen Deutschen gelegt werde. Ob die Versammlung darauf eingehen wird, bleibt natürlich dahingestellt; es muß aber einleuchten, daß eine solche Maßregel kaum mehr im Interesse der hiesigen Deutschen, als im Interesse der Kolonie überhaupt sich empfiehlt."

Feuilleton.

Der entdekte Mord.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

Erstes Kapitel.

In neueren Zeiten hat sich die allgemeine Meinung einzig und allein nur so für Thatsachen interessirt, daß man wirklich kaum mehr für Geld und gute Worte eine Geistergeschichte zu hören bekommen kann. Die Materialisten haben Alles an sich gerissen, und selbst der kleine, achtjährige Knabe, anstatt sich wie früher, mit bescheidener Achtung den Ansichten seiner Großmutter zu fügen, vertheidigt trozig eine eigene Meinung. Er glaubt jeglicher Lehre, nur nicht der Geisterlehre; Faust und die alten klassischen Furien erweken nur seinen Spott und er würde selbst, wenn er dürfte, über Luthers Teufel lachen. Er hat aber dafür alle Waffen moderner Vernunft auf seiner Seite, und wenn er auch zugeben muß, daß Glauben keine Sache des Willens ist, so widersezt er sich doch starrköpfig jeder Art von Gläubigkeit.

Jener kaltblütige Dämon, Wissenschaft, hat alle anderen Geister und mit ihnen alle Teufel vertrieben, und allein den obersten derselben verschont. Ob wir nun durch seine Einmischung glüklicher geworden, ist eine andere Frage, denn es steht zu fürchten, daß, indem unser Glaube an Geister zerstört wurde, wir einen Theil jener wohlthätigen moralischen Scheu verloren, die Manchen da tugendhaft erhielt, wo die Gesezе es nicht konnten.

Eine wirklich nachtheilige Wirkung hat diese Richtung auch auf Alles ausgeübt, was die Romantik betrifft. Unsre Romanschreiber sind so entschlossen, sich nur in der Wirklichkeit zu bewegen, daß sie in der Regel ihren Gegenstand in der Gemeinheit und unter ausgemachten Böswichtern suchen, und diese nicht allein in aller Nakтheit, sondern selbst im größten Schmuz darstellen, um ihre treue Anhänglichkeit an Natur und Wahrheit zu beweisen. Wir fürchten, daß diese Rohheit des modernen Geschmaks meistens aus dem Mangel jener Achtung, selbst vor den Irrthümern vorgangener Zeiten, entspringt, die sonst die Seele veredelt und hebt. Unserer Meinung nach müßte Jeder, der eine der schönen Künste treibt, eine Neigung für das Uebernatürliche haben, und wir zweifeln, ob je ein Dichter, Maler, Bildhauer oder Romanschreiber gelebt, der nicht mehr oder weniger Hang zum Glauben an die Wunder der unsichtbaren Welt gehegt. So viel ist sicher, daß die ausgezeichneteren Dichter und Maler, diejenigen, welche schaffen und erfinden, stets einen starken Anflug von Wunderglauben in ihren Darstellungen verrathen. Doch, dies ist eine Abschweifung, die uns von unserem eigentlichen Vorhaben entfernt.

Wir haben nun schon seit unendlich langer Zeit kein wirkliches Gespenst oder keinen Geist zu sehen bekommen, daß jezt eine Erscheinung dieser Art zu den Wundern gezählt werden müßte, und deßhalb möchte ich eine Geschichte mittheilen, die ich in meiner Kindheit mehr als einmal aus dem Munde einer alten Verwandten vernommen, und von der ich damals vielleicht schon aus dem einfachen Grunde jedes Wort glauben mußte, weil ich überzeugt war, wie sie selber Alles glaube. Meine Großmutter war eine alte Frau, die während der Revolution, im Brennpunkte der häufigen Kriege, in Carolina lebte. Glüklich aber durch die zahllosen Gräuel gekommen, deren Zeuge sie sein mußte, und mit scharfer Beobachtung und gutem Gedächtnisse begabt, hatte sie einen Vorrath von tausend Erzählungen aus jener bewegten Zeit aufgespeichert, die manchen langen Winterabend meinen Schlaf fern hielten. Folgende Geschichte ist eine derselben, und hätte sie der Leser meine alte Großmutter selber erzählen hören, so würde er auch jezt den Ernst begreiflich finden, mit dem ich sie hier wiederhole.

Der Freiheitskrieg war erst vor kurzer Zeit beendigt, die brittische Armee hatte das Land verlassen. Der Frieden brachte jedoch nicht gleich Ruhe. Der Staat war in jenem Zustande der Gährung, die wohl als eine ganz natürliche Folge der noch nicht beruhigten Leidenschaften angesehen werden konnte, welche während des siebenjährigen Kampfes die Nation bewegt hatten. Das Land war mit Müssiggängern, Abenteurern und Vagabunden überschwemmt. Herumstreifende Soldaten, halb verhungert und unthätig, füllten die Landstraßen. — Geächtete verließen ihre Schlupfwinkel, und unsichtlichen die Ansiedlungen, Furcht und Haß im Herzen. — Patrioten schrien um Gerechtigkeit gegen die Tories und griffen derselben häufig durch eigenes Urtheil vor, während diejenigen Tories, gegen welche zu klare Beweise vorlagen, um sie wegleugnen zu können, ihre Waffen zur Hand nahmen und den Kampf erneuerten. — Ein solcher Zustand des Landes läßt leicht voraussezen, daß Leben und Eigenthum der nöthigen Sicherheit ermangelte. Man reiste gewöhnlich mit Waffen versehen, die bei dem geringsten Anlaß gezogen wurden, und Wenige wagten eine weitere Streke ohne Eskorte zurükzulegen, wenn sie sich nur möglicher Weise eine solche verschaffen konnten.

Zu dieser Zeit etwa, sagte meine Großmutter, lebte eine Familie, Namens Grayling, an den Grenzen von „Sechsundneunzig". Der alte Grayling, das Haupt der Familie, ward in dem Gemezel bei Buford getödtet. Er hinterließ eine noch nicht bejahrte Frau, einen einzigen Sohn, Namens Jakob, und eine kleine, fünfjährige Tochter, Namens Lucie. Jakob zählte erst vierzehn Jahre, als sein Vater erschlagen wurde, doch dieses Ereigniß machte ihn zum Manne. Er schulterte seine Büchse und zog in Joseph Sparkmanns, seiner Mutter Bruder, Begleitung aus, um sich bei Pikens Brigade anwerben zu lassen, wo er einer der tapfersten Soldaten wurde. Er wohnte mehreren Treffen mit den Engländern und Tories bei und kurz vor Beendigung des Krieges machte er ein heftiges Gefecht gegen die Cherokesen mit, die Pikens aus dem Lande vertrieb.

So tapfer und furchtlos er sich aber auch im Kampfe zeigte, so war er doch außer demselben der schüchternste Knabe, den ich je gekannt, und so gutmüthig, daß es fast unmöglich schien Alles zu glauben, was wir von seinen kühnen Thaten im Kriege hörten, die er indeß trotz seiner Schüchternheit wirklich vollbracht hatte.

Nach beendigtem Krieg beredete nun Sparkmann seine Schwester, aus welchem Grunde weiß ich selber nicht, in eine andere Gegend zu ziehen. Sie besaßen nur wenig Vermögen, doch hatte Sparkmann manche Kenntnisse, die ihm auf hundert Wegen sein Fortkommen sicherten. Da er aber, unverheirathet, seine Schwester und deren Kinder liebte, als seien es seine eigenen, so schien es natürlich, daß diese ihm folgten, wohin er wünschte, und Jakob wollte wirklich nur wandern, denn von Natur schon ein wenig unruhig, hatte ihn der Krieg noch mehr an ein bewegliches Leben gewöhnt, und so sezte sich denn eines sonnigen Aprilmorgens ihr Wagen zur Abreise nach der Stadt in Bewegung.

Der Wagen war leicht mit zwei Pferden bespannt und kaum größer als diejenigen, auf denen man Federvieh oder Gemüse zu Markte bringt; Frau Grayling und Lucie saßen darin, und ihr Neger, Clytus, machte den Kutscher, Jakob aber und sein Onkel liebten die Sättel zu sehr, um sich in einen solchen Kasten einzuschließen und ritten ausgezeichnete Pferde, die sie den Feinden abgejagt. Jakob, der auf das feindige Benehmen stolz war, hatte es von einem von Tarletons Dragonern erbeutet, den er vorher niedergeschossen. Die Wege waren in dieser Jahreszeit sehr schlecht, da es im März heftig und lange geregnet hatte, die Straße schien grundlos und wohl zwanzigmal des Tages bedurfte es aller vereinigten Kräfte, die Räder aus dem Morast zu ziehen, deßhalb rükten sie nur langsam vorwärts und konnten kaum fünfzehn Meilen im Tage zurüklegen. Ein anderer Grund ihrer langsamen Reise war die Nothwendigkeit, große Vorsicht zu gebrauchen und beständig nach Feinden umherzuspähen. Jakob und sein Onkel ritten abwechselnd voraus, wie sie es im Kriege beim Rekognosziren gemacht, während einer von ihnen bei den Wagen blieb. Auf diese Weise legten sie zwei Tagreisen zurük, in denen ihnen nichts begegnete, was sie hätte beunruhigen können; sie trafen nur wenig Menschen auf der Landstraße, und diese schienen eben so vorsichtig und ängstlich beim Anblik von Fremden, wie sie selbst. Als sie indessen am Abend des zweiten Tages grade im Begriff standen, sich für die Nacht zu lagern, leichtes Holz zum Feuer spalteten und Kessel und Pfannen hervorholten, kam ein Mann geritten, der sich ohne weitere Umstände zu ihnen gesellte. Er war von starker, untersezter Figur, etwa zwischen vierzig und fünfzig, und trug sehr grobe und einfache Kleidung, obgleich er ein ausgezeichnetes schwarzes Pferd ritt. In seiner Rede war er höflich, sprach indeß wenig und dies Wenige bewies, daß er ein Mann ohne viel Erziehung oder feine Sitten sei.

Er bat um die Erlaubniß, ihr Nachtlager theilen zu dürfen, wenn aber auch sein Benehmen anständig und selbst demüthig war, so lag doch etwas Finsteres und Tükisches in seinen Zügen, seine hellgrauen Augen schweiften unruhig umher, seine Nase war aufgeworfen und roth, seine Stirn sehr breit, seine dunkeln Augenbrauen dik und struppig und diese, wie seine schwarzen Loken, mit grauen Haaren vermischt. Auf Frau Grayling machte er einen so unangenehmen Eindruk, daß sie ihrem Sohn leise ihr Mißbehagen zuflüsterte. Jakob aber, dem alle Menschen gleich waren, antwortete:

„Was das betrift, Mutter, so können wir doch den Fremden nicht abweisen und „Nein" sagen; hätte er Böses im Sinn, so sind wir ja unser zwei, wie du weißt."

Der Mann führte keine Waffen, wenigstens keine sichtbaren, und betrug sich auf eine so demüthige Weise, daß das Vorurtheil, welches sein erstes Erscheinen bei der Familie erweckt, bei längerem Verweilen, wenn auch nicht verschwand, doch wenigstens nicht zunahm. Er war ruhig, sprach kein überflüssiges Wort und ließ selten sein Auge auf einem der Gesellschaft weilen, selbst nicht auf den Frauenzimmern, und dies war vielleicht der einzige Umstand, der in Frau Graylings Seele den feindlichen Eindruk befestigte, den seine erste Erscheinung hervorgerufen. —

In kurzem war das Lager bequem und zugleich kriegerisch hergestellt; der Wagen wurde von der Straße vorn in den Wald geschoben, die Pferde hinten dran gebunden, um jeden Versuch, sie zu stehlen, zu vereitelu, und geladene Gewehre noch unter dem Stroh im Wagen verborgen. — Bald brannte ein lustiges Feuer auf dem Plaze zwischen der Landstraße und dem Fuhrwerk, und Frau Grayling, von ihrer kleinen Lucie unterstüzt, verlor keine Zeit, Schinken uno Fleisch, mit dem sie sich versehen, in Scheiben zu schneiden und die Bratpfanne an's Feuer zu schieben.

Jakob durchstreifte das Gehölz im Umkreise von zwei bis drei (engl.) Meilen, während sein Onkel, Joseph Sparkmann, ein Bild völliger Seelenruhe und Behaglichkeit, dem Fremden gegenüber ausgestrekt lag. — Joseph war indeß weit entfernt davon, wirklich so sorglos zu sein wie er schien, sondern gleich einem alten Soldaten bediente er sich falscher Farben und verbarg wirkliche Furcht unter dem Anscheine besondern Vertrauens und Muthes. — Ihm gefiel der Fremde von Anfang an nicht besser als seiner Schwester, er hatte ihn daher in der Weise beobachtet, wie man in jenen Tagen der Gefahr es bei solchen Gelegenheiten für nöthig hielt, und war endlich zu einem Schluß gelangt, der seinen ersten Eindruk befestigte.

„Ihr seid ein Schottländer," sagte Joseph plözlich, seine Füße heraufziehend und sich nach dem andern mit einem Blik vorbeugend, wie ihn der Falke auf ein Volk Rebhühner niederschießt.

Es war indeß alles Mögliche, daß er diese Entdekung nicht schon früher gemacht, denn der breite Dialekt des Fremden ließ sich nicht verkennen; Joseph war aber etwas schwer von Begriffen. Uebrigens fiel die Antwort, wenn auch zögernd, doch bejahend aus.

„Gut, da nimmt es mich gewaltig Wunder, daß Ihr mit uns und nicht gegen uns gefochten habt," entgegnete Sparkmann, „es waren verdammt wenig Schotten, und keine, die ich wüßte, Ihr vielleicht ausgenommen, — die nicht für die Tories durch Dik und Dünn gegen uns gezogen wären. Der Cross Creek Niederlassung war eine böse Geschichte für uns Whigs; von dort wurde eine Menge Gesindel gegen uns geschikt. Ich hoffe — ich denke, Fremdling, Ihr wart nicht darunter."

„Nein," sagte der Andre, „o nein, ich komme vom anderen Viertel her; dort oben, aus der Dunkan Niederlassung."

„Ich habe von jener Niederlassung reden hören, wüßte aber nicht, daß wir mit Leuten von dort gefochten hätten. Unter welchem General habt Ihr gedient?"

„Ich war in Gum's Moor (Gum Swamp), als General Gates geschlagen wurde," war die zögernde und immer noch ausweichende Antwort des Andern.

„Gottlob ich war nicht dabei, glaube aber, es wäre nicht so schlimm ausgefallen, wenn nur ein paar von Sumters, Pikens oder Morions Leuten unter diesen zweibeinigen Schuften gestekt hätten, die an jenem Tage davon liefen. Es wurde erzählt, einige Regimenter seien geflohen, ohne nur einmal ihre Büchsen abgefeuert zu haben. Nun ich hoffe, Ihr waret auch nicht unter denen?"

„Das war ich nicht," sagte der Andre mit etwas mehr Bestimmtheit.

„Ich tadle Niemand, der sich bükte wenn eine Kugel kommt, oder Fersengeld giebt, wenn ihm die kalten Eisen zu nahe rüken, denn ein lebendiger Mensch ist immer besser wie ein todter; aber davon zu laufen, ohne ein einzig Mal auf den Feind zu schießen, das ist ausgemachte Feigheit, ist es nicht?"

Diese Meinung, mit hinreichendem Nachdruk ausgesprochen, begegnete der bereitwilligen Zustimmung des Schotten. Joseph oder Joe, wie er der Abkürzung wegen genannt wurde, war jedoch durch seine eigne Beredsamkeit nicht so leicht von dem Gegenstande seiner Nachforschung abzubringen, und fuhr also fort:

„Ihr habt mir aber noch nicht gesagt, wer Euer General war. Gates kam aus Virginien und blieb nur kurze Zeit. — Ihr liest damals nicht weit, eh? vereinigtet Euch dann wahrscheinlich wieder mit der Armee unter Greene? War es nicht so?"

Der Fremde bestätigte dies, jedoch mit offenbarem Mißbehagen.

„Dann müssen wir zuweilen Beide bei ein und demselben Spaß gewesen sein. Ich war bei Cowpens und Sechsundneunzig, habe den Dienst kennen gelernt an manchen Orten, und das bei Gelegenheiten, wo mehr gefochten wurde als gespaßt. Ich denke mir, Ihr seid auch bei „Sechsundneunzig" gewesen, vielleicht auch bei Cowpens, wenn Ihr unter Morgan gedient habt?"

Der Widerwille des Fremden, diese Fragen zu beantworten, schien sich zu vermehren; er gab indeß zu, daß er bei „Sechsundneunzig" gewesen, obgleich er, wie sich Sparkmann später erinnerte, weder bei dieser noch bei jener Gelegenheit, als von General Gates Niederlage die Rede gewesen, sagte, auf welcher Seite er gefochten.

Da Joe bemerkte, wie ungern sein Gast auf diese Fragen antworte und durch dieselben zusehens mürrischer wurde, unterließ er es ihn ferner zu belästigen, nahm sich aber vor, ein schärferes Auge wie vorher auf jede seiner Bewegungen zu haben.

Er schloß übrigens sein Verhör mit einer Frage, die in den südlichen und südwestlichen Distrikten nicht selten gleich im Anfang gethan wird.

„Und wie nennt Ihr Euch denn eigentlich?"

„Macnab," war die schnelle Antwort, „John Macnab."

„Gut, Herr Macnab, ich sehe, daß meine Schwester das Abendessen fertig hat und es wäre wohl an der Zeit, uns über den Schinken her zu machen."

Sparkmann stand auf und ging voran nach dem Plaze, wo Frau Grayling das Mahl bereitet hatte.

„Wir sind hier der Landstraße nahe genug," sagte er, „doch ich denke, es wird jezt keine Gefahr haben; auch wacht Jakob Grayling für uns, der ein Paar Augen hat wie ein Nachtfalke, und eine Büchse, über die Ihr euch freuen würdet."

„Werden wir mit dem Essen warten bis er kömmt?" frug Macnab ängstlich.

„Bewahre," antwortete Sparkmann, „er wird für uns wachen, während wir tafeln, nachher will ich für ihn ablösen. So fangt immerhin an, und wartet nicht auf das, was kommen könnte."

Als Sparkmann grade den ersten Bissen zum Munde führte, hörte man ein fernes Pfeifen.

„Ha! das ist der Bursche!" rief er aus, indem er aufsprang. Er hat eine Spur, vielleicht ein feindliches Feuer erblikt, denk' ich. — Hört, Freund Macnab, ich glaube, wir können unsre Waffen immer in Bereitschaft halten."

Joseph hat nun seine Schwester, in den Wagen zu steigen, wohinein die kleine Lucie sich schon verborgen, während er das Zündpulver auf die Pfanne seiner Büchse schüttete. Macnab hatte unterdessen ein Paar Reiterpistolen aus seinem Mantelsak geholt, die reich mit Silber ausgelegt, ziemlich groß waren und augenscheinlich im Kriege gedient hatten. Darin höchst verschieden von seinem Gefährten, bedurfte seine Handlung keiner weiteren Worte, was er that, schien Sache der Gewohnheit zu sein, deren er sich selbst kaum bewußt war. Nachdem er sein Zündpulver untersucht, legte er stillschweigend die Pistolen neben sich und fuhr fort zu essen.

Das Pfeifen, das aller Wahrscheinlichkeit noch von Jakob herrührte, wurde nun wiederholt, darauf folgte eine kurze Stille, welche Sparkmann benuzte, seine nächste Umgebung zu besichtigen. Endlich, als er grade zum Feuer zurükkehrte, hörte man den Schall eines Huffschlages, und ein schneller, lauter Zuruf von Grayling benachrichtigte seinen Onkel, daß Alles in Richtigkeit sei. Einen Augenblik darauf erschien der Jüngling, begleitet von einem Fremden zu Pferde, einem schlanken, stattlich aussehenden jungen Mann mit leuchtendem Auge und einer Stimme, die, als man ihn nahen hörte, heiter und kek klang wie Trompetenschall nach einem Siege. Jakob ging zu Fuße neben dem Neuangekommenen und sein herzliches Lachen, seine freie Geschwäzigkeit überzeugten den Onkel, schon ehe er näher heran kam, daß er unvermuthet einem Freunde oder wenigstens einem alten Bekannten begegnet sei.

„Ei, wen bringst Du uns da, Jakob?" war Sparkmanns Frage, als er den Kolben seiner Büchse auf den Boden stieß.

„Wen glaubt Ihr wohl, Onkel? wen anders als unsern Major Spencer, unsern guten Major!"

„Nein, wirklich! Lionel Spencer! Gott grüß' Euch, Major! wer hätte denken sollen, Euch in diesen Gegenden anzutreffen! und mit allen Waffen, als sollte der Krieg noch einmal durchgefochten werden. Bin, weiß es Gott! von Herzen froh, Euch zu sehen."

„Und ich desgleichen, Sparkmann," sagte der Andere, indem er vom Pferde sprang und seine Hand dem treuherzigen Druke darbot, „ich desgleichen."

„Weiß es, Major, ohne daß Ihr es sagt. Ihr seid aber grade zur rechten Zeit gekommen, der Schinken schmort noch und hier ist das Brod. Laßt uns auf den Boden niedersizen nach Feldgebrauch, und genießen, was Gottes Segen uns gegeben. Ich denke doch, Ihr werdet heute Abend nicht weiter reiten, wie?"

„Nein," sagte der Angeredete, „nicht, wenn Ihr mir gestattet, mich an Eurem Feuer zu wärmen. Der wer ist in dem Wagen? meine alte Freundin, Frau Grayling etwa?"

„Das ist ein wahres Wort, Major," erwiderte diese, indem sie mit froher Eile aus dem Fuhrwerk stieg und ihm mit ausgestrekter Hand entgegen kam.

„Wahrlich, Frau Grayling," rief er, „es freut mich ungemein Sie zu sehen!" und mit der herzlichen Wärme eines alten Nachbaren drükte der Fremde noch einmal seine Genugthuung darüber aus, sich in Gesellschaft einer Bekannten zu finden. Darauf sezte sich der Major zu der Gruppe um das Feuer, während Jakob — freilich mit einigem Widerwillen — verschwand, um seinen Wachtposten auf's Neue zu übernehmen.

„Und wer ist hier bei Euch?" frug Spencer, indem sein Auge auf den finstern Zügen des Schotten ruhte.

Sparkmann erzählte nun kurz und leise, was selbst von dem Fremden wußte, und stellte einen Augenblik später Beide einander mit den Worten vor:

„Herr Macnab, Major Spencer. Herr Macnab ist von unserer Partei, Herr Major, er focht bei Camden, als General Gates so flink auskrazte, um „die verteufelte Miliz wieder zurükzuführen"; war auch mit bei „Sechsnndneunzig" und Compens — und ich denke ich, könnten wir ihn wohl zu den Unsrigen zählen."

Major Spencer sah den Schotten scharf forschend an, was diesem übrigens durchaus nicht zu behagen schien. Er richtete dann mehrere Fragen an ihn, den Krieg und einige Betreffnisse betreffend, bei denen er wie er selbst zugegeben, betheiligt gewesen. Seine augenscheinliche Abneigung aber, sich mitzutheilen (eine keineswegs häufige Eigenschaft eines braven Soldaten, der ehrenhaft die Mühseligkeiten des Krieges durchgemacht) bezwekte bald, daß der junge Offizier, dessen Zartgefühl nicht im rauhen Gedränge eines kriegerischen Lebens verloren gegangen war, sich scheute, weiter in ihn zu dringen.

Obgleich er indeß unterließ, fernere Fragen an Macnab zu richten, so schweiften seine Blike doch immer wieder zu ihm hinüber und mit immer mehr zunehmendem Interesse fuhr er fort, die düstern Züge desselben zu beobachten. Als am Schluß des Abendbrods Jakob zurükkehrte und Sparkmann nun sich anschikte, die Pflichten des Wachthaltens zu übernehmen, erklärte Spencer diesem seine Aufmerksamkeit auf den Fremden, indem er sagte:

„Ich muß des Schotten Gesicht schon irgendwo gesehen haben, Sparkmann, und ich bin überzeugt, in irgend einem merkwürdigen Moment; aber wo? wann? wie? kann ich mir nicht in's Gedächtniß rufen. Sein Anblik verbindet sich übrigens in meiner Seele mit etwas Unangenehmem, Schmerzlichem, das weiß ich. Wo kann ich ihn nur gesehen haben?"

„Mir gefällt sein Blik auch nicht", sagte Sparkmann, „und mir ist's, als wäre er eher ein Tory als ein Whig. Doch das macht jezt nichts aus, er sizt bei unserem Feuer, wir haben unser Brod mit ihm gebrochen; da können wir nicht die alte Asche aufrühren, neuen Staub damit zu machen."

„Nein gewiß nicht", war Spencers Antwort, „selbst wenn wir wüßten, daß er ein Tory wäre. Diese Ursache früherer Streitigkeiten soll jezt keine neuen hervorrufen. Wir müssen aber aufmerksam und vorsichtig sein, und es freut mich nur, daß Ihr Euer altes Geschäft des Kundschaftens nicht vergessen habt."

„Könnte ich das vergessen, Major?" frug Sparkmann mit einem Tone, der, obgleich geflüstert, doch voll Ausdruk war, als er sein Ohr auf die Erde legte, um zu horchen.

„Jakob hat sein Abendessen beendigt, sein Pfeifen sagt es mir; jezt will ich zurükgehen und mit ihm verabreden, wie wir es mit den Nachtwachen halten wollen."

„Zählt auch bei Euren Anordnungen für die Nacht auf mich, Sparkmann, gerade als ob ich einer von Euch wäre", sagte der Major.

„Auf keinen Fall", war die Antwort, „die Nacht wird zwischen mir und Jakob getheilt. Wenn Ihr nachher einem von uns Gesellschaft leisten wollt, so ist das eine andere Sache, und das könnt Ihr natürlich machen, wie es Euch gefällt."

„Nun gut, Joe, wir wollen uns deßhalb nicht zanken", sagte gutmüthig der Offizier, indem sie zusammen zum Lager zurükkehrten.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis,
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig all Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 34. | Samstag den 22. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Schweizerische Gesezе über das Auswanderungswesen.

VII. Graubünden.

Verordnung, das Auswanderungswesen betreffend.

Der Große Rath des Kantons Graubünden in der Absicht

die aus dem hiesigen Kanton auswandernden Personen vor Betrügereien und sonstiger Benachtheiligung seitens der Spediteurs und Auswanderungsagenten sicher zu stellen:

verordnet:

1.

Jeder der im hiesigen Kanton als Spediteur oder Agent Auswanderungsverträge abschließen will, hat hiefür beim Kleinen Rath eine Bewilligung einzuholen.

2.

Der Bewerber um eine solche Bewilligung hat sich über guten Leumund und Zahlungstüchtigkeit genügend auszuweisen und für getreue Einhaltung der gegen Auswanderer zu übernehmenden Verpflichtungen eine annehmbare Real- und Personalsicherheit im Kanton zu leisten, welche der Kleine Rath je nach Umständen, in keinem Fall aber unter 8000 Fr. festsezen wird.

3.

Keinem Auswanderer sollen die Reiseschriften verabfolgt werden, bevor derselbe den abgeschlossenen Vertrag vorgewiesen hat; mit Ausnahme solcher Personen, welche auf eigene Rechnung reisen.

4.

Spediteuren oder Agenten, welche ohne Bewilligung des Kleinen Rathes im hiesigen Kanton Auswanderungsverträge abschließen, sollen vom Kleinen Rath je nach Umständen mit einer Buße von 20 Fr. bis 200 Fr. für jeden einzelnen Fall belegt werden.

5.

Der Kleine Rath ist mit der Vollziehung dieser Verordnung beauftragt.

VIII. Schaffhausen.

Verordnung, die Agenturen für Auswanderer betreffend.

Der Regierungsrath des Kantons Schaffhausen, in der Absicht, die Auswanderer rüksichtlich der Erfüllung der von den Agenturen gegen dieselben eingegangenen Verbindlichkeiten sicher zu stellen, verordnet, wie folgt:

1.

Alle Agenturen, beziehungsweise Werbbüreaux zur Begünstigung der Auswanderung ohne Bewilligung sind verboten.

2.

Bewilligung hiezu ertheilt der Regierungsrath auf den Antrag der Direktion der Polizei.

3.

Die daherigen Anfragen sind schriftlich bei der zulezt genannten Behörde einzugeben und müssen begleitet sein:

a) mit einem Leumunds-Zeugniß des Petenten;

b) mit einem Bürgschein, unterzeichnet als Bürgen und Selbstzahler von zwei annehmbaren Solidar-Bürgen im Betrag von 5000 Fr.;

c) mit dem Entwurf eines Vertrags nach einem jeden Lande, nach welchem die Agentur Auswanderer spedirt, enthaltend die Grundbedingungen sowohl der Agentur als des Auswanderers, unter welchen die Verträge abgeschlossen werden, namentlich auch derjenigen, welche von Behörden für Auswanderer abgeschlossen werden;

d) von einem Verzeichniß auf einem halben Bogen nach angehängtem Formular, von der Hauptagentur in der Schweiz und dem Hauptagenten im Kanton unterzeichnet.

4.

Sollte ein Betheiligter durch das Nichthalten des Vertrags benachtheiligt werden, so haftet hiefür zuerst die verbürgte Summe.

5.

Dieser Verordnung zuwider Handelnde verfallen in eine Buße von 20 Fr. bis 200 Fr. — und im Wiederholungsfall von 50 Fr. bis 500 Fr.

6.

Gegenwärtige Verordnung tritt mit dem Tage der Bekanntmachung in Kraft.

Schaffhausen, den 23. August 1854.

Im Namen des Regierungsrathes,
Der Präsident:
Stokar-Jeklin.
Der Rathsschreiber:
D. Peyer im Hof.

Auswanderungs-Agenten-Verzeichniß nach Anleitung des §. 3. d. der Verordnung, die Agenturen für Auswanderer betreffend.

Namen der Gründer, Eigenthümer oder der General-Agentur.	Name und Domizil des Haupt-Agenten in der Schweiz.	Name und Domizil des Haupt-Agenten im Kanton.	Name und Domizil der Unter-Agenten im Kanton.	Namen der Länder, Kolonien und Städte, wohin die Auswanderer spedirt werden.	Lieferungszeit nach	Preis pr. Erwachsene.	Preis pr. Kind	Bemerkungen.

Gefangenschaft unter Indianern.

Im vorigen März ward, wie man sich erinnern wird, eine Ansiedelung an dem auf der Grenze Jowa und Minnesota gelegenen Geistersee von einer räuberischen Indianerbande überfallen und verwüstet. Aus diesem tragischen Vorfalle entstanden eine Menge übertriebener Gerüchte, die sich erst dann legten, nach dem man herausgefunden hatte, daß jene Räuber eine außer aller Gemeinschaft mit den größeren Indianerstämmen stehende Bande bildeten. Vier weiße Frauen, nähmlich die Ehefrauen Marble, Noble, Thatcher, und ein Mädchen von 15 Jahren, Nameus Gardiner, wurden von den Indianern als Gefangene fortgeschleppt. Sichere Nachricht darüber erhielt man erst Ende Mai, als die erstgenannte Frau, durch befreundete Indianer losgekauft, nach St. Paul kam. Ueber die Schiksale der Gefangenen theilten westliche Blätter damals folgendes mit.

Den Angaben der Frau Marble zufolge bestand die Indianerbande, welche die Ansiedler am Geistersee angriff, aus etwa 30 Mann, die von ihren Frauen und Kindern begleitet waren. Sie lungerten schon im verflossenen Herbst um die Ansiedlung herum, und forderten auf die unverschämteste Weise Lebensmittel. Der Angriff im März kam ganz unerwartet. Die Indianer kamen an Marble's Wohnung, riefen ihn heraus, um ihm Flinten abzuhandeln und einen Probeschuß seines Gewehres zu sehen. Er willfahrte ihnen, wurde aber unmittelbar, nachdem er seinen Schuß nach dem Ziele gethan, von dem Indianerhäuptling niedergeschossen. Frau Marble rannte aus dem Hause, sah ihren Mann am Boden liegen und versuchte zu

fliehen; sie wurde aber eingeholt und in den Wigwam des Häuptlings, Ink-pah-du-tah, gebracht, wo sie die Frauen Noble (19 Jahr alt), Thatcher (24 Jahr alt) und ein Mädchen von 15 Jahren, Gardiner, ebenfalls als Gefangene vorfand. Die Angehörigen der Frau Noble und der Gardiner waren alle ermordet.

Die Behandlung, die sich die Indianer gegen die Gefangenen erlaubten, war über alle Maßen schrecklich. Sie wurden nicht zu Frauen genommen, sondern einige Indianer zogen sie nakt aus und schändeten sie der Reihe nach. Die Kleider wurden ihnen weggenommen und sie mußten nakt und barfuß durch den Schnee wandern. Die Indianer zogen darauf vom Geisterfee nach Skak Lake, westlich vom Big Siour. Die gefangenen Frauen mußten, schwere Lasten tragen, während man ihnen keine Nahrung gab und sie sich mit dem begnügen mußten was die Indianer wegwarfen. Wenn sie sich über ihre Behandlung beklagten, wurden sie von den Wilden mit Knüppeln geschlagen. Bei der Ankunft am Big Siour warf ein Indianer die Frau Thatcher in's Wasser, weil sie zu erschöpft war, um seiner Lust dienen zu können; sie versuchte an's Ufer zu schwimmen, wurde aber von einem Indianer durch den Kopf geschossen. Sie hielt sich eine Zeitlang noch über dem Wasser und sank dann unter — was von den indianischen Weibern mit Freudengeschrei begrüßt wurde. Diese tragische Szene belehrte sie, was sie zu erwarten hatten, wenn sie der Müdigkeit erlägen.

Fünf Tage später stießen zwei Lac-qui-parle-Indianer, die sich auf der Frühjahrsjagd befanden, auf die Bande. Sie blieben die Nacht über im Lager und boten am andern Tage eine Flinte, ein Fäßchen Pulver, einige Decken und Putzsachen für die Frau Marble. Der Handel wurde eingegangen und die zwei befreundeten Indianer zogen mit ihrem Preise ab. Als sie sich eine kurze Streke von dem Lager Ink-pa-du-tah's entfernt hatten und Frau Marble über ihr Schikal noch immer im Zweifel war, erklärten ihr die Indianer, daß sie sich bei Freunden befinde, die sie zu den weißen Leuten führen wollten. Sie behandelten die Frau mit großer Aufmerksamkeit, schossen eine wilde Kaze und bereiteten aus derselben ein Mahl für sie — das willkommenste Essen, wie sie erklärte, das sie je gehabt — so ausgehungert war sie.

Am 20. Mai trafen sie auf der Agentur zu Yellow Medizine ein, wo Flandreau, der Agent der Mississippi-Siour, sich der Frau Marble annahm und sie nach St. Paul geleitete. Hier wurden innerhalb 5 Stunden nach ihrer Ankunft 1000 Dollars zu ihrer Unterstüzung zusammengebracht, da sie sich in den dürftigsten Umständen befand. Die zwei Indianer, welche sie befreit hatten, erhielten jeder 500 Dollars.

Sofort wurden nun Anstalten getroffen, um die beiden noch lebenden Gefangenen zu befreien. Am 24. Mai wurde eine Abtheilung befreundeter Siour vom Agenten Flandreau zu diesem Zweke entsandt und mit Pferden, Deken und dergleichen versehen, um damit die Frauen loszukaufen. Doch schon wenige Tage nach dem Abmarsch dieses Trupps traf die Nachricht ein, daß die Frau Noble auf schreckliche Weise um's Leben gekommen sei. Die Indianer hatten die Unglükliche zuvor fast zu Tode geschändet und sie dann nakt an einen Hügel als Scheibe aufgestellt, nach welcher sie schossen.

Es blieb somit nur noch Fräulein Gardiner zu retten, und dies ist, wie wir aus der Minnes. D. Ztg. ersehen, geschehen. Dieses Blatt schreibt: „Am 19. Juni traf die lezte der unglüklichen Frauen aus der Gefangenschaft, unter Begleitung ihrer indianischen Befreier, hier in St. Paul ein. Es ist das junge, kaum fünfzehn Jahre alte Mädchen, Miß Gardiner. Sie wurde von den vom Indianer-Agenten zu diesem Zweke ausgesendeten Indianern von ihren Räubern zurükerkauft, nach der Indianerstation am Lac-qui-parle geführt und von dort hierhergebracht. Obwohl sie die größten Strapazen und Leiden zu erdulden gehabt und, wie natürlich, sehr angegriffen von ihren Leiden ist, so befindet sie sich wohl. Die Indianer übergaben sie dem Gouv. Medary unter angemessenen Reden und empfingen 1000 Dollars Belohnung." (Kanadischer Bauernfreund.)

Verschiedenes.

Leben an Bord eines Ocean-Dampfers. Die Cunard-Dampfer werden für jede Fahrt mit 600 Flaschen Portwein, 1200 Flaschen Cherrywein, 1200 Flaschen Champagner, 60 Flaschen Madeira, 600 Flaschen Rheinwein, 2400 Flaschen Sodawasser, 3600 Flaschen Ale, 2400 Flaschen Porter und einer großen Quantität verschiedener Branntweine versorgt. Eis und frisches Wasser nehmen sie in Hülle und Fülle mit. Mit Lebensmitteln werden sie für 21 Tage verproviantirt. Dieselben bestehen durchschnittlich in: 4000 Pfund Rind-, Hammel- und Schweinefleisch, welches frisch geschlachtet und in Eis gepakt ist, 12 Duzend Hühnern, 4 Duzend Enten, 4 Duzend Truthühnern, 6 Duzend Tauben, einem Duzend gerösteter Ferkel, einer Masse von Zungen, Kalbsköpfen ꝛc. Milch wird täglich frisch von der Kuh gewonnen, außerdem werden aber noch 40 Gallonen in Eis gepakt mitgenommen. Der Bäker liefert täglich 200 Leib frisches Brod und der Konditor das erforderliche feine Bakwerk. Nach 7 Uhr Abends werden alle Sorten von Getränken zur beliebigen Benuzung bis um 11 Uhr auf die Tafel gesezt.

— (Beramerikanuertes Pfälzerdeutsch.) Achtung Buwe! Nau, ihr Buwe vun Waterloo un der Nochberschoft, hör mich mol an und thut wie ich sag; ich mehn es müßt uns all zu gut kumme. Loßt uns all mit'nander 'mol aufgebe zu die Mäd zu gehe, ich will just net sage vor immer, aber änyhau 'mol vor abaut sechs Monat loßt uns stoppe, just vor zu sehne wie's macht. Ich thät mei zweyt best Paar Unmenschionabels wette, daß in weniger als zwee Woche die Mäd zu uns käme; glaubt ihr sell? Gukt, ich kenne die Trikß der Mäd zu gut, so gut als wann ich selber en Neefrok trage thät. Sie schike sich an als wann sie nits um die Buwe gebe thäte, aber ich will euch sage, sie esse lieber durch den ganze Tag keh Maulvoll, als Samstag Obend keh Kumpani zu hawe vun den Buwe. Wann mehr sie als Obends in der Mieting oder in der Singschul hoke sieht, was sehne sie dann so unschuldig un gukе als ob sie just kumme wäre, dem Parrer zugehorche und das Singe anzuhöre. Es is aber net so; sie kumme meiner sechs just wege uns Buwe; thäte mir net gehe, so bliebe sie a derheim un die Pläze wäre leer. Nau considert, dann gukt do sehnt ihr, daß sie uns alleweil schon mehner nachlaufe als mir ihne un bleibe mir ganz derheim, dann kumme sie uns a noch ins Haus um zu probire vor zu bleibe, gerad wie mir jezt zu ihne kumme müsse, was just en Fäschen ist, die die Mäd selber ufgebracht hawe. Es sollt änyhau 'mol vor a Johr abgewechselt sein; mir Buwe sin'n lang genug noch gelofft, nau loßt 'mol die Mäd ihr Glük probire. Uf ohrs die reichste un schönste Buwe hen derno die mehnst Chance, es is aber gar keh Gefohr, daß mit net all mit 'nander eppes kriege; bekahs es sind gar viel Mäd wo schun siter a gut Weil eh Duwe anne gauge sin vor zu spärke, selle gehne die erste vier Woche alle Owet; vun sellem bin ich ziemlich schur. Wann zu viel uf emol kumme, dann werre a Dehl gefäl un müsse wieder hehm geh, gerad wie mir Buwe schun oft hen thun müsse. Nau Buwe, wann ihrs so zufriede seid, so loßt uns bis zum Januar all uf emol stoppe ohne weitere Mieting.

Jäl S. Otopper.
(Kanadischer Bauernfreund.)

Schweiz. Der Bundesrath hat zum schweizerischen Konsul in Algier Hrn. Rud. Bieler aus Basel ernannt. Sein Konsularbezirk umfaßt alle französischen Besizungen in Nordafrika.

— (Konsulate in den Vereinigten Staaten.) Der Bundesrath hat den schweizerischen Konsul in Philadelphia entlassen, weil derselbe trotz wiederholter Aufforderung rükständige Geschäfte nicht abthat. Der zu Detroit, Hr. Grathwohl, ist gestorben. Der Bundesrath wird für dessen baldige Erezung besorgt sein.

— Luzern. In den Jahren 1854, 1855 und 1856 sind aus dem Kanton Luzern 393 Personen nach Amerika ausgewandert und zwar größtentheils nach den Vereinigten Staaten. Sie haben zusammen ein Vermögen von wenigstens 134,000 Fr. mit sich genommen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Ein deutsches in Kansas erscheinendes Blatt (Kansaszeitung, Atheson, 15. Juli) enthält folgende Stelle über die nach Utah bestimmten Truppen: „Fort Leavenworth. Hier geht es jezt hoch her; man glaubt sich von einer Miniaturausgabe von Wallensteins Lager umgeben; die große Armee von 2500 Mann, zur Züchtigung der rebellischen Mormonen bestimmt, wird nun ausgerüstet. Wer nennt die Völker, zählt die Namen, die alle hier zusammen kamen! Sehen wir uns um, und wir erbliken zuerst einen deutschen Baron, mit feinster aristokratischer Tournure die große Trommel schlagend; dort einen ungarischen Grafen Sergeantendienste thun; ein Göttinger Studiosus juris utriusque ist Bedienter beim Herrn Oberst; Mexikaner, Spanier, Italiener, Norweger, Polen und Franzosen sind leicht herausgefunden, die Masse aber sind Deutsche und Irländer. Wie viel verkanntes Talent und Genie, wie viele untergegangene Hoffnungen enthält dieses Häuflein Söldlinge! Wir waren gerade Zeuge einer hier gewöhnlichen Exekution an fünf Männern, die wegen Desertion aus dem Soldatenstand herausgeprügelt wurden. Mit halbgeschorenem Kopf und mit auf die Hüfte gebranntem D (Deserter) wurden die Unglüklichen, nachdem die Truppen einen Kreis geschlossen, an eine Kanone gebunden und erhielten jeder 50 Hiebe auf den nakten Rüken. Originell ist es, daß die Exekution von den Regimentsmusikanten (meistens Deutsche) ausgeführt wird. Nachdem die Prügel unter entsezlichem Geheul ausgetheilt waren (einige der Dulder wurden vor Schmerzen ohnmächtig), wurde eine lustige Polka gespielt und mit blutigen Rüken zur Festung heraus und in die Freiheit hinein getanzt. Dieß ist eine Schattenseite des sonstigen buntscheckigen Häufleins. Die Expedition nach Utah besteht aus zwei Regimentern Infanterie, dem zweiten Dragonerregiment und der vierten Artilleriebatterie; dieselbe wird von einem Train von 500 Wägen, mit je zwölf Ochsen oder acht Maulthieren bespannt, begleitet. Die Ausrüstung soll 2 Millionen Dollars kosten. Vor dem Winter werden die Truppen dort schwerlich eintreffen, und ihre Heldenthaten werden wir erst im Frühjahr berichten können. Etwa vier Meilen davon lagern 600 Mormonen, die ruhig denselben Weg ziehen."

— (Mormoneneinwanderung.) Seit dem 1. Januar sind in den Vereinigten Staaten 2100 Einwanderer aus Europa eingetroffen, welche sich zum Mormonismus bekennen und sofort nach ihrem Eintreffen den Weg nach der Stadt am Salzsee eingeschlagen haben. Sie sind zum größten Theil Engländer und Walliser; auch befinden sich Dänen und Norweger, aber nur wenige Deutsche unter denselben.

— Die Mormonen haben eine Kirche in New-York, welche 500 Mitglieder zählt. Es gelingt ihnen, viele Proselyten zu machen und Kirchen in verschiedenen Theilen von Konnektikut zu gründen.

— (Gewitter.) Mehrere Theile der Vereinigten Staaten sind von heftigen Gewitterstürmen heimgesucht worden. Im Staate Ohio wurden in einer Woche 15 Menschen vom Bliz erschlagen.

— (Heuschreken.) In Theilen von Minnesota und Jowa sollen die Heuschreken bereits wieder ihre Erscheinung gemacht haben und große Verheerungen anrichten. Während ihrem Dasein im vorigen Sommer haben sie dort alles gefressen, was grün war.

— New-York. (Dampfschiffe.) Von den zwischen New-York und verschiedenen europäischen Häfen laufenden 20 Dampfschiffen, sind nur 10 amerikanische. Die ganze Zahl der Dampfschiffe, welche die Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Europa unterhält, beträgt 51. Von diesen sind 34 Schraubendämpfer mit eisernem Rumpfe, welche sämmtlich Europa angehören, sichere und schnelle Fahrten machen und deßhalb einen großen Vorzug beim Gütertransport genießen. Eine Mehrheit der auswärtigen Dämpfer ist in Glasgow gebaut und gehört Kaufleuten in jener Stadt.

— (Erdbeeren.) Man schäzt die tägliche Zufuhr von Erdbeeren während der Saison für New-York allein auf 600,000 Körbchen, welche aus erster Hand mit 4 Cents per Körbchen bezahlt werden, demnach einen Gesammterlös von 24,000 Dollars täglich bringen. Die Saison dauert etwa 20 Tage, folglich konsumirt die Bevölkerung New-Yorks während dieser Periode für 480,000 Dollars Erdbeeren. Rechnet man zu diesem Sümmchen noch 25 Prozent für Zuker und Milch als gewöhnliche Würze dieser Kost, so findet man, daß New-York in kaum 3 Wochen für eine einzige Näscherei 600,000 Dollars ausgiebt — und dabei klagt man über schlechte Zeiten.

— Auf einem von Havre nach New-York bestimmten Schiffe wurde ein betrunkener Schweizer vermittelst eines um seinen Leib geschlungenen Seiles in's Tauwerk gehängt. Als man ihn herunternahm, war er todt. Der Schweizerkonsul behauptet, der Mann

habe 200 Dollars bei sich gehabt, die sich nicht mehr finden. Die Schiffsmannschaft sagt, die Kameraden des Verunglückten haben ihn absichtlich betrunken gemacht, um ihn auszuplündern; diese aber schieben die Schuld des Raubes auf die Matrosen, welche mit dem dritten Steuermann spurlos verschwunden sind. Der erste Steuermann ist verhaftet und unter 3000 Dollars Bürgschaft gestellt worden.

— Mitte Juli ist in New-York, durch ein Schiff im Hafen eingeschleppt, das gelbe Fieber ausgebrochen.

— Auf einem von Liverpool angelangten Schiffe ist wieder einmal der nicht seltene Fall vorgekommen, daß der Kapitän ein hübsches deutsches Mädchen aus dem Steerage genommen, während der Ueberfahrt in seiner Kajüte eingesperrt und gemißbraucht hat.

— Pennsylvanien. (Ein verständig er und muthiger Knabe.) Ein etwa 12 Jahre alter Sohn von Jakob Reinbart, in Franklin County, Pennsilvanien, ging der Cnochegur Creek entlang, als er noch einen jüngeren Knaben antraf, welcher mit Fischen beschäftigt war. Als er auf ihn zuging und schon ziemlich nahe bei ihm war, äußerte er plötzlich große Furcht in seinen Geberden und fiel rücklings in's Wasser. Der junge Reinhart ergriff geschwind eine Stange und reichte damit in's Wasser, wo der Knabe hinein gefallen und untergesunken war. Er traf glücklicherweise die Stelle, wo der Ertrinkende unter dem Wasser mit dem Tode rang, welcher auch sogleich Halt faßte und von dem jungen Reinhart herausgezogen wurde. Er hatte ihn kaum aus dem Wasser gebracht, als er auch schon die Ursache des großen Schreckens des Kleinen gewahrte. Eine große schwarze Schlange hatte sich um des Knaben Leib geschlungen, und zwar so fest, daß der junge Reinhart nur mit Mühe die flache Seite der Klinge seines Sakmessers hinter das Gewürm bringen konnte, dann aber die Schneide aufdrehte und die Schlange durchschnitt. Während er dieses that, biß ihn die Schlange einige Mal in die Hand, welches jedoch keine weitere Folgen hatte, indem die schwarzen Schlangen nicht so sehr giftig sind. So wurde durch die Geistesgegenwart und Herzhaftigkeit des 12 jährigen Reinhart des andern Knaben Leben gerettet.

— Ohio. In Cincinnati hat ein Deutscher, Namens Köhler, erst seine Frau erdrosselt, dann das Haus eines angesehenen Bewohners, Horton, in Brand gesteckt, den Eigenthümer erstochen und endlich sich selbst den Hals abgeschnitten.

— Illinois. (Windsbraut.) Das Städtchen Pana in Illinois wurde am Samstag den 13. Juni, von einer so schrecklichen Windsbraut überfallen, daß die Beschreibungen derselben unglaublich erscheinen. Die Wuth des Sturmes dauerte etwa 12 Minuten, und während dieser Zeit wurden Wohnungen, Ställe, Dächer, Bäume, Wagen, Thiere und Menschen unter und über einander geworfen. Dann folgte völlige Windstille, und die Scene, die sich da dem Auge darbot, war herzzerreißend. Menschen jeden Alters und Geschlechts sah man da nach den Ihrigen suchen, welche sie oft zertrümmert, zerquetscht, mit gebrochenen Beinen oder Armen fanden. Ein durchdringendes Jammergeschrei durchdrang die Luft. Dreiunddreißig Häuser sind zerstört und viele Familien dadurch obdachlos geworden.

— Michigan. (Luftschifffahrt.) Der Luftballon eines Herrn Steiner, der in Erie Pennsylvanien aufgestiegen war, stürzte in der Nähe der Stadt Detroit in's Wasser. Hr. Steiner wurde jedoch noch zu rechter Zeit durch den Propeller „Mary Stewart" gerettet. Ein Versuch, den Ballon ebenfalls in Sicherheit zu bringen, mißlang. Er wurde zwar von dem Boote, welches die „Mary Stewart" ausgeschift hatte, um den Luftschiffer aufzunehmen, in's Schlepptau genommen; plötzlich aber füllte sich der Ballon wieder, nahm nun seinerseits das Boot in's Schlepptau und eilte mit größter Eile von dannen. Die erstaunten Matrosen machten diesem unerwarteten Situationswechsel dadurch ein Ende, daß sie die Strike kappten und den eigenthümlichen Segler ziehen ließen, der sich sofort in die Lüfte erhob und ihnen bald aus den Augen war.

— Massachusetts. Tom Däumling (Tom Thumb) hat einen kleinen Nebenbuhler in Boston gefunden, welcher Fingerling (little finger) genannt wird. Er ist sechs Jahre alt und wiegt nur zwölf Pfund.

— Kalifornien. (Wie man den Indianerkrieg führt.) Die Gräuel, schreibt der Cal. Dem., die im letzten Jahre verübt wurden, kommen immer mehr zu Tage. Der Prefe Herald gesteht nun selbst ein, daß während des letzten Feldzugs von General Cosby im letzten Jahre, die Mehrzahl der einzige Stamm waren, mit dem man im Kriege war oder der sich nur etwas hatte zu Schulden kommen lassen. Trotz dem griffen die Truppen (aus Versehen, wie man sagt) ein Camp der Oust-kues an, deren Häuptling Laiakes ist, tödteten zwei wehrlose Männer und mehrere Frauen, und verwüsteten den ganzen Wintervorrath der Unglücklichen, die dadurch dem Hungertode preisgegeben wurden. Zu einer andern Zeit während dieses Feldzuges überfiel die Freiwilligen-Kompagnie eine Abtheilung Pitt River Indianer, die Wurzeln in den Bergen gruben. Sie hielten sie (abermals aus Versehen) für den Feind, tödteten mehrere, schleppten mehrere Kinder in die Gefangenschaft und schändeten die Weiber. — Die schreckliche Niedermezelung der Weißen in dem Thale letzten Winter war nur die Folge der damaligen Ermordung der Männer, der Schändung der Weiber, der Wegführung der Kinder. Wir haben neulich schon berichtet, daß man versuchte, die Indianer wie die Ratten zu vergiften, eine ehrenhafte Kampfsweise, die erst kürzlich bei den Chinesen in Hongkong Nachahmung gefunden.

— Der lezte Kalifornia Dampfer bringt Nachrichten über eine Controverse eigener Art, welche zwischen den Redakteuren der beiden in San Francisco erscheinenden deutschen Blätter stattgefunden. Dr. J. Korn, Redakteur des San Francisco Journal, und Dr. Löhr, Redakteur des California Demokraten, haben einander, um in gutem Deutsch zu reden, auf offener Straße weidlich durchgebläut. Die Sache kam vor Gericht, und jeder der beiden Combattanten legte einen körperlichen Eid darauf ab, daß der Andere ihn hinterrüks überfallen und ihn mit Faustschlägen traktirt habe. Jeder will der Angegriffene, Keiner der angreifende Theil gewesen sein, und da doch nur Einer Recht haben kann, muß nothwendiger Weise der Andere einen Meineid geleistet haben. Hr. Löhr trug den Sieg davon und sein Gegner wurde zu 30 Dollars Geldbuße und Kostenzahlung, Löhr nur zu einer Geldstrafe von 10 Dollars verurtheilt. Schade, daß der Streit schon entschieden ist. Wir hätten sonst den in solchen Affären bewanderten Hrn. Karl Heinzen als Schiedsrichter in Vorschlag bringen mögen.

(H. Z. f. d. A. u. K.)

Südamerika. Brasilien. Von nun an genießen die Auswanderer nach der Provinz Rio Grande do Sul nicht mehr allein die Vergünstigung, von Rio de Janeiro an kostenfrei nach ihrem Bestimmungsort befördert zu werden, sondern das Generallandamt gewährt nun auch den Auswanderern nach Santa Catharina, welche mit den Hamburger Postdampfschiffen in Rio ankommen, freie Weiterreise nach Santa Catharina.

— (Kaffeeausfuhr.) Die Totaleinfuhr von Kaffee aus Brasilien in Europa betrug in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. Juni dieses Jahres 646,800 Säke gegen 359,200 Säke in den ersten 6 Monaten des Jahres 1856. Eine tabellarische Uebersicht der Kaffee-Ausfuhr aus Brasilien während der lezten zehn Jahre ergiebt, daß während der ersten 6 Monate des Jahres 1848 der meiste Brasil-Kaffee (157,200 Säke) in Hamburg eingeführt wurde, und der wenigste (41,700 Säke) in dem gleichen Zeitraum des verflossenen Jahres. Die stärkste Totaleinfuhr in Europa während des gedachten Zeitraums war im Jahre 1855, nämlich 707,200 Säke, und die stärkste Totalausfuhr aus Brasilien fand in den ersten 6 Monaten dieses Jahres statt, wo nicht weniger als 1,161,400 Säke ausgeführt wurden. Die Totalausfuhr in den 12 Monaten der Erntesaison vom 1. Juli 1856 bis 30. Juni 1857 erreicht die noch nicht dagewesene Höhe von 2,425,000 Säken. Davon kamen nach dem Norden Europa's 856,900 Säke, nach dem Süden Europa's 296,800 Säke, nach diversen Häfen 61,900 und nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1,209,400 Säke.

Afrika. Brittisch-Caffraria. (Die deutschen Militärkolonien.) Mit der Post vom Kap sind interessante Nachrichten eingetroffen. Die Plänkeleien mit den Kaffern scheinen nach diesen Berichten gänzlich aufgehört zu haben; wenigstens erwähnt die Zeitung „Germania, Wochenblatt für die Militär-Kolonisten der britisch-deutschen Legion in Süd-Afrika", nichts davon. Das Blatt ist vom 27. Mai datirt und ganz in der Art der deutschen Lokalblötter redigirt. Es finden sich darin Korrespondenzen aus den verschiedenen neu angelegten Kolonien in Britisch-Caffraria; so aus „Berlin", „Braunschweig", „Cambridge", „Stutterheim", „Bodiam", „Ohlsen", „Wiesbaden" ꝛc. Alle befassen sich mehr oder minder mit ihren eigenen Angelegenheiten, dem fortschreitenden Bau der Häuser, der Anpflanzung, Lage und Zukunft der Kolonie ꝛc. Ein Artikel mit der Ueberschrift „Braunschweig" giebt gewissermaßen in nuce ein Bild der ganzen afrikanischen Kolonisation und Gegend. Er lautet: „Unsere Station erfreut sich mancher Vortheile, die erst, wenn die Kolonie mehr erwachsen, im rechten Lichte und Werthe erscheinen werden. Die Natur hat hier in jeder Beziehung das Ihrige gethan. Die hübscheste Berg-Landschaft, wie sie nur die Phantasie eines Malers sich wünschen mag, ist vor unseren Augen ausgebreitet. Gegen Norden die Alpenkette des Izeli-Gebirges, zum größeren Theile prächtig bewaldet, in deren Hintergrund einige nakte Kuppen der Amatolas neugierig zu uns herüberschauen. Von diesem Hochgebirge nach Süden nehmen die Berge mehr sanftere Formen großer Hügel an, alle üppig mit Gras und Busch bewachsen. Der zuverlässige Buffalo bewässert in zahlreichen Krümmungen das anmuthige Thal unserer Station, als wolle er sich nur ungern davon trennen. Außerdem kann durch eine wenig kostspielige Wasserleitung das ganze Terrain des künftigen Braunschweig, auf einer großen, nach Westen ansteigenden Halbinsel des Buffalo-Gebietes belegen, getränkt werden. Der Boden ist sehr fruchtbar: Pflanzen-Humus mit Verwitterungsschicht einer Granit-Art, näher dem Flusse stark mit Flößlehm und mäßiger Quantität Sand gemischt. Der Grund ist reichlich mit Mimosen-Büschen bewachsen, die überall Beweis von Fruchtbarkeit sind, da diese Pflanze vieler Nahrungstheile aus der Erde bedarf. Zirka 5 oder 6 englische Meilen nordwestlich von uns beginnt am Gebirge ein reicher Hochwald (Perri-Busch), der im gleichen Maße das Auge des Naturfreundes, wie des Holzspekulanten erfreut, den Forstmann aber Angesichts der unerhörten Holzfrevel empört. Dieser Wald liefert fast den ganzen Bedarf an Bauholz für Kap. Williams Town und bleibt eine reiche Quelle für lange Zeit. Von K. Williams Town sind wir nur 6—7 englische Meilen entfernt. Ein für Reiter sehr unterhaltender Weg, indessen für Fuhrwerk, da vier Fuhrten des Buffalo zu passiren sind, beschwerlicher. Zu den schwarzen Seiten unserer Station gehört nun eine überzählige Gesellschaft von Fingoes, unseren direkten Nachbarn ringsum. Wir können bis jezt keinen anderen Unterschied von den Kaffern bei ihnen entdeken, als den, daß sie eine etwas zahmere Art von Faulthieren sind. Sie besizen indessen reichlich Ziegenheerden, Kühe und Pferde, so wie große Pflanzungen von Kafferkorn und türkischem Weizen, so daß wir vorläufig keine Besorgniß um's Stehlen haben, wogegen wir nun auch für eine Zeit geschüzt sind durch die Schwierigkeit, bei uns etwas zu finden. Sie betrachten die Kaffern, da diese nichts besizen, als ihre Feinde und sind unsere Alliirte, doch bleibt dies immer eine bedenkliche Allianz." — Außerdem finden sich in dem Blatte kleinere politische Nachrichten aus Europa und Indien. Interessant ist schließlich noch die Ankündigung eines humoristischen Blattes, „Philomele", das merkwürdiger Weise in „Berlin" erscheinen soll.

Algerien. Der „Constitutionnel" legt eine Lanze für die deutsche Auswanderung nach Algerien ein, namentlich Jenen gegenüber, welche in dem Mangel an persönlicher, bürgerlicher und politischer Freiheit einen Mitgrund der Entfremdung sehen, welche die deutschen Auswanderer von der Niederlassung in Algerien abhält. „Man ist in Algier so frei als in Frankreich!" ruft das halbamtliche Blatt, das will aber bekanntlich nicht viel sagen. Die Leimruthe wird wenig Zugvögel fangen.

Australien. (Schweizerische Hülfsgesellschaft.) Aus Melbourne 26. Mai, wird dem „St. Galler Tagblatt" geschrieben: „Auf Anregung des Vizekonsuls Bischof aus Basel hatten wir vor 14 Tagen eine Versammlung von Schweizern und konstituirten eine Hülfsgesellschaft zu dem Zweke, Kranke und Arbeitsunfähige zu unterstüzen. Hr. Bischof wurde zum Präsidenten des Vereins gewählt, Hr. Zumstein aus dem Kanton Bern zum Schriftführer und Hr. Heinrich Locher aus dem Appenzellerlande zum Kassier. Ersterer eröffnete die Subscription mit 20 Pf. St. und so hatten wir sammt den nachfolgenden Unterschriften am ersten Abend schon ein schönes Resultat, und da wir noch die Schweizer in Geelong und an den Minen auffordern, so dürfen wir mit Recht einen guten Erfolg erwarten, um unsere Wirksamkeit bald in's Leben treten lassen zu können."

Feuilleton.

Der entdekte Mord.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

Zweites Kapitel.

Die Anordnungen für die Nacht waren bald getroffen. Spencer wiederholte sein Anerbieten, die Wachen zu theilen, der Schotte trug seine Dienste ebenfalls an, aber dies war grade ein Grund mehr, weshalb man auch die des Erstern ablehnte. Während jedoch Jakob fortging, seine einsame Runde zu machen, brachte Sparkmann Zweige und Büsche herbei, eine Art Zelt für seinen frühern Befehlshaber zu errichten. Frau Grayling und Lucie schliefen indessen im Wagen.

Der Schotte streckte sich ohne weitere Umstände neben dem Feuer aus, indeß Joseph, in seinen Mantel gehüllt, unter den Wagen kroch und mit dem Rüken gegen eins der Räder gelehnt ruhte.

Von Zeit zu Zeit erhob er sich aber, um Holz auf das Feuer zu werfen, umging dann das kleine Lager, schaute in die Nacht hinaus und überließ sich dann wieder der Ruhe und auf kurze Momente einem leichten Schlummer.

Die beiden ersten Stunden der Wache waren vorüber und Jakob wurde abgelöst; er fühlte indeß keine Neigung zum Schlaf, sezte sich an's Feuer und zog ein Buch hervor, um bei der flakernden Flamme des harzigen Holzes sich für die kostbare Zeit zu entschädigen, die seine Jugend, während der Unruhen der lezten sieben Kriegsjahre verloren hatte. Er wurde übrigens durch seinen frühern Befehlshaber dabei überrascht, welcher, auch schlaflos, unter seinen Büschen hervor kam und sich zu Grayling an's Feuer sezte. Der Jüngling war Spencers Liebling gewesen. Beide kamen aus einer Gegend, und Jakobs erste kriegerische Thaten hatte er unter den Augen und dem Beifall seines Offiziers vollbracht. Der Unterschied ihres Alters war der Art, daß es eine warme Anhänglichkeit des Jüngern zuließ, ohne dadurch irgend der Achtung Abbruch zu thun, die der Untergebene dem Vorgesezten schuldig ist. Grayling war siebenzehn Jahr, Spencer, in der Blüthe des Mannesalters, zählte etwa vierunddreißig.

Sie saßen am Feuer, sprachen mit der herzlichen Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit der Jugend von vergangenen Zeiten und theilten sich dabei gegenseitig die Zweke ihrer jezigen Reise mit, welche freilich von Jakobs Seite kaum seine eignen genannt werden konnten. Grayling besonders erzählte dabei Alles so offen und ausführlich, als ob Beide Brüder gewesen. Selbst Spencer war war eben so aufrichtig in seinen Mittheilungen und seiner Aussage nach auf dem Wege nach Charlestown, von wo aus er nach England wollte.

„Ich bin eigentlich in Eile, die Stadt zu erreichen," sagte er, „da ich höre, daß das Paketschiff, mit welchem ich überfahren will, im Begriff ist, in einigen Tagen nach England zu segeln."

„Nach England, Major?" rief der Jüngling mit unverstelltem Erstaunen aus.

„Ja Jakob, nach England. Aber warum wunderst Du Dich so sehr darüber?"

„Mein Gott, wenn sie dort erführen, wie Ihr auf ihre Rothröke eingehauen habt, sie würden Euch gewiß an den ersten besten Baum hängen."

„Ei nein, das hoffe ich nicht," sagte der Andre mit einem Lächeln.

„Ihr werdet aber doch Euren Namen ändern?" fuhr der Jüngling fort.

„Nein," antwortete Spencer, „denn wenn ich das thäte, würde ich den Zwek meiner Reise verfehlen. Du mußt wissen, Jakob, daß mir ein alter Verwandter in England eine ansehnliche Summe Geldes hinterlassen hat, die ich nur erhalten kann, wenn ich beweise, daß ich Lionel Spencer bin. Du siehst also, daß ich meinen eigenen Namen führen muß, was auch die Gefahr sei."

„Nein, Major, Ihr wißt das am besten, nur scheint mir, wenn sie dort eine Ahnung davon hätten, welche Verheerungen Ihr hier unter ihren Leuten bei Hobkirk, Cowpen, Eutaw und vielen anderen Orten angerichtet, sie würden schon einen Grund, Euch zu hängen, finden, es möchte nun Friede sein oder nicht. — Ich sehe auch nicht ein, warum Ihr des Geldes wegen nach England zu gehen braucht, da Ihr ja hier ein ansehnliches Vermögen besizt."

„Nicht so bedeutend, wie Du glaubst," antwortete der Major mit einem unwillkürlichen unruhigen Blike auf den Schotten, welcher an der andern Seite des Feuers fest zu schlafen schien. „Auf dem Lande ist, wie Du weißt, überhaupt wenig Geld, und ich muß mich erst in Charlestown mit dem versorgen, was ich zur Reise brauche, bis dahin habe ich gerade genug."

„Nein, Major, das wundert mich; ich glaubte immer, Ihr wäret so gut gestellt, als nur irgend Einer in unsrer Gegend. Wenn Ihr aber so knapp bei Kasse seid, so möchte ich Euch vorschlagen — wenn Ihr mich nicht für unbescheiden halten wollt — mir zu erlauben, Euch — einige Guineen zu leihen. Ihr könnt sie mir ja zurükzahlen, wenn Ihr das englische Geld empfangen habt."

Dies sagend, zog er einen kleinen baumwollenen Beutel hervor, dessen spärlicher Inhalt im nächsten Augenblike vor den Augen des Offiziers ausgebreitet lag.

„Nein, nein, Jakob," sagte dieser, das großmüthige Darlehn zurükschiebend, ich habe genug, um nach Charlestown zu kommen, und dort kann ich von den Kaufleuten leicht Zuschuß erhalten. Aber ich danke Dir für Dein Anerbieten. Du bist ein guter Bursche, Jakob, und ich werde es Dir gedenken.

Es ist überflüssig, ihrer ferneren Unterhaltung zu folgen. Die Nacht verstrich ohne irgend eine Störung und mit Tagesanbruch bereitete sich die ganze Gesellschaft zum Aufbruch. Frau Grayling ordnete das Frühstük, welches noch mit ihnen zu theilen Major Spencer einwilligte, während der Schotte, nachdem er höflich für die nächtliche Aufnahme gedankt, seine Reise wieder fortsein Weg schien nun zwar dieselbe Richtung zu verfolgen, wie die der Uebrigen, doch sprach er weder darüber, noch verrieth er den geringsten Wunsch, zu erfahren, wohin Spencer reite. Lezterer fühlte sich nicht geneigt, Fragen zu erneuern, denen der Fremde am Abend vorher ausgewichen war, und so ließen ihn Alle mit einem Lebewohl und dem Wunsche einer glüklichen Reise von dannen ziehen.

Als er hinter den Bäumen verschwunden war, sagte Spencer zu Sparkmann:

„Hätten mir des Menschen Blike besser gefallen, ja, hätten sie mir nicht so durchaus mißfallen, so würde ich mit ihm geritten sein. Jezt aber will ich bleiben und Euer Frühstük mit Euch theilen."

Nach beendigtem Mahle brachen Alle auf. Spencer begleitete sie auch noch eine Meile, nahm dann aber ebenfalls Abschied, da der langsame Schritt der Wagenpferde nicht zu der Eile des Reiters stimmte, und er versicherte, in zwei Tagen die Stadt errreichen zu müssen. Er trabte voran.

Jakob Grayling hatte aber das Beschwerliche und Langweilige einer solchen Reise noch nie so empfunden, als während des ganzen Tages, an dem er sich von seinem lieben Major trennen mußte. Er war übrigens ein zu kräftiger Bursche, um irgend eine Klage laut werden zu lassen, und man errieth sein Mißbehagen nur an seinem ungewöhnlichen Stillschweigen und einer Aengstlichkeit, schnell vorwärts zu eilen, welche sein Pferd mit ihm zu theilen schien.

So verging der Tag, und die Reisenden hatten ungefähr 20 engl Meilen von Sonnenaufgang bis zum Niedergang zurükgelegt. Dieselben Vorsichtsmaßregeln wurden während dieses Nachtlagers wie bei dem vorigen beobachtet und sie erhoben sich gestärkt am folgenden Morgen, der glänzend und sonnenhell anbrach. Eine ähnliche Tagereise von 20 Meilen brachte sie mit Sonnenuntergang zu ihrem Biwuak, welches sie am Rande eines dichten Waldes von Nadelholz und Eichen aufschlugen. Dicht daneben aber dehnte sich ein ungeheurer, düsterer, mit Cypressen, Zwergweiden, Schilf und undurchdringlichem Buschwerk bewachsener Sumpf aus, der als Hintergrund ihres Nachtlagers gewählt, und der Wagen dann im Vordergrunde auf eine kleine Anhöhe geschoben wurde, auf der Eichen, Nußbäume und hier und da einzelne schlanke Fichten standen. Hier spannte man die Pferde aus und Jakob wollte ein Feuer anzünden, als er unbegreiflicher Weise seine Axt vermißte. Erst nachdem sie aber eine halbe Stunde vergeblich danach gesucht hatten, fingen sie an zu glauben, daß sie auf dem Platze müsse liegen geblieben sein, wo sie die lezte Nacht gelagert. Während sie nun überlegten, was zu thun sei, diesem Mangel abzuhelfen, kam ein Negerknabe des Weges, welcher einige Kühe vor sich hin trieb. Von diesem erfuhren sie, daß etwa in einer Meile Entfernung eine Farm liege, wo sie leicht eine Art würden borgen können, worauf Jakob schnell in den Sattel sprang, und dorthin trabte.

Er erhielt ohne Schwierigkeit was er wünschte, und da der Farmer zugleich eine Wirthschaft hatte, so fragte er ihn beiläufig, ob nicht Major Spencer die vergangene Nacht bei ihm zugebracht habe.

„Es war wohl ein Mann in voriger Nacht hier," antwortete der Wirth, „er nannte sich aber nicht Major und hatte auch nicht das Ansehen eines solchen."

„Ritt er nicht ein schönes Pferd, einen Rothfuchs mit einem weißen Vorderfuß?" fragte Jakob.

„Nein das nicht, sondern ein kohlschwarzes Thier, das auch nicht das geringste Weiße an sich hatte."

„Das war der Schottländer. Doch wundere ich mich, daß nicht auch der Major bei Euch gewesen. So muß er vorbei geritten sein. Ist nicht weiter hinab noch ein andres Haus in der Nähe?"

„Nein. Die nächste Wohnung liegt wohl fünfzehn Meilen von hier. In der ganzen Entfernung, sei es auf- oder abwärts, bin ich der Einzige, der an der Straße wohnt, und ich weiß auch nicht, wie Ihr Freund hier vorbeireiten konnte, ohne daß ich ihn gesehen hätte. Ich bin den ganzen Tag grade hier vorn im Felde gewesen und habe Büsche ausgerodet."

(Fortsezung folgt.)

Anekdoten.

(Wie heiß es in der Hölle ist.) Vor einiger Zeit behandelte ein Muker irgendwo in Westpennsylvanien in seiner Predigt diese Frage und machte die fürchterliche Hize, welche in den Gemächern des Fürsten der Unterwelt herrscht, durch folgendes Beispiel seinen Zuhörern recht anschaulich: „Wenn man," sagte er, „einen Teufel aus der Hölle nimmt und sezt ihn in die bis zum höchstmöglichen Grade erhizte flüssige Erzmasse eines Schmelzofens, so wird er sogleich vor Frost mit den Zähnen klappern und binnen fünf Minuten ist er erfroren!"

* * *

In Vermont wurde lezthin ein Liquor-Verkäufer vor Gericht gezogen und bestraft, weil er ungesezlicher Weise geistige Getränke verkauft hatte. Als er vom Gericht kam, sagte er: „Die Temperenzler sind sehr kurzsichtige Leute! Meine Branntwein-Kunden haben schon zur Hälfte Wasser bei mir zu saufen bekommen, und hätte man mich fortmachen lassen, so hätte ich sie noch ganz an's Wassersaufen gewöhnt."

* * *

Der lebhafte Traum. „Was suchst du denn?" ruft die Frau dem Manne zu, der mitten in der Nacht aufsteht und im Nebenzimmer umhertappt.

„Wo hast du denn die Kümmelflasche hingestellt?" fragt der Mann verlegen.

„Was fällt Dir denn ein? jezt mitten in der Nacht wirst du doch keinen Schnapps trinken?"

„Doch, doch, mein Kind, es hat mir jezt geträumt, ich hätte so fettes Schweinefleisch gegessen, und da weißt du, muß allemal ein Kümmel d'rauf gesezt werden.

* * *

Ein Dienstmädchen, welches noch Amerika ausgewandert und dort des ledigen Standes müde geworden war, schrieb an ihren Geliebten in Deutschland: „Lieber Jakob! komm' sogleich, wenn du überhaupt kommen willst! Friz Kellner liegt mir hart an, ich solle ihn heirathen, und herzt und küßt mich so fortwährend, daß ich es nicht mehr länger aushalten kann."

* * *

Eine Indiana-Zeitung erzählt, daß während eines neulichen Prozesses vor dem Gerichte in Lawrence ein junger Bursche, der als Zeuge anwesend war, von einem Advokaten gefragt wurde, ob er auch die Bedeutung eines Eides kenne und wisse, wo er, im Fall er einen Meineid beginge, hingehen müsse. Der Bursche antwortete, er glaube, er müsse in lezterem Falle dahin gehen, wo alle Advokaten hinkämen — in die Hölle.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig all Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 35. | Samstag den 29. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Schweizerische Gesezе über das Auswanderungswesen.

IX. Wallis.

Verordnung, das Auswanderungswesen betreffend.

Der Staatsrath des Kantons Wallis,

Willens die Landesbürger, welche auszuwandern gesinnt sind, gegen unüberlegte Entschlüsse zu wahren, und die Vollziehung der von den Auswanderungs-Agentschaften gemachten Versprechungen zu sichern,

verordnet:

Art. 1.

Es darf, ohne staatsräthliche Bewilligung, keine Auswanderungs-Agentschaft im Wallis erstellt werden.

Art. 2.

Diese Bewilligung wird nur auf Vorlage nachbezeichneter Akten gestattet:

a) In gehöriger Form abgeschlossener Verträge mit fremden Staaten, wodurch die Agentschaften diese Staaten zu verpflichten ermächtigt sind, und die den Auswanderern zugesicherte Stellung genau bezeichnet wird.

b) Eines mit den künftigen Ansiedlern getroffenen Vertrages, über die Klauseln und Bedingnisse der Ueberfahrt.

Zur Gewährleistung der, den Auswanderern gegenüber, eingegangenen Verpflichtungen, sind die Agentschaften überdieß zur Hinterlegung einer Summe von zehntausend Franken gehalten, welche, falls die Zahl der Auswanderer auf mehr als ein Hundert sich belauft, für jede überzählige erwachsene Person um 100 Franken erhöht wird.

Art. 3.

Die Auswanderer, welche keinen mit ermächtigten Agentschaften abgeschlossenen Vertrag vorweisen können, sollen erweisen, daß sie im Besize seien

a) Eines Betrages von 1200 Franken für eine Familie;

b) Eines Betrages von 800 Franken für jeden erwachsenen Auswanderer ohne Familie.

Art. 4.

Die Auswanderung von solchen Personen, welche die zu ihrem Unterkommen nöthigen Mittel und Einsicht nicht besizen, und deßwegen dem Elende und einer Zurükweisung in ihre Heimath ausgesezt würden, wird unbedingt verboten.

Art. 5.

Die Agentschaften, welche dem 1. Artikel zuwiderhandeln, verfallen in eine Buße von 80 Fr. für jeden Auswanderer; diese Buße wird beim Rükfalle verdoppelt.

Gegeben im Staatsrathe zu Sitten, den 20. September 1856, um vom Tage der Bekanntmachung an in Vollziehung gesezt zu werden.

In Abwesenheit des Präsidenten,
Der Vize-Präsident des Staatsrathes:
Al. Allet.

Der Staatsschreiber-Adjunkt:
Dr. B. Bonvin.

X. Luzern.

Luzern hat bei Anlaß der bekannten Russischen Geschichte folgende

Verordnung über Abschließung von Auswanderungs-Verträgen

erlassen.

Wir Schultheiß und Regierungsrath des Kantons Luzern,

Nachdem uns zur Kenntniß gekommen, daß mehrere Bürger aus hiesigem Kantone, welche nach Amerika auszuwandern im Begriffe waren und zu diesem Ende mit Joseph Rusli von Sisseln, Kantons Aargau, oder seinen Agenten, Reiseverträge abgeschlossen hatten, in Havre von Niemanden eingeschifft und weiter befördert werden wollten;

In der Absicht, die Auswanderungslustigen des Kantons in Zukunft vor ähnlichem Betruge zu schüzen; auf den Antrag des Departements des Aeußern,

verordnen:

1.

Dem Joseph Rusli und seinen Agenten sei einstweilen des Gänzlichen untersagt, mit Bürgern des Kantons Luzern, die zur Auswanderung entschlossen sind, Reise- oder Speditionsverträge abzuschließen.

2.

Wenn in einzelnen Gemeinden noch solche Personen sich befinden sollten, die mit Rusli oder seinen Agenten derartige Verträge geschlossen hätten, aber entweder noch nicht abgereist wären oder doch die Schweiz noch nicht verlassen hätten, so sind die Gemeinderäthe angewiesen, dafür zu sorgen, daß die Abreise unterbleibe oder die Betreffenden in ihre Heimath zurükgerufen werden.

3.

Wer in Zukunft mit Bürgern des Kantons Luzern Reise- oder Speditionsverträge abschließen will, hat hiefür die Bewilligung der Regierung einzuholen und derselben eine von ihr zu bestimmende, den Umständen angemessene Real- oder sichere Personalkaution für pünktliche Vertragserfüllung zu leisten.

Eine Ueberschreitung dieser Vorschrift wird nach Maßgabe des Art. 28 des Polizeistrafgesezes geahndet werden.

4.

Gegenwärtige Verordnung ist zu Jedermanns Kenntniß und Verhalt durch das Kantonsblatt bekannt zu machen.

Luzern, den 12. April 1854.

(Unterschriften.)

Urtheil gegen das Auswandererschiff „Ann Wilson" von Liverpool.

Der „Neue Zealand Spectator" vom 1. April enthält nachstehenden Bericht über das Auswanderer-Schiff „Ann Wilson", Kapitän Rutherlord, welches mit Auswanderern im November vorigen Jahres von Liverpool nach Wellington (Neuseeland) gesegelt war, und unterwegs wegen schlechter Verpflegung 18 Menschen verloren hatte. Aus der in Wellington eingeleiteten Untersuchung ergeben sich folgende Thatsachen:

Die „Ann Wilson", ein Schiff von 432 Tonnen, verließ am 29. November vorigen Jahr den Hafen von Liverpool mit 222 Auswanderern, Erwachsene und Kinder, welche nach dem Reglement für 169 volle Passagiere zählten; außerdem hatte sie 7 Kajüten-Passagiere und 21 Mann Equipage, den Kapitän mit eingerechnet. Der flüchtigste Ueberblik mußte überzeugen, daß ein so kleines Schiff kaum geeignet war, die Hälfte jener Seelenzahl aufzunehmen und der Ausgang hat dies nur zu gut nachgewiesen. Das Schiff hatte eine gewöhnliche Ueberfahrt von 120 Tagen und kein besonders ungünstiges Wetter; im Gegentheil war dasselbe durchschnittlich gut und angenehm. Wären die nöthigen Vorkehrungen im Interesse der Gesundheit und Bequemlichkeit der Passagiere getroffen gewesen, so hätte die Reise eine ganz glükliche genannt werden können. Daß das Resultat ein anderes war, werden wir durch Nachweisung der Ursachen darthun.

Die Passagiere beklagten sich über schlechte Qualität und unzureichende Quantität der Lebensmittel, ferner über höchst mangelhafte und ungenügende Einrichtungen zum Kochen. Durch Parlements-Akt ist

jedes Auswandererschiff, für Neuseeland verpflichtet sich für 150 Tage mit Proviant und Trinkwasser zu versehen. Aus dem Zeugniß des Arztes geht indeß hervor, daß die Passagiere nur zwei Drittheile der vorgeschriebenen Wasser-Ration per Tag erhielten, welche nach und nach so verkürzt wurde, daß auf den Mann nur eine Pinte (zirka ½ Litre) per Tag kam. Nachdem das Schiff die Linie passirt hatte, sprach man einen amerikanischen Wallfischfänger um Ueberlassung von etwas Proviant und Wasser an, welch lezteres aber wegen einer Uneinigkeit zwischen dem Kapitäne Rutherford und dem Steuermann des Wallfischfängers verweigert wurde. Obgleich das Schiff später das Kap und andere Plätze passirte, woselbst man Wasser und alles Mangelnde hätte haben können, so wurde dennoch kein Versuch gemacht dies zu thun. — Obgleich ferner das Passagier-Gesez vorschreibt, das jedes Auswanderer Schiff eine vorschriftmäßige Medizin-Kiste mit den nöthigsten Arzneien an Bord haben müsse, welche vor der Abfahrt von dem visitirenden Sanitätsbeamten inspizirt werden soll, fand sich jene der „Ann Wilson" dennoch im erbärmlichsten Zustand. Von Medizinen und Stärkungsmitteln befanden sich in allem an Bord: Drei kleine Zinnpäckchen mit Arrowroot, ein dito mit Sago, 1 Duzend Flaschen Wein und 1 Duzend Flaschen Branntwein und dies für eine Zahl von 250 Personen auf einer so langen Seereise! — Bei solchen Thatsachen braucht man sich weder über die beklagenswerthen Resultate noch über den schwachen, hinfälligen Zustand der Passagiere, welche so glücklich waren das Land zu erreichen, zu wundern.

Von den vielen Fällen, wie durch solche unverantwortliche Sorglosigkeit bei Ausrüstung des Schiffes das Leben auch der gesundesten und kräftigsten Menschen aufs Spiel gesezt wurde, wollen wir nur ein Beispiel anführen. Ein Mann ohne irgend ein organisches Gebrechen und von gesundem kräftigem Körper (wie dies die post mortem-Untersuchung ergeben hat) wird während der 4 oder 5 Stunden, innerhalb welcher er warten muß, bis die Reihe an ihn kommt, um sein bischen Speise in der Küche zu kochen, von einer heftigen Erkältung überfallen. Er legt sich in seine Kose im hinteren Theil des Schiffes, woselbst sein Uebel, wahrscheinlich in Folge der schlechten verdorbenen Luft, noch durch eine starke Diarrhee vermehrt wird. Der Arzt kann ihm keine Hülfe gewähren, denn er hat die nöthigsten Arzneien nicht in der Schiffsapotheke, noch weniger kann er ihm eine Kost verschaffen, welche sein hinfälliger Zustand so dringend erheischt. Der Mann hat einen Abscheu vor dem zähen gesalzenen Fleisch, welches seit über 4 Monaten seine tägliche Nahrung war und sehnt sich nach etwas Sago oder Arrowroot, dies aber ist nicht mehr zu haben, denn die kleine Quantität, welche sich an Bord befand, ist längst verbraucht; ein wenig Hafermehl ist alles, was noch zu haben ist. Als nun durch irgend einen glücklichen Zufall die Diarrhee aufhörte, so war weder ein Tropfen Wein noch irgend sonst etwas kräftigendes zu erhalten; die geistigen Getränke befinden sich nämlich im Verwahr des Kapitäns und konnten von demselben verlangt werden, aber er und der Doktor stehen auf keinem guten Fuß zusammen, und so muß der Kranke sich ohne Stärkungsmittel zu behelfen suchen. Sogar das Wasser, welches er trinkt, ist von seinen Nachbaren erbettelt, welche es auf das Flehen seiner Frau mitleidig an ihrer eigenen schmalen Ration von einer Pinte per Tag absparen. Ein Stückchen frisches Schweinefleisch, ein begierig begehrter Leckerbissen von der Tafel der Kajüte, macht ihm übel; in einem von Pfeffer und Gewürz zusammen gebrauten Mittel er zwar keine Hülfe, wohl aber das, was schon zwei seiner Kinder vor ihm gefunden haben — den Tod.

Die gegen Kapitän und Eigner des Schiffs verhängte Untersuchung hat folgendes Urtheil zum Resultat gehabt:

1) Für Transport von 57 Passagieren über die gesezliche Zahl, 1140 Pfund Sterling.

2) Für verkürzte Wasser-Rationen an die Passagiere während 120 Tagen, 600 Pfund Sterling.

3) Für unordentliche Verpflegung der Passagiere, insofern der Proviant denselben nicht täglich vor 2 Uhr gekocht ausgetheilt wurde, 120 Pfund Sterling.

Im Ganzen 1860 Pfund Sterling Strafe, (46,500 Fr.). Jedenfalls ist dieser Vorfall wieder eine gute Lehre für die Zukunft.

Chile.

Valdivia, den 2. Mai. Im allgemeinen geht es den Deutschen in Valdivia gut; die Kolonie am Llanquihue hat aber keine Aussicht auf Bestand, wenn die Regierung nicht einen dauerhaften guten Weg von Puerto Montt nach dem See, und von dort nach Osorno herstellt, einen Weg, der in einer Dammaufschüttung mit ordentlicher Stein- und Kieschaussee bestehen muß, denn alle Holzarbeiten faulen in kurzer Zeit gründlich. Puerto Montt blüht auf, und wird blühen wegen seines vortrefflichen Hafens und wegen des Alercewaldschlagens. Ist aber aller Alercewald vertilgt, so möchte die Sache anders aussehen, wenn nicht eine einigermaßen dichte und industriöse Bevölkerung sich im Rüken gebildet, eine Aussicht die jedenfalls nicht unmöglich, aber vorderhand problematisch ist; die Regierung muß noch längere Zeit sehr bedeutende Opfer bringen, und darf sich nicht mit halben Maßregeln begnügen. Als unser gemeinschaftlicher Freund N. in Puerto Montt ankam (gegen Ende dieses Sommers), lagen zweihundert Deutsche, natürlich wie Häringe eingepakt, im Regierungshaus, und konnten ihre Landparzellen nicht erhalten, weil solche — noch gar nicht vermessen wären! Wenige Wochen darauf kam das zulezt angezeigte Schiff, und brachte zweihundert Personen mehr. Der Intendant schikte zwar sogleich einen Feldmesser, ich weiß nicht welchen, ab, um am Nordufer Land abzumessen. Aber wie viel Parzellen soll ein Mensch in einem Monat messen? Warum läßt die Regierung nicht die fiskalischen Ländereien vermessen, mappiren, und zur Verfügung der Einwanderer stellen? Dann bekommt sie Einwanderer unter Bedingungen, die für den Staatsschaz weniger lästig sind als die bisherigen. Wir denken jezt erstlich daran einen protestantischen Geistlichen anzustellen. Obgleich die Regierung nicht einwilligen dürfte, so wird sie es doch dulden, sowie sie seit langen Jahren duldet, oder vielleicht besser gesagt, ignorirt, daß die Engländer in Valparaiso sich eine protestantische Kapelle bauten, und einen Geistlichen anstellten. Auch das Volk, Chilenen, hat sich stets vernünftig und äußerst toleraut gezeigt, und trog aller Einsprüche der katholischen Geistlichkeit bestimmte die Regierung im Jahr 1850, daß im Kolonisationsdistrikt (vom Cap Horn bis an den Biobio) die Zivilehe der Protestanten vor dem Ortskirchennotar geschlossen, von diesem eingetragen, und endlich vom Pfarrer derselben Ortskirche zusammengegeben werde; welches lezteres in dem Haus des Pfarrers geschah. Hiernach glaub' ich sicher, daß sie auch keine Notiz von einem protestantischen Bethaus und dem dazu angestellten protestantischen Geistlichen in Valdivia nehmen wird; obgleich der Art. 5 in der Konstitution der Republik von 1833 lautet: La Religion de la Republica de Chile es la Catolica Apostolica Romana; con exclusion del ejercicio publico de cualquiera otra. Vergleichen wir dagegen die Constitution der argentinischen Staaten und das moralische Befinden der dort (mit Ausnahme von Buenos Ayres) lebenden Protestanten, so finden wir in allem das Gegentheil. Die „Konstitution de la Confederacion Orgentina" von 1852 sagt im Artikel 20: Los estranjeros gozan en el territorio de la Confederacion de todos los derechos civiles del ciudadano; puedan ejercer su industria' comercio y profession; poseer dienes raices, comprarlos y enagenarlos; navegar los rios y costas; ejercer libremente su culto; testar y casarse conforme a las leyes etc. Alle die vorgenannten Rechte und Privilegien — mit Ausnahme des ejercer libremente su culto — sind den Fremden in Chile durch neuere Gesezе auch gegeben; während aber die Protestanten in Chile sich wohl befinden, habe ich oft bittere Klagen über den Druk der im Innern der argentinischen Staaten wohnenden Protestanten gehört, und diesen Druk übt besonders die Geistlichkeit. An etwaige Beschwerde ist nicht zu denken. Es ist in jeder Hinsicht, am meisten in politischer, ein Unglük für die argentinischen Staaten, daß jede der 14 Provinzen ihre eigene Regierung wählt (Art. 5, 102, 103 ꝛc. der Konstitution), sich selbst regiert, und sich ihre eigene Konstitution diktirt. Auf diese Weise wird Hader und Streit, wenigstens in den innern Provinzen, nie aufhören, und der jenen südamerikanischen Völkern angeborne intrigante Sinn wird dadurch noch lebhafter genährt. (Aus einem Privatbrief.)

(A. A. Z.)

Verschiedenes.

Schweiz. (Mormonen.) Ueber die Mormonen, die in lezter Zeit vorzüglich in Wiedikon bei Zürich ihren Spektakel getrieben, berichtet die „Freitagszeitung": Der Hauptapostel, der Amerikaner Smith, brachte in manche Familien Streit und Zank, indem er die Jugend einzig unter Gott und die Mormonenapostel stellte und behauptete, sie haben weder Eltern noch sonstigen Verwandten mehr zu gehorchen. Frauen und Mädchen gestand er, daß er und seine Genossen dem schönen Geschlechte sehr geneigt seien, und versicherte, alle Frauenzimmer, die sich mit ihnen verheirathen, würden im tausendjährigen Reich Heilige sein. Die hier geschlossenen Ehen wären ungültig; der Prophet am Salzsee werde Jedem die Frau geben, deren er würdig sei. Diese und andere unmoralische Lehren, verbunden mit einem ärgerlichen Lebenswandel, machten endlich den Anhänger, der den Apostel bei sich aufgenommen, stuzig und er zeigte der Polizei an, was dann die Ausweisung der Priester zur Folge hatte. Als solche hatten noch funktionirt: Georg und Daniel Bonelli aus dem Thurgau und ein gewisser Hug von Weiningen. Sie behaupteten auch, durch Auflegen der Hände und Einsegnen von Olivenöl Kranke heilen zu können, und hatten bereits bei 2000 (?) Anhänger gewonnen, die ihren „Gotteskasten" reichlich mit Geld versahen.

— Auch in der Appenzeller Gemeinde Schönengrund und einigen Toggenburger Gemeinden giebt es in jüngster Zeit Mormonen.

Preußen. Mehrere Bauern aus der Provinz Sachsen, die vor einigen Jahren nach Algerien ausgewandert waren, sind gänzlich enttäuscht zurükgekommen. Auch das Klima hat ihnen nicht zugesagt.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. New-York. (Ein schwarzer Lazarus.) Zu Buffalo wurde unlängst auf dem Heuboden eines Wirthshauses der Leichnam eines farbigen Mannes gefunden. Sofort wurde der Coroner benachrichtigt, welcher sich eiligst zum Franklinhause begab und eine Jury einschwor. Dann begab sich der Coroner mit der lezteren auf den Heuboden und sie fanden allda das Korpus eines Negers liegen und ein starker Leichengeruch schien zu beweisen, daß derselbe schon seit geraumer Zeit in Verwesung übergegangen sein müsse. Nachdem die Geschwornen ihre Size eingenommen, ging der Coroner, um den Leichnam zu beschauen, und legte, wie es bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich ist, die Hand auf denselben und fragte, ob er todt sei? aber „hoh, huh, welch ein gräßlich Wunder!" die Leiche erhob sich mit ihrem obern Theil und sprach: „Not by a d—d sight massa!" — In wenigen Augenblikеn sah man keine Spur mehr von Coroner und Geschwornen. Der vermeintliche Todte hatte sich Tags vorher einen schweren Haarbeutel angeeignet, den er auf dem Heubodeu ausschlafen wollte. Eine offene Wunde an einem seiner Füße verbreitete den vermeintlichen Leichengeruch.

— Der Niagarafall wird bald nicht mehr sein; sie wollen ihm das Lebensblut abzapfen, so daß man auf den Felsen spazieren gehen kann, aber die sich jezt die wilden Wasser in den Abgrund stürzen. Aehnliches Schiksal hat bereits der Mohawk und der Genesseefall gehabt, deren Wasser oberhalb des Falles abgeleitet ist, um Mühlen und Fabriken zu treiben. Diese beiden lezten Fälle zeigen sich in ihrer Wasserpracht nur Sonntags, wie ächte Philister, weil an diesen Tagen die Fabriken geschlossen sind und kein Wasser brauchen. Am 4. Juli wurde ein neuer Kanal eingeweiht, der eine kurze Strekе oberhalb der Stromschnellen in das Land sticht, den Ort Niagara umgehen und eine Meile unterhalb der Fälle am Ufer Fabriken treiben soll. Es werden übrigens ziemlich viele Mühlen und Fabriken gebaut werden können, bis die Fälle versiegen werden.

— Eine etwa 100 Tons schwere Felsenmasse am Niagarafall ist auf die Caoft-Insel herabgestürzt. Drei oder vier Personen, die sich unterhalb desselben befanden, sind beschädigt worden, eine derselben, wie man sagt, lebensgefährlich.

— In zwei Bezirken der Stadt New-York waren Meetings gehalten worden, um über die Einrichtung eines Sicherheits-Ausschusses zu berathen. In einem dritten Bezirke soll man schon seit einiger Zeit mit einer ähnlichen Einrichtung umgehen.

— Ohio. (Deutsche Mormonen.) Die „Toledo Expreß" berichtet: „Unter den Emigranten, welche gestern hier durchkamen, befand sich eine Abtheilung Mormonen, die, 300—400 Köpfe stark, aus Deutschen bestand. Die Frauen waren nicht nur unverblühte Schönheiten, sondern auch recht hübsche, intelligent aussehende Weiber, die jedenfalls durch betrügerische Vorspiegelungen zu diesem Schritte bewogen wurden, den die meisten wohl bald genug bereuen werden."

— Utah. Es heißt jezt, daß das Mormonenhaupt, Brigham Young, dem Einschreiten der Föderal-Behörden keinen Widerstand entgegensezen werde. Er hat dem Präsidenten einen Artikel einer Mormonen-Zeitung eingesandt, welcher sich über die von ihnen

gefolgte Politik verbreitet und dieselbe als durchaus friedlich und den Föderal-Gesezen unterwürfig schildert.

— **Minnesota.** Die Indianer-Unruhen in Minnesota gewinnen immer mehr an Umfang und man fürchtet, daß ein Krieg gegen die Sioux bevorstehe.

— Der Gouverneur von Minnesota hat beim Kriegs-Departement der Vereinigten Staaten um die Erlaubniß nachgesucht, Freiwillige zur Vertheidigung der Grenzansiedelungen gegen die Indianer anwerben zu dürfen. Das Gesuch ist abgeschlagen worden. Dagegen sollen sich die Truppen mehrerer Grenzforts vereinigen, um im Falle ernster Feindseligkeiten der Indianer bei der Hand zu sein. Ein Theil dieser Truppen soll zugleich die Indianerbande einzufangen suchen, welche die Mordthaten am Spirit Lake verübte.

Zentralamerika. Privatberichten aus Jamaika zu Folge war daselbst die auffallende Nachricht eingelaufen, daß in Ruatan, einem der bekannten streitigen Punkte zwischen England und Amerika, Unruhen von amerikanischen Freibeutern angestiftet und die Verbrecher aus den Gefängnissen befreit worden seien. Durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen befand sich zu derselben Zeit der bekannte amerikanische Oberst Kinney in Ruatan. Auf dem festen Lande soll es noch sonderbarer zugegangen sein. Ein großer Haufen amerikanischer Freibeuter hatte sich, wie man schreibt, mit Waffen und Kriegsbedarf reichlich versehen, in einem zu britisch Honduras gehörigen Plaze, Namens Caracal, festgesezt, unter dem Vorwande, daß der Ort zu Honduras gehöre. Der dortige Superintendant Seymour soll gegen diese Eindringlinge um bewaffnete Hülfe angesucht haben, und da wäre denn möglicher Weise eine neue Veranlassung zu einer Differenz in Centralamerika geboten, mit der sich England in diesem Augenblike am allerwenigsten wird befassen können.

Südamerika. Uruguay. Montevideo, 5. Juli. Das gelbe Fieber hat uns nun verlassen und die zahlreichen Einwohner unserer Stadt, die sich vor ihm geflüchtet hatten, sind allmälig wieder in unsere Mauern zurükgekehrt. Von einer Bevölkerung von 20 bis 25,000 Menschen, die Montevideo zählt, die aber durch die Flucht des größten Theils der wohlhabenderen Familien bis auf 15,000 zusammengeschmolzen war, hat die grausenerregende Krankheit etwa 2500 hinweggerafft. Am meisten haben die Bewohner, die aus Südeuropa hier eingewandert sind, insbesondere die Italiener und Franzosen, gelitten; von den Engländern sind verhältnißmäßig wenige und von Deutschen fast gar keine gestorben. (Dasselbe Verhältniß zeigte sich auch bei derselben Epidemie in den lezten Jahren in Brasilien und früher schon in Neu-Orleans). (C. v. A.)

In **Buenos-Ayres** sind 200,000 Dollars zur Unterstüzung der Kolonisation mittellos ankommender Kolonisten ausgeworfen worden.

Brasilien. Der schweizerische Generalkonsul in Rio de Janeiro, Hr. David, theilt dem Bundesrathe mit, daß von einem dortigen Agenten schweizerische Angehörige unter folgenden Bedingungen nach Brasilien angeworben werden. Es werde diesen ein Jahresgehalt von 300 Fr., nebst freier Wohnung und Beköstigung versprochen. Wer mit den brasilianischen Verhältnissen nur irgendwie bekannt ist, wird sogleich einsehen, daß die auf solche Bedingungen hin Engagirten auf eine unverantwortliche Weise angeführt sind. „Für jeden Schwarzen, den man zu kleineren Dienstleistungen im Hauswesen in Brasilien miethet, muß man zirka 100 Fr. per Monat bezahlen und ihm dazu noch Kost, Wohnung und Kleidung geben. Den freien Arbeitern dagegen, die von Tagesanbruch bis zu einbrechender Nacht bei strengster Ueberwachung arbeiten müssen, bietet man 300 Fr. per Jahr, eine Bezahlung, die nicht einmal für Anschaffung der nöthigen Kleidung ausreicht." Auf das Angeführte gestüzt, räth der Generalkonsul, die Auswanderung nach Brasilien so viel als möglich zu hemmen. (Sehr schwach von einem Herrn Generalkonsul! Weil ein schlechter Kerl in Rio die Leute prellt, so soll die Auswanderung nach Brasilien überhaupt, sei es auf welche Kolonie man wolle, gehemmt werden. Und wie soll denn das „Hemmen" vor sich gehen? Wer darf einem freien Bürger verbieten auszuwandern oder gebieten wohin? und wohin nicht?)

Australien. Wie nach Kalifornien, so strömen chinesische Einwanderer gegenwärtig über sämmtliche australische Ansiedlungen. In Viktoria allein zählt man deren 40,000. Die Regierung hätte sie gerne ferne gehalten, da sie es nicht wohl kann, legt sie eine starke Steuer auf das Opium, das die Chinamen bekanntlich rauchen. Man lobt indessen ihre musterhafte Aufführung. Sie seien arbeitsam, mäßig und geschikt zu allen Verrichtungen. Sie verlassen die Kolonie wieder, sobald sie ein Vermögen erworben haben. Traurig, daß der grundlose, unverständige Haß der englischen Ansiedler sie verfolgt. Nur ein Blatt widersezt sich den Maaßregeln, die gegen die chinesische Einwanderung dort in Vorschlag gebracht worden. Der Argus sieht in den Folgen derselben ein Mittel, die Exklusivität und Unzugänglichkeit Chinas wirksam zu zerstören und an die Stelle veralteter Sitten moderne und erleuchtete Gewohnheiten und Lebensregeln dahin zu bringen.

Feuilleton.

Der entdekte Mord.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

Drittes Kapitel.

Jakob nahm die geliehene Axt und eilte damit zu den Seinigen zurük; wenn aber auch etwas erstaunt darüber, daß der Major von der Straße abgewichen sein sollte, legte er doch diesem Umstande weiter keine Wichtigkeit bei. Als er wieder im Lager angekommen, wurde er durch das Holzfällen für den Nacht-Bedarf so beschäftigt, daß er nicht weiter zum Nachdenken über das Auffallende jener Mittheilung kam; wie er sich aber zum Abendessen am Feuer niedersezte, füllte sich seine Phantasie mit ängstlichen Bildern, es überfiel ihn wie Ahnung eines herannahenden Unglüks; er fühlte sich so beklommen, so schwach wie noch nie zuvor. Es war jene Niedergeschlagenheit, jene Furcht der Seele über ihn gekommen, die im Vorgefühl einer Gefahr uns Gewitter erwarten läßt, wenn der Himmel klar und wolkenlos und die Luft mit Düften erfüllt ist.

Grayling's trübe Stimmung fand bei seinen Gefährten indeß keinen Anklang. Joe Sparkmann war in der besten Laune und seine Mutter so fröhlich, daß, als Jakob, in Gedanken versenkt seine Runde durch den Wald antrat, er sie noch in der Ferne von Zeit zu Zeit ein heiteres Liedchen anstimmen hörte, das die düstere Kriegeszeit nicht aus ihrem Gedächtniß hatte verdrängen können.

„Es ist sonderbar," begann der Jüngling im Selbstgespräch, als er am Rande jenes dichtbewachsenen Sumpfgrundes, welchen wir oben beschrieben, hinging, „es ist unbegreiflich, was mich so beunruhigt. Ich fühle mich beängstigt und weiß doch, daß ich nicht leicht zu schreken bin, sehe auch nichts im Walde, was mich erschreken könnte. Wunderbar ist's aber doch, daß der Major nicht diese Straße kam. Es mag sein, daß er einen höher gelegenen Weg genommen, der an einer andern Niederlassung vorüber führt. Hätte ich doch in jenem Hause gefragt, ob sich ein solcher Weg hier befindet; es muß so sein, denn wo wäre der Major sonst geblieben?"

Der einfache Ideengang Jakob's bewegte sich in seinen ferneren Betrachtungen fast nur um diese abgebrochenen Fragen, während er den Rand des Sumpfes bis zu seinem Ende, wo er an die Landstraße gränzte, verfolgte. Der Jüngling betrat diese, und unwillkürlich von derselben wieder ablenkend, befand er sich an der entgegengesezten Seite des Sumpfdickichts. Er ging weiter und immer weiter und zwar ohne, wie er es später beschrieb, selbst recht zu wissen warum; anstatt zwei Stunden seine Wache zu halten, war er länger als vier Stunden gegangen. Zulezt überfiel ihn plözlich ein Gefühl der Müdigkeit, so daß er sich am Fuße eines Baumes niedersezte, um etwas auszuruhen. Er läugnete, während dieser Zeit geschlafen zu haben, ja er behauptete, daß in dieser ganzen Nacht kein Schlaf in seine Augen gekommen und er sich wohl erschöpft gefühlt, aber nicht schläfrig gewesen sei.

Während er so unter dem Baume da saß, körperlich ermattet und kraftlos, aber geistig aufgeregt und wirklich in Erwartung von etwas, er wußte selbst nicht was, hörte er die wohlbekannte Stimme seines Freundes, des Majors Spencer, seinen Namen rufen.

Die Stimme rief dreimal: „Jakob Grayling! — Jakob! —Jakob Grayling!" ehe er Kraft genug gewann, ihr zu antworten.

Ihm fehlte nicht der Muth, dessen war er gewiß, weil er, wie er sagte, überzeugt war, daß irgend ein Unrecht geschehen und er deßhalb in diesem Augenblike mehr wie je im Leben zum Kampfe bereit gewesen. Seine körperlichen Kräfte versagten ihm aber den Dienst, sein Gaumen war ausgetroknet und seine Lippen klebten zusammen, so daß der Ton seiner Stimme, als er endlich antworten konnte, nur zu einem leisen Lispeln wurde.

„O, Major, seid Ihr es?"

Das waren, wie er glaubte, seine Worte, auch wurden sie augenbliklich beantwortet, obgleich die Laute aus einiger Entfernung vom Sumpfe herkamen und er seine eigene Stimme nicht einmal gehört hatte; er wußte nur, was er sagen wollte, und die Antwort war demgemäß.

„Ich bin es, Jakob — Dein Freund, Lionel Spencer ist es, welcher mit Dir spricht. Erschreke nicht, wenn Du mich siehst, ich bin gräßlich verwundet."

Jakob behauptet, er habe sich bemüht ihn zu versichern, daß er nicht erschreken werde, doch seien seine Worte nur zu einem leisen Flüstern geworden, was er selbst kaum vernommen. Einen Augenblik, nachdem er gesprochen, hörte er etwas, als ob plözlich ein leiser Wind durch die Büsche des Sumpfes zu seinen Füßen rausche; seine Augen schlossen sich unwillkürlich, ja gegen seinen Willen. Als er sie wieder öffnete, stand Major Spencer etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt, am Rande des Moores; denn obgleich er sich im Schatten eines Dikichts befand und nur die Sterne am dunkeln Himmel funkelten, konnte Jakob doch ganz genau die Gesichtszüge seines Freundes erkennen.

Er sah sehr bleich aus und seine Kleider waren mit Blut bedekt. Jakob bemühte sich aufzustehen, um sich ihm zu nähern. „Denn," sagte er, „ich empfand durchaus keine Furcht, ich fühlte nur Muth in meinem Herzen, konnte aber kein Glied rühren. Meine Füße waren wie an den Boden genagelt, ich vermochte nur mich, schwer athmend, vorzubeugen und hätte vergehen mögen vor Qual, mich nicht erheben zu können. Eine Gewalt aber, der ich nicht widerstehen konnte, machte mich regungs-, ja, fast sprachlos. Ich war nur im Stande zu sagen, „ermordet! ermordet!" und dies eine Wort habe ich glaube, viele Male wiederholt.

„Ja, ermordet, gemordet von jenem Schottländer, der bei uns an Eurem Feuer in der vorlezten Nacht geschlafen. Jakob, ich überlasse es Dir, den Mörder der Gerechtigkeit zu übergeben. Jakob! hörst Du mich. Jakob?"

„Dies waren," sagte Jakob, „ungefähr die Worte, welche er sprach. Ich bemühte mich, den Major zu fragen, wie es sich zugetragen und auf welche Weise ich sein Begehren erfüllen könnte; aber ich hörte den Ton meiner eigenen Stimme nicht, obgleich es schien, daß er mich verstand, denn fast augenbliklich, nachdem ich mich bemüht, auszusprechen, was ich zu sagen wünschte, beantwortete er meine Fragen."

„Er sagte mir, daß der Schotte ihm aufgelauert, ihn getödtet und in diesen Sumpf verborgen habe; daß der Mörder nach Charlestown gegangen und daß ich, wenn ich eile, zur Stadt zu kommen, ihn in dem Paketschiffe finden würde, das, im Hafen liegend, im Begriff sei, nach England zu segeln. Er fügte hinzu, daß Alles von meiner Schnelligkeit abhänge, daß ich morgen Abend die Stadt erreichen müsse, um zu rechter Zeit anzukommen, dann sogleich an Bord des Schiffes gehen und den Verbrecher der That beschuldigen solle."

„Sei ohne Furcht," sagte er, nachdem er geendigt, „sei unverzagt Jakob, Gott wird Dir Kraft geben, daß Du Alles vollbringen mögest."

Nachdem ich dies vernommen, brach ich in einen Strom von Thränen aus; der erleichterte mir aber auch das Herz, mir wurde wohl und ich fühlte die Kraft in mir, mich jezt mit einer Armee herumzuschlagen. Ich sprang empor und war im Begriff, an die Stelle zu eilen, wo sich der Major befand, doch bei dem ersten Schritt, den ich vorwärts that, war er verschwunden. Ich stand still, blikte um mich her, sah aber nichts, der Moor war so schwarz wie die Mitternacht, dennoch drängte ich mich vor und wollte dieselbe Stelle betreten, von der ich seine lieben Laute vernommen, das dichte Buschwerk verhinderte mich aber daran. Jezt war ich kühn und stark, ich rief laut, so laut, daß man es eine Meile weit hätte hören können. Doch was ich rief und was ich eigentlich wollte, wußte ich selbst nicht oder habe es vergessen. Ich hörte indessen nichts weiter."

„Darauf erinnerte ich mich des Lagers und fing an zu fürchten, daß der Mutter oder dem Dukel etwas zugestoßen sein möchte. Es fiel mir jezt ein, woran ich früher nicht gedacht, daß ich zuweit um den Sumpf gegangen, war um ihnen Hülfe leisten, oder auch nur schnell bei ihnen sein zu können, wenn sie vielleicht plözlich überfallen würden. Ich konnte mir nicht denken, wie lange ich gegangen, doch schien es sehr spät zu sein; die Sterne flimmerten hell, und leichte weiße Morgenwolken begannen aufzusteigen und gen Westen zu ziehen. — Ich war ungewiß, wo ich mich befand, fand aber bei einigem Nachsinnen den richtigen Rükweg und bemerkte bald den

Schein unsers Feuers, wie viel länger als meine zwei Stunden ich fern gewesen sein mußte."

„Als ich zum Lager kam, blikte ich gleich unter den Wagen und fand den Onkel in sanftem Schlaf; wenn aber auch mein Herz voll war von Allem was ich gesehen und gehört, so wollte ich ihn doch nicht weken. Ich schürte das Feuer, sann hin und her, wachte und wartete, bis der Tag zu grauen begann und meine Mutter endlich aus dem Wagen rief und fragte, wer da sei."

„Hierüber erwachte der Onkel und jezt erzählte ich ihnen Alles, was ich erlebt, denn es war mir nicht möglich länger zurükzuhalten. Die Mutter fand es wunderbar, Onkel Sparkmann aber behauptete, ich habe geträumt, und als ich ihm sagte, daß ich die Absicht habe, mit Anbruch des Tages so schnell als möglich nach Charlestown zu reiten, wie mir der Major befohlen, lachte er mich aus und nannte mich einen Narren."

„Ich fühlte aber, daß ich kein Narr sei, denn ich war fest von der Wahrheit des Gesehenen überzeugt, und obgleich Beide Alles anwendeten, mir mein Vorhaben auszureden, so ließ ich mich doch nicht wankend machen. Welch ein Freund wäre ich auch dem Major gewesen, wenn ich nach Allem was er mir mitgetheilt, der langsamen Bewegung des Wagens hätte folgen und den Mörder auf solche Art aufsuchen wollen. Mit der jungen Morgenröthe saß ich im Sattel. Die Mutter war traurig und bat mich zu bleiben, der Onkel aber schien sehr übel gelaunt, nannte mich ein Mal über das andre einen Thoren und trieb die Sache so arg, daß ich endlich böse wurde und fast vergessen hätte, wie nahe Verwandte wir waren. Alles dies hielt mich indessen nicht auf und ich glaube, ich war schon fünf Meilen geritten, ehe er nur sein Gespann zur Abfahrt bereit hatte. Ich trabte so rasch ich konnte, ohne dabei meinem Pferde zu schaden, denn ich hatte einen langen Weg auf einer schlechten Straße vor mir. Zwei Stunden jedoch vor Sonnenuntergang erreichte ich die Stadt und meine erste Frage war natürlich nach dem Hafen. Als ich dort anlangte, zeigte man mir das Paketschiff, das segelfertig im Strome lag und nur noch auf günstigen Wind zur Abfahrt wartete."

Inserate und Anzeigen.

Zweite Warnung der amerikanischen Gesandtschaft an Auswanderer.

Diejenige Klasse von Leuten, welche durch das „Buchen" in Europa und falsche Berichte jährlich 12 Millionen Franken von den Auswanderern gewinnen, hat, der Warnung nicht in Europa zu akkordiren widersprechend, gegen den Castle-Garden-Landungsplaz in New-York gewisse Klagen vorgebracht. Da diese Klagen auf listige Weise in einer Form dargestellt sind, welche berechnet ist, den Unaufmerksamen zu täuschen, so haben sich etliche achtbare Auswanderungs-Büreaux in der Schweiz so weit verleiten lassen, um den Verkauf von Inland-Fahr-Billeten **(Inland-Passage-Tiekets)** fortzusezen, und eine oder zwei nicht berichtete Zeitungen haben die Verleumdungen gegen Castle-Garden verbreitet.

Die amerikanische Gesandtschaft in der Schweiz benachrichtigt deßhalb die Auswanderer und Andere überhaupt, daß die erwähnten Klagen von dem Großgeschwornen-Gerichte **(Grand-Jury)** in New-York zum Gegenstande einer gesezlichen Untersuchung gemacht worden sind, dessen Entscheidung, datirt den 9. September 1856, unter andern die zwei folgenden Paragraphen enthält:

„Bei Untersuchung der Ursachen gewisser veröffentlichter Angriffe gegen den Auswanderer-Landungsplaz **(Castle-Garden)** hat sich das Großgeschwornen-Gericht **(Grand-Inquest)** überzeugt, daß dieselben, in erster Instanz, von denselben betheiligten Parteien ausgehen, gegen deren Plünderungen Castle-Garden dem Emigranten Schuz gewährt, und die hauptsächlich aus Mäklern **(Runners)** im Dienste von Einbuchungs-Agenten, Kosthaltern und Andern bestehen, welche durch die Etablirung eines Zentral-Depots, wo die Eisenbahn-Gesellschaften ihr eigenes Geschäft durch ihre eigenen Angestellten und ohne die ausgedehnte Einmischung von Reise-Mäklern **(passage-brokers)** ꝛc. besorgen, ihre Kundschaft verloren haben."

„Da sich das Groß-Geschwornen-Gericht überzeugt hat, daß Lezteres **(Castle-Garden)** in allen seinen Wirkungen nicht nur für die Einwanderer allein, sondern für das Gemeinwesen überhaupt, eine Wohlthat ist, so würde es die Erfüllung einer heiligen Pflicht zu vernachlässigen glauben, wenn es verfehlen würde, diese wichtige philantropische Anstalt der sorgfältigen Pflege der Stadt-Behörden anzuempfehlen, und es hat die gegen gewisse Angestellte Castle-Gardens vorgebrachten Klagen abgewiesen, überzeugt, daß selbe nicht gesezlich begründet sind, und ihren Ursprung in einem Plane haben, das gute Werk, für welches die Anstalt durch einen Beschluß der Gesezgebung im April 1855 in's Leben gerufen wurde, zu zerstören, statt zu fördern."

Die ausländischen Konsuln in New-York haben, unterm 2. Februar 1857, ebenfalls eine offizielle Warnung an ihre Landsleute veröffentlicht, welche unter anderm folgendes enthält:

„Personen, welche ihre Reise nach Orten im Innern der Vereinigten Staaten oder Kanada fortzusezen wünschen, bietet das Landungs-Depot (Castle-Garden) volle Gelegenheit zur Anschaffung von Fahrkarten zur Personen- und Gepäkbeförderung, so wie zur Einkassirung von Wechseln auf New-Yorker Handlungshäuser. Die Einwanderer sind daher im Stande, unter dem Schuze von Castle-Garden, alle Anstalten zur Weiterreise aus dem Hafen von New-York nach ihrem Bestimmungsorte zu treffen, ohne genöthigt zu sein, sich in der großen Stadt den Gefahren auszusezen, die den arglosen und unwissenden Einwanderer von Seiten der Mäkler (Runners) ꝛc. immer bedrohen.

„Da nun auf solche Weise Schwindler von ihren auserkornen Opfern wirklich abgeschnitten wurden, so haben verschiedenene Emigranten-Mäkler Einrichtungen getroffen, um den Schuz, welchen Castle-Garden den Neuangekommenen darbietet, zu umgehen und zu vereiteln. Die gefährlichste Maßregel, welche man zu diesem Zweke ergriffen, besteht in dem System des „Buchens" von Passagieren für Reisen im Innern von Amerika, durch Ausfertigung von Kontrakten zu solchen Inlandreisen in europäischen Seehäfen und selbst in europäischen Städten und Dörfern, und durch Consignirung solcher Kontrakte an Personen in der Stadt New-York.

„Dieselben (die Kontrakte für Inlandreisen) haben nicht eine einzige empfehlenswerthe Seite und wirken in jeder Beziehung gegen das Interesse des Inhabers, welcher, wenn er nicht einen Theil oder sein ganzes Geld darauf verwendet hätte, im Staude gewesen wäre, den Schuz des Landungs-Depots zu benuzen und ohne Gefahr von Verlust und Aufenthalt seine Reise fortzusezen.

„In Anbetracht dieser und anderer verderblichen Seiten des Kontrahirens („Buchens") in Europa, haben die Einwanderungs-Kommissäre beschlossen, wiederholte Vorstellungen an jene Regierungen gelangen zu lassen, aus deren Gebieten Einwanderer in dieses Land zu kommen pflegen, und die Aufmerksamkeit derselben auf den Schuz zu lenken, welcher für den Einwanderer aus dem offiziellen Verbote dieses „Buchens", wo dasselbe bisher erlaubt oder geduldet wurde, erwachsen müßte.

„Die unterzeichneten Konsuln, welche von den Emigrations-Kommissären aufgefordert wurden, sie in ihren menschenfreundlichen Bemühungen zu unterstüzen, bezeugen hiedurch gerne die mit dem „Buchen in Europa" verbundenen Gefahren, so wie den vollkommenen Schuz, mit welchem Castle-Garden die Einwanderer umgibt, die nicht durch frühere Kontrakte genöthigt sind, das Landungs-Depot zu verlassen, um in der Stadt die Ausführung solcher Kontrakte zu erzielen.

„Hafen von New-York, Vereinigte Staaten,
„den 2. Februar 1857.

„(Gez.) **J. W. Schmidt,**
„Preuß., Bad. u. Oldenb. General-Konsul.

„(Gez.) **Henri W. T. Mali,**
„Belgischer General-Konsul.

„(Gez.) **Joseph Fowler,**
„Großbrit. Konsul (pro temp.) für den Staat
„und die Stadt New-York.

„(Gez.) **Leopold Bierwirth,**
„Württembergischer Konsul.

„(Gez.) **Rudolph C. Burlage,**
„Niederländischer General-Konsul.

„(Gez.) **A. D. Moutholon,**
„Französischer General-Konsul."

Der folgende Abschnitt ist dem jährlichen Berichte der Auswanderungs-Kommissäre des Staates New-York für das Jahr 1856 entnommen:

„Der Plan, nach dem Innern bestimmte Familien gegen Versaz von Gepäk oder anderem tragbarem Eigenthum mit kleinen Vorschüssen ohne Zinsen oder irgend weitere Forderungen für Aufbewahrung oder sonst was zu unterstüzen, damit sie ihre Reise ohne Aufopferung ihrer kleinen Habe fortsezen können, erweist sich als ein großes, gutes, beinahe ohne Unkosten ausgeführtes Werk. Innerhalb wenig mehr als vier Monaten seit dem 22. August 1856, als das System regelmäßig organisirt war (dasselbe war etliche Zeit vorher schon in theilweisem Gange), wurden auf solche Weise ungefähr zwölfhundert Auswanderer, in 210 Familien, zu ihrer sehr großen Erleichterung und Beschüzung vor beinahe gewissen Betrügerei, durch einen Vorschuß von nur **2098** Dollars unterstüzt, wovon alles bis auf nur **647** Dollars vor dem 1. Januar 1857 zurükbezahlt wurde und die Pfänder zurükgeliefert worden sind. Der Rest wird ohne Zweifel in kurzer Zeit zurükbezahlt werden."

Wenn nun irgend eine Zeitung oder ein Auswanderungs-Büreau in der Schweiz glaubt, dem Auswanderer aufrichtig rathen zu können, in Europa zu kontrahiren und nicht in Castle-Garden zu landen, so erbietet sich die amerikanische Gesandtschaft, sie in Besitz von Beweisen für das Gegentheil zu sezen, welche genügen werden, jede vernünftige Person zu überzeugen.

Die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten von Nordamerika in der Schweiz wiederholt daher ernstlich die Empfehlung an Auswanderer, in keinem Falle in Europa oder an Bord des Schiffes zu kontrahiren, und an keinem andern Plaze als in Castle-Garden zu landen.

Bern, 17. Juli 1857.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Carlo Pisacane (Oberst). Der Krieg in Italien 1848—1849. Aus dem Italienischen von A. Cloßmann. 20 Bogen in 8. mit 2 Karten. Chur, Verlag von L. Hitz. geh. 3 Fr.

Der Verfasser dieses namentlich für Militärs höchst interessanten Werkes ist derselbe Mann, der bei den jüngsten politischen Ereignissen in Italien sein noch junges, dem unglüklichen Vaterlande gewidmete Leben verlor; sein Name ist durch die einheimische und ausländische Publizistik — s. u. A. Bund Nro. 198 und folgende — hinlänglich bekannt geworden.

Für den französischen Sprachunterricht!

So eben ist bei Leonh. Hitz in Chur erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

KRATZER, H. L., Exercices gradués pour servir à l'enseignement de la langue française dans les classes inférieures. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée d'un recueil de poésies et d'un vocabulaire. Auch unter dem Titel: Französisches Uebungsbuch zum Gebrauche der untern und mittleren Klassen in Gymnasien und Realschulen. Mit Genehmigung der bündnerischen Erziehungsbehörde herausgegebru. Zweite, verbesserte, mit einer Sammlung von Gedichten und einem Wörterverzeichnisse vermehrte Auflage. 19½ Bogen gr. 8. geh. 2 Fr. 15 Rp.

Diese zweite Auflage zeichnet sich vor der ersten durch eine größere Präzision sowohl in Bezug auf die Auswahl der betreffenden Beispiele als die stufenweise Anordnung des gebotenen Sprachstoffes; ferner, durch eine größere Reichhaltigkeit im Gebiete der Beschreibungen und Erzählungen im zweiten Theile; durch Beifügung eines möglichst gewählten und mannigfaltigen poetischen Anhangs, sowie eines vielseitig gewünschten Vokabulars vortheilhaft aus. Die Verlagshandlung hofft, daß die anerkannte Brauchbarkeit dieses Lehrmittels, welches der Jugend der beiden Konfessionen ohne Bedenken in die Hände gelegt werden darf, sich durch eine immer größere Verbreitung stets erfreulicher bewähren werde.

Neue Geographie der Schweiz für Schulen!

Im Verlag von Leonh. Hitz in Chur ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Cassian, Dr. H., Geographie der schweizerischen Eidgenossenschaft für Schule und Haus. 11½ Bogen 8. Mit einer lithogr. Tafel. geh. 1 Fr. 50 Rp.

Diese neue Arbeit des auf dem geographischen Gebiete rühmlichst bekannten Herrn Verfassers verdient die ganze Aufmerksamkeit des lernenden und lesenden Publikums. Während die erste Abtheilung den geographischen Stoff in äußerst praktischer Weise vertheilt und behandelt, bietet die zweite dem Freunde schweizerischer Zustände folgendes wichtige Material: die historisch-geographische Entwiklung, die neue Bundesverfassung, das Militär-, Finanz-, Zoll- und Postwesen nebst den Entschädigungen an die Kantone, die Telegraphen und Eisenbahnen der Schweiz. Niemand wird diese Mittheilungen unbefriedigt aus der Hand legen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig all Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 36. | Samstag den 5. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Brasilien.

(Aus den Hamburger Nachrichten.)

Zu sehr lebhaften Debatten haben im Senat und in der Presse Brasiliens die Reden Anlaß gegeben, welche im englischen Parlament bei Anlaß der Roebuckschen Motion auf Untersuchung des Gesezes von 1845, die Sklavenfrage betreffend, gehalten worden. Wiederholt hat Brasilien durch den Mund seiner Vertreter energischen Protest gegen das britische Gewaltgesez eingelegt, und gewiß ist, daß jenes Gesez, welches England das Recht gibt, brasilianische Häfen und Ufer nach Sklavenschiffen zu durchsuchen und die Schuldigen vor englische Gerichtshöfe zu stellen, ganz abgesehen davon, daß es als ein Attentat auf die Souveränetät Brasiliens unter allen Umständen als ein völkerrechtswidriges verurtheilt werden muß, auch nicht die mindeste Rechtfertigung in den thatsächlichen Verhältnissen findet. Uebrigens ist es, wie wir in diesen Blättern bereits es ausführlicher nachgewiesen haben, notorisch, daß dasselbe zu keiner Zeit den geringsten Einfluß auf die Abnahme des Sklavenhandels ausgeübt hat, daß sich derselbe vielmehr, troz der englischen Kreuzer, alljährlich bedeutend vermehrte. Erst als sich in Brasilien selbst die öffentliche Meinung gegen denselben wandte, war es damit zu Ende, und erst dann ward vollbracht, was die britische Seemacht niemals zu leisten im Stande gewesen; 1850 war das Aufhören der Negerimportation ein Faktum. Dieser große Umschwung war um so bewundernswürdiger, je rascher er vor sich ging und je mehr Interessen noch gegen denselben vorhanden waren. Vor nun 7 Jahren führte Brasilien 60,000 Neger alljährlich ein, heute aber wird Jeder, der sich bei der Importation betheiligen würde, von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, von den Gesezen als Verbrecher behandelt. Den englischen Kriegsschiffen entgingen damals Tausende, der brasilianischen Volksstimme entzieht sich jezt kaum Einer!

Welches Recht hat also England, ein Gesez aufrecht zu erhalten, welches niemals seinen Zwek erreichte, und das zugleich so arg die Unabhängigkeit einer Nation gefährdet? Lord Palmerston erkennt selbst an, Brasilien habe den rechten Weg eingeschlagen, um mit dem Sklavenhandel abzuschließen; er kann nicht umhin einzugestehen, daß man hier eingesehen, derselbe sei gegen das Interesse des Landes. Welche bessere Garantien kann er also gegen die Wiedereinführung jenes Handels verlangen, und weßhalb noch ein Gesez vertheidigen, welches stets unnüz gewesen und es stets sein wird.

Die Deputirtenkammer hat sich bisher fast ausschließlich mit rein inneren Angelegenheiten beschäftigt. Eine wichtigste derselben war die Angelegenheit der Eisenbahn Dom Pedro II. Die erste Sektion dieser Bahn ist gegenwärtig vollendet; die für den Bau der zweiten Sektion vorbehaltene Aktien-Emission stößt dagegen bei der augenblitlichen Lage des heimischen Geldmarktes, welcher durch eine Menge der verschiedensten industriellen Unternehmungen auf das Neuherste in Anspruch genommen wird, auf Schwierigkeiten. So stand es denn zur Frage, ob der Weiterbau der Eisenbahn einstweilen zu vertagen sei, oder ob nicht Mittel gefunden werden dürften, durch das Kapital des Auslands den Mangel des heimischen zu ersezen. Da von der zweiten Sektion, welche in den Mittelpunkt der Kaffee produzirenden Distrikte führt, die Rentabilität auch der ersten Sektion ganz vorzugsweise mit abhängt, konnte man an die einstweilige Sistirung des Weiterbaues begreiflicher Weise nur für den äußersten Nothfall denken, und beschloß demgemäß die Eisenbahngesellschaft, den Versuch zu machen, das fremde Kapital für ihr Unternehmen herbei zu ziehen. Zu diesem Behuf suchte sie bei Regierung und Gesezgebung um die Erlaubniß nach, statt der für den Bau der zweiten Sektion zu emittirenden Aktien, Obligationen ausgeben und diese auf den Markt des Auslandes bringen zu dürfen. In Würdigung des dringenden Bedürfnisses der Vollendung der Bahn, so wie in Berüksichtigung der momentanen Schwierigkeiten der Geldverhältnisse des Inlands, hatte die Regierung sich dem Gesuche der Gesellschaft zustimmig erklärt, und das Gleiche geschah Seitens der Deputirtenkammer nach einer erschöpfenden Diskussion, in welcher eine Minorität den Antrag befürwortet hatte, anstatt durch ein von der Eisenbahngesellschaft zu kontrahirendes Anleihen durch ein Staatsanleihen die nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Allerdings mag wohl nicht geleugnet werden, daß bei einer solchen direkten Intervention des Staates der Erfolg der Anleihe unter allen Umständen kein zweifelhafter gewesen wäre. Es darf jedoch wohl angenommen werden, daß auch das Anleihen in seiner jezigen Gestalt des Gelingens nicht entbehren werde, da den Obligationen desselben durch den Staat in Verbindung mit der Provinz Rio de Janeiro ein Zins von 7 Prozent garantirt wird. Das in Obligationen ausgegebene Kapital beträgt 12 Mill. Milreis, während das für die ganze Eisenbahn zu verwendende Gesammtkapital einen Betrag von 38 Millionen hat.

Wie der dem Reichstage erstattete Bericht des Finanzministeriums für die Finanzperiode $18^{55}/_{56}$ ergibt, sind die Staatseinnahmen troz der Cholera und den durch sie namentlich in einigen nördlichen Provinzen verursachten zeitweiligen Störungen der Produktion in stetigem Fortschritte geblieben und haben am Schlusse der bezeichneten Periode einen Ueberschuß von 609 Contos ergeben. Die gesammte Einfuhr des Reiches hatte in der gleichen Zeit einen Werth von 91,233,818 Milreis, die Ausfuhr einen Werth von 94,414,315 Milreis gehabt. Der in diesen Zahlen sich bekundende Fortschritt gegen die Vorjahre ist ein höchst bedeutender. Es hatte nämlich die Einfuhr im Jahre $18^{52}/_{53}$ nur 87,336,307 Milreis, im Jahr $18^{53}/_{54}$ 84,803,813 Milreis und im Jahr $18^{54}/_{55}$ 84,780,240 Milreis betragen; ebenso war der Werth der Ausfuhr in den Vorjahren ein geringerer gewesen und $18^{52}/_{53}$ 73,644,724 Milreis, in $18^{53}/_{54}$ 76,842,490 Milreis und in $18^{54}/_{55}$ 90,570,635 Milreis. Freilich ist nicht zu verkennen, daß ein Theil der Steigerung der Werthbeträge von Ein- und Ausfuhr im Jahr $18^{55}/_{56}$ seinen Grund in der Erhöhung fast aller Waarenpreise hat.

Die Seidenkultur scheint sich mehr und mehr im Lande ausbreiten zu wollen. Am Mucuryfluß sind große Anpflanzungen von Maulbeerbäumen gemacht worden und denkt man daran, diese neue Produktion gänzlich einheimisch zu machen. Auch in der Nähe Rio de Janeiro's sind Anpflanzungen geschehen und will man auch hier größere Etablissements gründen. Für europäische Kapitalisten bietet die Seidenzucht in Brasilien ein reiches Feld.

Das vorige Ministerium hat noch kurz vor seinem Rüktritte einen Kontrakt abgeschlossen, nach welchem eine Aktiengesellschaft Rio de Janeiro mit unterirdischen Sielen zu versehen hat; der Kontrakt enthält jedoch die Bedingung, daß die Kompagnie außer Landes zu formiren sei.

Einen wiederholten Beleg für die Gunst, welche die Verhältnisse des Reiches der europäischen Einwanderung entgegenbringen, liefert die in der Provinz Espiritu Santo von dem ehemaligen Präsidenten derselben, nachherigem Minister des Innern, Luis Pereira do Couto Ferraz, gegründete Kolonie St. Isabel. Den Einwanderern wurden die Ländereien geschenkt, und die zu ihrer Niederlassung nöthigen Mittel von der Regierung vorgestrekt. Obgleich in einer Gegend angesiedelt, die sich in den ersten Jahren des Bestehens der Kolonie als wenig gesund erwies, waren die Kolonisten schon innerhalb dreier Jahre im Stande ihre sämmtlichen Vorschüsse abzuzahlen und versorgen gegenwärtig nach einer Existenz von etwa neun Jahren die Hauptstadt der Provinz mit Lebensmitteln, während sie zugleich bereits jährlich 10,000 Arroben (420,000 Pfund) Kaffee ausführen.

Im Anfang des Monats Juli langte der erste Schraubendampfer der neuen belgisch-brasilianischen Linie im Hafen von Rio de Janeiro an. Brasilien ist auf diese Weise gegenwärtig durch vier regelmäßige Dampfschifffahrtslinien mit den Häfen Europa's verbunden, und zwar mit Southampton, Hamburg, Genua und Antwerpen.

*** Die brasilianische Provinz Pernambuco.

Unter dem 1. März dieses Jahres legte der Präsident von Pernambuco der gesezgebenden Kammer einen Bericht über den Zustand dieser Provinz zur Einsicht vor, aus welchem wir uns einige Auszüge erlauben. Bekanntlich ist Pernambuco die dritte Handelsstadt Brasiliens, und hat in dieser Hinsicht große Fortschritte gemacht, da das dortige Zollamt jezt in einem einzigen Monat ebenso viel einbringt, als vor 28 Jahren in 12 Monaten. Im Finanzjahre 1853—54 hob sich die jährliche Einfuhr auf 13,852, 1854—55 auf 14,397, 1855—56 auf 17,639, und im Laufe dieses Jahres wird sie wahrscheinlich auf nahe an 20,000 Contos sich erheben. Die Ausfuhr dagegen belief sich auf 10,493 Contos im ersten, 11,693 im zweiten und 14,436 im dritten Jahre. Daraus ergibt sich nachstehende Handelsbewegung im Ganzen, nämlich:

Von 1853—54 24,345 Contos.
„ 1854—55 26,360 „
„ 1855—56 32,097 „

Vergleicht man diese Ergebnisse mit der ganzen Handelsbewegung Brasiliens im Finanzjahre von 1854—55, in welchem Zeitraume der Werth von 175,350 Contos umgesezt wurde, so erhellt, daß die Provinz Pernambuco etwa den siebenten Theil dieses Verkehrs umfaßt.

Hinsichtlich der erzielten Produkte, ist der Zuker als der wichtigste Artikel zu betrachten. Im Jahre 1853—54 belief sich die Ausfuhr desselben, mit Inbegriff des Rums, auf 8274 Contos. Für die Jahre 1854 bis 1855 werden 9341, und 1855—56 11,900 Contos angegeben. Der Menge nach wurden ausgeführt:

Von 1853—54 3,688,264 Arroben Zuker
„ 1854—55 4,001,523 „ „
„ 1855—56 4,181,198 „ „

also im Durchschnitte etwa 1,265,000 Contos jährlich. Diese Quantität wird in ungefähr 1106 Pflanzungen erzeugt, wovon nur 18 mit Dampfmaschinen versehen sind, während 346 mit Wasser und 742 mit Thierkräften in Betrieb gesezt werden. Der ganze Ertrag dieser Pflanzungen wird auf 18,478 Contos geschäzt, woraus hervorgeht, daß ein ganz außerordentlicher Verbrauch in der Provinz selbst stattfindet, da die Ausfuhr oben nur auf 11,900 Contos angegeben wird, wobei jedoch zu bemerken ist, daß auch ein nicht unbeträchtliches Quantum zu Lande in das Innere geht. — Was den Anbau von Kaffee betrifft, so ist diesem Zweige der Landwirthschaft noch wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden, scheint aber jezt mehr in Aufnahme zu kommen. Dagegen nimmt die Kultur der Baumwolle bedeutend ab, wie es aus der Ausfuhr ersichtlich ist, welche von 213,220 Arroben in 1852—53 auf 111,606 Arroben im Jahre 1855—56 zurükging, woran um so weniger zu zweifeln ist, als in der Provinz keine Baumwolle verarbeitet wird. — Unter den übrigen Produkten spielen blos Häute und Hörner noch einige Rolle, und es scheint, daß zwischen 100- und 120,000 Stük der ersteren zur Ausfuhr gelangen, deren Werth, mit Inbegriff der Hörner, etwa 3100 Contos betragen dürfte.

Zehnter Jahresbericht der deutschen Gesellschaft von New-Orleans.

Mit dem heutigen Tage beschließt die Gesellschaft das erste Decennium ihres Bestehens — eine passende Gelegenheit für die Direktion, den Mitgliedern Glük zu ihrem bisherigen Erfolg zu wünschen und sie zu weiteren Bestrebungen für den segensreichen Fortbestand derselben anzufeuern.

Das verflossene Jahr war arm an die Einwanderung betreffenden Begebenheiten, wie sie selber nur gering im Vergleich zu der früherer Jahre gewesen ist. Die Beschwerden der Einwanderer wegen Uebervortheilung vor, während und nach ihrer Ueberfahrt, welche lange Jahre hindurch an die Direktion gelangten und ihre Thätigkeit in vollem Maße in Anspruch nahmen, haben, in Folge der stets angestellten strengen Untersuchungen und der dadurch in manchen Fällen erlangten Entschädigungen, fast gänzlich aufgehört, so daß der lezterwählten Direktion nichts anders zu thun übrig blieb, als die Agenturgeschäfte zu überwachen, und die Hülfsquellen der Gesellschaft in ihrer Integrität zu bewahren. Der angeschlossene Finanzbericht zeigt, daß ihr lezteres nicht allein gelungen, sondern daß der Gesellschaftsfond durch weitere Geldbelegungen wieder um etwas angewachsen ist; und durch die nachfolgenden Tabellen wird den Mitgliedern die Wirksamkeit der Agentur einleuchtend werden.

Es kamen vom 1. Juni 1856 bis zum 31. Mai 1857 an:

Von Havre in	32	Schiffen	2898 Personen.
„ Bremen in	32	„	8595 „
„ Antwerpen in	3	„	122 „
„ Hamburg in	5	„	836 „
„ Liverpool in	4	„	191 „
Zusammen in	76	Schiffen	12642 Personen.

Die Einwanderung der lezten zehn Jahre (beginnend und endend am 1. Juni) belief sich wie folgt:

	1847—48.		1848—49.	
Woher:	Schiffe.	Einw.	Schiffe.	Einw.
Havre	59	8664	47	8720
Bremen	33	6232	35	7222
Hamburg	3	497	4	622
Antwerpen	11	1608	10	1897
Rotterdam	—	—	2	162
Amsterdam	1	28	—	—
London	1	80	4	377
Liverpool	4	169	—	—
Londonderry	—	—	—	—
Charleston	1	109	—	—
Nassau, N. P.	2	161	—	—
Cork	—	—	1	166
Total	115	17548	103	19166

	1849—50.		1850—51.	
Havre	37	6468	32	5031
Bremen	26	5056	28	6568
Hamburg	2	228	2	252
Antwerpen	5	585	4	874
Rotterdam	3	327	1	214
Amsterstam	—	—	1	49
London	—	—	—	—
Liverpool	1	43	3	41
Londonderry	—	—	—	—
Charleston	—	—	—	—
Nassau, N. P.	—	—	—	—
Cork	—	—	—	—
Total	74	12707	71	13029

	1851—52.		1852—53.	
Havre	45	12798	47	14627
Bremen	38	9676	42	12043
Hamburg	5	906	7	1236
Antwerpen	3	537	3	569
Rotterdam	1	172	1	98
Amsterstam	—	—	—	—
London	—	—	3	316
Liverpool	18	1175	36	3740
Londonderry	—	—	1	74
Charleston	—	—	—	—
Nassau, N. P.	—	—	—	—
Cork	—	—	—	—
Total	110	25264	140	32703

	1853—54.		1854—55.	
Havre	63	17929	47	14239
Bremen	44	13301	36	10297
Hamburg	5	1268	4	614
Antwerpen	7	1882	5	1337
Rotterdam	—	—	—	—
Amsterdam	—	—	—	—
London	2	19	—	—
Liverpool	36	1566	8	525
Londonderry	—	—	—	—
Charleston	—	—	—	—
Nassau, N. P.	—	—	—	—
Cork	—	—	—	—
Total	157	35965	100	27012

	1855—56.		1856—57.	
Havre	32	3339	32	2616
Bremen	24	6356	32	8595
Hamburg	3	369	5	836
Antwerpen	4	412	3	122
Rotterdam	1	51	—	—
Amsterdam	—	—	—	—
London	—	—	—	—
Liverpool	9	225	4	191
Londonderry	—	—	—	—
Charleston	—	—	—	—
Nassau, N. P.	—	—	—	—
Cork	—	—	—	—
Total	73	10752	76	12360

Die erfreulichste Erscheinung in der vorangehenden Tabelle ist, daß die deutsche Einwanderung über fremde Häfen beträchtlich abgenommen, während sie von Bremen und Hamburg zugenommen hat. Leztere Häfen lieferten volle drei Viertheile aller hier gelandeten deutschen Einwanderer, während die Einwanderung über Liverpool fast gänzlich aufgehört hat. Die Vortheile der Einschiffung in vaterländischen Häfen scheinen daher in Deutschland so allgemein anerkannt zu sein, daß unsererseits ihre Empfehlung und namentlich unsere Warnung vor Reisen über Liverpool nicht mehr vonnöthen sind.

Diese Einwanderung vertheilt sich, nach Monaten gerechnet, auf folgende Weise:

	1847.	1848.	1849.	1850.
Januar	—	1785	456	1399
Februar	—	1374	1834	395
März	—	381	608	193
April	—	316	1669	739
Mai	—	3178	4641	287
Juni	—	1779	1574	2523
Juli	1495	144	307	244
August	246	89	260	75
September	54	—	39	—
Oktober	624	752	1213	1106
November	4136	3458	4528	3053
Dezember	3900	3736	1772	2081
Total	—	16992	18901	12095

	1851.	1852.	1853.	1854.
Januar	812	2388	108	5296
Februar	226	900	490	410
März	135	985	2993	3258
April	594	1963	882	4306
Mai	2179	6472	3086	4985
Juni	1531	3092	2703	2315
Juli	—	1061	4	93
August	—	40	24	—
September	—	87	35	—
Oktober	2717	4920	881	2435
November	3632	7941	8321	8469
Dezember	4675	8003	4743	7436
Total	16501	37853	24270	40006

	1855.	1856.	1857.
Januar	934	1041	590
Februar	1833	298	414
März	862	70	259
April	991	981	454
Mai	1591	828	2225
Juni	2013	1412	—
Juli	—	—	—
August	—	—	—
September	20	—	—
Oktober	680	2099	—
November	3631	2771	—
Dezember	1190	2418	—
Total	13745	11918	—

Von den Eingewanderten reisten

nach St. Louis	8476	Personen,
„ Städten am Ohio-Flusse	660	„
„ Texas	417	„
Zusammen	9553	Personen.

Um Dienstleute suchten nach 2508
Arbeit erhielten 2255
Um Arbeit fragten an 3035

Wir haben in früheren Berichten häufig angedeutet, daß nur Leute mit einem bestimmten praktischen Zweke vor Augen, wenn sie nicht Akerbau zu treiben gedenken, einwandern sollten, um hier noch einmal darauf zurükkommen zu brauchen. Die Aussichten für Aventuriers sind noch so schlecht wie jemals: dagegen finden Handwerker aller Art, namentlich Bau-Handwerker, leicht Beschäftigung zu angemessenen Preisen und brauchen alle, die am Plaze selbst kein Unterkommen finden, ihre Schritte nur nach dem Innern, dem großen Westen zu wenden, wo sie mit offenen Armen erwartet werden. Auch gewöhnliche Arbeiter finden bei den immer wieder von neuem unternommenen Eisenbahn-Anlagen noch viele Jahre hindurch Beschäftigung in Menge bei gutem Verdienst. Die vom Staate Louisiana oder vielmehr von New-Orleans ausgehenden Eisenbahnen sind so weit vorgerükt, daß auch in gesundheitlicher Beziehung sich Niemand mehr vor Eisenbahn-Arbeiten zu fürchten braucht. Die sumpfigen Gegenden sind überschritten und die noch unvollendeten Grundarbeiten sind in hoch und trokn gelegenen Distrikten vorzunehmen. Ausnahmsweise mag diese Schilderung nicht Stich halten; es ist ja aber auch Niemand gezwungen, in ungesunder Gegend Arbeit zu nehmen, wenn sich ihm solche unter günstigeren Verhältnissen darbietet.

Arbeitsfähige Mädchen zur Verrichtung von Haushaltungsarbeiten, namentlich Köchinnen und Kindermädchen, sind stets bei gutem Lohne gesucht. Die Einwanderung der lezten Jahre war die einer wohlha-

benderen Klasse, bei welcher die Eltern nicht genöthigt waren, sich von ihren Töchtern zu trennen und lezitere Dienste nehmen lassen zu müssen, welcher Umstand uns als die Hauptursache des immer bemerklicher werdenden Mangels an weiblichen Domestiken erscheint; und wenn diese Ansicht in Wahrheit begründet ist, wie wir glauben, so ist die Thatsache, wenn auch Manchem unbequem, doch immer für jeden Menschenfreund als höchst erfreulich zu betrachten.

Wir halten es hier nicht am unpassenden Plaze, Eltern und andere, denen jugendliche Personen zur Beaufsichtigung anvertraut sind, darauf aufmerksam zu machen, daß sie während der Seereise ihre Wachsamkeit verdoppeln sollten. Die Fälle sind nicht selten, daß Mädchen, die im Einschiffungshafen das Schiff mit unbescholtenem Rufe betraten, gleich oder bald nach ihrer Ankunft hier die Folgen ihres Leichtsinnes während der Reise bitter zu bereuen hatten, und von Stufe zu Stufe bis hinab in den Abgrund sanken.

Auch geziemt es uns eine andere Unbilde zu rügen, welche schon häufig Veranlassung zur Besprechung in den öffentlichen Blättern gegeben hat. Es ist dies die Praxis, Buben und Mädchen, meistens die Kinder von Neu-Eingewanderten, in die Straßen und an die Landungsplätze zum Betteln und häufig sogar zum Stehlen auszuschicken. Dadurch wird der Ruf der Deutschen im Allgemeinen gefährdet und ihr Einfluß geschmälert. Die öffentlichen Schulen stehen hier Allen offen, und wenn Eltern nicht hinreichende Ambition haben und sich für die spätere Wohlfahrt ihrer Sprößlinge interessiren, um sie dahin zu schicken, so sollten sie sie wenigstens zu Hause oder bei Andern zu nüzlicher Arbeit anhalten und so ihren unvermeidlichen Untergang verhindern.

Klagen wegen schlechter Behandlung an Bord der Schiffe während der Seereise wurden während des verflossenen Jahres nur von den Passagieren des Schiffes „Howard" von Antwerpen und denen des Schiffes „Washington" von Hamburg geführt. Im ersteren Fall mußte die Untersuchung eingestellt werden, da die Kläger sogleich weiterreisten, und im lezteren Falle haben die Nachforschungen des Agentschafts-Komite's und die in Hamburg angestellte Untersuchung keine Thatsache zu Tage gefördert, die als Grundlage zur Erlangung von Genugthuung hätten fähren können.

Es ist schon zu Oefterem vorgekommen, daß nach dem Westen weiterreisende Emigranten, nachdem schon Passage für sie auf dem Dampfboote engagirt gewesen, die Zeit der Abfahrt versäumten und hier zurückgelassen wurden. Familien wurden auf diese Weise getrennt und viel Herzeleid verursacht. Wir mahnen daher Einwanderer zur Vorsicht in dieser Beziehung und rathen ihnen, die Flußdampfer nicht wieder zu verlassen, sobald einmal ihre Effekten darauf verladen sind.

Die Agentur der Gesellschaft ist im verflossenen Jahre von der sie kontrollirenden Komite in der Absicht, ihre höchst mögliche Nüzlichkeit zu erzielen, remodellirt worden. Der Agent wurde angewiesen, wöchentliche Berichte über jedes angekommene Schiff zu erstatten, mit Angabe der Zahl der Passagiere eines jeden, über deren Beförderung und der dazu benuzten Gelegenheit; so wie auch etwaiger Klagen der Passagiere darin Erwähnung zu thun. Auch ist es ihm zur Pflicht gemacht worden, über ihm aus dem Innern zugesandte Gelder wie über deren Verwendung ein besonderes Buch zu führen und dem Finanz-Komite monatlich dasselbe zur Untersuchung vorzulegen.

Die in unserem lezten Jahresbericht in Aussicht gestellte Verbesserung des Gesundheitszustandes der Stadt hat sich verwirklicht. Der verflossene Sommer ging ohne Epidemien vorüber und ein früherer Geschäftseintritt, verbunden mit einem lebhaften Verkehr mit dem Innern des Landes waren die natürlichen Folgen dieses günstigen Zustandes. Die arbeitende Klasse fand leichter Beschäftigung und wird ihrer hier stets sicher sein, wenn, wie zu wünschen steht, der kommende und die zukünftigen Sommer uns mit bedeutenden Krankheiten verschonen, und die rasch ihrer Vollendung nahenden Eisenbahnen dem Betrieb übergeben sein werden. Durch lezteres wird bewirkt werden, daß hier landende Einwanderer zu jeder Jahrezeit ihre Bestimmung im Westen ohne Aufenthalt durch Eis und niedrigen Wasserstand werden erreichen können und dürfen wir wohl mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß sobald diese Thatsache in Europa bekannt sein und gewürdigt werden wird, eine bedeutende Zunahme der Einwanderung über New-Orleans eintreten muß.

Anliegen um Geldunterstüzung kamen während des verflossenen Jahres sehr häufig vor und zwar in vielen Fällen von Personen, die kaum mehr unter die Benennung „Einwanderer" gehörten, da sie sich schon Jahre lang im Lande aufgehalten hatten. Die strikten Vorschriften in der Konstitution und den Nebengesezen der Gesellschaft, wonach Unterstüzungen an Geldeswerth nur in außerordentlichen Unglücksfällen an Einwanderer gereicht werden dürfen, hatten zur Folge, daß manche würdige Nothleidende mit leerer Hand abgewiesen werden mußten. In zwei speziellen Fällen, die im Protokoll der Direktion verzeichnet sind, waren diese Anliegen so eigenthümlicher Art und so dringend, daß der Beamte, an den man sich gewendet hatte, die Verantwortlichkeit übernahm, gegen die Gesezе zu handeln, in der festen Ueberzeugung, daß er nur auf diese Weise dem drohenden Unglük abwehren konnte. Die Direktion hat sein Verfahren gutgeheißen und auf diese Weise verhindert, daß eine menschenfreundliche Handlung nicht noch pecuniären Verlust für den, der sie geübt, zur Folge gehabt. In der Voraussezung, daß die Gesellschaft das Verfahren der Direktion billigen wird, hoffen wir, daß die neuzuerwählenden Beamten Mittel und Wege finden werden, die den beschränkten Geldmitteln der Gesellschaft zwar anpassen aber engherzigen Bestimmungen über Unterstüzungen auf liberaler Weise auszuüben, als es uns möglich gewesen; und dazu wäre zunächst erforderlich, wenn es durchaus nicht thunlich ist, die erwähnten Gesezе selber zu modifiziren, daß die Gesellschaft ihren präsidirenden Beamten oder der Direktion etwas erweiterte Diskretion gestatte, wie ihnen bis jezt anzuwenden erlaubt war.

Die Beförderung der Emigranten flußaufwärts ist im verflossenen Jahre ohne nennenswerthe Unfälle von Statten gegangen und durch die Vermittlung des Agenten ist der Preis der Dekpassage auf dem niedrigsten Standpunkt (3 Doll. bis 3 Doll. 50 Cents per erwachsene Person) erhalten worden, obgleich in Folge der theuren Proviantpreise, Erhöhung des Lohnes der Bemannung und des Kostenaufwandes der Dampfboote im Allgemeinen, die Kajütenpassage fortwährend im Steigen begriffen war. Mittellose Emigranten wurden während des Jahres wieder eine Anzahl theils auf Kosten der Gesellschaft, theils von Dampfboot-Kapitänen unentgeldlich befördert und statten wir den lezteren im Namen der Beförderten unsern verbindlichsten Dank hierdurch ab.

Eine wesentliche Erleichterung der Beförderung nach St. Louis in der Winterfaison ist aus der Eröffnung der Illinois Zentral-Eisenbahn erwachsen. Viele Emigranten benuzten diese Bahn von Cairo aus, während die Schifffahrt auf dem oberen Mississippi durch Eis gehemmt war. Diese Route wird sich nicht minder nüzlich zu Zeiten von sehr niedrigem Wasserstande erweisen und so zu allen Jahreszeiten den Emigranten eine ungehinderte Beförderung nach den nordwestlichen Staaten und Territorien sichern.

Finanzen.

Einnahmen:

An Saldo den 1. Juni 1856		$ 840.22
„ eingegangenen Beiträgen	$ 2085.00	
„ Zinsen	450.00	
„ Geschenk des Hrn. Clason	46.50	
„ Strafgeldern	7.25	
„ Armenbüchse	4.50	
		2593.31
		$ 3433.53

Ausgaben:

Miethe für Lokal	$ 250.00	
Salair des Agenten	900.00	
Gehülfs-Agent	19.50	
Kommission für Kollektiren der Beiträge	208.55	
Bureau-Unkosten	73.16	
Druckkosten und Zeitungen	99.00	
F. Guillerettas, für Saal zur Generalversammlung	5.00	
Unterstüzungsgelder	136.45	
Ankauf eines City Bond von 1000 Dollars	875.00	
		2566.66
Bleibt baarer Saldo		$ 866.87

Angelegtes Kapital:

3 Louisiana Staat-Bonds	$ 3000.00	
5 City Bonds	5000.00	
		8000.00
		$ 8866.87

Aus obenstehendem Bericht ist zu ersehen, daß in diesem Geschäftsjahre $ 1000 durch Ankauf eines Stadtschuldscheines zum Kapital geschlagen sind; ebenso, daß die Einnahme um $ 369 50 Cents die des vorigen Jahres übersteigt, und sich das Gesammt-Kapital der Gesellschaft um 1027 Dollars 15 Cents vermehrt hat.

Die Gesellschaft zählt jezt

1	Mitglied zu	$ 50	$	50
1	„ „	30		30
2	Mitglieder zu	25		50
1	Mitglied zu	24		24
13	Mitglieder zu	20		260
12	„ „	12		144
29	„ „	10		290
232	„ „	6		1392
2	„ „	3		6
1	Mitglied zu	5		5
294	Mitglieder mit einem jährl. Beitrag von		$	2251

New-Orleans, den 3. Juni 1857.

Die Direktion.

Namens derselben,
Joseph Cohn, }
E. Gabian, } Komite.
A. Hasche, }

Beamte für das Jahr 1857—58.

Präsident	Hr. C. T. Buddeke.
Erster Vize-Präsident	„ F. Rikert.
Zweiter Vize-Präsident	„ Dr. B. Maas.
Protokollirender Sekretär	„ E. Claren.
Finanz-Sekretär	„ W. De la Rue.
Schazmeister	„ G. Dirmeyer.

Direktoren:

Joseph Cohn, M. Ziegler H. Goldmann
A. Sasche, Louis Schwarz, H. F. Stürken,
A. Bohne, Theodor Hartry, E. Gabain,
F. Bone, Langenbeker, H. Schmidt.
Agent . . . Herr B. Fliessen.

Verschiedenes.

Der an den Regierungsrath gelangte Bericht des Hrn. Dr. Heußer über das Loos der schweizerischen Kolonisten in Brasilien wird im Druk erscheinen. Der Hr. Berichterstatter findet das Halbpachtsystem grundsäzlich sehr gut; die schöne Idee sei aber in der Anwendung gescheitert und daran seien namentlich auch die Schweizergemeinden Schuld, die alte, gebrechliche, krüppelhafte, kurz arbeitsunfähige Menschen abgeschoben und die Auswanderer damit belastet haben. Die Auswanderer z. B. von Engi erhielten die Vorschüsse nur unter der Bedingung, daß sie jene mitnähmen. Die Schaffhauser Gemeinde Gächlingen hat zwei aus dem Zuchthause spedirt und ihnen das gleiche Sittenzeugniß gegeben, wie allen andern. Gerade diese Beiden brachten dann ihren Landsleuten durch Ohrenbläserei bei Dr. Elias großen Schaden und nahmen mit frecher Stirn die Schändlichkeiten der Herren in Schuz. Sehr gut spricht der Bericht von dem Bündner Lehrer Davaz, der, statt die Gährung zu einer vollständigen Revolution zu benuzen, diese vielmehr dämpfte und die tobenden Gemüther zur Ruhe brachte. Er ist ein Ehrenmann, der mehr an die Kolonisten als an sich selbst gedacht hat. Statt der Agenten sollte, nach der Ansicht des Herrn Berichterstatters die Auswanderung von den Regierungen an die Hand genommen werden.

Anmerkung der Redaktion. Diese dem Schaffhauser Tagblatt wörtlich entnommenen Bemerkungen enthalten nichts anderes, als was wir schon duzend Mal gesagt haben. Von dem schmählichen Benehmen mancher Gemeindsbehörden gegenüber ihren abgeschobenen Mitbürgern und den Agenten (über die leztern wird am meisten geschimpft, während sie es am wenigsten verdient haben) ließen sich noch mehr Beispiele z. B. von Fälschungen anführen. Die Enthüllungen werden aber seiner Zeit nicht ausbleiben. — Was Heußer damit meint, die Regierungen sollten die Auswanderung an die Hand nehmen, wollen wir gerne aus seinem Berichte erfahren; es kommt darauf an, wie weit ein thätliches Eingreifen der Regierungen geschehen soll. Das Recht der Einmischung dürfte für unsere schweizerischen Regierungen über einen gewissen Punkt hinaus, der in manchen Kantonen durch die Auswanderungsgesezе schon erreicht ist, nicht viel stärker sein, als die Lust dazu und die verwendbaren Geldmittel. Es nimmt uns Wunder, daß Hr. Heußer die den Regierungen zugemuthete Rolle nicht auf die schweizerische gemeinnüzige Gesellschaft übergeteagen hat, die

schon seit etwa 15 Jahren sehr viel über das Auswanderungswesen gesprochen und geschrieben hat.

Schweiz. Bern. Die Auswanderung nach Amerika regt sich im Berner Seelande lebhafter als je. So wollen aus dem kleinen Dorfe Rütti bei Büren allein, wo doch der Bürgergenuß bedeutend einträgt, bei 30 bis 40 Personen auswandern.

— Zürich. Letzten Samstag Nachts fand eine großartige Mormonentaufe im See statt. In langen Hemden wurden die Täuflinge, männliche und weibliche, in den See getaucht und dann getauft. Die Polizei störte die Zeremonie nicht. Das Volk aber, das sich ziemlich zahlreich dabei eingefunden hatte, machte sich über Täufer und Getaufte her und prügelte Beide nach Herzenslust durch. Ganz besonders stark wurde der Priester bedacht.

— Die Zürcher Freitagszeitung schreibt. „Wenn wir recht berichtet sind, so wird nächstens jene Gesellschaft hervortreten, welche Hern. Altermatt nach Zentralamerika sandte, und welcher nun Hr. Dr. Heußer mit seinen in Brasilien gesammelten Erfahrungen an die Hand gehen wolle, um etwas Rechtes in diesem Brasilien zu gründen. Man sagt, die in einem hiesigen Blatt erschienenen Artikel über Kolonisation seien Vorläufer und Stimmungsprüfer." (O! O!)

— In irgend einer Zeitung, wir wissen nicht mehr in welcher, stand jüngst auch, die nach San Paulo ausgewanderten Straßenarbeiter haben es so schlecht wie Sklaven. Wie wahr dieß ist, davon einige Beispiele. Ein gewisser Bikel in Zürich reiste als Straßenarbeiter vor 2 Jahren ab, schikte seitdem seiner zurükgelassenen Frau Frau 610 Fr. — bezahlte 400 Fr. für seine Rükreise über Havre nach Zürich und nach seiner Ankunft hat er noch 200 Fr. Er ist gegenwärtig Arbeiter in der Neumühle in Zürich. — Ein Anderer, Kasp. Scherrer von Außersihl, schikte vor zirka 6 Monaten einer gewissen Anna Meier daselbst 431 Franken.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Ein französisches Blatt behauptet, die Regierung der Vereinigten Staaten werde Mexiko ein Armeekorps von 15 bis 20,000 Mann Freiwilliger zum Kriege gegen Spanien liefern, die dann unter amerikanischer Flagge Besiz von der Insel Kuba nehmen würden. (?)

Südamerika. Brasilien. Die Deutsche Auswanderung nach der Provinz Rio Grande do Sul nimmt zu; es sind dieses Jahr schon wieder gegen 700 Köpfe angesiedelt. Die einlaufenden Nachrichten lauten sehr günstig.

— Der Agent oder Arbeiterwerber, vor dem der Schweizerkonsul in Rio warnt (siehe lezte Nro.) heißt Revillet und wirbt im Namen des Hauses Vieira, Pedrosa und Komp. Als sehr glaubwürdiger Grund, warum die Schweizer in Rio so angelegentlich (in manchen Fällen aber ganz ungerecht) vor der Auswanderung nach Brasilien warnen, wird uns folgender genannt: sie haben mit dem Gesindel, welches die Gemeinden hinübergeschikt haben, so viel Unmuße und Kosten gehabt und so viel Schande von den Trunkenbolden erlebt, daß sie nun, um der ewigen Plage überhoben zu sein und die Ehre des Schweizernamens zu retten, die Auswanderung ganz zu hemmen wünschen. Das heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten.

Feuilleton.

Der entdekte Mord.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäker.)

(Fortsezung.)

Viertes Kapitel.

Mit derselben eifrigen Ungeduld, die er in seiner eigenen Beschreibung dargelegt, hatte Jakob Grayling schon ein Boot gemiethet, um an Bord des britischen Paketschiffes zu gehen, als ihm einfiel, daß er grade alle jene gesezlichen Mittel versäumt hatte, die allein seinem Vorhaben den Erfolg sichern konnten. Er war mit dem gesezlichen Rechtsgange wenig bekannt, doch klug genug, zu wissen, daß er nur dadurch zum Ziele gelangen könne. Diese Ueberzeugung brachte ihn aber in eine andere Verlegenheit, er wußte nun nicht, wohin sich um Rath und Beistand wenden. Hier kam ihm der Bootführer zu Hülfe, welcher seine Verwirrung bemerkte und an seinem Dialekt und seiner Kleidung erkannte, daß er ein Landmann aus den westlichen Distrikten sei.

Von ihm erfuhr Jakob, wo die Kaufleute zu finden wären, mit denen sein Onkel Sparkmann früher in Geschäftsverbindung gestanden. Er suchte sie auf und erzählte ihnen ohne Umschweife die ganze Geschichte und eine Geistererscheinung.

Obgleich nun aber diese Herren das Ganze ebenfalls für einen Traum hielten, so veranlaßte sie jedoch der klare Vortrag und die außerordentliche Wärme, womit Jakob sich von ganzer Seele der Sache hingab, die Durchsuchung des Schiffes zu beantragen. Es wäre dann, wie sie meinten, ein gar wunderbares Zusammentreffen, wenn sich der Schotte wirklich an Bord befände.

Einer andern Prüfung sollte indeß Jakob's Erzählung noch unterworfen werden. Major Spencer's Agent hatte sein Geschäftslokal ganz in der Nähe, und zu diesem verfügten sich Alle, um zu erfahren, ob er irgend Nachrichten von demselben habe. Dieser hatte aber einen Brief von dem Major erhalten, der Jakob's Geistergeschichte bedeutend in Zweifel stellte, denn er schrieb, daß es ihm unmöglich sei, innerhalb eines Monats zur Stadt zu kommen, und er daher sehr bedaure, nicht im Stande zu sein, das englische Schiff benuzen zu können, von dessen Ankunft und der Zeit seiner Abfahrt der Agent ihm geschrieben.

Er las Jakob und seinen Begleitern den Brief laut vor, und diese konnten dabei kaum ein Lächeln unterdrüken, als sie den Ernst sahen, mit welchem der Erstere von seiner Erscheinung sprach und auf der Wirklichkeit derselben bestand.

„Er hat seinen Plan geändert," rief der ungestüme Jüngling, „er war auf dem Wege hierher, das versichere ich Euch — und schon hundert Meilen geritten, als er unser Nachtlager theilte. Ich kenne ihn genau. Ich habe mich ja selbst die halbe Nacht mit ihm unterhalten."

„Es kann wenigstens nicht schaden, wenn man der Sache nachforscht," sagte einer der Herren, welche Jakob begleitet hatten. Wir können uns eine Vollmacht verschaffen, um in dem Schiffe nach diesem Macnab zu suchen; findet er sich an Bord, so ist das ein hinlänglicher Grund für die Behörden, ihn so lange fest zu halten, bis wir wissen wo Major Spencer sich jezt befindet."

Dieser Vorschlag wurde angenommen, doch ging die Sonne beinahe unter, ehe die Vollmacht ausgestellt und der erforderliche Beamte in Bereitschaft war. Man kann sich die Ungeduld Jakob Grayling's bei diesen Zögerungen denken. Auf dem Wege nach dem Schiffe war er so aufgeregt, daß er sich mit Mühe auf seinem Size halten konnte, und seine heftigen Bewegungen brachten das Boot jeden Augenblik aus dem Gleichgewicht, so daß einer der Kaufleute, welcher ihn aus Neugirde begleitet, in beständiger Besorniß war, er möchte über Bord springen, um auf solche Weise sein Ziel schneller zu erreichen.

Diese heftige Ungeduld trieb ihn auch durch Hülfe eines ihm zugeworfenen Taues mit Kazenartiger Schnelligkeit das Schieff zu erklettern, ob gleich er nie früher ein solches bestiegen hatte, und ohne erst zu sagen was er wolle, lief er von einer Seite des Verdeks auf die andere; zum großen Erstaunen der Offiziere, Passagiere und Matrosen, jeden dort Befindlichen mit forschendem Blike betrachtend. Doch schmerzlich getäuscht kehrte er wieder zurük, kein Gesicht, dem ähnlich was er suchte, fand sich unter den Anwesenden.

Während dieser Zeit war sein Freund, der Kaufmann, nebst dem begleitenden Beamten auf dem Schiffe angelangt und diese unterhilten sich mit dem Kapitän; Grayling näherte sich in dem Augenblike, als der lezte versicherte, daß sich kein Mann Namens Macnab unter den Passagieren oder seinem Schiffsvolke befinde.

„Er muß hier sein!" rief der Jüngling heftig aus. „Der Major hat nie im Leben eine Unwahrheit gesagt, und wird nicht im Tode lügen. Macnab ist hier — er ist ein Schottländer."—

Der Kapitän unterbrach ihn:

„Junger Mann, es sind mehrere Schotten an Bord und einer nennt sich Macleod, doch — "

„Laßt mich ihn sehen! — wo ist er?" fragte der Jüngling eifrig.

Mittlerweile hatten sich die Passagiere und ein Theil des Schiffsvolkes um die kleine Gruppe versammelt. Der Kapitän sah umher und fragte, wo Herr Macleod sei.

„Er ist krank geworden und hinabgegangen"; antwortete einer der Passagiere.

„Das ist er, das ist der Mann, den ich suche!" rief Jakob aus, „ich seze mein Leben zum Pfande, das ist Niemand anders als Macnab, er hat nur einen falschen Namen angenommen."

Einer der Passagiere bemerkte darauf, daß Macleod erst vor wenigen Minuten behauptet habe unwohl zu sein, und hinabgegangen sei während das Boot sich schnell dem Schiffe genähert. Nach dieser Mittheilung stieg der Kapitän, von Grayling und den übrigen gefolgt, in die Kajüte hinab.

„Herr Macleod," sagte er mit etwas erhobener Stimme, indem er sich seiner Koje näherte, „seid so gut, ein paar Augenblike auf das Verdek zu kommen."

„Ich fühle mich wirklich zu unwohl dazu, Kapitän," antwortete eine schwache Stimme hinter der zugezogenen Gardine.

„Es ist aber unumgänglich nöthig," war die Antwort des Kapitäns, „ein Bevollmächtigter der Stadtbehörde sucht nach einem Flüchtlinge, der sich der Gerechtigkeit entzogen."

Macleod hatte schon zum zweiten Male begonnen, sich unfähig durch sein Unwohlsein zu erklären, als der kühne Jüngling vor den Kapitän sprang und mit einem Griff die Gardine zurükriß, die den Verdächtigen ihren Bliken verbarg.

„Er ist es!" rief Jakob augenbliklich, als er ihn sah. „Es ist Macnab — der Schotte — der Mörder des Major Spencer!"

Macnab — er war es wirklich — aber todtenbleich, zitterte an allen Gliedern, seine Augen starrten weit geöffnet und seine Lippen hatten ihre Farbe verloren. Kaum behielt er Kraft genug zu reden und die Beschuldigung von sich zu weisen. Er kannte den Jüngling nicht, wußte nichts von Major Spencer, sein Name sei Macleod und er hätte nie einen andern geführt. Obgleich er übrigens Alles leugnete, was gegen ihn vorgebracht wurde, so geschah dieß doch so weit verwirrt und unzusammenhängend, daß ihm Niemand glaubte.

„Ihr müßt aufstehen Herr Macleod," sagte der Kapitän, „Ihr müßt mit dem Beamten gehen, da der Schein zu sehr gegen Euch ist."

„Wollt Ihr mich meinen Feinden überliefern?" rief der Verbrecher, „Ihr seid mein Landsmann, ein Brite. Ich habe für den König, unsern Herrn, gegen diese Rebellen gefochten, und deshalb stehen sie mir nach dem Leben. Uebergebt mich nicht ihren blutigen Händen!"

„Lügner!" schrie Jakob, „hast Du uns nicht an unserm Feuer erzählt, daß Du mit uns gefochten, daß Du bei Gates Niederlage und bei Cowpens gewesen."

„Ich sagte aber nicht, auf welcher Seite ich gefochten," antwortete de Schotte grinsend.

„Ha, merkt Euch dies;" fiel der Beamte ein, „eben läugnete er diesen jungen Mann zu kennen, und jezt gesteht er ihn gesehen, mit ihm geredet zu haben."

Der Schotte war bestürzt dies Zeugniß gegen sich selbst abgelegt zu haben, und seine Bemühungen, sich wieder herauszuziehen, machten ihn nur verwirrter, widersprechender und verdächtiger. Er fuhr fort, sich an den Kapitän und die Passagiere, als Landsleute und Unterthanen eines Herrn, zu wenden, ihn vor denen zu beschüzen, die sie Alle gleich haßten und verderben möchten. Um ihr Nationalgefühl zu seinen Gunsten zu erwekken, rühmte er sich seiner Thaten gegen die Rebellen und beharrte dabei, daß der ihm schuldgegebene Mord nur ein Vorgehen wäre, sich seiner Person zu bemächtigen und sich dadurch an ihm zu rächen.

Einige der Passagiere vereinigten sich wirklich mit ihm, um den Kapitän zu bereden, die Ankläger wieder an das Land zu sezen und dann schnell unter Segel zu gehen; dieser aber, ein kräftiger Engländer, verwarf augenbliklich solchen unwürdigen Rath, auch kannte er die Gefahr, der er sich durch solch rasches Beginnen ausgesezt hätte. Fort Moultrie auf der Insel Sullivan war wieder hergestellt, und sein Schiff lag grade unter den Kanonen, die ihn bei der ersten Bewegung in den Grund gebohrt haben würden.

„Nein meine Herren," sagte er, „Ihr irrt Euch in mir. Gott möge mich behüten, daß ich einem Mörder Schuz gewähre."

„Ich bin aber kein Mörder!" rief der Schotte.

„So seht Ihr einem solchen sehr ähnlich," war die Antwort des Kapitäns. „Beamten, nehmt Euern Gefangenen."

Der Elende warf sich dem Kapitän zu Füßen und klammerte sich unter erbärmlichem Flehen an seine Kniee, dieser stieß ihn jedoch zurük und wandte sich mit Widerwillen ab. Er rief dem Proviantmeister, des Fremden Gepäk herauf zu bringen.

Die Sachen wurden aus der Kajüte herbei geschafft und dem Beamten ebenfalls übergeben, von welchem sie in Gegenwart Aller untersucht und ein Inventarium darüber aufgenommen wurde. Sie bestanden in einem kleinen neuen Koffer, welchen er, wie sich später auswies, gleich nach seiner Ankunft in Charlestown gekauft hatte. Dieser enthielt einige wenige Kleidungsstüke, sechsundzwanzig Guineen, eine goldene Uhr und die beiden Pistolen, die man an Sparkmann's Wachtfeuer bei ihm gesehen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß der Schaft der einen abgebrochen und der Kolben fehlte, der auch nicht unter seiner Habe gefunden wurde. Die genaue Untersuchung des ganzen Inhalts des Koffers brachte übrigens keinen weitern Beweis seines Verbrechens und doch war Niemand unter den Anwesenden, der nicht innerlich von des Schotten Schuld so überzeugt gewesen wäre, als ob die Juri schon ihr schuldig über ihn ausgesprochen.

Die nächste Nacht schlief er — wenn er überhaupt schlafen konnte — im Stadtgefängniß.

(Schluß folgt.)

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 37. | Samstag den 12. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Schweizerische Gesetze über das Auswanderungswesen.

XI. Aargau

hat kein besonderes Auswanderungsgesez, schließt aber mit jedem einzelnen im Kanton praktizirenden Agenten einen Vertrag in nachfolgender Art ab:

Vertrag
zwischen
der Direktion des Innern des Kantons Aargau und N. N., Spediteur nach Nord- und Südamerika ꝛc. in N.

Zu wissen seie hiemit, daß zwischen der Direktion des Innern des Kantons Aargau und N. N., Spediteur nach Nord- und Südamerika in N. folgender Vertrag verabredet und festgesezt worden ist.

1.

Die Direktion des Innern nimmt alle Auswanderer, welche aus dem Kanton Aargau nach Nord- und Südamerika übersiedeln, insofern sie es wünschen, unter ihre Aufsicht, überwacht ihre Spedition und hält darauf, daß sie von N. N. auf der Reise vertragsmäßig erhalten werden.

2.

N. N. verpflichtet sich hiemit, übernommene Verbindlichkeiten gewissenhaft und pünktlich zu erfüllen, der Aufsicht der Direktion des Innern sich zu unterziehen und insbesondere Folgendes zu leisten:

a) Er befördert die Auswanderer auf dem jeweilen bezeichneten Wege an den vertragsgemäßen Ort. Auf dem Meere bedient er sich nur guter amerikanischer Dreimaster ersten Ranges, oder von den Hamburger und Bremer Behörden zur Aufnahme von Auswanderern besugter Schiffe.
b) Er läßt den Auswanderern unterwegs und im Hafenplaz die vertragsgemäße Kost geben, gute Schlafstätten anweisen und schafft denselben auf das Schiff die vorgeschriebenen Lebensmittel laut Vertrag in guter Beschaffenheit an.
c) Er gebt den Auswanderern bei Anschaffung der Bett- und Küchengerähschaften mit Rath an die Hand oder besorgt die Anschaffung, wenn er damit beauftragt wird, in unklagbarer Weise.
d) Er verläßt die Auswanderer nicht, bis sie eingeschifft sind.
e) Er verpflichtet sich überdieß, die mit den Auswanderern oder der heimathlichen Gemeinde oder der Direktion des Innern abgeschlossenen Reiseverträge in allen Theilen gewissenhaft zu beachten.

3.

Wird von einem Ausgewanderten auf einem europäischen oder amerikanischen Hafenplaze vor einem schweizerischen Konsulate oder von diesem Konsulate selbst über Nichterfüllung dieses Vertrages Klage geführt, so ist N. N. verpflichtet, auf Begehren dafür der Direktion des Innern zu Gunsten der Ausgewanderten vor einem aargauischen Schiedsgerichte zur Rede zu stehen, allfälligen Schadenersaz zu Handen der Betreffenden zu leisten und die ihm auferlegten Kosten zu bezahlen.

4.

Das Schiedsgericht ist im Beweisverfahren nicht streng an die gesezlichen Formen gebunden, würdiget die vorliegenden Beweise nach seinem eigenen Ermessen und spricht über die ihm vorgelegten Streitfragen endlich ab. Es wird so zusammengesezt, daß ein Mitglied von der Direktion des Innern, ein Mitglied von N. N. in N. und der Obmann vom Obergericht bezeichnet wird.

5.

Jedem vertragschließenden Theile steht das Recht zu, diesen Vertrag zu jeder beliebigen Zeit auf einen gewissen Zeitpunkt zu künden. Die Aufkündung hat indessen keine rükwirkende Kraft auf abgeschlossene, aber noch nicht vollzogene Verträge.

(Datum und Unterschriften.)

Die übrigen Kantone, worunter alle rein französischen, haben keine Auswanderungsgesezе. Sie betrachten die Auswandererspedition als ein Geschäft, wie ein anderes, und die Agenten als nicht schlechter, denn andere Geschäftsleute, halten auch ihre sonstigen Zivil- und Strafgesezе für ausreichend gegen allfällige Unregelmäßigkeiten und Fehler derselben.

In der nächsten Nummer bringen wir den uns eingesandten Entwurf eines für die ganze Schweiz gültigen Auswanderungsgesezes.

Die Stadt Lawrence in Kansas.

Ueber die in neuester Zeit so vielgenannte Stadt Lawrence in Kansas entlehnen wir dem New-Yorker „Demokraten" folgende Notizen:

Dieselbe wurde von den ersten Ansiedlern im Jahr 1854 angelegt und Amos A. Lawrence in Boston zu Ehren so genannt. Sie liegt am rechten Ufer des Kansasflusses, 35 Meilen oberhalb dessen Mündung in den Missouri. Die Lage ist eine vorzüglich passende und gesunde. Hohe, rollende Prairie tritt bis auf eine Meile dem Flusse nahe und flacht sich dann plözlich in eine Mittelprairie ab; auf dieser, welche zirka eine Quadratmeile umfaßt und eben ist, liegt die Stadt. Die Ufer des Flusses und die Umgebung sind mit gutem Holz bewachsen und geben dem Ort ein freundliches Ansehen. Ein Steinfort, welches auf dem äußersten Ausgange der Hochprairie, dem sogenannten Dreadberge, zur Vertheidigung der Stadt gegen die Ritter der Sklaverei errichtet wurde, trägt dazu bei, ihr ein malerisches Aussehen zu verleihen. Die Stadt zählt jezt über 2500 Einwohner, jedoch befinden sich wohl täglich 300—500 Fremde darin, welche ihr das lebhafte Treiben einer Stadt von 4 bis 5000 Einwohnern geben.

Lawrence ist der Hauptstapelplaz für den Binnenhandel; täglich rüstet es Duzende von Ansiedlern für den Anfang ihrer neuen Laufbahn aus. Jeden Morgen ist Vieh- und Pferdemarkt, gewöhnlich kauft man gleich ein Joch Ochsen mit Wagen und allem Zubehör zusammen. Die Preise variiren hier wunderbar, stets nach der Zahl der Käufer und Verkäufer sich richtend. Alle Kaufleute — und es ist, in Wahrheit zu sagen, Jedermann hier mehr oder weniger Kaufmann — machen brillante Geschäfte. Der Bedarf ist so groß, daß die Waaren ungeöffnet verkauft worden sind. Es gibt mehrere Handlungshäuser hier, die über 100,000 $ Umsaz machen. Das Grundeigenthum hat daher auch schon einen hohen Werth: Claims in der Nähe von Lawrence gelten 4—6000 $, und Baustellen, die — nebenbei gesagt — sehr klein sind (125—150 Fuß), kosten in der Hauptstraße 1000 bis 5000 $. Der Hauptmangel in Lawrence sind Arbeiter und Baumaterial. Ziegelbrenner, Steinhauer, Maurer, Tischler und Zimmerleute würden hier jahrelange Beschäftigung finden, denn Lawrence wird gewiß bald eine Stadt von 20—30,000 Einwohnern werden.

Die Bewohner sind höchst intelligente, entschlossene und unternehmende Leute, die troz der großen Störungen und Geschäftsstokungen, welche im vorigen Jahre durch den zweimaligen Einfall der Missouri-Grenzbanditen ihnen verursacht wurden, ihren Prinzipien und dem durch den Haß der Sklavenhalter gewissermaßen sehr gefährlichen Ort nicht untreu geworden sind und noch Keiner von ihnen hat den Muth verloren.

Die Stadt hat schon jezt viele ansehnliche Steingebäude, 2 Kirchen und 5 Hotels, 2 Waarenhäuser, 2 Zeitungen ꝛc.

In Lawrence und nächster Umgebung mögen jezt etwa 60 Deutsche wohnen.

Verschiedenes.

Es lassen sich doch hin und wieder in schweizerischen Zeitungen auch noch Stimmen hören, die entgegen dem fast allgemeinen verdammenden Geschrei über die Auswanderung nach Brasilien dieser Gerechtigkeit wiederfahren lassen. So schreibt das ostschweizerische Wochenblatt bei Anlaß einer Warnung vor der Reisläuferei in italienische Dienste Folgendes: „Es wäre wohl ein naturgemäßes einfaches Mittel, die schweizerische Auswanderung zu unterstützen und zu befördern, und so dem Reislaufen Abbruch zu thun. Besser, der Arme und abenteuerliche „Junge" lerne in fernen Kolonien durch saure Arbeit einen Heerd und Besitzthum sich gründen und gelange mit der Zeit zur Unabhängigkeit, als daß er sich zu ewigem Dienste verkaufe, und wenn seine Kräfte alt und verbraucht sind, arm in sein Vaterland zurückkehre. — Die südamerikanischen Staaten bieten selbst dem Unbemittelten Gelegenheit, durch Reisevorschüsse und Unterstützung auszuwandern und sich Besitzthum und Heimath zu gründen — wo Millionen Arme fehlen, wird er eher eine Existenz sich gründen, als da, wo zehn statt einem sind. Vor Allem sollte die Schweiz ihre Augen auf Brasilien wenden, in dessen Süden sich die deutsche Nation und auch Schweizer in blühenden Niederlassungen repräsentiren. Die Verleumdungen, welche Spekulanten über das Loos der Ausgewanderten, besonders der Kolonie Vergueiro, ausstreuten, sind durch den offiziellen Bericht des bundesräthlichen Abgeordneten, Hrn. Professors Heußer, gründlich widerlegt. Zwar weigert sich Senator Vergueiro, auf die bekannten Vorgänge hin, gemeindsarme Schweizer mehr in seine Kolonie aufzunehmen; dafür tritt ein neues Unternehmen in's Leben, welches dem armen Kolonisten bedeutende Vortheile bietet. Die Associaçao central de Colonisaçao erhält von der Regierung von Brasilien ein unverzinsliches Anleihen von 700,000 Thaler auf 5 Jahre, unter der Bedingung, eine Kolonie von 50,000 Deutschen zu gründen. Durch solche massenhafte Einwanderung wird der deutsche Volksstamm in Brasilien vorherrschend und einer schönen Zukunft entgegengehen bei bekannter Fruchtbarkeit des Bodens und Zuträglichkeit des Klimas. Mag man über Brasilien fabeln, was man will, so viel steht fest, daß Südbrasilien den fruchtbarsten und gesündesten Ländern der Erde an die Seite gesetzt werden darf — Nordbrasilien ist freilich nur von Schwarzen zu bearbeiten. Die Regierung, um der schwarzen Bevölkerung des Nordens das Gleichgewicht halten zu können, begünstigt mit allen Mitteln die deutsch-schweizerische Einwanderung in Südbrasilien. Die Bevölkerung ist fünfzig Mal dünner als in Europa und die verkehrbaren Plätze noch nicht so besetzt, wie in Nordamerika. Wenn unser Vaterland Kräfte verlieren soll, wäre es nicht besser, sie einem liberalen, humanen Staate zuzusenden, als der römischen Armuth und der neapolitanischen Despotie. Wäre es nicht bald Zeit, das Reislaufen aus unserer Geschichte zu streichen, und durch welch' andere Mittel ist dies möglich, als durch Aufmunterung zur Auswanderung? Wer die italienischen Fremdenregimenter kennt, weiß, daß der größte Theil derselben durch Noth in die Arme der Werber getrieben wurde und von Noth in Elend gerathet. Den vielen Warnungen über Fremdendienst sei auch diese beigefügt, daß in Rom das Elend so groß ist, daß ganze Trupps ihre vergebliche Rettung in Desertion suchen. Sapienti sat." (So viel wir wissen, hat die Associaçao central de Colonisaçao zwar auch im Sinne, von sich aus Kolonien zu gründen, wird aber eben sowohl die Ansiedelung von Auswanderern auf schon bestehenden Kolonien vermitteln und, etwa in der Weise der deutschen Gesellschaften in Nordamerika, arbeitsuchenden Handwerkern, Dienstboten u. s. w. Plätze verschaffen.)

— (Neue Reise des schweizerischen Naturforschers Tschudi.) Aus Wien geht der A. A. Ztg. die Nachricht zu, daß der Verfasser der Antiguedades Peruanas und der Fauna Peruana abermals eine Reise nach dem südamerikanischen Kontinent anzutreten im Begriffe steht. Der berühmte Forscher wird gegen Ende September über Hamburg nach Rio gehen. Von da gedenkt Frhr. v. Tschudi zwischen dem 24. und 18. Grad s. B. den Kontinent von Ost nach West zu durchschneiden, um fast in der Richtung der Wasserscheide zwischen den Flußsystemen des Plata und Amazonen-Stromes, über Cuyaba, Villa Bella, (Matto Grosso) und Santa Cruz della Sierra die Hochebene des alten Inca-Reichs zu erreichen — ein unseres Wissens noch nie von einem Forscher betretener Weg. (?) Möglich auch, daß er von Cuyaba aus den Fluß hinunter nach dem fast noch ganz unbekannten nordöstlichen Theil der Rio-de-la-Plata-Staaten, dem Gran Chaco, geht, in diesem Fall von dort nach Rio (längs des Yguazu?) zurük, und nach Buenos-Ayres. Die Plata-Staaten werden wahrscheinlich einen Gegenstand der besondern Untersuchung des Hrn. v. Tschudi bilden, der dann quer durch die Wüste von Catamarca und die Cordilleren (über Rioja) Copiapo zu erreichen beabsichtigt; dann gedenkt er sich wieder südwärts zu wenden, und längs der Küste über Coquimbo nach St. Jago und Valparaiso zu gehen. Von dort wird er sich nach Arica einschiffen, um von der Westseite die Hochebene zu gewinnen, welche er im ersten Fall über Santa Cruz de la Sierra zu erreichen trachten wollte. Oruro, Potosi, Chuquisaca, Cocha bamba, La Paz werden von ihm abermals besucht werden. Westlich von Titicaca wird er über Puno, Arequipa, Cuzco, Huancavelica, Ayacucho, Jauja, Tarma nach Cerro de Pasco gehen, gelegentlich die Tiroler in Pozuzu besuchen, um sich von ihrer Lage zu unterrichten, dann aber über Lima zur Küste zurükkehren. Von dort will Hr. v. Tschudi im Thal des Oberlaufs des Maranon, über Caramarca, Huaui, Jaen und Cuenca sich dem Aequator nähern, und entweder über Guayaquil und Panama, oder über Quito und Bogota nach Europa zurükkehren. Der auf den Kontinent fallende Theil dieser Reise beträgt mehr als 1000 deutsche Meilen, und zum Theil noch ganz unbekannte Gegenden werden dadurch wissenschaftlich aufgeschlossen werden. Der berühmte Reisende hat der „A. Z." Reiseberichte zugesagt.

Schweiz. Bundesstadt. Aus Brasilien haben die Schweizer der s. g. Leopoldini'schen Kolonie (Leopoldina bei Caravellas in Espirito Santo) dem Bundesrath ein Beglükwünschungsschreiben betreffend die politischen Ereignisse des lezten Jahres zugesandt.

— Wallis. Der Staatsrath hat sich veranlaßt gesehen, einen Advokaten nach Marseille zu schiken, um über den Ruin einer Anzahl Walliser Auswanderer und über die Verwendung von Geldern, welche zu deren Gunsten dem schweizerischen Konsul in Marseille zugestellt worden sind, Erkundigungen einzuziehen.

Deutschland. In Kurhessen ist zur Hemmung der Auswanderung das Konsistorium angewiesen worden, darauf hinzuwirken, daß die Geistlichen die Auswanderer auf „die Gefahren für Seele und Leib" bei ihrem Unternehmen aufmerksam machen. Zugleich ist den Herausgebern von Zeitungen die Weisung zugegangen, bei dem vorhandenen Mangel an Arbeitern Gesuche um Arbeiter ohne polizeiliche Genehmigung nicht abzudrukken.

— Der Lübeker Senat hat eine Verordnung gegen den Verkauf von Inland-Passage-Tikets an Auswanderer erlassen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Beweis ohne Widerspruch.) Die Szene ist in einem Gerichtssaal im Westen Nordamerikas. Der Richter stellte einen Lehrsaz auf, den einer der Advokaten schlecht findet. Nach Austausch einiger Worte sieht der Richter sich zur Anwendung größerer Mittel genöthigt. „Weibel", ruft er, „jezt die Audienz für 10 Minuten aus", springt herab vom Sessel und fällt mit den Fäusten über den Widersprecher her. Dieser sezt sich in Vertheidigungszustand, ist aber bald besiegt. Solchergestalt war dem Gesetze Kraft geblieben, der Sieger nimmt seinen Siz wieder ein, die Audienz beginnt auf's Neue. Nach einiger Zeit neues Zerwürfniß. „Weibel", ruft der Richter, indem er seinen Rok auszuziehen beginnt, „jezt die Sizung für 20 Minuten aus." „Gebt Euch keine Mühe", rief schnell der Advokat. „Ich gestehe Alles zu, was Ihr wollt. Meine Daumen sammt Schultern sind halb ausgemacht." Das Urtheil fiel ohne weiteren Zwischenfall, und der Advokat zieht sich mit der Ueberzeugung zurük, daß mit dem Arm der Gerechtigkeit nicht zu spaßen sei.

— Aus Washington, 17. August, wird dem „New-York Herald" geschrieben: „Major Lee, gewesener Konsul der Vereinigten Staaten in Basel, starb hier lezten Samstag in Folge einer Verwundung, die er am Fuße durch zufälliges Losgehen seiner Pistole erlitten hatte, am Kinnbakenkrampf. Seine Leiche wird heute nach seiner Heimat in Virginien geführt.

— (Stärke der Religionssekten.) Das Verhältniß der verschiedenen Religionssekten ist nach offiziellen Angaben folgendes: Baptisten 4,300,000 Seelen, Methodisten 3 Millionen, Presbyterianer 2,475,000, Kongregationalisten 1,400,000, Römisch-Katholische 800,000, Bischöfliche 600,000, Universalisten 600,000, Lutheraner 540,000, Holländische Reformirte 450,000, Christen (ausschließliche) 300,000 (o wie blutwenig!), Quäker 230,000, Unitarier 180,000, Mennoniten 120,000, Wiedertäufer 70,000, Zitterer (Shakers) 6000, Mährische Brüder 5575, Swedenborger 4000.

— New-York. (Sittenbild.) Der Missionär Pease fand, als er vor Kurzem seine Wanderungen durch die „Five Points" in New-York antrat, in einem verpesteten Gemache in der Cow-Bay ein sterbendes Weib und acht andere Weiber nebst einem Manne total besoffen und auf das Gräßlichste demoralisirt. Am oberen Ende desselben Hofes fand er in 15 Gemächern 23 Familien, die aus 179 Personen bestanden. In fünf von diesen Höhlen wurden berauschende Getränke feil gehalten! Unbeschreiblich viel Schmuz, Exkremente, Krankheiten und Unzüchtigkeiten jeder Art erfüllten diese Gemächer. Dennoch besuchten 17 Kinder aus diesen Pestlokalen die Schulen im „Industrie-Hause." In 11 andern Gemächern waren 18 Familien und in der größeren Hälfte dieser Räume wurden Spirituosen verkauft. In einem Dachzimmer wohnten zwei Neger mit eilf weißen verworfenen Frauenzimmern zusammen. In 12 anderen Räumen zählte der Missionär 24 Familien, die aus 124 Personen bestanden. Hier fand er zwei blinde Weiber, zwei so eben entbundene Frauenzimmer und 71 Kinder, von denen nur 8 die Schule besuchten. Es darf sich daher Niemand wundern, wenn die Verbrechen in New-York in schrekenerregender Weise zunehmen, denn wo die Erziehung der Kinder vernachläßigt wird, ist der Keim zu einem moralischen Lebenswandel erstikt.

— In New-Yorker Zeitungen wird die Frage erörtert, ob es nothwendig sei, daß ein Volksschullehrer in seiner Muttersprache richtig buchstabiren könne. Leider sollen nicht alle Lehrer New-Yorks diese Fähigkeit besizen. Obwohl New-York viel für den Unterricht thut, verfährt man doch bei der Besezung von Lehrerstellen nach Parteirüksichten und wählt dazu diejenigen, die sich zu etwas Anderem nicht qualifiziren und daher nur zum Schullehrer gut genug erachtet werden. Als Beilpiel für die Befähigung der Lehrerinnen in New-York wird angeführt, daß eine noch im Amte stehende Armenschullehrerin die Kinder durch Anhalten der Zungen an den glühenden Ofen bestrafte.

— Ein Italiener, Cancemi, hat in New-York den Polizeibeamten, der ihn wegen Verdacht des Diebstahls verhaften wollte, ermordet. Bei dieser Gelegenheit hat sich wieder die Unsicherheit des Eigenthums in New-York deutlich gezeigt. Im Hause des Diebes wurden Kostbarkeiten im Werthe von 50,000 Dollars gefunden, und doch fand keiner von den Bestohlenen, welche die Gegenstände in Augenschein nahmen, das von ihm Vermißte. Man schäzt den Werth des jährlich durch Einbruch in der Stadt entwendeten Eigenthums auf 500,000 Dollars.

— Wer hat wol noch nicht den Kriminalfall vergessen, da der reiche Dr. Burdell in New-York in seinem Zimmer mit 15 Dolchstichen ermordet gefunden wurde und die öffentliche Meinung allgemein seine Hauswirthin, Mad. Cunningham, und einen Hrn. Eckel bezeichnete, welcher als Nachfolger des Ermordeten in die Gunst der Dame getreten war. Wegen Mangels an Beweisen wurden die Angeklagten freigesprochen. — Diese Mad. Cunningham hatte während der Kriminaluntersuchung behauptet, sie sei mit dem Ermordeten verheirathet gewesen, und progessirt nun mit den natürlichen Erben, welche dieses bestreiten, um das Erbe. Um diesen Prozeß nun recht fruchtbar für sich zu machen, verfiel Mad. Cunningham auf die List, sofort sich für schwanger auszugeben, um so im Namen eines nachgebornen Kindes des Dr. Burdell dessen ganze Erbschaft an sich zu reißen, während sie als kinderlose Wittwe nur einen Drittel geerbt hätte. Es handelte sich um 100,000 Doll. Sie wandte sich an einen Arzt und bot ihm eine große Summe, wenn er ihr behülflich sei. Dieser that als wollte er ihr entsprechen, machte aber sogleich Anzeige bei dem Staatsanwalt, der ihm rieth, die Dinge bis zu dem bestimmten Niederkunftstage gehen zu lassen. Mad. Cunningham erschien an diesem wirklich mit einem Kinde, das sie als eine Frucht ihrer Ehe mit dem Ermordeten ausgab. Da aber kam die Nemesis in Gestalt von einigen Gensdarmen, packte sie und warf sie in's Gefängniß. Bis zum lezten Moment suchte sie frech ihren Betrug zu behaupten; es mußte die obstetrizische Wissenschaft ihr Lügengewebe aufdeken. Das neugeborne Mädchen, welches die Rolle eines nachgebornen Kindes spielen mußte, wird von den nun wohl für ihre ganze Erbschaft gesicherten natürlichen Erben doch anständig erzogen; seine Mutter war eine arme Engländerin, der es zurükgegeben wurde. Es soll auf den Namen „Justitia" (Gerechtigkeit) getauft werden. Die Ueberzeugung, daß Mad. Cunningham

auch die Mörderin gewesen, ist durch ihr neues Verbrechen allgemein geworden. Sie darf aber dafür nicht wieder angeklagt werden.

— Ohio. Der neulich erwähnten dreifachen Mordthat in Cincinnati ist am folgenden Tage — 22. Juli — ein anderes Unglük gefolgt, nämlich die Vergiftung von 15 Kindern durch Arsenik enthaltende Zuckerscheiben, die auf der Straße ausgestreut waren. Wahrscheinlich sind dieselben von einem Rattengiftverkäufer, Namens Peter, genannt der Ratten-Peter, im trunkenen Zustande verloren worden. Derselbe wurde wegen Trunkenheit auf 3 Monate in's Gefängniß geschikt.

— Pennsylvanien. Aus dem 37. Jahresbericht über das Schulwesen der Stadt und Grafschaft Philadelphia geht die merkwürdige Thatsache hervor, daß von 935 Personen, welche den öffentlichen Schulunterricht ertheilen, 854 Frauen und Jungfrauen sind, und nur 81 Männer. Es rührt dieser Umstand von daher, daß sich kein Mann für das Amt eines Lehrers hergibt, der nicht mindestens einen Jahresgehalt von 3000 Franken bekommt. — Aus dieser Thatsache ist man im Stande zu ermessen — ohne gerade Wetterprophet sein zu müssen — wie es zweifelsohne in allen Ländern mit dem Unterrichtswesen kömmt, wenn sich die Staaten nicht dazu verstehen, mit der Zeit den Lehrerstand zu halten, wie mindestens ein guter Handwerker gehalten ist. Für solch elenden Lohn, wie er fast allerwärts ausgemessen wird, mag sich über kurz oder lang kein Mann von Bildung mehr anstellen lassen. Da werden dann die Schulen zu höchst mittelmäßigen Lehrern greifen müssen, oder wie obiger Bericht sagt, zu Frauen oder Jungfrauen, die für Handhabung einer strengen Ordnung mit halberwachsenen Knaben gar nicht gewachsen sind. So werden wir es vielleicht noch erleben, daß die Staaten, so gute Regierungen haben, in allem Ernste an eine durchgreifende Verbesserung der Schullehrerstellung gehen müssen, weil sonst, wo das nicht geschieht, das Schulwesen zerfallen muß, da der gebildete fähige Mann in allen andern Verhältnissen sich besser stellt als an unseren Schulen. Hoffentlich wird die Welt die Schmach eines solchen schrecklichen Krebsganges nicht mehr erleben müssen!

— Illinois. (Großartiges Projekt.) Die Stadt Chicago ist durch den 1500 Meter breiten Illinois in zwei Hälften getheilt. Da die Schifffahrt auf dem Strome keine stehende Brüke gestattet, hat man das Projekt eines unterseeischen Stollens gefaßt. Dieser Tunnel soll aus zylindrischen Ringen zusammengesezt werden, die aus wellenförmigem dikem Eisenblech gemacht und durch Riegel verbunden sind. Der mittlere Theil des Stollens wird horizontal, indem die Unebenheiten des Flußbettes durch eiserne Unterlagen ausgeglichen werden; die beiden Seiten sollen in sanfter Neigung bis zur Oberfläche des Bodens steigen. Mittelst des Taucherapparates werden die Röhrenringe nach einander verbunden; das Wasser wird erst herausgepumpt werden, wenn der Stollen wasserdicht gemacht ist. Der amerikanische Ingenieur Holscomb hat dieses interessante Kunstwerk entworfen.

— Massachusetts. In Boston stand eine Dame vor Gericht, weil sie mit ihrer Kleidung die Seitengänge der Straße (Trottoirs) sperre. Der Gerichtshof erklärte, daß es kein Gesez über die Ausdehnung der Crinoline-Kleider gebe, daß aber die Zeugenaussagen über die Sperrung des Weges maßgebend und zur Warnung einstweilen die Strafe von 5 Dollars auferlegt sei. Die Dame zahlte diese Strafe und entfernte sich mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen.

— Kentuky. In Louisville überfiel der Redakteur der Zeitung „Journal", Prentice, den Mitredakteur des „Courier", Dr. Durrett, am 21. Juli auf offener Straße, wobei zwischen beiden Pistolenschüsse gewechselt wurden, von denen der eine den Begleiter des Prentice, der andere Dr. Durrett traf. Die Veranlassung gab ein im „Courier" veröffentlichter Zeitungsartikel. Die beiden Kämpfer wurden gegen eine Kaution von 3000 Dollars in Freiheit gesezt.

— Texas. Ein junger Dorfschullehrer wagte es, einem zwölfjährigen Rangen, der bereits den jungen Mädchen in der Schule grobe Schmach anthat, einige Ruthenstreiche zu versezen. Dafür stürmte der Vater des Buben sammt vier erwachsenen Söhnen in das Schulzimmer und zerfleischte den unglüklichen jungen Mann förmlich mit Dolchstichen. Das Gericht legte dem ruchlosen Mörder nur die Bestellung einer Bürgschaft von 4000 Dollars auf. Will er diese Summe verwirken, so kann er ganz frei ausgehen.

— Minnesota. Die Indianer-Unruhen in Minnesota sind im Zunehmen. Selbst der Bau der Fahrstraße nach Kalifornien hat in Folge dessen eingestellt werden müssen. Es scheint ein Krieg gegen die Sioux zur Nothwendigkeit geworden zu sein. — Der Grund dieser Indianerunruhen liegt in der Weigerung der Regierung, die schuldigen Jahresgelder auszuzahlen, und man meint, daß, wenn die Regierung auf ihrer Weigerung beharre, es leicht zu einer allgemeinen Erhebung der Indianerstämme des Nordwestens kommen kann.

— Utah. Der Mormonenprophet Brigham Young scheint die Segel streichen zu wollen. Er hat dem Präsidenten einen sehr zahmen Artikel aus der unter seinem Einfluß stehenden Zeitung zugesandt, welcher sich sehr unterwürfig ausläßt.

— Kansas. Der Ottawa-Stamm der Indianer in Kansas hat mit dem Kommissär der Indianer-Angelegenheiten einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie ihre Ländereien zu gleichen Theilen unter sich vertheilen. Eine Klausel verbürgt, daß sie nach der Ratifikation des Vertrages Bürger seien.

Kanada. Ein ansehnlicher Theil der Auswanderer nach dem Westen der Vereinigten Staaten nimmt jezt den Weg über Kanada. Nach dem Bericht der Einwanderungsagenten zu Hamilton in Westkanada kamen dort im Juni 9414 Einwanderer an, wovon nur 2193 in Kanada blieben, die übrigen nach den Vereinigten Staaten gingen. Seit dem 1. Januar kamen in Hamilton 21,982 Einwanderer an, wovon 19,432 nach den Vereinigten Staaten weiter reisten.

Südamerika. Guyana. Wie in Französisch-, sollen auch in Englisch-Guyana (Demarara) Goldlager entdekt worden sein. Die Bewohner der Kolonie geriethen dadurch in große Aufregung.

Afrika. Algerien. (Gewerbsfreiheit.) „Durch kaiserliches Dekret vom 5. August ist es dem Herrn J. Imbert gestattet, zur Anlegung einer Getreidemühle sich des Wasserfalles über den Wed-Reghaia, im Departement Algier, zu bedienen." So meldet der Moniteur, der hiermit einen neuen Beitrag zur „freien Hand" bei der algerischen Kolonisation liefert. Ohne kaiserliches Dekret darf in Algerien kein Bächlein zu einem Triebrade benuzt werden.

Feuilleton.

Der entdekte Mord.

(Aus „Wigwam und Hütte". Erzählungen aus dem Westen Amerika's von W. G. Simms. Aus dem Englischen von Fr. Gerstäcker.)

(Schluß.)

Fünftes Kapitel.

Jakob Grayling, der unerschrokene, unermüdete Verfolger des Verbrechers, fand indessen während dieser Nacht keine Ruhe. Die Aufregung, in der er sich befand, theils durch den Kummer über das Schikfal seines edlen, tapfern, jungen Freundes, theils durch die Freude, die er in seinem Herzen über den angenscheinlichen Erfolg seiner schmerzlichen Aufgabe empfand, ließen ihn kein Auge schließen; mit Tagesgrauen hatte er schon sein Lager verlassen und seine Seele war nur von der Verfolgung dessen erfüllt, was er als heilige Pflicht gegen seinen Freud ansah. Wir werden ihn nicht auf seinen Gängen durch die Stadt, bei seinen Beschäftigungen während der folgenden Tage begleiten, bis ihn endlich der Beginn richterlicher Untersuchung des von ihm entdekten und gefangenen Mannes wieder in die höchste Aufregung versezte.

Macnab oder Macleod — vielleicht waren beide Namen gleich falsch — hatte, nachdem er sich von seinem ersten Entsezen erholt, einen Advokaten zu seinem Beistand genommen, eine von jenen käuflichen, scharfsinnigen und niedrig denkenden Seelen, die wohl in jeder Stadt zu finden und mit gleichem Eifer dem Sünder wie dem Heiligen zu dienen bereit sind, vorausgesezt, daß Beide mit gleicher Freigebigkeit belohnen.

Der Gefangene wurde endlich vor Gericht geführt und dort von seinem Anwalte Manches versucht, seine Freilassung zu erlangen. Er behauptete unter anderm, daß vom Gerichte zuerst bewiesen werden solle, jenes angebliche Opfer, Major Spencer, sei wirklich todt, denn ein Verbrechen müsse erst vorliegen, ehe man einen Menschen wegen muthmaßlicher Begehung desselben einkerkern, verhören und bestrafen könne. Der Redner machte sich auch dabei nicht wenig über die Geistergeschichte des jungen Grayling lustig.

In jenen Zeiten wurde indeß der Glaube an Geister noch nicht so verworfen wie heut zu Tage, und der ehrwürdige Richter war einer von den achtbaren Leuten, welche noch Achtung vor dem Glauben ihrer Vorfahren hatten. Obgleich er aber gewiß auf dies Zeugniß hin Macleod nicht würde haben hängen lassen, so fand er doch in allen Umständen Grund genug, seine gegenwärtige Verhaftung zu rechtfertigen. Inzwischen versuchte man den Aufenthalt Major Spencer's zu erfahren; — doch selbst wenn dieser nicht zu ermitteln, meinte Macleods Advokat, sei damit noch nicht bewiesen, daß er todt wäre.

Wenn nun auch der Richter nicht ganz derselben Meinung war, und mehremale deutlich zu verstehen gab, wie schon Leute eines Mordes wegen gehangen worden, während der ermordet Gesagte nicht allein nicht todt, sondern nicht einmal verwundet gewesen, so konnte das doch den regelmäßigen Gang der Gesezе nicht ändern, und Grayling sing an nachgerade mit dem langsamen Fortgang der Sache sehr unzufrieden zu werden, wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, daß Alles nur deßhalb geschah, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Nur begriff er das ganze Verfahren nicht recht, und besonders kränkten ihn die Anspielungen von Macleods Advokaten, die darauf hatten hinwirken sollen, ihn lächerlich zu machen. Er war jezt auch entschlossen Alles aufzubieten was in seinen Kräften stand, die Sache zu fördern, und demgemäß bemühte er sich zuerst den Leichnahm seines gemordeten Freundes zu suchen, dort nämlich wo er ihn vermuthete, in dem dunkeln, verhängnißvollen Sumpfdikicht in welchem er die Erscheinung gehabt.

Seine Mutter und Sparkmann, die indessen ebenfalls angelangt waren, billigten seinen Entschluß und Lezterer begleitete ihn, so wie sich ihm auch der Gerichtsbeamte, welcher den muthmaßlichen Verbrecher verhaftet hatte, anschloß.

Am Morgen des folgenden Tages, vor welchem Macleod sein erstes Verhör gehabt, machte sich Grayling denn auch schon auf den Weg, und sein Eifer wurde durch jede Verzögerung nur mehr angefeuert, bis er endlich, nach einem angestrengten Ritt, bald nach Mittag in die Nähe jenes Platzes kam, den er durchsuchen wollte.

Wie er sich aber mit seinen Gefährten dem Sumpfe näherte, wußten sie nicht, wo zuerst zu beginnen, denn die dichten, mit Schlingpflanzen durchwachsenen Gebüsche schienen jedes Eindringen unmöglich zu machen; Jakob ließ sich aber nicht abschreken, sondern führte seine Begleiter denselben Weg, den er in der Nacht wo er die Erscheinung gehabt genommen, und zeigte ihnen den Baum, an dessen Fuße er gesessen, als sich die übernatürliche Erstarrung seiner bemächtigt. Etwa zwanzig Schritt von da entfernt bezeichnete er ihnen die Stelle, wo ihm der Major erschienen war. Nach diesem Plaze suchten sie nun Alle vereint einen Durchgang zu bahnen. doch wurden sie gleich im Beginn durch die undurchdringlichen Schwierigkeiten so entmuthigt, daß selbst Jakob zu glauben begann, der Mörder habe mit seinem Opfer hier unmöglich einen Eingang finden können.

Aber sihe da, welch ein Wunder! als das wenigstens erschien es ihnen im ersten Augenblik; denn während sie entmuthigt und unentschlossen, nach welcher Seite sich zu wenden, dastanden, hörten sie plözlich Flügelschläge, und vom Mittelpunkte des Sumpfes, etwas weiter hinauf als der Fleck, wo sie hatten eindringen wollen, erhoben sich einige fünfzig Aasgeier, und ließen sich auf die Zweige der höheren Bäume nieder, welche das Gestrüpp überragten. Hätten die Leute aber die Lebensart dieser Vögel wirklich selbst weniger gekannt, so müßte ihnen die Beschäftigung, bei der sie aufgestört, dennoch deutlich genug durch große Bissen Fleisch verrathen worden sein, welche einige im Fluge mit sich genommen, und nun auf den Zweigen vollends zerrissen und verzehrten. Jakob stieß einen herzzerreißenden Schrei bei diesem Anblik aus, und versuchte die Vögel von ihrer gräßlichen Mahlzeit zu verscheuchen.

„Der arme Major!" war der unwillkürliche, angstvolle Ausruf des Jünglings. „Hat es dahin mit ihm kommen müssen?"

Ihre Nachforschung bekam durch diesen Umstand eine neue Richtung, und sie begannen dieselbe mit frischem Muth und Eifer. Endlich fanden sie eine Oeffnung, durch welche augenscheinlich vor Kurzem ein Körper von bedeutendem Umfange gedrungen war.

Die Zweige der niederen Bäume waren abgebrochen und das Buschwerk niedergetreten. Sie folgten dieser Spur, die Dichtigkeit der Gebüsche wurde immer geringer, bis sie an einen Weiher kamen, der von einer, mit Cypressen bewachsenen Fläche umgeben, ziemlich tief zu sein schien.

Am Rande dieses Teichs fanden sie den Gegenstand, welche die Geier herbeigelokt hatte, nämlich den Leichnam eines Pferdes, das Jakob sogleich als Major Spencer's Fuchs erkannte. Zwar war der Körper von den Raubvögeln schon sehr entstellt und zerfleischt, doch ließ es sich bei etwas genauer Betrachtung leicht entdeken, wie sein Tod von einem Feuergewehre herrühre. Zwei Kugeln waren grade über den Augen in den Schädel gedrungen, von denen jede einzelne schon tödtlich gewesen

sein mußte. Der Mörder hatte das Pferd hierhergeführt und es erschossen.

Lange suchten sie jezt, und immer vergeblich, nach dem Herrn des Thieres, bis endlich Jakob, inmitten eines Haufens Moos und Schilfgras, an der Seite eines umgestürzten Baumes, dessen Zweige in das Wasser hingen, etwas Weißliches entdekte was seine Aufmerksamkeit fesselte. Er stieg über den umgefallenen Stamm, den Gegenstand zu erreichen, und erkannte nur zu bald die Hand und den Arm seines unglüklichen, schändlich gemordeten Freundes.

Er ergriff sie und zog mit Hülfe seines Onkels den Körper auf das Trokene. Sein Kopf war sehr entstellt und der Schädel hatte mehrere Brüche, die augenscheinlich von heftigen Schlägen mit einem harten Instrument herrührten, und ihm hauptsächlich von hinten beigebracht worden waren. Bei näherer Untersuchung fand man auch eine Schußwunde im Unterleibe, in deren Folge er wahrscheinlich vom Pferde gestürzt war. Die Verlezungen des Kopfes schienen fast überflüssig gewesen, und zeugten nur von des Mörders Entschlossenheit, seiner Sache ganz gewiß zu sein. Doch als ob die Vorsehung jeden Zweifel beseitigen wollte, der sich der Ueberführung des Verbrechers noch entgegenstellen könnte, entdekte der Gerichtsbeamte plözlich den Kolben des abgebrochenen Pistols, welches man in Macleod's Koffer gefunden. Er lag am Rande des Teiches, aus welchem Jakob und sein Onkel den Leichnam des unglüklichen Majors zogen, und sie erkannten zugleich in demselben den Gegenstand, mit dem sein Schädel zerschmettert worden.

„Beim Himmel!" sagte der Richter, als ihm diese Beweise vorgelegt wurden, „hier kann kein Zweifel mehr stattfinden. Meine Herren von der Jury, wenn dieser Mann, Macleod oder Macnab, nicht den Major Spencer ermordete, so habt Ihr oder ich es gethan; entscheidet darum, wer es war. Habt Ihr irgend einen Zweifel, so gebieten Gerechtigkeit und Gnade, daß dem Gefangenen die Wohlthat desselben zu Gute komme; doch bei Gott, wenn Ihr den unschuldig findet, so könnten wir Alle der That verdächtig werden."

Es ist kaum nöthig, hinzuzufügen, daß die Jury einstimmig, ohne lange Berathung, ihr „Schuldig" aussprach, und Macnab oder Macleod wurde, es war im Jahre 178—, zu Charlestown gehängt.

„Du siehst daraus," sagte meine Großmutter ernst, „wie Gottes Vorsehung keinen Mord unentdekt und keinen Mörder ungestraft läßt. Der Geist des Ermordeten mußte erscheinen, das Verbrechen zu verrathen und den Verbrecher zu entdeken, da es auf andere Weise nicht möglich gewesen wäre. Hätte Jakob nicht die Erscheinung gehabt, so würde Macnab nach Schottland zurükgekehrt sein, und vielleicht bis zum heutigen Tage von dem Gelde gelebt haben, welches er dem unglüklichen Major abgenommen."

Als die alte Dame ihre Geistergeschichte beendigt, die sie um meines Vaters Unglauben an dergleichen Erscheinungen zu bekämpfen, vielleicht zum fünfzigsten Male erzählt hatte, nahm Lezterer den Faden derselben auf.

„Und nun, mein Sohn," sagte er, „nachdem du Alles gehört was Deine Großmutter über die Sache gesagt, will ich fortfahren, um Dir klar zu machen was Du davon zu glauben hast und was nicht. Es ist wahr daß Spencer von Macnab ermordet worden, daß Jakob dies entdekte, den Leichnam fand und den Verbrecher der Gerechtigkeit übergab. Die Ursache des Mordes war dabei ebensowohl sich in den Besiz des Geldes zu sezen, das er bei Spencer vermuthete, als auch der Haß, den er gegen einen Mann hegte, der so kühn und tapfer an den Gränzen von Cord-Carolina eine Abtheilung Schotten vernichtet hatte, zu der auch Macnab gehört. Die Geistererscheinung aber war nur das Werk einer aufgeregten Einbildungskraft. Jakob sah in der Wirklichkeit keinen Geist, dieser stand nur vor seinem innern Auge, und obgleich die Sache selbst merkwürdig genug ist, so läßt sie sich doch auf diese Weise ganz natürlich erklären."

Meine Großmutter stimmte hiemit keineswegs überein.

„Wie kam es denn, daß er den Geist gerade am Rande des Dikichts erblikte wo der Mord vollbracht war, und wo der Leichnam des Gemordeten noch lag?"

Mein Vater beantwortete diese Frage nicht gradezu, sondern fuhr fort:

„Daß Jakob Grayling ein scharfsinniger, ungestümer Jüngling war wissen wir, liebe Mutter. Er hatte ein sanguinisches, vorwärts strebendes, heftiges Temperament, er war großmüthig, und stets bereit zu helfen. Was er that, that er ganz, schnell und kühn, und keine Hindernisse konnten ihn zurükschreken; ja im Gegentheil, er freute sich der Schwierigkeiten, um sie zu überwinden. Was er in seiner Seele aufgenommen, beschäftigte und erfüllte ihn ganz, und so war denn nichts natürlicher, als daß er, nach dem Abschiede von seinem Freunde, fast nur an ihre lezte Zusammenkunft und die große Entfernung dachte, welche sie jezt trennen sollte. Das langsame Vorwärtskommen des Wagens, dem er sich anzuschließen genöthigt war, ermüdete und verstimmte ihn, und gab seinen Gedanken völlige Gewalt über seine Seele."

„Als er nun am Abend des nächsten Tages nach dem Hause kam, wo, wie er erwartet, der Major die vergangene Nacht zugebracht, überraschte es ihn natürlich zu hören, daß nur der Schotte Macnab dort geschlafen habe. Er sagte mehrere Male zu sich selbst: „sonderbar, wo mag doch der Major geblieben sein?" Ihm trat nun wieder der Charakter des Schotten, der Eindruk, den er auf ihn, auf seinen Onkel, auf Alle gemacht, die Ueberzeugung, die sie gehabt, daß derselbe, trotz seiner entgegengesezten Behauptung, ein Tory sei, vor die Seele. Dieser Betrachtung folgte natürlich der Gedanke an die Unsicherheit der Landstraßen, an die Gefahr, der der Reisende von den vielen Herumstreichern ausgesezt sei, und an die vielen Verbrechen, welche in jener Zeit begangen worden. Seine Aufgabe, den Wald zur Sicherheit ihres Nachtlagers zu durchspähen, war dabei ganz geeignet seinen Gedanken neue Nahrung zu geben. Wenn diese Vorsicht schon für nöthig erachtet wurde, Leuten, so arm wie sie waren, die gehörige Sicherheit zu verschaffen, wie viel nothwendiger mußte sie für einen so reichen Mann wie Major Spencer gewesen sein. Er erinnerte sich nun der Unterhaltung, die er mit dem Major am Feuer gehabt, während sie den Schotten schlafend glaubten. Wie natürlich war es, jezt zu denken, daß er gewacht und gehört hatte was sie über Spencer's Reichthum gesprochen. Allerdings hatte Lezterer mit mehr Vorsicht als Jakob versichert er führe nur so viel Geld bei sich, als er brauche um damit die Stadt erreichen zu können, doch war dies eine gewöhnliche List der Reisenden in jenen unsichern Gegenden, und daß Macnab ein Mensch war, dem man nicht trauen durfte, darüber hatten ja Alle ziemlich einerlei Meinung gehabt. Die Möglichkeit also, daß er den Major berauben, und wenn es ungestraft geschehen könnte, ermorden würde, lag nicht fern."

„Die Runde, welche der Jüngling um das Sumpfdikicht machte, die Bemerkung, daß es sich bis an die Landstraße hindehnt, die dichte undurchdringliche Dunkelheit desselben, erwekte in seiner Seele den Gedanken, daß kein Ort geeigneter für ein solches Verbrechen sei. Die Landstraße verfolgte in düsterer Krümmung zwei Drittel dieses undurchdringlichen Dikichts, und ein im Hinterhalt liegender Feind konnte den Reisenden bis auf zehn Schritte herankommen lassen, um seines Opfers recht sicher zu sein."

„Wir haben aus dem Vorhergehenden gesehen, daß Jakob's thätiger und scharfsinniger Geist nach und nach zu der Ueberzeugung gekommen: Major Spencer's muthmaßlicher Reichthum sei geeignet gewesen einen Verbrecher zu reizen, die Gegend mit Räubern erfüllt, und Macnab Einer von diesen; dies Sumpfdikicht dabei der Ort, wo eine blutige That am leichtesten begangen und am leichtesten verborgen werden könne; und der Umstand, welcher dieser Folgerung die meiste Gewißheit gab, war daß Major Spencer die Herberge nicht erreicht, wohl aber Macnab die Nacht dort zugebracht hatte."

„Unter diesen Gedanken vergißt der Jüngling Gränzen und Zeit seiner Nachtwache, woraus wir allein schon abnehmen können, wie aufgeregt seine Phantasie war. Er schreitet vorwärts, weiter und weiter, bis er in gänzlicher Körpererschöpfung unter einem Baum niedersinkt und einschläft."

In seinem Schlaf aber nehmen seine Gedanken Form und Leben an, und was vorher nur Muthmaßung war, wird wirkliche Thatsache. Er erblikt das Bild seines Freundes; und schon dadurch, daß Spencer ihm sagt, er sei von Macnab ermordet, aber nicht erwähnt auf welche Weise und durch welche Waffen, sollten wir uns überzeugen, daß es nur ein Traumbild gewesen, was ihm erschien. Er sieht ihn wohl bleich und geisterhaft und seine Kleidar mit Blut bedekt, sieht aber nicht seine Wunden und erkennt seine Züge deutlich. Wäre ihm aber der Geist in dem wirklichen Zustande erschienen, in dem später der Leichnam gefunden wurde, so hätte er die Gesichtszüge nicht erkennen können, so zerschmettert und entstellt waren sie, und seine Kleidung hätte mehr mit Schlamm und Wasser als mit Blut bedekt sein müssen."

„Es ist schwer," rief meine alte Großmutter aus, „Dich von etwas zu überzeugen, was Du nicht gesehen hast. Du bist wie der ungläubige Thomas in der heiligen Schrift. — Wie willst Du aber das erklären, daß Jakob wußte, Macnab sei am Bord des Paketschiffes in Charlestown."

„Das ist nicht schwieriger zu erklären als das Uebrige, wenn wir uns des Zwiegesprächs erinnern, das Jakob und Major Spencer während der Nacht am Feuer führten, und wobei der Leztere erzählte, er stehe in Begriff mit dem Paketschiffe, welches in Charlestown von Anker liege, nach England zu segeln. Das Alles hörte Macnab auch."

„Zugegeben," erwiederte die alte Dame, so beweist die Absicht, daß Major Spencer mit diesem Paketschiffe nach England gehen wollte, doch noch nicht daß der Mörder dasselbe thun werde."

„Was war aber wahrscheinlicher? Jakob wußte, daß Macnab ein Britte und fühlte sich überzeugt, daß er ein Tory sei, der natürliche Schluß blieb also, daß er sich schwerlich lange in einem Lande aufhalten würde, wo seine Landsleute gerade zu der Zeit in beständiger Sorge um ihre eigene Sicherheit leben mußten. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Macnab eben so gut von der Anwesenheit des englischen Paketschiffes und dessen naher Abfahrt unterrichtet war wie der Major. Ohne Zweifel hatte seine Reise denselben Zwek, und hätte er Spencer nicht ermordet, so würden Beide in Gesellschaft nach Europa gesegelt sein. — Mochte er nun vorher schon die Absicht gehabt haben, oder war es ein späterer Gedanke, nachdem er von dem Major das Schiff erwähnen gehört, dasselbe zu benuzen, um sich mit seinem Raub in Sicherheit zu bringen, so blieb es auf jeden Fall die richtige Folgerung Jakob's, ihn, den er einmal in Verdacht hatte, auch dort zu finden."

„Die ganze Geschichte ist eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten, die sich zufällig bestätigten, und wenn irgend etwas dadurch bewiesen werden soll, so kann es nur das sein, daß Jakob ein scharfes, richtiges Urtheil und eine lebhafte, kühne Phantasie hatte. Eine solche lebhafte Einbildungskraft mit Verstand gepaart und von andern Geistesfähigkeiten begleitet, nennen wir Genie. Nur das Genie sieht Geister, und Jakob war ein Genie; übrigens, mein Sohn, hatte er keine anderen Erscheinungen als die seiner eigenen Phantasie."

Ich hörte meinem Vater, obgleich sich dieser alle Mühe gab eine Quelle meiner größten Freude zu zerstören, geduldig bis an's Ende zu; brauche jedoch wohl nicht hinzuzufügen, daß ich trozdem fortfuhr mit meiner Großmutter auf einer Geistereristenz zu bestehen, und die Philosophie zu verwerfen, denn es schien mir viel leichter das Eine zu glauben, als das Andre zu begreifen.

Inserate und Anzeigen.

Für den französischen Sprachunterricht!

So eben ist bei Leonh. Pitz in Chur erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

KRATZER, H. L., Exercices gradués pour servir à l'enseignement de la langue française dans les classes inférieures. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée d'un recueil de poésies et d'un vocabulaire. Auch unter dem Titel: Französisches Uebungsbuch zum Gebrauche der untern und mittleren Klassen in Gymnasien und Realschulen. Mit Genehmigung der bündnerischen Erziehungsbehörde herausgegeben. Zweite, verbesserte, mit einer Sammlung von Gedichten und einem Wörterverzeichnisse vermehrte Auflage. 19½ Bogen gr. 8. geh. 2 Fr. 15 Rp.

Diese zweite Auflage zeichnet sich vor der ersten durch eine größere Präzision sowohl in Bezug auf die Auswahl der betreffenden Beispiele als die stufenweise Anordnung des gebotenen Sprachstoffes; ferner, durch eine größere Reichhaltigkeit in Gebiete der Beschreibungen und Erzählungen im zweiten Theile; durch Beifügung eines möglichst gewählten und mannigfalt gen poetischen Anhangs, sowie eines vielseitig gewünschten Vokabulars vortheilhaft aus. Die Verlagshandlung hofft, daß die anerkannte Brauchbarkeit dieses Lehrmittels, welches der Jugend der beiden Konfessionen ohne Bedenken in die Hände gelegt werden darf, sich durch eine immer größere Verbreitung stets erfreulicher bewähren werde.

Neue Geographie der Schweiz für Schulen!

Im Verlag von Leonh. Pitz in Chur ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Cassian, Dr. H., Geographie der schweizerischen Eidgenossenschaft für Schule und Haus. 11½ Bogen 8. Mit einer lithogr. Tafel. geh. 1 Fr. 50 Rp.

Diese neue Arbeit des auf dem geographischen Gebiete rühmlichst bekannten Herrn Verfassers verdient die ganze Aufmerksamkeit des lernenden und lesenden Publikums. Während die erste Abtheilung den geographischen Stoff in äußerst praktischer Weise vertheilt und behandelt, bietet die zweite dem Freunde schweizerischer Zustände folgendes wichtige Material: die historisch-geographische Entwiklung, die neue Bundesverfassung, das Militär-, Finanz-, Zoll- und Postwesen nebst den Entschädigungen an die Kantone, die Telegraphen und Eisenbahnen der Schweiz. Niemand wird diese Mittheilungen unbefriedigt aus der Hand legen.

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 38. | Samstag den 19. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

Entwurf eines Gesezes, die Agenturen für Auswanderer betreffend.

Der Bundesrath, in der Absicht, die Auswanderer rüksichtlich der Erfüllung der von den Agenturen gegen dieselben eingegangenen Verbindlichkeiten sicher zu stellen, verordnet, was folgt:

1.

Jeder, der als Spediteur, Agent, oder Bevollmächtigter eines solches, mit Personen, die aus der Schweiz nach fremden Ländern auswandern wollen, Verträge über deren Transportirung und Reiseunterhalt abschließen will, hat hiefür um eine Konzession bei der betreffenden Kantonsregierung einzukommen.

2.

Zur Erlangung einer solchen Konzession ist erforderlich:

a) Genügender Ausweis über guten Leumund, bürgerliche Ehren und Zahlungsfähigkeit.

Anmerkung. Guter Leumund und Rechtschaffenheit sind die nichtigsten Erfordernisse, die ein Auswanderungsagent besizen soll. Wo diese Eigenschaften vorhanden sind, bieten sie dem Auswanderer mehr Garantie, als alle Kautionen und Verträge, weßhalb mit größter Strenge auf die Erfüllung dieser Vorschrift gehalten werden soll.

b) Insofern der Bewerber nicht selbst im Kanton niedergelassen, Nachweis oder Verzeigung eines Wohnsizes im Kanton mit der Verpflichtung, für alle eintretenden Rechtsstreitigkeiten vor hierseitigen Gerichten Rede zu stehen.

c) Leistung einer annehmbaren Real- oder Personal-Kaution im Betrage von 50,000 Franken bei dem Staate.

Wo Real-Kaution stattfindet, ist selbe bis zur Erschöpfung oder Rükzahlung zu 4 Prozent verzinsbar. Die Rükzahlung geschieht erst 6 Monate nach Aufhebung oder Entziehung der Konzession.

Anmerkung. Die Kaution ist deßhalb nicht höher gestellt, weil eigentlich diese Maßregel mehr nur dazu dient, zu verhüten, daß nicht jeder hergelaufene Schwindler eine Agentur betreiben kann, als dafür, um den Auswanderern und Behörden Sicherheit wegen richtiger Einhaltung der Verträge zu bieten. Zu ersterem Zwek genügt auch die ausgesezte Summe vollkommen, währenddem in Betracht der Summe, mit welchen die Agenten verkehren, zu lezterem Behufe eine Kaution ganz illusorisch ist, wenn sie jenen Betrag nicht wenigstens um das Zehnfache überschreitet.

d) Eingabe eines Schemas der zu gebrauchenden Ueberfahrts-Kontrakte, die im Sinne der unter Art. 6 detaillirt aufgeführten Stipulationen gefertigt sein müssen.

Anmerkung. Von Ausfertigung der Verträge auf Stempel und amtlicher Legalisation der Unterschriften haben wir deßhalb Umgang genommen, weil dergleichen Bestimmungen, ohne den Auswanderern im mindesten zu nüzen oder ihnen mehr Garantie zu geben, den Agenten nur Mühe und Auslagen verursachen, für welche sich natürlich diese Lezteren wiederum durch höhere Preise von den Auswanderern selbst entschädigen lassen. Die Auswanderung ist in lezter Zeit und streitbar zur Armensache geworden, und als solche soll sie also statt vertheuert und erschwert, erleichtert und beschüzt werden. Die Bestimmungen unter lit. d, e und f des Art. 2 sind die wichtigsten des ganzen Gesezes; d deßhalb, damit die Behörde prüfen kann, ob die Verträge den Anforderungen auch wirklich entsprechen und ob sie keine verfänglichen oder gefährdenden Klauseln enthalten; e und f, weil es sehr oft vorkommt, daß Individuen sich als Agenten ausschreiben, die gar nicht oder nur sehr unvollständig bevollmächtigt, und weil öfters selbst deren vorgebliche Rheder oder Expedienten zu einem solchen Gewerbe keine Befugniß haben oder, wenn dieses auch noch der Fall ist, sie sich für Einhaltung der durch ihre Bevollmächtigten abgeschlossenen Verträge nicht gehörig verpflichten. Wo diese lezztere Verpflichtung fehlt, ist auch nicht die mindeste Garantie vorhanden, denn die Agenten können auf solche Weise in den Fall kommen, beim besten Willen ihrerseits, die abgeschlossenen Verträge nicht halten zu können, wenn ihnen der Rheder aus irgend einem Grunde die Annahme der Passagiere verweigert.

e) Eingabe des, zwischen dem die Konzession verlangenden Agenten und seinen Expedienten oder Rhedern im Seehafen, abgeschlossenen Vertrages oder Vollmacht.

Diese Vollmachten oder Verträge dürfen keine Klauseln enthalten, welche den Vorschriften der gegenwärtigen Verordnung entgegen sind, und es muß in denselben genau fixirt sein, daß und in wie weit der Vollmachtträger berechtigt ist, bindende Verträge für seine Vollmachtgeber abzuschließen. Ferner müssen dieselben die unumwundene bestimmte Erklärung enthalten, daß die Vollmachtgeber sich verpflichten, alle von ihrem Bevollmächtigten abgeschlossenen Kontrakte anzuerkennen, und alle von ihm eingegangenen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten getreulich zu halten, insoweit es nämlich ihre überseeische Beförderung anbetrifft.

f) Hinreichender Ausweis, daß die Vollmachtgeber (Rheder oder Expedienten) ꝛc. nach den Gesezen ihres Wohnortes zur Beförderung von Auswanderern berechtigt sind, und den etwaigen, dafür bestehenden Vorschriften genügt haben.

3.

Speditions-Verträge behufs Auswanderung dürfen nur ausschließlich durch die von dem Bunderathe hiezu konzessionirten Personen, Gesellschaften oder deren Bevollmächtigten abgeschlossen werden.

Für Akkorde mit Auswanderern, welche durch andere als im Kanton konzessionirte Agenten abgeschlossen werden, wird von den Gerichten des Kantons kein Recht gehalten.

Spediteren oder Agenten, welche ohne Konzession in der Schweiz Auswanderungs-Verträge abschließen oder überhaupt Auswanderungs-Geschäfte, sei es in dieser oder jener Form, betreiben, werden von der betreffenden Kantonal-Behörde je nach Umständen mit einer Buße von 60 bis 200 Fr. für jeden einzelnen Fall belegt werden. Diese Geldstrafen fallen zur Hälfte dem Staate und zur Hälfte der Armenkasse derjenigen Gemeinde zu, in welcher eine Uebertretung dieser Gesezesbestimmung stattfand.

Anmerkung. Damit die Gemeindsbehörden dadurch, daß sie am Bestrafen der Winkelagenten Vortheil finden, deren Treiben um desto strenger überwachen.

4.

Jede konzessionirte Agentur darf nicht mehr als höchstens zwei Bevollmächtigte oder Unteragenten in jedem Kanton haben, für deren Geschäftsführung sie jederzeit verantwortlich ist. Diese Bevollmächtigte dürfen nur Männer von gutem Leumunde und in allen bürgerlichen Ehren und Rechten stehend sein, und müssen dieselben von der betreffenden Regierung vorerst genehmigt werden.

Anmerkung. Damit der Kanton nicht mit Agenten überschwemmt werde, von denen manche es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Leute ohne alles Bedürfniß zur Auswanderung zu animiren, und damit überhaupt eine bessere Kontrolle über die Agenturen ermöglicht wird.

5.

Jede Konzessions-Ertheilung, Genehmigung der Bevollmächtigten oder Unteragenten, Zurükziehung derselben ꝛc. soll in den Amtsblättern bekannt gemacht werden.

6.

Jeder konzessionirte Agent oder Bevollmächtigte ist verpflichtet, den mit ihm kontrahirenden Personen über die getroffene Vereinbarung einen schriftlich in Doppel ausgefertigten Reisevertrag zu behändigen.

Jeder Reisevertrag soll enthalten:

1) Genaue Angabe der sämmtlichen Reisekosten, die der Auswanderer an die Agentur, die Expedienten oder Gesellschaften zu bezahlen hat, wobei das sogenannte Kommunications- oder Hospitalgeld immer in der Vertragssumme inbegriffen sein soll.
2) Die Bezeichnung des Seehafens, in welchem die Verschiffung stattfinden soll, sammt Festsezung des Einschiffungstages; ferner Angabe der Schiffsgelegenheit, so wie alles dessen, was der Auswanderer in Folge Vertrages für sich und Familie auf dem Schiffe fordern kann.
3) Die Verpflichtung des Unternehmers zu gehöriger unentgeltlicher Verpflegung oder im Voraus festzusezender Geldentschädigung für jeden Tag, um welchen die vertragsmäßig bestimmte Abfahrt ohne Schuld des Auswanderers verzögert wird; mag diese Verzögerung durch Verschulden dritter Personen oder durch Zufall herbeigeführt worden

sein; ebenso die Verbindlichkeit desselben, den Auswanderer um die Vertragssumme an den festgesezten Ort zu liefern, wenn auch das betreffende Schiff aus irgend einem Grunde an der Reise oder deren Fortsezung gehindert wird.

4) Die Zusicherung hinreichender angemessener Beköstigung während der Reise, sowie die Verbindlichkeit zur Versicherung der Habe der Auswanderer während der Seereise, oder die bestimmte Erklärung des Auswanderers auf daherige Verzichtleistung.

5) Die Verpflichtung des Unternehmers oder Agenten in allen auf den Betrag bezüglichen Streitigkeiten nach der Auswahl des Auswanderers entweder vor den betreffenden Kantonalgerichten oder vor dem nächsten schweizerischen Konsul oder vor den zuständigen Gerichten des jeweiligen Aufenthaltsortes des Auswanderers Recht zu nehmen und zwar unter Verzichtleistung auf alle Einreden, die auf allfällige später im In- oder Auslande abgeschlossene, den vorstehenden Bedingungen zuwiderlaufende Verträge gegründet werden sollten.

7.

Jeder Konzessions-Inhaber, so wie dessen Bevollmächtigte oder Agenten sind gehalten, eine genaue Kontrolle mit fortlaufender Nummer über alle abgeschlossenen Verträge zu führen. Diese Kontrolle muß den Tauf- und Familiennamen der Auswanderer, deren bisherigen Wohn- und Heimathort, den Tag des abgeschlossenen Vertrages, den Tag der Abfahrt von dem Einschiffungshafen, wo die Einschiffung stattfinden soll, enthalten. Dieses Verzeichniß muß auf Verlangen der kompetenten Behörde derselben jederzeit zur Einsicht vorgelegt werden.

8.

Jedem Agenten ist streng untersagt, Auswanderer zu spediren, welche nicht die gesezlichen Legitimations-Schriften, als: Päße, Wanderbücher, oder Auswanderungs-Erlaubnißscheine besizen.

9.

Alle Kolonisations-, Auswanderungs- und daherigen größeren Transport-Unternehmungen stehen unter spezieller Kontrolle der Direktion der Justiz und Polizei der Kantone, und es dürfen ohne deren ausdrüklicher Genehmigung keine öffentlichen Einladungen von Privaten oder Gesellschaften zum Anschluß an solche Unternehmungen ergehen.

10.

Widerhandlungen gegen dieses Gesez sind mit Entziehung der Konzession auf sechs Monate bis auf ein Jahr und einer Buße von 200 bis 300 Franken, sofern erschwerende Gründe vorliegen auch mit Zukung der Konzession, im Wiederholungsfall aber mit gänzlicher Entziehung der Konzession, einer Buße von 400 bis 600 Franken und falls der Agent ein Ausländer ist, überdieß mit Fortweisung aus der Schweiz zu bestrafen.

Jede Verurtheilung zu einer Strafe bedingt auch die Verurtheilung zum Schadenersaz

11.

Dieses Dekret tritt vom . . . . . hinweg in Kraft. Die Kantons-Behörden sind mit dessen Vollziehung beauftragt.

Ermahnung, namentlich an auswandernde ledige Frauenzimmer.

Die „Deutsche Gesellschaft von New-Orleans" sagt in ihrem lezten Bericht:

„Wir halten es hier nicht am unpassenden Plaze, Eltern und Andere, denen jugendliche Personen zur Beaufsichtigung anvertraut sind, darauf aufmerksam zu machen, daß sie während der Seereise ihre Wachsamkeit verdoppeln sollten. Die Fälle sind nicht selten, daß Mädchen, die im Einschiffungshafen das Schiff mit unbescholtenem Rufe betraten, gleich oder bald nach ihrer Ankunft hier die Folgen ihres Leichtsinnes während der Reise zu bereuen hatten, und von Stufe zu Stufe bis hinab in den Abgrund sanken."

Hört, hört, ledige deutsche Mädchen! Grabt diese Worte tief in Euer Gedächtniß und laßt das abschreckende Bild vor Euere Augen treten und zum schüzenden Engel werden, wenn die Versuchung in schmeichlerischer, täuschender und verlokender Gestalt an Euch herantritt. Verberget aber auch auf dem Schiffe Euere Reize züchtiger, als je, seid sittsamer und zurükhaltender in Worten und Handlungen von der Stunde an, in welcher Ihr unter allerhand fremde Menschen kommt, damit Ihr nicht zuerst Anlaß zum Aergerniß gebet. Man wird Euch durch allerhand Vorspiegelungen, die Anfangs ganz unschuldig scheinen, zu ködern suchen, denn die Langeweile, das nervenreizende Schaukeln des Schiffes, das fortwährende Genießen kräftiger und derber Speisen, ohne eine die Verdauung fördernde Arbeit — dieß Alles läßt auf verschiedene Mittel sinnen und vermehrt die Lust zu sinnlichen Ausschweifungen.

Es wurde uns schon früher erzählt, daß männliche Passagiere und sogar Matrosen auf Auswanderungsschiffen den Frauenzimmern vorschwazten: „auf dem Meere seien sie nicht empfänglich, die Salzwasserluft übe einen vor Folgen schüzenden Einfluß auf sie aus." Dieser böswillige Unsinn hat leider gar nicht selten die unglüklichste Wirkung gehabt.

Glaubt also den teuflischen Einflüsterungen nicht, von welcher Seite sie auch kommen und wie verblümt sie auch gegeben werden mögen. Weiset jede, Euern Ruf nur im Entferntesten gefährdende Annäherung fremder Männer von Euch, und zwar von vornherein und ganz entschieden. Zwingen kann und wird man Euch nicht, wenn Ihr Euch nicht successive übertölpeln laßt. Denkt keineswegs, mit der Gefahr sei es nicht so ängstlich, weil die vielen Augen auf dem Schiff, der enge Raum, in welchem es so eigentlich kein unbewachtes Pläzchen gibt, einen sicheren Schuz bildeten. Das ist nur scheinbar. Sobald Euere Sinne einmal rege gemacht sind, werden sie toller und toller und die Lügen werden so umfinstert, daß sie den hellen Tag für Nacht halten. Die Gelegenheit zur Sünde läßt sich nicht lange suchen; sie findet sich, wo man es erst nicht für möglich gehalten. Leidenschaft macht blind, und dieß gilt wohl vor Allem von der in geschlechtlichem Umgange. — Also hütet Euch vor ihr! Ihr werdet in der Aufregung freilich denken, Ihr seid nicht bemerkt worden; aber Ihr seid es in allen Fällen doch! Man hat Euch nur nicht von dem Abgrund reißen wollen, an den ihr schon zu nahe gegangen. — Aber den andern Tag, da werden Euere Nachbarn die Köpfe zusammensteken, und das Zischeln und Kichern wird beginnen, und so immer weiter, bis endlich das ganze Schiff von Euerm Falle weiß. O weh! könnet Ihr es dann ertragen, das Husten und Räuspern, das Neken und Sticheln, wo Ihr geht und steht auf dem engen Schiffe? Pfui, pfui! Jezt weint Tag und Nacht, wühlt das Gesicht in das harte Kopfkissen, um die Schaam zu verbergen, um den Angstschweiß hineinlaufen zu lassen, — die verlorene Ehre kommt nicht wieder, und Ihr wascht Euch nicht wieder rein, und wenn Ihr Euch in den Fluthen des unendlichen Meeres baden würdet!

Euer Schikal hat nun eine ganz unglükliche Wendung genommen. Hat der schwache Augenblik den gewöhnlichen Erfolg — welche Zukunft! Kommt Ihr ohne Angehörige drüben an, und findet Ihr dort auch keine, so werdet Ihr der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Last fallen und werdet betteln müssen. Und ein Glük noch, wenn Ihr auf der Bahn abwärts nicht noch tiefer sinkt, wenn Ihr Euch nicht — um Rettung zu suchen — in Bordelle flüchtet oder gar, was auch schon dagewesen, wenn Ihr nicht zum Verbrechen, zum Kindsmord greift.

Doch, malen wir die entsezlichen Folgen einer leicht zu vermeidenden Schwachheit nicht weiter aus.

Wir ermahnen Euch, auswandernde deutsche Mädchen, nochmals: **Seid auf Eurer Hut! Bewahret Euere Unschuld, Euere Ehre** — dann werdet Ihr in Amerika geachtet sein und es werden sich brave deutsche Männer genug finden, die in makellosen Frauenherzen gerne eine glükliche Heimstatt suchen. (D. A. Z.)

Die deutsche Kolonie Leopoldine in Brasilien.

Da die deutsche Auswanderung stets Nordamerika im Auge hat, und nur sehr wenige an die reiche Fülle von Brasilien denken, fühlen wir uns veranlaßt, Nachfolgendes dem deutschen Publikum nicht vorzuenthalten, und hoffen dadurch vielleicht manchem Irrthume vorzubeugen.

Auf unserer Rükreise von Rio de Janeiro machten wir im Mai 1857 auf dem der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft zugehörigen Steamer „Teutonia", kommandirt durch den Kapitän F. Malchin, die Bekanntschaft des Dr. Med. Tölsner aus Nordheim, der etwa 10 Meilen von Caravellas in den Urwäldern Brasiliens, anfangs ausschließlich als Arzt und später zugleich als Kaffeepflanzer lebte. Stets mit seinem Vaterlande in wissenschaftlicher Verbindung, hatte der Doktor nach einem Vierteljahrhundert seiner Abwesenheit von Europa beschlossen, für kurze Zeit dorthin einen Besuch zu machen. Seine naturhistorischen Forschungen, verbunden mit dem regen Interesse für die Fortschritte in den Wissenschaften, gaben ihm fortgezeit Veranlassung, reiche Sammlungen im Gebiete der Naturgeschichte anzulegen und seltene merkwürdige sowohl, als neue Exemplare von Indianerschädeln, Thieren u. s. w. nach der Universität Göttingen zu senden, die ihm für seinen Eifer lebhaften Beifall zollte und ihn zu fortgesezten Einsendungen resp. Vervollständigsbeiträgen aufforderte. Von diesem geistig regsam gebliebenen Arzte, dessen geachtete und zugleich nüzliche Stellung ihn zu gründlichen Beobachtungen in seinem freiwillig gewählten Exile aufforderte, erhielten wir folgende, die deutsche Kolonie Leopoldine in Brasilien (Provinz Bahia) betreffende Notizen, die wir um so weniger der Veröffentlichung vorenthalten, als Hr. Dr. Tölsner, als wahrheitsliebender Charakter, keinen andern Zwek dabei im Auge hat, als wir selbst, nämlich nüzliche Winke und Angaben, die Auswanderung und Uebersiedelung nach der deutschen Kolonie Leopoldine betreffend, hier möglichst sachgetreu auszusprechen.

Im Jahr 1818 wurde die Kolonie Leopoldine gegründet. Pedro Peyke, hamburgischer Konsul, mit ihm der Naturforscher Freireis, im Dienste der russischen Krone und der deutsche Ingenieur Baron v. Busch, waren die ersten, die mit geringen Mitteln und etwa einem Duzend Negern das schwere Werk der Urbarmachung und Ansiedelung begannen. Die Kolonie ist von dieser Zeit an in so blühendem Zustande, daß bereits im Jahre 1856 100,000 Arroben besten Caravellas-Kaffee erzielt wurden. Es würde indeß bedeutend mehr gewonnen werden, wenn deutsche Auswanderer ihren Zug zu dieser gesegneten Kolonie nehmen wollten, da die dort lebenden, etwa fünfzig, Pflanzer nicht im Stande sind, ihre ausgedehnten Ländereien zwekmäßig verwerthen und bearbeiten zu können.

Der Vortheil der Auswanderer besteht aber darin, daß sie auf der Kolonie Leopoldine gleich von Anfang an nicht, wie Andere ihres Gleichen, den schweren Arbeiten der Urbarmachung unterworfen sind, sondern durch das freundliche Entgegenkommen der bereits dort angesiedelten deutschen Kolonisten unterstüzt werden, und gegen mäßige Bedingungen als Hülfeleister oder Unterpächter anfangen können. Selbst wenn die Einwanderer einzig nur Kaffee pflüken wollen, dessen Einsammeln fast Dreiviertheil vom Jahre andauernd dort betrieben wird, so erhalten sie vom Ertrage der Kaffee-Ernte dann die Hälfte als Eigenthum. Da man nun annehmen darf, daß jeder Thätige per Tag 1—2 Arroben pflüken kann, eine Arrobe aber gleich 32 Pfund ist und, angenommen nach jezigen Brasilpreisen die Arrobe zu 4 Milreis oder 8 Mark Hamb. gilt, so kann durch die tägliche Arbeit 4 Mark oder 1 Thlr. 15 Sgr. Preuß. Cour. gewonnen werden, wobei die Arbeiter noch der Aussicht entgegengehen, nach Verlauf von 5—10 Jahren wohlhabend zu werden, welches gewiß weder eine übertriebene oder gar imaginäre Aussicht zur Gründung von Eigenthum und Glük darbietet.

Die Aussicht glüklichen Gewinnstes haben die Auswanderer von Caravellas um so mehr, da, wenn gleich bis jezt der Kaffee von Caravellas nur in geringen Quantitäten nach Europa ausgeführt wurde, er dennoch als bester brasilianischer Kaffee gilt, und mithin sogar auf dem Markte von Bahia den besten Preis hält, ein Beweis, daß die angegebenen Preise nur sehr gering angegeben sind.

Die Kolonie Leopoldine, durchströmt von dem Flusse Peruipe, ist außerdem so wasserreich, daß fast alle Viertelstunden ein kleiner Bach vorkommt; da, wo das Land höher liegt, bietet die Erdbeschaffenheit und Steinformation Aussicht zur Gewinnung von Eisenerz, sowie möglicher Weise auch andere Metalle. Der Boden ist überreich an Nuzhölzern der besten Art; Gemüse und Früchte bietet die Natur in Fülle; Zukerrohr, Canna und Baumwolle, sowie Reis und Tabak gedeihen herrlich. Die Jagd ist ergiebig. Zehn bis zwölf Säge- und Farinha-Mandioca-Mehl-Mühlen existiren jezt schon in Leopoldine, auch leben einige Zimmerleute daselbst, doch mangelt es noch an Handwerkern aller Art und würden solche nicht allein in der Kolonie, sondern auch in den nicht weit von derselben entfernt liegenden kleineren Städten hinreichend lohnende Beschäftigung finden. Selbst in den größeren Städten Brasiliens, wie Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco fehlt es auch noch an Handwerkern aller Art. Wenn man annimmt, was die Arbeitszeit von 6 bis 6 Uhr betrifft und inzwischen eine halbe Stunde zum Frühstük und außerdem zwei Stunden zum Mit-

tagessen ausfallen, so bleiben also 9½ Stunde zur Arbeitszeit übrig; für diese nicht übertriebene Arbeitszeit verdient z. B. ein guter Zimmer- oder Maurergesell 1 Milreis, welches über 20 Sgr. Cour. beträgt, ja sogar ein Maurerhandlanger verdient ½ Thlr. Cour. pr. Tag. Von allen andern Handwerkern verdienen nach Verhältniß der Kenntnisse die Leute eher mehr als weniger. Wir dürfen jedoch nur die rührigen Arbeiter, die ihr Fach verstehen, aufmuntern, ihr Glük in Brasilien zu versuchen, und sollten sie es dort nicht finden, so ist es einzig und allein ihre Schuld. Wir wiederholen es aber unserm Gewissen nach, daß nur verständige, ihres Handwerks mächtige Arbeiter gemeint sind. — Für die neuen Ankömmlinge ist der Arzt so wie die Apotheke frei. Die Kolonie liegt 200 Fuß über der Meeresfläche und kann das Klima in der That als sehr gesund bezeichnet werden.

In der lezten Zeit hat sich in Rio de Janeiro sowohl als in Bahia eine Aktien-Baugesellschaft gebildet, welche viele Arbeiter und namentlich Maurer ꝛc. gebraucht und bei der schon bedeutende Aktien gezeichnet sind. Was Rio de Janeiro betrifft, so sind wir persönlich mit den Ideen dieser Unternehmung bekannt. In Betreff Bahia's verdanken wir diese Mittheilung dem Hrn. Dr. Moniz, einem dort geborenen und ansässigen bekannten Manne, der selbst bei der Bau-Unternehmung sich betheiligt hat.

Die Bevölkerung von Leopoldine berechtigt schon zu der Hoffnung, daß durch die humane Behandlung der Coroados- und Tapuias-Indianer, welche die deutsche Kolonie umwohnen, das bereits gute Vernehmen fortbestehen wird. Die Indianer leisten den Kolonisten schon zuweilen einige Hülfe bei den Feldarbeiten, namentlich wurde auf dem Distrikte des Dr. Tölsner wider Erwarten hierin der glükliche Anfang gemacht, so daß es den Auswanderern mehr als der brasilianischen Regierung gelingen wird, diese Indianer in den Verband nüzlicher und fortschreitend intelligentbewußter Menschen zu stellen.

Durch die ausdauernde Mühwaltung der Einwanderer können solche mit Recht stolz darauf sein, daß selbst ohne die Mitwirkung und Unterstüzung der Regierung so Wesentliches angebahnt und geleistet zu haben, und verdanken sie bis dato nur dem Reichthume der üppigen Natur, nicht aber der brasilianischen Regierung ihr glükliches Gedeihen. Im Gegentheil, die Regierung von Brasilien bezieht ohne eine Ausgabe zur Unterstüzung der Kolonie jährlich 100,000 Arroben Kaffee, nach dem jezigen Ausfuhrzoll gering angeschlagen, 40 Couto de Reis für Ausfuhrzoll, was etwas 60,000 Mark Banco oder zirka 32,000 Thlr. Cour. beträgt.

Hoffentlich werden es nicht blos fromme Wünsche bleiben, wenn die deutschen Kolonisten in Zukunft einer energischen Mitwirkung und Hülfe der brasilianischen Regierung entgegen sehen, was leider bis jezt, traurig genug, ganz versäumt wurde. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die brasilianische Regierung es nicht daran fehlen ließ, Gelder anzuweisen, so sind diese doch so schlecht verwandt worden, daß weder Nuzen noch Gedeihen für die Kolonie daraus hervorgegangen sind. Neuerdings sind nun 6000 Conto de Reis von der Regierung für die Kolonien ausgeworfen worden, welche, wenn eine so bedeutende Summe zwekmäßiger und namentlich rechtlich gewissenhaft verwendet wird, gewiß Brasilien großen Nuzen bringen muß. Wir hoffen im aufrichtigen Interesse Brasiliens, daß durch den im Mai 1857 stattgefundenen Ministerwechsel dazu eher Hoffnung vorhanden sein möge.

Ehre macht es jedenfalls den deutschen Kolonisten in Leopoldine, daß sie in dem neuen Vaterlande mit wenigen Mitteln, seit etwa 40 Jahren zum Nuzen und Vortheile Brasiliens, die Kolonie so weit gefördert haben. Jedem arbeitsamen und rechtlichen Auswanderer nach Südamerika mag es aber zur Lehre und Aufmunterung dienen, lieber seine Schritte einer bereits blühenden Kolonie zuzuwenden, anstatt sich mit der Art in der Hand durch die Urwälder der neuen Wald durchhauen zu müssen, wobei der Muth auf eine zu große Probe gesezt und mancher tüchtiger Mann ausgerieben wird, ohne für sich oder seine Familie den Endzwek, Lohn für seine Mühe und eine gesicherte Zukunft, erreichen zu können.

Am billigsten ist die Reise nach Bahia, resp. Caravellas, von Hamburg aus mit den Dampfschiffen der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu machen, und thun die deutschen Auswanderer wohl daran, es nicht zu versäumen, sich mit Pässen bei dem von der hannoverschen Regierung zu diesem Zwek angestellten Konsul, Hrn. A. Gülzow in Hamburg, zu versehen,*) der sowohl wie Hr. Dr. Tölsner, ebendaselbst zu erfragen, denjenigen, die sich nicht direkt unter der Adresse: „An die deutsche Kolonie Leopoldine, unweit Caravellas in Brasilen" wenden wollen, gern Auskunft und Rath den deutschen Auswanderern ertheilen werden.

Am Bord des Steamer „Teutonia."
Otto Grashof, Geschichtsmaler in Köln.
(Allg. Ausw.-Ztg.)

*) Wir machen auf diese Anzeige unsere Leser aufmerksam, weil wir wissen, daß Hr. Gülzow ein sehr humaner Mann ist, der gern Auskunft ertheilt und Rath giebt. Wir können ihn daher Jedem empfehlen, der sich an ihn wendet. Die Red.

Verschiedenes.

Zwischen Hamburg und den Vereinigten Staaten ist ein Post-Vertrag abgeschlossen worden. Der Postdienst soll von den direkt zwischen beiden Städten fahrenden Dampfschiffen besorgt werden; Briefe von ½ Unze und darunter (ohne Frankatur-Zwang) zahlen 10 Cents; Zeitungen, die frankirt werden müssen, zahlen 2 Cents. Im Uebrigen gelten dieselben Tarif-Bedingungen, wie bei dem Post-Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Bremen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Es ist zweifelhaft, ob die Expedition gegen Utah vor dem nächsten Frühjahr stattfinden wird, da die gegen die Mormonen bestimmte Truppenabtheilung an äußerster Desorganisation leiden soll.

— Nach der N.-York Times grassirt dieses Jahr wieder die Kartoffelfäule in den Vereinigten Staaten.

— Die Bankerotte mehren sich. In Rochester hat das Bankierhaus Brecoster und Komp., in Boston die Firma Whitney und Hynes, die Zahlung eingestellt. In New-York haben in Folge des Bankerotts der Ohiokompagnie eine Anzahl von Häuser ihre Zahlungen eingestellt.

— In Chicago hat der Erfolg des „Dean Richmond" Veranlassung gegeben, eine zweite Bark für die directe Fahrt zwischen jener Stadt und Liverpool zu bauen, die jezt bereits unterwegs sein wird. Auch kam der Schooner „Madeira Peet" mit voller Ladung in Chicago von Liverpool an. Auch von Detroit aus hat sich die Barke „C. J. Kerschaw" in direkte Fahrt nach Liverpool begeben, und man erwartet sie im Oktober mit Töpferwaaren wieder zurük.

— (Ein gewichtiger Mann.) Glauben wir dem „Globe", so ist in Nordamerika der bedeutendste Mann der Welt gestorben: Hr. Miles Darden, der 7 Fuß 6 Zoll maß und mehr als 1000 Pfd. schwer war. 17 Mann bedurfte es, um die Leiche in den Sarg zu legen, zu dem 160 Fuß Bretter erforderlich, denn der Riese hatte einen Umfang von 6 Fuß 4 Zoll.

— (Morithaten.) In Harrison hat ein Deutscher einen andern Deutschen in Folge einer durch Kartenspiel verursachten Schlägerei erstochen. In Clarkson versuchte eine Frau, die seit längerer Zeit an Geistesstörung litt, ihre drei Kinder durch Eingießen von heißem Wasser in die Ohren zu tödten. Das jüngste, 3 Monat alte Kind wird wahrscheinlich nicht wieder aufkommen. In Pittsburg verwundete ein Amerikaner einen deutschen Arbeiter in einer Sägemühle, indem er ihm unversehends mit einem schweren Kloben Holz den Schädel einschlug. In Neversink (New-York.), wurde einem jungen Manne, wahrscheinlich durch einen Mitbewohner des Hauses, im Schlafe die Kehle abgeschnitten. In Green-Bille wurde ein Lehrer von dem Vater und den Brüdern eines seiner Zöglinge ermordet. In Shelbville hat ein furchtbarer Raubmord stattgefunden. Der Hausherr wurde erschlagen im Bette gefunden, seine Frau und sein Sohn wurden schwer verwundet. In Indiana ist eine Falschmünzerbande entdelt worden, welche hier, wie in Ohio und Kentuky angesehene Leute zu Mitgliedern zählte.

— New-York. Abermals ist ein Ereigniß vorgefallen, welches ein Zeugniß für den heillosen, verbrecherischen Leichtsinn ablegt, mit welchem die New-Yorker Fähr-Etablissements administrirt werden. Am Sonntag Morgen rannte das von der Pek Slip Fähre nach Williamsburg fahrende Boot „Niagara" einen Nachen über den Haufen, in dem sich fünf Knaben befanden. Leztere hatten die Geistesgegenwart, in's Wasser zu springen, jedoch war auf der „Niagara" kein Boot vorhanden, welches zu ihrer Rettung herabgelassen, kein Rettungsapparat, der ihnen zugeworfen werden konnte, und nur durch die Hülfe der Passagiere, welche ihnen ihre Röke und andere Gegenstände, an die sie sich klammern konnten, hinreichten, gelang es, sie dem Wasser zu entreißen. Die alte Williamsburger Kompagnie trifft also nicht die mindeste Vorkehrung für den Fall eines Unglüks, und doch kann ihren Booten, die den längsten Weg zurüklegen müssen und die Mehrzahl der übrigen Linien kreuzen, am allerleichtesten etwas passiren. Für ein wahres Spottgeld lassen sich die nöthigen Apparate anschaffen; die Compagnie zieht es aber vor, einer armseligen Ersparniß wegen fortwährend das Leben Hunderter auf's Spiel zu sezen. Ueberhaupt hat diese Gesellschaft viel auf ihrem Gewissen. Dem elenden Zustand ihrer Boote und Wartezimmer, der Unregelmäßigkeit und Unzuverläßigkeit ihrer Fahrten ist es zuzuschreiben, das Williamsburg von einem großen Theil seiner Bewohner verlassen wird und der Grundwerth dort in fast unglaublicher Weise sinkt. Dabei ist es notorisch, daß diese Linie wegen des enormen Wagenverkehrs von allen die besten Geschäfte macht. Die Behörden thun nichts, um die Kompagnie zur gewissenhaften Pflichterfüllung zu zwingen, und wegen des bestehenden Mangels war das Publikum ihr noch vor Kurzem wehrlos preißgegeben. Jezt aber, nach dem Auftauchen einer Oppositionslinie, die in ihrem eignen Interesse bessere Einrichtungen getroffen hat, besizt es die Macht, eine Aenderung herbeizuführen. Möchte den schmuzigen Filzen bald auf eclatante Weise gezeigt werden, daß sie nicht die Herren, sondern die Diener des Volkes sind. (Cr.-Z.)

— (Armenwesen.) In dem mit dem 31. Juli abgelaufenen Jahre empfingen im westlichen Distrikt von New-York 2274 Familien Unterstüzungen von den Armenpflegern. Die meisten derselben, nämlich 1519, sind irische Familien. Die Zahl der unterstüzten deutschen Familien belief sich auf 70. Wenn bei der Vertheilung der Unterstüzungen keine Parteilichkeit obwaltet, so ist dies ein günstiges Zeichen für die Deutschen in New-York, welche in jenem Distrikt zahlreich vertreten sind.

— Illinois. (Eine Proletarie Familie.) Die Illinois Staats Zeitung schreibt aus Chicago den 6. August. Kaum hat sich das Grab über den Resten der von ihrem Verführer indirekt gemordeten Regnat Lawson geschlossen, als ein neuer Fall aus den untersten Schichten der Gesellschaft uns mit neuen Schauern erfüllt. An Griswoldstraße, zwischen Polk und Harrison, in der Nähe des Michigan Southern-Depots, befindet sich ein Doppel-Framehaus, von armen Familien bewohnt. Im Hinterzimmer des ersten Stokes wohnte eine alte, fast 80-jährige Frau mit einem erwachsenen Sohne, Georg Diedrich, und einer früher verheiratheten Tochter, Elisabeth Sharp. Leztere hat zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von etwa 8 Jahren, die sich mit Betteln beschäftigen. Sie selbst wäscht für andere Leute. Georg humpelt und sucht Lumpen zusammen, ist fast jeden Tag in Wisky betrunken und macht dann zu Hause viel Spektakel. Die Leute kamen vor drei Jahren aus Baden hieher. Elisabeth hat bereits zwei Männer gehabt und strebt nach einem dritten, einem deutschen Bauschreiner. In dem erwähnten Hause leben sie seit einigen Monaten. Um 1 Uhr Dienstag Mittag wurden die in der Nähe wohnenden Leute durch Lärm aus dem Hinterhause aufgeschrekt. Da dergleichen jedoch gewöhnlich, hatte man weiter keine Acht darauf. Eine oder zwei Stunden später erzählte ein Kind einer über den Diedrichs wohnenden Frau einem Nachbar, daß die alte Mrs. Diedrich todt sei, daß Georg Diedrich sie mit einem Messer getödtet. Der Nachbar ging hinauf in das Haus und wurde von Mary, der Tochter der Elisabeth Sharp, ähnlich berichtet. Er machte hinrauf Anzeige bei der Polizei und Daniel M'Carthy verhaftete Georg und Elisabeth Diedrich. Vor diesem hatte die Tochter der Alten bei Storr Foote, dem County Sup., sich eine Ordre auf einen Sarg erwirkt, und sie wurden verhaftet, als sie eben Anstalt machten, ihre Mutter hineinzulegen. Der Verdacht ist, daß der Sohn oder die Tochter, oder Beide, ihre Mutter durch Schläge getödtet haben. Die Coroners Jury trit heute zusammen. Wir gingen gestern zu dem Plaze herunter. — Ein abscheulicher Schmuz herrschte in dem nie gewaschenen Zimmer und angebauten Küchenshanty, wofür die Leute monatlich 4 Dollars zu zahlen hatten. Massen ekelhafter Lumpen in Fässern und zerstreut deuteten auf das interessante Gewerbe des Georg Diedrich. Auf einem alten Bette lag der nakte, nur in eines jener aus Deutschland stammenden, rauhen Leintücher eingewikelte Leichnam der Mutter. Die Fliegen summten gierig nach ihrer noch vorenthaltenen Beute. In der mit Abfall und Koth gesättigten Yard lagen

Haufen halbverkohlter Bretter, die, irgend einer Brandstätte entnommen, zum Kochen des blaßgrauen Kaffee's dienten, mit dem die Alte, wie es scheint, vorzüglich genährt wurde. Eine Tochter der Freude, niedrigster Stufe, ertheilte dem Coroner die nöthigen Aufschlüsse über die lezten traurigen Vorgänge. Der Wagen des Leichenbestatters wartete des einfachen Sarges, in welchen der Leichnam bald gelegt wurde, um an einem andern Orte ärztlich untersucht zu werden. Die Alte brachte ihre Zeit meistens im Bette zu, hatte aber mitunter Anfälle, in Folge deren sie aufsprang, aber leicht niederschlug, indem die frische Luft vor der Thüre sie schwindlich machte. Ob sie in Folge wiederholten Fallens, oder in Folge der durch Zeugen bewiesenen Püffe ihres Sohnes zu Tode kam, wird die weitere Untersuchung ausweisen. Wir wenden uns von solchem, täglich wiederholten Elend mit Schaudern ab.

— In Chicago ist eine alte Frau, wahrscheinlich von ihren Kindern ermordet worden.

— Süd-Carolina, Die Weinkultur in unserem Staate beginnt sich rasch auszudehnen. Von allen Seiten hört man, daß Pflanzer ihr Augenmerk auf diesen so wichtigen Culturzweig richten. Die Ländereien dieses Staates eignen sich vortrefflich für den Anbau der Rebe, und in Folge des warmen Klimas wird ganz vorzüglicher (?) Wein gezogen. Ein Herr in Aiken, der sich schon seit längerer Zeit mit der Cultur der Rebe beschäftigt hat, sagt, daß er in diesem Jahre über 3000 Gallonen Wein macht, den er leicht zu 2 Dollars per Gallone verkaufen kann. — Er hat für seinen Wein, der von 2 bis 6 Jahre alt ist, oft 7 Dollars per Duzend Flaschen bekommen. Ein anderer Herr sagt, daß die Wein-Cultur ihm von 5 bis 600 Dollars jährlich für jeden Arbeiter, den er dabei anstellt, einbringt. Daß der Anbau der Reben ein profitables Geschäft ist, leuchtet gewiß Jedem ein. Unsere deutschen Farmer in Wallhalla sollten die Sache 'mal in Hand nehmen, und dort in ihren Bergen Weinpflanzungen anlegen; wir haben keinen Zweifel, daß, ehe ein paar Jahr vergehen, dieselben einen anständigen Verdienst haben werden. (D. Ztg.)

— Kentuky. Der reichste Mann des Staates Kentuky ist der frühere Schazsekretär Guthrie. Er bezahlt von seinen meistens in Land bestehenden Besizungen eine Jahressteuer von 50,000 $.

— Kansas. Seit dem 15. Juli erscheint auch in Atchison City eine deutsche Zeitung. Sie wird von Dr. Kob, vordem in Boston, redigirt und vertritt die Grundsäze der Freistaatpartei.

Südamerika. Brasilien. Nach Berichten aus Gio Janeiro vom 14. August hat das gelbe Fieber vollständig aufgehört, und der Handel ist belebt. Der brasilianische Minister zu Assumcion, Hr. Amaral, ist zu Rio angelangt, und der Minister v. Paraguay hat seine Pässe erhalten; die diplomatischen Beziehungen waren demzufolge offiziell unterbrochen, von einer Kriegserklärung waer noch keine Rede.

— Die Schweizer in Rio Janeiro haben am 26. Juli den glüklichen Ausgang des Neuenburger Handels durch ein patriotisches Bankett gefeiert. Der Speisesaal des Schweizerklubbs, Mataia Ballos war glänzend dekorirt, alle Wappen der 22 Kantone mit ihren Fahnen prangten in buntem Kreise; dabei hielt Hr. David, schweizerischer Konsul (er bekleidet also diese Stelle noch?), eine ergreifende, jede Schweizerbrust tief durchdringende Rede, deren Hauptzwek auf Unterstüzung der armen Landsleute in Brasilien, der Kolonisten, gerichtet war; außerdem wurden Toaste gebracht für's liebe Heimathland, für die getreuen Neuenburger, für Dr. Kern, à l'Union suisse; ein glänzender Ball einige Tage später, an dem auch viele Brasilianerinnen Antheil nahmen, bildete den Schluß des Festes.

Feuilleton.

Der Schuß in's Auge.

Im Westen von Texas, fast an der Grenze der Indianer, liegt der Bezirk Shelby, vor wenigen Jahren noch wild und fast unbewohnt. Die wenigen Menschen, die da ihre Hütten aufgeschlagen, waren von der schlimmsten Sorte, die es nur geben kann. Verbrecher und Taugenichtse aller Art, die man aus den Vereinigten Staaten ausgetrieben, hatten sich da gesammelt und verunden. Dieser Bund nannte sich „die Regulatoren", welcher Name freilich früher etwas ganz Anderes und Besseres bezeichnete. Die „Regulatoren" duldeten keinen ehrlichen Menschen in weitem Umkreise; er mußte das Land verlassen oder sterben. Büchse und Messer waren die einzigen anerkannten Gesezе und Behörden und als man den Gouverneur Houston aufforderte, gegen diese schändlichen Menschen einzuschreiten, gab er die Antwort: „Schlagt Euch selbst mit ihnen und hol' Euch alle der Teufel." Oftmals verkleideten sich diese Banden als wilde Indianer und plünderten unter dem Schuze ihrer Verkleidung, so daß sie sich jeder Entdekung und Verfolgung entziehen konnten.

Unter solchen Umständen wagten es nur wenige ehrliche Menschen, sich in dem Bezirke Shelby anzusiedeln und die „Regulatoren" beschlossen, sich auch dieser Wenigen entledigen und das Land von den ehrlichen Leuten zu befreien. Ihr Anführer hieß Hinch und wenn sie einen Ehrlichen nicht durch allerlei Plakereien zum Abzug nöthigen konnten, so stellten sie ihm eine Frist dazu unter der Androhung des Todes, und sie hatten noch nie eine solche Drohung unerfüllt gelassen.

Unter den Wenigen, die dieser Tyrannei kühn und furchtlos widerstanden, war „Long". Er beschäftigte sich meistens mit der Jagd und hatte endlich nach langen Reisen im Bezirk Shelby ein Blokhaus gebaut, das er mit einer jungen hübschen Frau und zwei Kindern bezog. Die Regulatoren wünschten sehr, daß er in ihren Bund eintrete; er wies sie immer ab, doch so, daß sie keine Händel mit ihm anfangen konnten. Sein ganzes Wesen, sein riesiger Körper und seine Geschiklichkeit in Handhabung der Waffen flößte ihnen Respekt ein.

Eines Tages ging Long zu einem Schmid, bei dem er gewöhnlich seinen Bedarf an Pulver und Blei bezog. Hier hatten die Regulatoren ihr Hauptquartier; sie waren eben versammelt und schossen nach der Scheibe. Ihr Häuptling Hinch hatte eben einen vortrefflichen Schuß gethan, den Alle höchlich bewunderten. Long aber sah gleichgültig hin und bemerkte, er sehe nichts Außerordentliches an diesem Schusse. „Und Du würdest's besser machen?" fragte Hinch gereizt. „Dazu gehört nicht viel," antwortete Long sehr kaltblütig. „Das ist Prahlerei! Beweisen, beweisen!" „So stellt die Scheibe wieder auf," sagte Long, „und in jedes Loch, das Einer von Euch hineinschießt, will ich eine Kugel schiken."

Die Scheibe wurde aufgestellt und ein Loch darin ihm bezeichnet. Long trat hin, legte seine alte schwere Büchse verächtlich an und schoß, ohne lange zu zielen.

Darin bin ich geübt; ich schieße das Wild stets in's Auge; 's ist so meine Gewohnheit und mein einziges Vergnügen bei der Jagd."

Alle liefen nach dem Schusse an die Scheibe. Die Kugel Long's, die größer war als die der Andern, war durch das bezeichnete Loch gegangen und hatte es größer gemacht.

„Zufall!" sagte Hinch blaß vor Aerger. „Ich wette die Ohren eines Büffelkalbes gegen die seinigen, daß er einen solchen Schuß nicht noch einmal thut."

„Wenn Du damit meinst, Deine Ohren gegen die meinigen zu wetten, bin ich dabei," antwortete Long.

Hinch schoß, ohne ein Wort zu sagen, mitten in das Schwarze und sah Long triumphirend an. Dieser aber stellte sich nachlässig neben ihn, legte die Büchse an, gab sofort Feuer, schoß seine Kugel durch daß Kugelloch des Regulatorenkapitäns und wollte dann gehen. Einer aus der Bande rief ihm noch zu, es sei keine Kunst, nach einem Brette zu schießen; wenn er ein Menschengesicht vor sich sähe, er würde sicher nicht halb so gut treffen. Long aber ging ruhig weiter, überhäuft mit allen erdenklichen Schimpfworten, die ihm die Regulatoren zuriefen. Später vernahm man, Long habe mit den Seinigen die Gegend verlassen.

Aber am nächsten Tage kam das Pferd eines Regulatoren ohne seinen Reiter, aber mit Blut am Sattel zurük. Ein Anderer, der mit dem Vermißten geritten und lange nachher heimkehrte, erzählte, daß plözlich aus einem Busch ein Schuß geknallt und sein Begleiter todt vom Pferde gefallen sei; er habe den Mörder gesucht, aber auch nicht eine Spur gefunden. Als man den Leichnam näher untersuchte, sah man, daß die Kugel durch das Auge gegangen.

Mehrere Tage rittten 6 der Regulatoren umher, um den Mörder zu finden. Vergebens. Entmuthgt und ermüdet zerstreuten sie sich, ein Jeder in seine Hütte zu gehen. Einer von ihnen kam nicht zurük. Man fand seine Leiche, eine Kugel war ihm durch's Auge geschossen.

Diese Mordthaten und das Geheimnißvolle, das sie begleitete, erregten gewaltiges Aufsehen. Hinch und die Seinigen mißandelten alle Ehrlichen; aber sie entdekten nichts. Als sie Abends nach ihrem Hauptquartier, der Schmiede, ritten, verlor Einer etwas von seinem Sattel. Er kehrte um, es zu suchen und — kam nie wieder. Erst nach einigen Tagen fand man seine Leiche, das Auge von einer Kugel durchbohrt. Ein Schauer durchrieselte die Regulatoren; drei von ihnen waren binnen 10 Tagen durch unsichtbare Hand gefallen; eine unaussprechliche Furcht bemächtigte sich der Bande. Ihr Anführer Hinch aber übte grausame Rache an den Ansiedlern und Jägern; mehrere wurden grausam ermordet, andere schrellich gefoltert. Von den geheimnißvollen Schüzen hörte man nichts mehr und die Regulatoren glaubten, sich von ihm befreit zu haben. Seit vierzehn Tagen waren sie umhergeritten, übersättigt von Rache, und sie zogen heim, in der Ueberzeugung, ihr Regiment neu und fest gegründet zu haben; deßhalb getrauten sie sich nun auch wieder einzeln auszureiten. Aber schon am ersten Tage, als einer bei einem Busche vorbeiritt, stürzte er todt vom Pferde. Eine Kugel war ihm durch's Auge und hinten durch den Schädel wieder hinausgegangen. Als Hinch das hörte, wurde er todtenbleich „Long ist's, bei allen Teufeln!" rief er aus und Alle stimmten ein, denn Alle dachten daran, daß ihre Freunde, die gefallen, sämmtlich die Kugel in das Auge erhalten hatten und daß dieselbe hinten durch die Schädelwand wieder herausgekommen sei. Sie erinnerten sich, daß Long sich gerühmt, er schieße stets nach dem Auge und das sei bei der Jagd sein Vergnügen.

Sie machten indeß nur einen Versuch, zusammenzukommen und vereint den muthmaßlichen Mörder zu fangen, denn auf dem Wege zu dieser Zusammenkunft fiel noch Einer. Die Andern hatten den Gefallenen kaum gesehen und auch an ihm den Schuß in's Auge erkannt, als sie nach Hause schlichen. Mehrere Wochen lang wagte sich Keiner vor die Thür seines Hauses. Diese Einschüchterung der Bande benuzten die ehrlichen Leute, um keker aufzutreten. Sie hatten es kein Hehl mehr, daß sie wüßten, Long habe das Land nicht verlassen, daß sie ihn in jeder möglichen Weise unterstüzt und ihm namentlich fortwährend frische Pferde gegeben hätten, wenn ihm darauf ankam, bald da-, bald dorthin zu eilen, um keine Spur von sich sehen zu lassen.

Long ließ sich jezt auch ungescheut sehen und er sprach es gegen Jeden aus, der es hören wollte, sein Werk sei erst zur Hälfte gethan, aber er werde es zu Ende führen.

Die noch Uebrigen von der Bande hörten Alles dieß mit Grauen. Es fiel ihnen nicht mehr ein, mit Gewalt gegen den fürchterlichen Schuzen aufzutreten; nur die Flucht aus dem Lande war ihnen als Rettungsmittel noch geblieben.

Einer unter ihnen war ein unverbesserlicher Säufer. Drei Wochen hatte er aus Furcht im Hause zugebracht; aber jezt wollte er ausgehen, um seinen großen Durst zu löschen. Zur Vorsicht legte er sich auf einen Wagen und ließ sich ganz mit Stroh bedeken. Ein Neger führte die Pferde. Glüklich konnte er den Branntwein einkaufen und wollte auf gleiche Weise in sein Blokhaus zurükkehren. Auf dem Wege erhielt der Wagen von einem im Wege liegenden Stamm einen gewaltigen Stoß, das Branntweinfäßchen drohte hinauszurollen. Der Mann vergaß die Vorsicht, um das Fäßchen zu fassen; aber kaum hatte er sich erhoben, so knallte ein Schuß: die Kugel war ihm durch's Auge gegangen. Ein Anderer stand eines Morgens vor Sonnenaufgang auf, öffnete die Thüre, um die Morgenfrische zu genießen. Er rieb die schläfrigen Augen — da stand der schrekliche Schüze vor ihm, der Schuß knallte, die Kugel bohrte sich in's Auge und zerschmetterte ihm den Kopf. Long erzählte, daß er keinen dieser Uebelthäter erschossen, ohne überzeugt gewesen zu sein, daß er von ihm gesehen und erkannt worden.

Nun waren noch Hinch und zwei der Jüngsten übrig. Die beiden Leztern flohen. Long mochte denken, sie könnten sich noch bessern. Hinch aber brannte es in den Augen, denn er war überzeugt, daß auch ihm die Kugel in's Auge nicht fehlen werde. Sein Uebermuth war dahin, der freche Mörder zitterte vor jedem Rauschen des Blattes. Mehrere Wochen verließ er seine Wohnung nicht. Endlich beschloß er zu fliehen. Ein gutes Pferd sollte ihn nach dem „rothen Flusse" bringen. In finsterer Nacht verließ er seine Wohnung und die Ehrlichen bedauerten bereits, daß der Hauptübelthäter doch entkommen.

Hinch erreichte glüklich den „rothen Fluß". Er wartete auf die Ankunft des Dampfbootes. Schon sah er dessen Rauch über die Bäume aufsteigen. Wie klopfte sein Herz vor Freude. „Ich bin gerettet," murmelte er. Er gab ein Zeichen und ein Kahn nahte, um ihn aufzunehmen. Da rasselte es hinter ihm, erschroken dreht er sich um, da stand Long, die Büchse auf Hinch gerichtet. Der Schuß knallte, Hinch stürzte; die Kugel hatte ihm das Auge durchbohrt. Der schrekliche Schüze aber floh davon.

So hatte Long die Bande der Regulatoren ausgerottet. Er blieb nicht in Shelby; wohin er sich gewendet, hat Niemand erfahren. Die Texaner aber segnen heute noch seine blutige That und an gar manchem traulichen Feuer erzählen sie vom Schuß in's Auge.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 39. | Samstag den 26. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Siebenter Jahrgang. | 1857.

„Der Kolonist"

ladet hiemit freundlich zum Abonnement auf das vierte Quartal laufenden Jahres ein.

Der „Kolonist" ist jezt die einzige schweizerische Auswanderungszeitung und bespricht als solche sowohl die allgemeinen Verhältnisse der Auswanderung, als er namentlich Mittheilungen über die sämmtlichen Länder bringt, welche ihr Ziel sind. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus diesen Ländern.

Der „Kolonist" erscheint wöchentlich ein Mal in großem Format, und kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz.

Bestellungen nehmen alle Postbüreaux an, so wie

Die Expedition des „Kolonist" in Lichtensteig.

Die Kolonie Superaguhy in der Provinz Parana.

Die offiziellen Nachrichten über die Fortschritte der Kolonie Superaguhy, welche früher nicht sehr günstig lauteten, haben nun wesentlich sich gebessert. Ende 1855 bestand die Niederlassung nur aus 10 Familien von 64 Köpfen, während sie Anfangs dieses Jahres von Herrn Perret-Gentil selbst auf 403 Seelen angegeben wird, unter welchen 55 Fremde und 348 Brasilianer sich befinden, welche im Ganzen 88 Familien ausmachen. Die Kolonie enthält 16 Quadratlegoas, und bringt guten Kaffee, Zuker, Reis, Mandioca und Gemüse hervor; auch werden Tabak, Maulbeerbäume und ölgebende Pflanzen gezogen. Die Ländereien auf dieser Kolonie werden in Grundstüken von 10—16,000 Quadrat-Brassen verkauft oder in Pacht gegeben, je nach den Umständen des Einwanderuden, und die Pacht kann jeden Augenblik in Eigenthum verwandelt werden, wenn der Pächter den jährlichen Grundzins zwanzigfach auf einmal bezahlt. Kein Einwanderer braucht gegen Taglohn zu arbeiten, wenn er nicht will, und auch der Grundherr ist zum Arbeitgeben nicht verpflichtet; doch macht er den Leuten kleine Vorschüsse zur Anschaffung von Lebensmitteln, Kleidungsstüken, Eisengeräthen u. s. w. Unter übrigens gleichen Umständen hat der Grundherr das Recht, die auf der Kolonie wachsenden Produkte für den Markt zu bereiten. Der Anbau erweitert sich, und die Kolonisten entledigen sich ihrer Schulden. Einige, welche im Jahr 1852 noch 500 Milreis zu entrichten hatten, sind nun schuldenfrei, und im Allgemeinen herrscht Zufriedenheit. Eine Zuker- und Kaffee-Mühle, Brennerei, Mehlmühlen mit Wassergetrieb sind vorhanden; auch eine Bäterei, Waarenlager und Apotheke.

Negerarbeit in den Sklavenstaaten.

Herr Olmsted gibt in seinem Werke über die Sklavenstaaten folgende Berechnung der Kosten und des Werthes der Arbeit in den See-Ufer-Staaten Nordamerikas. Mehrere tausend Sklaven, sagt er, wurden im östlichen Virginien, während der Zeit meines Besuches daselbst, gemiethet. Die Löhne, welche man für geschikte, gesunde, kräftige, gutbeschaffene und mit keinen besondern Fehlern behaftete Arbeiter zahlte, beliefen sich auf 110 bis 140 Dollars; im Durchschnitt gab man, wie mich die sorgfältigsten Erkundigungen überzeugten, 120 Dollars für das Jahr, nebst Kost und Wohnung und gewissen andern Ausgaben. Diese Löhne müssen genau den Kosten der Sklavenarbeit entsprechen, weil alles, was den Eigenthümer eines Sklaven abhalten würde, über dessen Arbeit für diese Löhne zu verfügen, wenn die Arbeit für seine eigenen Zweke nicht den gleichen Werth hätte, die freie Verfügung über sein Eigenthum hinderte, und daher den wirklichen Werth desselben, in Geld abgeschäzt, verminderte. Da die große Mehrzahl der Sklaven bei den Akerbau-Arbeiten beschäftigt wird, und viele von ihnen, zu den oben erwähnten Preisen gemiethet, unmittelbar von der Arbeit des Landgutes weggenommen werden und in keiner andern bewandert sind, so repräsentiren diese Löhne den Kostenbetrag der Akerbau-Arbeit in Ost-Virginien. In New-York sind die gewöhnlichen Löhne für ähnliche Menschen, gleichviel ob weiße oder schwarze, hinsichtlich des Geldpunkts genau dieselben; für irische und deutsche Arbeiter betragen die gewöhnlichsten Löhne 10 Dollars monatlich im Sommer und 8 Dollars monatlich im Winter, oder zwischen 96 und 120 Dollars jährlich. Im Durchschnitt belaufen sie sich auf etwa 108 Dollars. Der Miether hat, neben der Bezahlung der Löhne für den Sklaven, diesen auch zu nähren und zu kleiden; auch der freie Arbeiter will von seinem Beschäftiger verköstiget, nicht aber gekleidet werden. In Virginien herrscht durchgängig die Meinung, daß die Sklaven besser genährt seien als die nördlichen Arbeiter. Dies ist indeß ein Irrthum, und wir dürfen nicht außer Acht lassen, daß der Tisch des nördlichen Arbeiters wenigstens um so viel mehr kosten würde, als die Kosten für die Kleidung des Sklaven betragen. Vergleicht man Mann für Mann, und nimmt man dabei einfach nur auf die Gleichheit der Muskelkraft und die Ausdauer Rükſicht, so dürften, all dieß in Erwägung gezogen, die Löhne für gewöhnliche Arbeiter in Virginien um 25 Prozent höher sein als in New-York. Nehmen wir aber an, sie seien gleich, dann muß immer noch der Gewinnverlust in Rechnung gebracht werden, welcher für den Beschäftiger aus der — wirklichen oder nur vorgeschüzten — Krankheit oder Unfähigkeit des Arbeiters entsteht. Einen solchen Verlust hat der Beschäftiger freier Arbeiter nicht zu tragen. Für den Sklavenherrn dagegen ist er von mehr oder minder bedeutender Erheblichkeit; zuweilen ist er nur gering, oft aber außerordentlich belästigend, und stets ein Gegenstand der Sorge und des Argwohns. Auf allen von mir besuchten, eine Anzahl von etwa zwanzig Sklaven beschäftigenden Pflanzungen habe ich stets gehört, daß eine oder mehrere der „Feldhände" wegen dieser oder jener Krankheit, Verrenkung, Quetschung oder Verwundung, worüber Sklave oder Sklavin sich beklagte, nicht an der Arbeit seien, und in solchen Fällen hörte ich den Eigenthümer oder Aufseher stets den Argwohn äußern, der Kranke sei in Wirklichkeit ebenso im Stande zu arbeiten wie irgend ein anderer auf der Pflanzung. Es soll überhaupt fast ebenso schwer sein sich über die Negerkrankheiten eine befriedigende Diagnose zu bilden, wie über die Unpäßlichkeiten der Kinder, weil die Neger die Symptome ihrer Krankheiten auf's lebhafteste ausmalen, und weil man sich auf ihre Angaben, bezüglich dessen, was sie gefühlt oder gethan, nicht im geringsten verlassen kann. Wenn ein Mann wirklich krank ist, so fürchtet er, man werde von ihm denken, er verstelle sich; er übertreibt daher alle seine Schmerzen, und versezt sie in die seiner Vermuthung nach vitalsten Theile seines Körpersystems. Häufig werden die kranken Sklaven den Gebrauch der für ihre Wiederherstellung verordneten Heilmittel vernachlässigen oder verweigern. Sie werden Pillen z. B. unter ihrer Zunge verbergen und erklären, sie hätten sie verschlukt. Erst aus der Wirkungslosigkeit dieses Mittels erkennt man späterhin dann, daß ihre Erklärung eine falsche war. Man schreibt, wie ich hörte, diese allgemeine Gewohnheit der Neger dem Umstande zu, daß sie, wenn sie nicht sehr ernstlich erkrankt waren, meist keine Lust haben rasch zu genesen und wieder an die Arbeit gehen zu müssen. Hr. H., aus Nord-Carolina, bemerkte mir in Betreff dieser Schwierigkeit, daß man, wenn man hinlängliche Negerkenntnisse besize, gewöhnlich aus der Beschaffenheit der Zunge, des Pulses und des allgemeinen Aussehens mit ziemlicher Gewißheit sagen könne, ob sie wirklich krank seien oder nicht. Im lezten Jahr, sagte er, vermiethete ich einen meiner Neger an einen Eisenbahnunternehmer. Wie ich vermuthete, fand er, daß er härter zu arbeiten habe als auf der Pflanzung selbst; er wurde daher

unzufrieden und verließ Nachts, ohne um Urlaub nachzusuchen, das Lager. Am nächsten Tage blieb er in einem Wirthshause, und sagte den Leuten, er sei bei den Eisenbahnarbeiten krank geworden, und kehre zu seinem Herrn zurük. Man muthmaßte, er sei davongelaufen, verhaftete ihn und stekte ihn in's Gefängniß. Während der Nacht that mir der Sheriff zu wissen, es befinde sich ein Bursche, der aussage, er gehöre mir, im Gefängniß und sei sehr krank; es werde gut sein, wenn ich selbst komme und für ihn sorgen lasse. Ich vermuthete alsbald den wahren Zusammenhang der Sache, und da mich meine Geschäfte für den Augenblik abhielten, so kam ich erst mit Einbruch der folgenden Nacht zu ihm. Als ich bei ihm eintrat und seine Aussagen vernommen hatte, gewann ich die volle Ueberzeugung, daß er nicht krank sei; da er jedoch behauptete, er sei sehr leidend, so sagte ich dem Sheriff, er solle ihm Salze und Senna in Fülle geben, und Sorge tragen, daß er so wenig als möglich zu essen bekomme. Am nächsten Morgen erhielt ich einen Brief vom Eisenbahnunternehmer, mit der Meldung, mein Neger sei ohne alle Ursache davongelaufen. Ich ritt daher abermals in's Gefängniß hinüber, und gab Auftrag, man solle mit der vorgeschriebenen Behandlung fortfahren, bis der Bursche entweder viel schlimmer oder viel besser sei. Nun, der Schurke hielt es eine ganze Woche lang aus, und weinte beständig so bitterlich, daß man hätte glauben sollen, er könne nur noch wenige Stunden am Leben bleiben. Nachdem er aber sieben Tage lang eingesperrt gewesen, fühlte er sich plözlich wohl, und verlangte zu essen. Sobald ich davon hörte, ertheilte ich Auftrag, ihm ein gutes „Paddling" (nicht etwas zu essen, sondern eine Züchtigung mit einem ruthenartigen Instrument) zu geben, ihm Handfesseln anzulegen und ihn zur Eisenbahn zurükzusenden. Dann aber hatte ich die Leute für die Aufgreifung eines Flüchtlings zu bezahlen, mußte überdieß die Sheriffsgebühren tragen, und den Belauf der achttägigen Beköstigung des Burschen an die Grafschaftskasse entrichten. Derselbe Gentleman gestand indeß, daß er sich zuweilen geirrt, und Leute zur Arbeit gehen gehießen habe, von denen es sich später gezeigt, daß sie wirklich krank waren; wenn daher einer seiner Leute angebe, er sei unfähig zu arbeiten, so denke er gewöhnlich: „sehr wahrscheinlich werde es besser sein, wenn er einen Tag Ruhe habe, möge er nun krank sein oder nicht", und lasse ihn abgehen ohne eine besonders genaue Prüfung mit ihm vorzunehmen. Kürzlich habe er einen neuen Aufseher bekommen. Als er ihn in den Dienst aufnahm, habe er ihm zu wissen gethan, wie er bei angeblichen Krankheitsfällen gegen die Neger zu Werke gehe. Der Aufseher habe erwiedert: „Ich mache es jezt ebenso, denn ich habe, obwohl es dessen nicht bedurfte, einmal eine Lehre erhalten. Eines Tages nämlich", erzählte er, „war bei Herrn —'s ein Neger verdrießlich, und klagte, er könne nicht arbeiten. Ich schaute nach seiner Zunge; sie war ganz rein. Ich hielt sein Vorgeben für bloßen Eigensinn, ließ ihn peitschen und hieß ihn dann wieder an die Arbeit gehen. Zwei Tage später war er unter dem Boden. Er war ein guter Achthundert-Dollar-Neger. Der Vorfall diente mir, wie gesagt, zur Lehre, und ich werde ihn sobald nicht vergessen."

(Ausl.)

Beschreibung der Stadt St. Louis.

St. Louis, dessen Mittelpunkt — das Court-House — unter 38° 37′ 38″ nördlicher Breite und 90° 15′ 16″ westlicher Länge liegt, erstrekt sich nach seinen alten Grenzen 5 englische Meilen, nach der im Dezember 1855 beschlossenen Ausdehnung des Stadtgebietes aber gegenwärtig 7 Meilen längs dem westlichen Ufer des Mississippi, der hier an seiner schmalsten Stelle 1700 bis 1800 Fuß breit ist. Die Stadt steigt nach Westen zu, die abgeflachten Bluffs hinan, deren Höhe 80 Fuß nicht übersteigt. In dieser Richtung ist die Stadt etwa 3 Meilen breit. Der älteste Stadttheil in der Mitte der Längenausdehnung dem Flusse zunächst liegt niedrig, jedoch im Ganzen über der Linie des höchsten Wasserstandes, nur ein kleiner Theil der alten Stadt, sowie ein Theil der südlichen Stadt ist bei sehr hohem Wasser der Ueberschwemmung ausgesezt. Die alte Stadt hat, nach französischer Weise ausgelegt, enge Straßen und wenig schöne Gebäude, der neuere hoch auf dem Bluff gelegene Stadttheil dagegen hat breite und luftige, häufig mit Schattenbäumen bepflanzte Straßen und viele gute und solide Häuser. An öffentlichen Plätzen fehlt es in der Stadt gänzlich, die neuere Stadt hat in der lezten Zeit mehrere schöne große Plätze erhalten, die zum Theil mit Spaziergängen und Anlagen geziert wurden; sie liegen nur leider vom Mittelpunkte der Stadt zu entfernt. Die Zahl der Häuser beträgt gegenwärtig ungefähr 15,000, die Zahl der Straßen etwa 250, von welchen einzelne 4 bis 5 Meilen lang sind. Eine Straßenlänge von etwa 60 Meilen ist gepflastert oder macademisirt und gegen 120 Meilen sind mit gepflasterten Seitenwegen für Fußgänger versehen. Große Streken der Straßen liegen aber noch ganz ungepflastert da und sind bei nassem Wetter wegen des dann durchweichten kalkhaltigen Bodens schlecht zu passiren. Die Stadt wurde bisher in 6 Wards eingetheilt, von welchen die erste, südlichste, fast ausschließlich von Deutschen bewohnt wird; jezt sollen für das neuerworbene Stadtgebiet noch zwei Wards hinzugefügt werden. Künstliche Wasserwerke versorgen den dichter bewohnten Theil der Stadt mit Wasser, welches durch Dampfmaschinen aus dem Mississippi emporgehoben, in mehreren großen Reservoirs, die mindestens zwei und eine halbe Millionen Kubikfuß fassen, abgeklärt und dann durch eiserne und bleierne Röhren über die Straßen und einzelnen Häuser vertheilt wird. Alle Hauptstraßen werden durch 1200 bis 1300 Gaslampen erleuchtet. Der Haufen-Quai hat eine Länge von 4½ Meilen, wovon eine Meile solid gepflastert ist. Zur Abwehr von Feuersgefahr haben sich zehn freiwillige Sprizenkompagnien vereinigt, deren jede ihr eigenes Sprizenhaus mit den nöthigen Maschinen hat. Die neue Stadtausdehnung schließt das bisherige Town Bremen an der nördlichen Grenze und westlich und südlich große Streken städtisch bebauten Terrains in die Stadt ein; auf diese Stadttheile werden nun nach und nach die oben genannten werthvollen Einrichtungen mit ausgedehnt werden.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich durch seine Größe und kostbare Bauart das noch nicht ganz vollendete Court-House aus. Das Innere desselben besteht aus einer geräumigen Rotunde für öffentliche Versammlungen, aus einer Anzahl von Sälen für Gerichte, deren neun verschiedene hier ihre Sizungen halten, und aus verschiedenen öffentlichen Amtsstuben für das County. Nach Außen hat es verschiedene mit dorischen Säulen gezierte Portale und eine 130 Fuß hohe Kuppel, von deren Plattform man eine herrliche Aussicht über die Stadt und die Umgegend hat. Da der Grund des Gebäudes schon 80 Fuß über dem Mississippi liegt, so ist es aus großer Ferne sichtbar. — An Gebäuden der Vereinigten Staaten sind hier: ein Arsenal, ein Marinehospital und ein noch im Bau begriffenes Custom-House, in welchem auch die Post ihr Lokal haben soll. Ferner sind hier: die Staatsbank, die Gebäude der St. Louis-Universität und medizinischen Schule, die städtische Hochschule, ein neues geschmakvoll im gothischen Style erbautes Gebäude; 12 öffentliche städtische Schulhäuser mit 26 Schulen und zirka 4500 Schulkindern, 2 Hospitäler, eine Blindenanstalt, die Mercantil-Liberary-Hall mit einer Bibliothek von 15,000 Bänden und mehreren schönen großen Sälen für öffentliche Vorlesungen, Konzerte u. dgl. Endlich befinden sich in der Stadt 62 Kirchen, nämlich 12 katholische (darunter 3 deutsche), 13 methodistische (darunter 4 deutsche und 3 afrikanische für die Neger), 11 presbyterianische, 2 reformirte (1 deutsch- und eine holländisch-reformirte), 5 episcopale, 2 lutherische (deutsche), 5 evangelische (deutsche), 6 baptistische (darunter eine deutsche und 2 afrikanische), 1 unitarische, 1 der Campbelliten, 1 der Congregationalisten, 1 der Universalisten und 1 der Swedenborgianer, endlich eine Kirche der Schiffer und Bootsleute (Boatsmen's Church), die keiner bestimmten Konfession angehört. Die Mormonengemeinde hat keine eigene Kirche, sondern benuzt gegenwärtig eine fremde Kirche. Auch ist eine Synagoge im vorigen Jahre erbaut worden. Nur wenige der Kirchen haben höhere Thürme, nämlich die Cathedrale und drei andere katholische, drei presbyterianische und die unitarische; jedoch erreicht kein Thurm völlig die Höhe von 200 Fuß.

Mit dem linken Ufer des Mississippi unterhalten drei Dampffähren die Verbindung. Die Stadt durch eine hohe Bogenbrüke mit dieser östlichen Seite des Stromes, wo der kleine Ort Illinoistown liegt, zu verbinden, ist längst projektirt und erst im vorigen Jahre ist wieder eine Gesellschaft inkorporirt, um diesen wichtigen Plan in Ausführung zu bringen, aber dies scheint noch in weiter Ferne zu liegen. In Illinoistown nehmen vier Eisenbahnen ihren Anfang, welche St. Louis mit Alton und Chicago, mit Terre Haute und Belleville in Verbindung sezen. Die drei erstgenannten Bahnen führen weiter nach dem Osten; die Belleviller Bahn soll weiter südlich nach Murphysborough an der Illinois-Zentralbahn fortgeführt werden, um dadurch eine möglichst direkte Verbindung mit dem Süden (durch die Mobile-Bahn) zu erlangen. Westliche Bahnen, die unmittelbar von St. Louis ausgehen, sind: die Nord-Missouri-Bahn, welche bis St. Charles befahren wird und bis an die Südgrenze von Iowa fortgeführt werden soll; die Pacific-Hauptbahn, bis Jefferson-City vollendet und nach Kansas fortzusezen; die Southwestern-Zweigbahn der Pacific, bis nach der Südwestgrenze des Staates (bei Neosho) zu bauen und die Iron-Mountain-Bahn, welche wahrscheinlich im nächsten Jahre vollendet sein wird, und demnächst einerseits bis an die Grenze von Arkansas und von dort nach Little Rok und New-Orleans, andererseits bis an den Mississippi in der Gegend von Cairo fortgesezt werden soll. Auch wird beabsichtigt, die Depots aller dieser Missouri-Bahnen in St. Louis vermittelst einer durch die Straßen der Stadt laufenden Eisenbahn mit einander zu verbinden. Aus Mangel an hinreichenden Fonds sind diese sämmtlichen Bahnen bisher langsam im Bau fortgeschritten, kürzlich hat aber die Legislatur von Missouri über zehn Millionen Dollars zur Vollendung derselben bewilligt und man darf jezt hoffen, alle vier Bahnen spätestens in drei Jahren hergestellt zu sehen.

Verschiedenes.

England. Aus London kommt folgende Warnung von dort befindlichen Schweizern: Seit ungefähr einem Jahre besteht in London, trez vielfacher Bloßstellungen, immer noch jene Clique Handelsgauner, welche unter dem Vorwand, als hätte sie Commissionen zu vergeben, auf dem Kontinent und ganz besonders in der Schweiz junge Handelsleute auf eine betrügerische Art um's Geld zu bringen sucht. Da schon mehrere unserer Landsleute nach Einsendung von gewissen Beträgen, welche diese Schwindler abverlangen, sich sogar haben verleiten lassen, nach London zu reisen, wo sie dann, in ihren Erwartungen schändlich getäuscht, bei dem theuren Lebensunterhalt bald in's bitterste Elend geriethen und am Ende von wohlthätigen, hier wohnenden Schweizern wieder in ihre Heimath zurükspedirt werden mußten, so möchten wir vor solchen Betrügern auf's Ernstlichste warnen.

Deutschland. Ueber Bremen wanderten in der zweiten Hälfte vorigen Monats 3423 Passagiere in 12 Schiffen aus, wovon 1936 in 7 Schiffen nach New-York, die übrigen nach Baltimore und New-Orleans gingen. Die Gesammt-Auswanderung des Jahres bis zum 1. September betrug 32,975 Passagiere in 138 Schiffen. Im vorigen Monat wurden von Hamburg 14 Auswandererschiffe mit 2435 Personen direkt nach überseeischen Häfen expedirt.

— Aus dem Badischen Schwarzwald sollen jüngst 11 „Jungfrauen" nach Amerika spedirt worden sein, die zusammen 82 eigene Kinder mitgenommen hätten.

Holland. Aus dem Haag wird geschrieben, daß sich eine Gesellschaft mit einem Grund-Kapital von 30 Millionen Gulden zu dem Zwek gebildet, in Guyana die Sklaven-Emanzipation und Kultur des Bodens anzubahnen und dann eine neue, an das tropische Klima gewöhnte Bevölkerung freier Arbeit in die Kolonie einzuführen, an der sich die Emanzipirten ein Muster nehmen sollen.

Serbien. Die Oesterreicher und Sachsen, welche seit mehreren Jahren nach Serbien auswanderten, sollen sich in trauriger Lage befinden, da die Regierung die Ansammlung von Deutschen im Lande, obgleich sie deren Einwanderung früher begünstigte, mit allen Mitteln zu hindern sucht, um die slavische Nationalität in ihrer Reinheit zu erhalten. Dagegen sollen jezt 300 Raizen aus dem Banat, die mit den Serben eines Stammes sind, in zwei Gemeinden angesiedelt werden. Auch aber Schlesier, welche von Preußisch-Schlesien nach Kroatien ausgewandert sind, werden ungünstige Nachrichten laut.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** Das Schazdepartement hat unlängst an den Staat Maryland die Summe von 2–300,000 Dollars ausgezahlt, als Zinsen für ein Anlehen von einer halben Million Dollars, welches die Vereinigten Staaten während des Krieges 1812 in Maryland erhoben. Das Kapital war zwischen 1818 und 1822 abgetragen worden

— Mr. Phineas T. Barnum, der Heros des amerikanischen Humbugs, ist nach Europa abgereist. Er beabsichtigt sich in England niederzulassen und scheint trotz allen gegentheiligen Angaben genug Vermögen gerettet zu haben, um den Rest seiner Tage im Wohlstand, wenn nicht im Ueberfluß zu verleben.

New-York. Im City-Artikel der Times führt man über die Bestürzung an der New-Yorker Börse Klage. Aehnliches ist noch in keiner Handelsstadt gesehen worden. Alle bedeutenderen Eisenbahnpapiere sind im Durchschnitt um weitere 10—20 Prozent gefallen, nachdem schon die vorige Post einen ebenso bedeutenden Rükgang gemeldet hatte, und mehrere Arten Aktien giebt es, die jezt nicht ein Viertel des Preises werth sind, welchen sie am Anfang des Jahres hatten, obgleich der Markt damals, wie man glaubte, durch eine lange Periode übertriebener Gedrükтheit flau war. Alle Eisenbahngesellschaften sind jezt an den Rand des Verderbens gebracht, und die verbündeten Spekulanten richten ihre Anstrengungen gegen die verschiedenen Banken. Unter diesen Umständen wird es ein Wunder sein, wenn die Bestürzung sich nicht weiter verbreitet. In der That sagen manche Organe, sie habe erst angefangen. Der eigentlich merkantilischen Bankerotte waren verhältnißmäßig wenige. — Nach neuern Berichten hat der panische Schreken unter der Handelswelt wieder nachgelassen.

— In Folge der massenhaften Weiberverführung an Bord der amerikanischen Auswandererschiffe hat die New-Yorker Auswanderungskommission begonnen, die Kapitäns, auf deren Schiffen solche Abscheulichkeiten vorkommen, öffentlich namhaft zu machen.

— Der Schooner Inberg, mit welchem Dr. Rae nächstes Frühjahr zur Aufsuchung Sir John Franklins abgesegeln wollte, ist, wie man glaubt, auf dem See Ontario mit Mann und Maus zu Grunde gegangen.

— In einem Speisehause New-Yorks ist ein Advokat, Namens Wagstaff, in Folge eines Wortwechsels von einem Schauspieler mit einem Revolver erschossen worden.

— Ohio. Cincinnati den 12. August. Gestern morgen früh 1½ Uhr starb hier Theodor Dietsch, Redakteur des Republikaners, an den Folgen der Schwindsucht. 1819 zu Mühldorff im Königreich Sachsen geboren, auf dem Gymnasium zu Plauen vorbereitet, studirte er in Leipzig Rechtswissenschaft. Das Jahr 1848 fand ihn als Stadtrath von Annaberg. In das Frankfurter Parlament gewählt, nahm er seinen Siz auf der äußersten Linken und gieng mit nach Stuttgart. Seiner Stelle in Annaberg verlustig erklärt und in Anklagezustand versezt, suchte er in Amerika eine neue Heimath und landete 1849 in New-Orleans, von wo er nach St. Louis gieng. Hier war er kurze Zeit Kaufmann und versah dann anderthalb Jahre lang die Redaktion des Louisviller Anzeigers, bis er in Evansville die Reform gründete, ein Unternehmen, welches von keinem Erfolg gekrönt wurde. Im Frühjahr 1856 wurde er Redakteur des hiesigen Volksblattes und im Herbst desselben Jahres Mitarbeiter am Republikaner, als er im März 1857 die Redaktion desselben übernahm. Schon im Januar kränkelte er, und nur zu bald zeigten sich die Symptome jener verheerenden Krankheit. Er hinterläßt eine Wittwe und drei unversorgte Kinder.

— Die Ohio Life- and Trust-Company, eine alte Aktien-Gesellschaft, die unbedingtes Vertrauen besaß, hat, angeblich in Folge von Eisenbahnaktien- und Fonds-Spekulationen, ihre Zahlungen eingestellt. Ihr Aktien-Kapital belief sich auf 2 Millionen Dollars und noch vor Kurzem hat sie eine halbjährliche Dividende von 5 pCt. ausgetheilt.

— Kalifornien. (Eine Flucht aus Utah.) Ueber Carson Valley sind 26 Personen auf ihrer Flucht von Salt Lake in Placerville in Kalifornien angekommen. Nach ihren Berichten sollen sich im Mormonenlande alle Symptome der Auflösung zeigen. Etwa die Hälfte der Bevölkerung soll bereit sein, abtrünnig zu werden, wenn sie nicht durch die Furcht zurükgehalten werde. Ein genügender Schuz durch Vereinigte Staaten Truppen wäre Alles, was nothwendig ist, um die Spaltung vollkommen zu machen. Um so thätiger ist die andere Partei, die der Getreuen. Mord, Raub und falsche Anklagen sind die Mittel, die jezt zur Abschrekung gegen alle Verdächtigen in Anwendung kommen. Die Flüchtigen, worunter 8 Frauen, verließen unter Mr. Wilkin's Anführung Salt Lake Ende Mai. Sie wurden bald darauf von einer großen Masse Mormonen eingeholt und unter der Anklage des Pferdediebstahls verhaftet. Vor der Court erschien kein Zeugniß gegen sie und sie wurden entlassen. Sie machten sich wieder auf den Weg und man stellte ihnen Tag und Nacht nach. Bei dem Goose Creek Mountains, 100 Meilen von Salt Lake, machten die Mormonen einen Angriff und tödteten ihnen 6 Stük Vieh. Die „Engel der Vernichtung" treiben ihr Werk offener als je. In einer öffentlichen Versammlung wurde der Vorschlag gemacht, zwei „heidnische" Kaufleute nahe der Stadt, die sich mit Elder Snow gezankt, wenn sie nicht bis zum 1. Juni fortgingen, umzubringen. Sie können sich noch glüklich schäzen, daß man ihnen zu fliehen erlaubt. Williams, Advokat, war gestohlen, und sofort machten sich die „Engel der Vernichtung" auf seine Fährte. Das meiste Mißvergnügen wird dadurch gestiftet, daß junge Mädchen von alten Leuten angesiedelt werden. Mehrere Familienhäupter, die sich Einsprache erlaubten, sind „aus dem Wege gebracht" worden; Niemand weiß, wohin. Brigham hat ein neues Gesez zur Bestrafung widerspänstiger Weiber eingeführt, wodurch dieselben aller Rechte, auch des Rechtes zur Ehe oder einen Beschüzer zu haben, beraubt und zu regulären Paria's gemacht werden können. Offene Rebellion gegen alle Versuche der Vereinigten Staaten-Behörden, festen Fuß in Utah zu fassen, wird gepredigt. Brigham hat die Leute ermahnt, wenn es zum Fechten kommt, nur jeder seinen Mann zu tödten und seine Erlösung sei sicher. Wenn die „Heiligen" treu zu ihm hielten, so könne er in 10 Jahren Präsident der Vereinigten Staaten sein. Brigham ist gegenwärtig mit einem Train von 80 Wagen auf einer Expedition nach dem Norden begriffen, wie Manche unwahrscheinlicher Weise glauben, um einen neuen besser zu vertheidigenden Centralpunkt für das Mormonenthum aufzusuchen.

— (Klugheit und Treue eines Hundes.) William Dredge, welcher in Kalifornien am Fuße eines Gebirges, nicht sehr entfernt von einer neugegründeten Stadt, eine Besizung hat, wurde bei Eintritt des Winters um Mitternacht durch das Geheul eines Hundes aus dem Schlafe geweckt. Umsonst bemühte er sich, den Hund vom Hause wegzutreiben, der Hund wich nicht nur nicht, sondern kratze unter beständigem Geheul an der Hausthüre und suchte in's Haus zu dringen; Dredge erstaunt und bewegt durch diese Beharrlichkeit, kleidete sich zulezt schnell an und öffnete die Thüre. Ein großer Hund sprang herein, faßte schnell mit der Schnauze ein Stük seiner Kleidung und zog ihn leicht nach sich. Dredge, welcher endlich seine Absicht merkte, hielt es für Pflicht, ihm zu folgen, und begleitete ihn. Der Hund führte ihn schnell an eine Schlucht des Berges. Da fand er in dem Schnee todt und erstarrt einen weiblichen, mit wenigen Kleidern bedekten Körper der Länge nach ausgestrekt; wie groß wurde aber noch sein Erstaunen, als er den Hund einen neben dem Leichnam liegenden Bündel mit seinen Pfoten leicht hin und her bewegen sah und bemerkte, daß sich ein noch lebendes, wohleingewikeltes Kind darin befand, welches die Mutter, um es vor Kälte zu schüzen, noch in ihre eigenen Kleider eingehüllt hatte. Dredge trug das Kind in sein Haus, verfügte sich nach Tagesanbruch wieder auf die Stelle, wo die Leiche gelegen hatte, begrub dieselbe, nachdem er sich von dem völligen Tode der Mutter, die sich für ihr Kind aufgeopfert, überzeugt hatte, mit Hülfe einiger herbeigerufenen Nachbarn und adoptirte später das Kind, welches sehr schön sein soll und glüklich gedeiht. Von dem Namen und Stand seiner unglüklichen Mutter fand sich keine Spur. Natürlich, daß er auch mit Freuden den treuen und klugen Hund für immer bei sich behielt. Möchte dieser Menschenfreund in dem geretteten Kinde den Lohn seiner edlen That finden!

Mexiko. Die meisten in Mexiko wohnenden Spanier flüchten sich nach der Havannah, da sie die Beschimpfungen und Quälereien nicht mehr zu erdulden vermögen. Die Geistlichkeit, die wohlhabende Klasse und alle Jene, welche Erziehung erhalten, sind in Mexiko äußerst niedergeschlagen und hoffen keineswegs auf Wiederherstellung einer bessern Lage der Dinge. In Mexiko herrscht jezt die Hefe des Pöbels, die verworfenste aller Kasten. Diese Menschen, welche nichts besizen, nichts verlieren können, erwarteten alles von der Anarchie; von den 10—12,000 in Mexiko wohnenden Spaniern sind nur wenige in ihrer Existenz bedroht.

Südamerika. Brasilien. Gegen ein jüngst in Rio de Janeiro stattgefundenes Schießen requirirte der preußische Konsul die Polizei, mit der Klage, daß die Schweizer den König von Preußen in Bild erschießen wollten. Die Polizei kam auch wirklich, bat aber um Entschuldigung, zumal sie die Anklage unbegründet fand.

— In Rio waren bei Abgang der Post die Kammern mit dem Budget beschäftigt. Das Ministerium Olinda hatte in beiden Kammern die Majorität. In der Bankfrage war noch keine Entscheidung getroffen, doch sprach man davon, daß zwei Banken, darunter die englisch-brasilianische Bank, konzessionirt werden sollten. Man hielt einen Krieg mit Paraguay für wahrscheinlich. Ueber Kolonisationsangelegenheiten ist wenig Neues zu berichten. Das Ministerium scheint sich lieber mit andern Dingen zu beschäftigen, und der Direktor der Zentralgesellschaft für Kolonisation, Hr. Fialho, ist erkrankt, weshalb auch die Wirksamkeit dieser Gesellschaft wenig Fortschritte macht. Für die Kolonien Blumenau und Dona Francisca hat die Regierung auf's Neue Subventionen für Wegebauten ꝛc. bewilligt. (Hamb. Ztg. f. d. A.)

— Das am 8. Mai von den HH. Wilh. Hähn u. Komp. nach Santa Catharina, Itajahy und Rio Grande do Sul expedirte Hamburger Schiff „Caroline", Kapitän P. Kölln, mit 78 großentheils bemittelten Passagieren, welche sich mit wenigen Ausnahmen in der Kolonie Blumenau niederzulassen beabsichtigen, darunter auch der für diese Kolonie engagirte evangelische Prediger, Hr. Prof. Hesse, ist am 15. Juli bei Santa Catharina und am 24. Juli bei Itajahy angelangt. Alle Passagiere waren wohl; auf der Reise wurde ein Kind geboren. Der Kapitän sandte ein von den Passagieren empfangenes Dankschreiben ein. (H. Z. f. d. A.)

Der Gouverneur von **Venezuela** hat laut Briefen aus Carracas einen Vertrag mit einem New-Yorker Handelshaus abgeschlossen, welches 45,000 Auswanderern freie Ueberfahrt nach Venezuela geben soll. Aehnliche Kontrakte, um Einwanderer aus Europa zu gewinnen, sind in Unterhandlung. — Vor mehreren Jahren fand auch schon eine ziemlich bedeutende Auswanderung von Deutschen und Schweizern nach Venezuela statt, hörte aber wieder gänzlich auf, weil das gelbe Fieber arge Verwüstungen unter den Einwanderern anrichtete.

Peru. In Lima ist der englische Gesandte, Mr. Sullivan, während er an der Mittagstafel saß, von sechs maskirten Männern überfallen und mit Flintenschüssen ermordet worden. Die Peruaner möchten den Mord einer Weiberintrigue zuschreiben, die Engländer dagegen legen ihm politische Motive bei. Man sieht ernstlichen Folgen entgegen.

Afrika. Algerien. Der „Nord" behauptet, daß man mit außerordentlichem Glük unternommen habe, durch artesische Brunnen die Sahara fruchtbar zu machen. Ein Herr Degousee soll der Leiter dieses Unternehmens sein und die Absicht haben, einen bequemen Verkehrsweg bis in das Innere von Afrika zu bahnen.

— Vom **Kap** meldet die lezte Post, daß die Assembly für die Beförderung der Einwanderung dieß Mal nur 50,000 Pfd. St. auf zwei Jahre bewilligt.

Australien. Eine neue Expedition zur Erforschung des Innern von Australien ist auf dem Schiffe „Alice Martin" nach Port Lincoln abgegangen. Dieselbe besteht aus 8 Personen. Von Port Lincoln wird sie sich landeinwärts nach Streaky Bay begeben, wo sie ein Regierungsdampfer mit Vorräthen und einem eisernen Hause zur Aufbewahrung der leztern treffen wird, und von wo sie eine Heerde von 1000 Schafen mit sich nehmen werden. Die bei sich führenden Lebensmittelvorräthe sind auf 6 Monate berechnet. Sie gedenken von der Streaky Bay nördlich und dann östlich zu gehen, bis ihre Route mit der, welche Kapitän Studt im Jahre 1842 zurüklegte, bei Coopers Creek zusammen trifft. Die weitere Fortsezung der Reise wird von den mehr oder weniger günstigen Verhältnissen, die sie vorfinden, abhängig sein.

Feuilleton.

Die Silbermine in den Ozarkgebirgen.

(Aus Gerstäker's Mississippi-Bildern.)

Der Donner rollte dumpf und drohend über den hohen Gipfeln der Ozarkgebirge hin, schmetternd sein Echo fordernd, aus den dunklen Schluchten und die Nebel niederpressend in die engen, schroff in die Hänge gerissenen Thäler. Der Bliz zischte dabei grell und flammend an den Felsen nieder, der ganzen wilden Landschaft mit dem fahlen Lichte des scheidenden Tages eine eigene, unheimliche Beleuchtung gebend, und der Regen rasselte in Strömen auf die dicht belaubten Eichen und Hikorys nieder, von dem durstigen Boden aber aufgesogen, ehe er das tiefliegende Bett des kleinen Flüßchens „Hurricane" nur erreichen konnte, in dem das Wasser selbst jezt nur in einzelnen kleinen Lachen stand.

Da klommen, bis das Gewitter gerade den höchsten Punkt erreicht zu haben schien, und Schlag auf Schlag, von vielfältigem Echo verdoppelt, in den Schluchten dahin raste, zwei Jäger, in große, weiße wollene Deken gehüllt, die die ganze Figur, fast bis auf die befranzten Moccasins hinunter, bedekten, an den steilen Seitenwänden nieder, welche den Hurricane von seinen Quellen bis dahin, wo er sich in den Mulberry ergießt, umgeben, und hielten nicht eher, als bis sie sich auf dem untersten, terassenförmigen Vorsprung befanden, von dem aus sie das steinige Bett des Flusses, das dicht in die ihn starr und steil umgebenden Felsen eingezwängt liegt, übersehen konnten.

Hol' der Henker den Sturm, brach endlich der Aeltere von ihnen das Schweigen, indem er stehen blieb, von ihnen das Schweigen, indem er stehen blieb, und seine Deke zurüfschlagend, das mit Leder bedekte Schloß seiner Büchse untersuchte, ob es auch noch troken und wohlverwahrt sei — er tobt ja heute zwischen den alten Stämmen, als ob er den ganzen Wald mit der Wurzel ausreißen wollte; ich bin herzlich froh, daß wir den Fluß erreicht haben, denn mir sinken die Glieder fast von dem schnellen Marsch, und die scharfen Steine haben mir Moccasins und Füße zerrissen.

Also Du weißt sicher? fragte der Jüngere, dessen Name Thomson war, seinen wohl um zehn Jahre älteren Cameraden — daß Du auf der richtigen Fährte bist? und daß die Spanier diesen Weg eingeschlagen haben?

Ich sah heute Morgen mit Tagesanbruch ihr Wachtfeuer unten an dem kleinen Schilfbruch, etwa 1½ Meile von hier, und hörte die Gloken ihrer Maulthiere, antwortete Preston.

Und wie viel Männer glaubst Du, daß zu dem Zuge gehörten? fragte der Andere bedenklich.

Ich habe Dir schon gesagt, entgegnete der Aeltere mürrisch, daß, so oft diese Fremden nun schon hier gesehen worden sind, nie mehr als zwei Männer von der Mündung des Hurricane aufwärts gingen, obgleich acht oder neun, gewöhnlich am Ausfluß des Hurricane, die Rükkehr der beiden Erstgegangenen erwarten.

Ich kann aus der ganzen Geschichte noch nicht recht klug werden, antwortete Thomson kopfschüttelnd, und lieb wär' es mir, wenn Du mir jezt einmal reinen Wein einschenktest und Alles, was Du davon weißt, erzähltest; denn da wir das Abenteuer zusammen bestehen wollen, möchte ich doch auch nicht gerne im Dunkeln tappen.

Gut, erwiederte sein Kamerad, der Regen hat ziemlich nachgelassen; so wollen wir denn zum Wasser hinuntergehen und dort unser Lager aufschlagen; bei einem guten Feuer und gehörig gebratenen Stük Hirschfleisch erzählt sich die Sache viel besser und, aufrichtig gesagt, werden wir wohl zum morgenden Tage unsere Kräfte noch etwas gebrauchen. Es fängt auch schon an recht dunkel hier unten zu werden, und wir möchten das schwache Licht nöthig haben, um schnell das nasse Holz in Brand zu bringen.

Damit, und ohne die Antwort seines Gefährten abzuwarten, klomm er einen schmalen Hirschpfad, der an den Fluß hinunter führte, abwärts und stand bald, von Jenem gefolgt, an dem steinigen Bett des Hurricane, und zwar gerade da, wo dieser in einer Biegung und in Folge einer unterirdischen Quelle ein kleines Beken von tiefem, obgleich gegenwärtig durch den Regen etwas getrübtem Wasser enthielt.

Das Gewitter ließ jezt nach; weit im fernen Norden verhallte der Donner, und an vielen Stellen schaute der blaue, azurne Himmel durch die weißlich grauen Wolkenschleier, die, von einem frischen Südostwind gejagt, in langen, wehenden Streifen über das Thal hinweg zogen.

Wenig aber schienen sich die beiden Männer des schönen Abends zu erfreuen, sondern waren nur eifrig bemüht ein Feuer anzumachen, um sowohl bei der erwärmenden Glut Schuz gegen die keineswegs milde Nachtluft zu finden, als auch einige Stüke rohes Hirschfleisch, das Preston in einem frisch abgestreiften Felle umhängen hatte, zum Abendessen zuzubereiten. Thomson schlug jezt Feuer an und entzündete einen wohl mit Pulver eingeriebenen Lappen, während Preston kleine trokene Spähne herbeibrachte, die er mit seinem Tomahawk aus einem umgestürzten, verdorrten Baume herausgehauen hatte. In wenigen Minuten flakerte, durch vereintes Blasen und Schwenken erwekt, eine schwache Flamme empor, die schnell und sorgsam durch nachgelegte Stüke gemehrt, bald zur hohen, erwärmenden Glut emporloderte.

Die Jäger hingen nun ihre Deken zum Troknen an in den Boden gestoßene Stangen, sammelten von den umherliegenden, oft schon halb verfaulten Stämmen einige Rinde, die sie auf die Erde breiteten, um nicht auf dem nassen Boden liegen zu müssen, steften dann dünne geschnittene Scheiben Hirschfleisch auf zugespizte Hölzer nahe an die glühenden Kohlen und suchten die Zeit, in welcher das Fleisch briet, zu benuzen, um sich selbst ein wenig zu troknen und auszuruhen.

Beide Männer waren in einfache, dunkelblaue Jagdhemden, aus grobem wollenen Zeug verfertigt, gekleidet, doch hatte der Jüngere noch eine Art Garnitur von kurzen hellgelben Fransen an dem seinigen, mit der es am Kragen, an den Aermeln und an allen Nähten besezt war. Sie trugen lederne Leggins oder Kamaschen und Moccasins, und in ihren ledernen Gürteln, welche die Jagdhemden zusammenhielten, staken die breiten, langen Bärenmesser. Preston's Kopf war mit einem alten, abgetragenen Filzhut bedekt, während Thomsom ein hellfarbiges Tuch fest um die Schläfe gebunden hatte, daß sein dunkles, lokiges Haar sich oben hindurchdrängte.

Ihre langen Büchsen, mit darüber hinhängenden Kugeltaschen, hatten sie an einen jungen Baum gelehnt, und warfen sich nun selbst, müde und matt von der gehabten Anstrengung, auf die Rindenstüke an's Feuer, daß die verdunstende Feuchtigkeit ihres Anzuges in dichten Dampfwolken von ihnen emporstieg.

Nun Preston, begann Thomson nach einiger Zeit, nachdem er sich eines der mit Fleisch besteften Hölzer hingenommen, von den rohen Stüken die gargekochten, dünnen Streifen abgeschnitten hatte und das Uebrige wieder zum Feuer zurüt stekte, rüke mit Deiner absonderlichen Erzählung einmal heraus, nenne die Gefahren und sage den möglichen Gewinn, dann werde ich Dich auch wissen lassen, ob ich mit von der Partie bin oder nicht.

Wissen lassen — Partie sein oder nicht? fragte der also Angeredete, indem er sich auf einem Ellbogen emporhob und den jüngeren Kameraden staunend anschaute — sind wir denn hier in Sturm und Ungewitter hergekommen, damit Du jezt noch zweifelhaft wärest, was Du thun oder lassen solltest, und vielleicht nur noch darauf wartest, eine etwas weniger günstige Beschreibung des Ganzen zu hören, um wieder ruhig heimzukehren und mir allein die Entdekung zu überlassen, an die ich, wie Du weißt, nun einmal mein Leben gesezt habe?

Nun, nun, lachte Thomson, nur nicht so hizig, heraus mit der Sprache, Du weißt, ich bin gewöhnlich der Lezte, der einen einmal gefaßten Beschluß wieder aufgibt; also klar und deutlich denn — was haben wir zu hoffen? damit wir schnell und kräftig unsere Maßregeln treffen können.

Gesprochen wie ein Mann, antwortete der Aeltere, wieder in seine behagliche, ruhende Stellung zurükgleitend, und nun erfahre denn auch alles, was ich von dem ganzen geheimnißvollen Leben und Treiben der Spanier weiß, denen ich jezt schon Jahrelang nachspüre. Aber noch nie hat ein Fuchs einen Hound (Braken) mehr zum Narren gehabt und öfter von der Fährte abgebracht, als diese verwünschten Sennores mich, der ich ihnen nicht weniger treu und gierig gefolgt bin.

Du weißt, daß schon seit Jahren die Cherokesen von einer Silbermine gesprochen haben, die sich irgendwo an den Wassern des Hurricane befinden und außerordentlich reichhaltig sein solle; nie aber konnten alle nur erdenklichen Versprechungen auch nur Einen von ihnen bewegen, den Plaz genauer zu beschreiben, da nach ihren Gesezen der Tod auf dem Verrath stand, trozdem, daß doch Keinem von ihnen das Geheimniß mehr etwas nüzen konnte. Einige Spanier aber müssen im Besiz desselben sein, denn schon seit langen Jahren (seit drei Jahren beobachte ich sie selber) kommen mehrere, in lange mexikanische Mäntel gehüllte Gestalten, mit drei oder vier Maulthieren an die Mündung der Hurricane, wo der größte Theil derselben in dem fast undurchdringlichen Dikicht, von dem der Fluß seinen Namen hat, lagert, während zweie mit den Thieren den Berg an der linken Seite des Flusses hinaufsteigen, auf der zweiten Terasse von oben fortziehen, dort den „flat mountain" oder die, mehre hundert Schritte breite, offene Stelle am Abhange des Berges durchschneiden, dem kleinen Rohrdikicht gegenüber, das etwa eine Mei[le] von hier den Fluß hinauf liegt, sich wieder in's Th[al] wenden, ihre Maulthiere in dem Rohrdikicht ausgehobbe[lt] (mit zusammengebundenen Vorderfüßen) lassen und dan[n] die Mine aufsuchen, die Gott weiß wo, aber irgendw[o] in dieser Gegend liegen muß, denn nach 24 Stunde[n] schon kehren sie gewöhnlich mit schwerbeladenen Thiere[n] zu ihrer Gesellschaft zurük und sind dann wieder fü[r] 12 Monate verschwunden.

Drei Jahre nun passe ich ihnen schon auf un[d] habe, wenn sie fortgezogen, mit unermüdlicher Sorgfal[t] ihren Spuren nachgeforscht, beide Seitenwände des gan[zen] Flußbettes von oben bis unten durchwühlt, fast ke[i]nen Stein unumgewendet liegen gelassen, als ob sämmtliche Bären von Arkansas nach Würmern gesucht hätten und alles vergebens. Vom Schilfdikicht aus waren sie mehrere hundert Schritte bergan gestiegen, hatten sie aber dann so zwischen den Felsen und dem Gestein gehalten, daß jede Spur verschwand und mein Auge, sonst keineswegs eines der schlechtesten, ihrer Spur nicht weiter zu folgen vermochte. Zwei Jahre hinter einander machte ich solch vergebliche Versuche und, zu meiner Schande muß ich's gestehen, daß mich auch eine von den Nachbarn erwekte Furcht abhielt, meinen Nachforschungen den gehörigen Erfolg zu sichern. Diese erzählen den finstern Spaniern nämlich viele schauerlich klingende Geschichten nach, daß sie z. B., um ihr Geheimniß zu bewahren, Menschenblut nicht geachtet haben sollen, und einst einen einsamen Jäger, der sie zufällig bei ihren Arbeiten überraschte, ermordet hätten, und andere dergleichen schrekliche Geschichten.

War ich allein, so übermannte mich stets unwillkürlich eine fast weibische Furcht, wenn ich solchen Mordes gedachte, und scheu blikte ich dann wohl umher, hinter jedem vorspringenden Felsen oder umgestürzten Baumstamme die gespannte Büchse eines der dunkeläugigen Schufte vermuthend. Jezt ist das etwas anderes; wir sind unser zwei und sie sind zwei; finden wir den Plaz, wo sie graben, und sie entdeken uns und zeigen sich feindselig, wohl, so schießen unsere Büchsen so sicher als die ihrigen, vielleicht noch sicherer — nehmen sie aber Vernunft an, desto besser, mich verlangt nicht nach Menschenblut, und es wird genug Silber für uns alle Viere vorhanden sein; aber wissen muß ich den Plaz, und umsonst will ich nicht Jahrelang damit vergeudet haben, ihren Spuren nachgeschlichen zu sein, ohne meinen Zwek erreicht zu haben.

Preston schwieg und schaute sinnend, über seinen Plänen brütend, in die zusammenfallenden Kohlen, während Thomson einige Minuten ebenfalls dieses Schweigen beobachtete und mit seinem breiten Jagdmesser allerlei Figuren vor sich in die Erde grub; endlich wandte er den Kopf halb zu seinem Gefährten herum und frug, während er dabei die Spize seines Messers auf den ledernen Leggins reinigte und sich damit die Zähne stocherte:

Wann wollen wir aufbrechen?

Sobald der Mond aufgeht, und das geschieht ein Viertel nach zwölf, lautete die Antwort; dann müssen wir dem Laufe des Flusses, stromaufwärts, folgen, bis wir an das Schilfdikicht kommen, und dort dasselbe umlauern, bis die Spanier, mit dem edlen Metalle beladen, zu ihren Thieren zurükkehren. Sie werden den Weg oft machen müssen, und unserer Schlauheit ist es jezt anheimgestellt, das Ganze friedlich, das heißt unbemerkt — oder feindselig — wenn entdekt, abzumachen. Hunde haben sie nicht mit sich, von diesen ist also keine Entdekung zu fürchten, und finden wir den Plaz, so sind wir gemachte Leute.

Gut, rief Thomson, auf's Neue ein mit Fleisch besteftes Holz vor sich hinpflanzend, welchem Beispiele diesmal sein ernsterer Jagdgefährte folgte, gut — ich bin dabei — es ist wenig Mühe und Gefahr, und die Hoffnung auf ungeheueren Gewinn; da widersteh' ein Anderer. Wir wollen uns nur noch tüchtig stärken und ein halb Stündchen schlafen, denn wer weiß, wie wir's nöthig haben werden; kommt dann der Mond, so haben wir wieder Kräfte und ertragen, was uns in den Weg kommt, leichter und mit frischerem Muth.

(Schluß folgt.)

Anzeige.

Bei Wilhelm Koch in Rorschach ist erschienen:

Der Auswanderer
aus dem gemeinen Volke.

Kurze Beschreibung der deutschen Kolonisationsländereien.

Von **Dormann-Gaspartini**, Jurist.